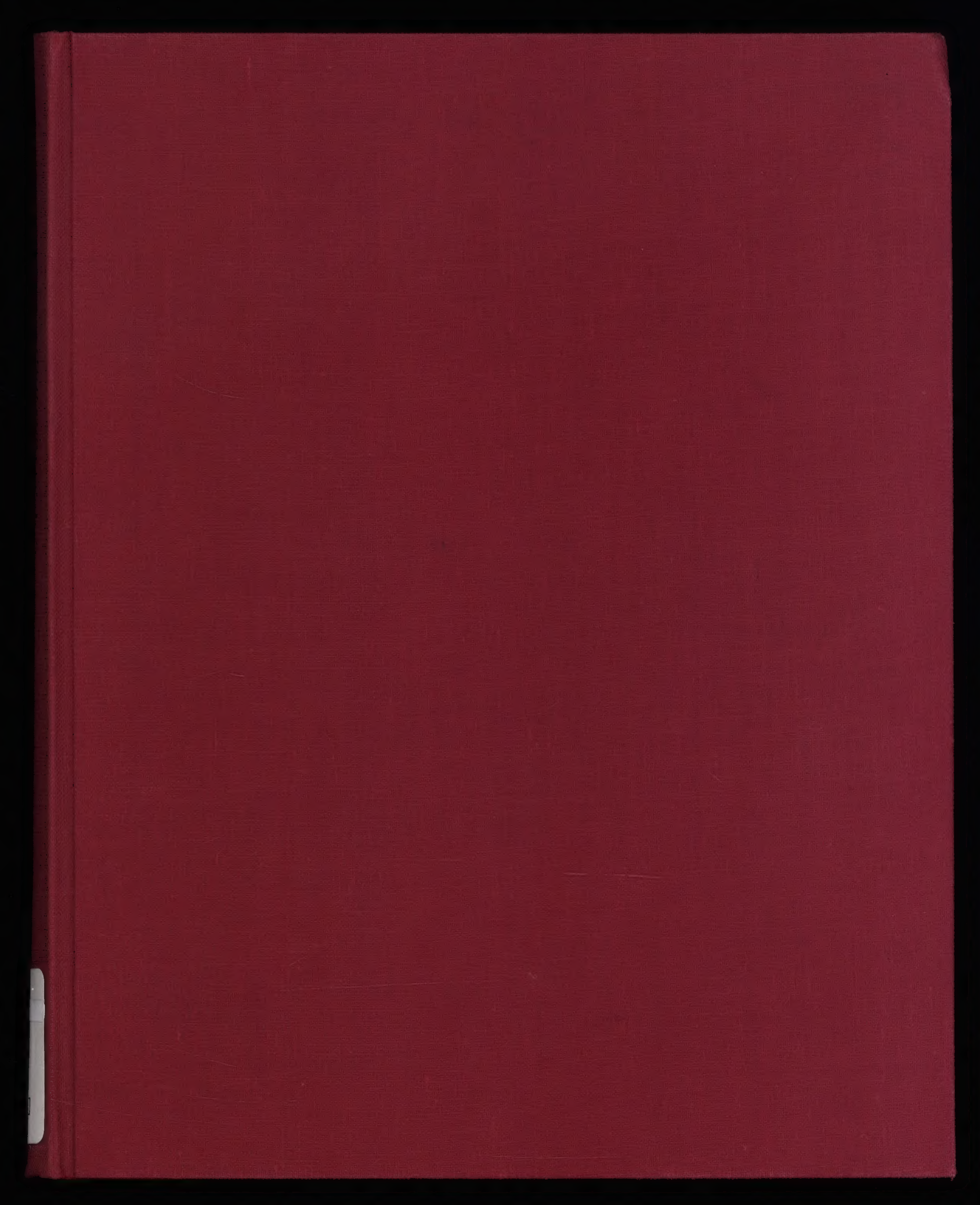
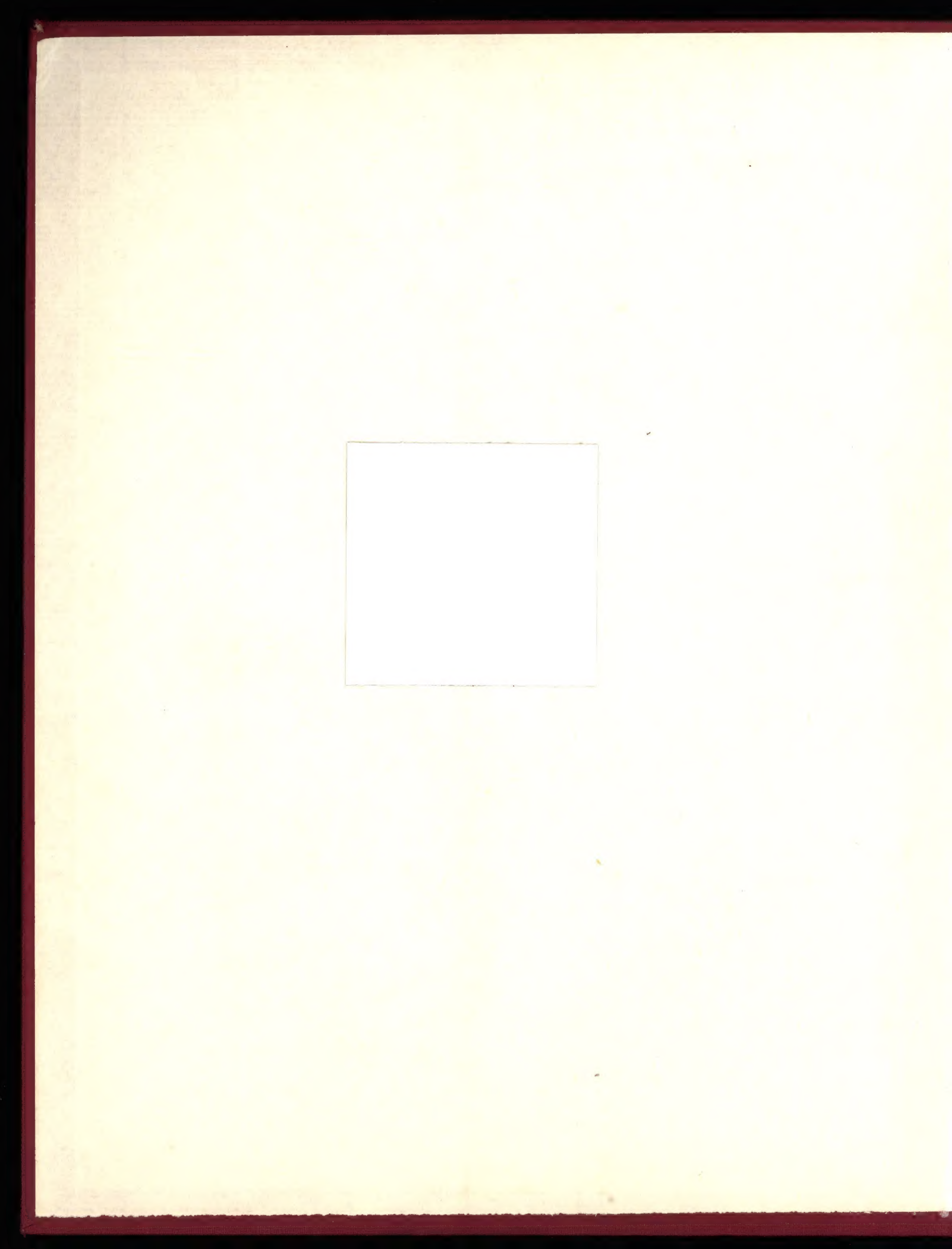
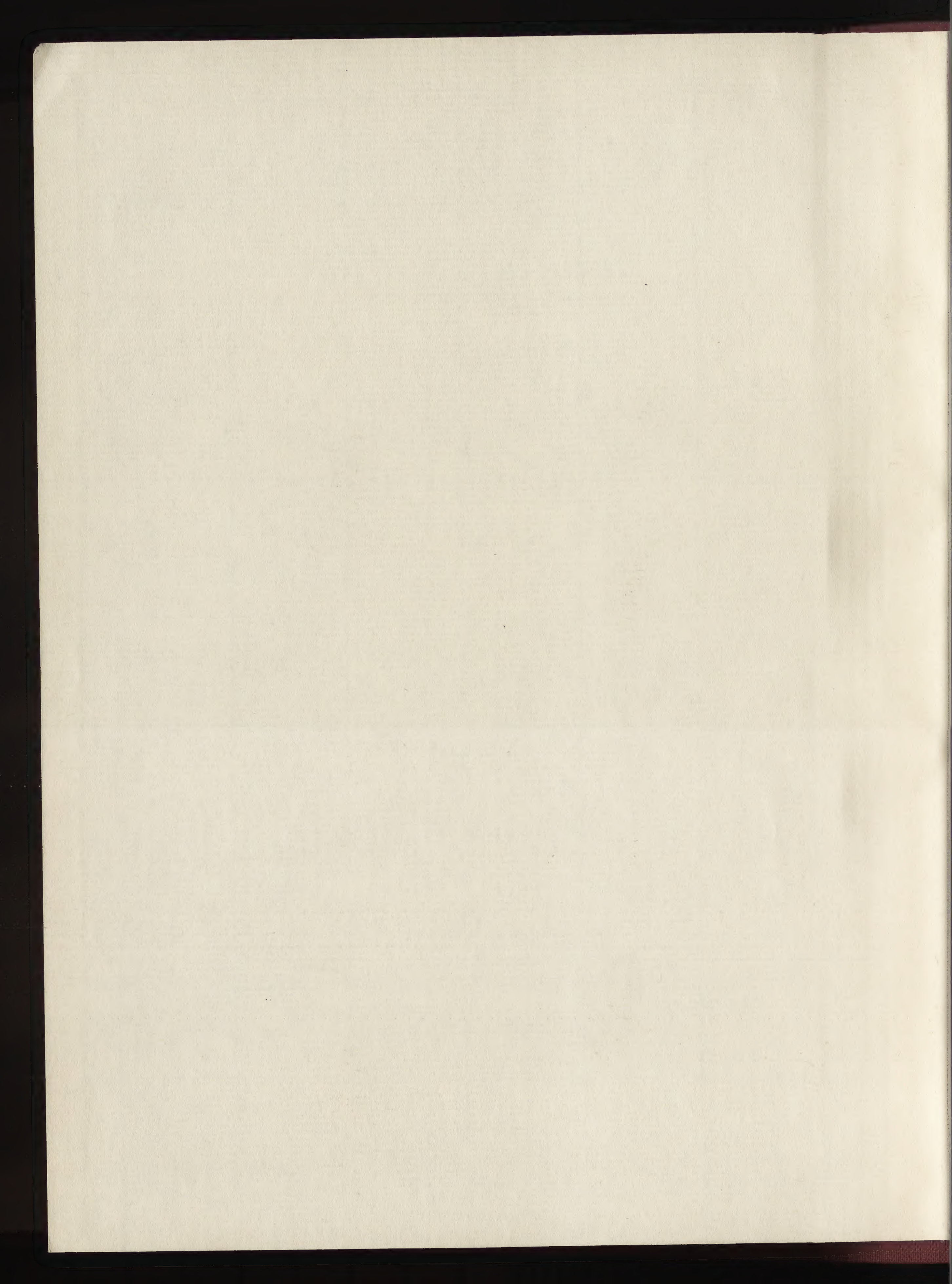








# Hessenland.

## Zeitschrift

für

## Hessische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter hessischer Schriftsteller

von

F. Zwenger.



Kassel, 1887.

Druck von Friedr. Scheel.

# Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1887.

## Geschichtliche Aufsätze.



## Literarisches, Kulturhistorisches und Verwandtes.



## Novellen.



## Vermischte Aufsätze.



## Gedichte.




THE GETTY CENTER
LIBRARY

## Aus alter und neuer Zeit.



## Aus Heimath und Fremde.

## Hessische Bücherschau.



## Briefkasten.

Kassel. **№ 1.** 1. Januar 1887.

# Hessenland.

## Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.



## Einladung zum Abonnement.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint von heute an zweimal monatlich, am 1. und 15. jeden Monats, in dem Umfange von 1½ **Bogen**, Quartformat.

Den Zweck unserer Zeitschrift, die Ziele, die sie verfolgt, haben wir bereits in dem von uns verbreiteten „Aufrufe“ eingehend dargethan. Unter Hinweis auf den Inhalt des letzteren wiederholen wir hier nur, daß es die Hauptaufgabe unseres Blattes sein wird, den hessischen Sinn wachzuhalten, die Anhänglichkeit an die engere Heimath zu kräftigen. Das **„Hessenland“** soll allen geistigen Interessen Hessens gewidmet sein. Eine große Anzahl namhafter hessischer Gelehrter und Schriftsteller hat unserer Zeitschrift freundliche Unterstützung und Mitwirkung zugesagt. Wir nennen hier nur:

Dr. K. Ackermann, W. Bennecke, Dr. H. Brunner, A. Gild, Maler L. Katzenstein, Dr. Ludwig Knorz, Dr. Th. Köhler, J. Lewalter, Dr. Ed. Lohmeyer, Professor Friedrich Müller, Karl Neuber, Dr. Sigmund Paulus W. Rogge-Ludwig, Major von Stamford, Franz Treller in Kassel; Professor Gegenbaur, Jos. Grau, Bibliothekar A. von Keitz, Dr. J. Schneider in Fulda; Armand-Strubberg in Gelnhausen; Pfarrer Junghans, Banquier Neumüller, Dr. G. Wolff in Hanau; Kurt Nuhn in Kesselstadt; Major von Gironcourt in Marburg; Th. Kellner in Melsungen; Hofrath Preser in Wächtersbäch; Julius Braun, Nataly von Eschstruth, E. von Hohenhausen, Dr. Julius Rodenberg in Berlin; Professor Dr. Adolf Müller in Chemnitz; Major von Pfister in Darmstadt; Direktor Julius Gräfe in Dresden; Dr. Hugo Goldschmidt, Otto Kanngießer, D. Saul zu Frankfurt a. M.; Gymnasialdirektor Dr. Leimbach in Goßlar; Gustav Kastropp in Hannover; Jul. Bösser in Köln; H. Keller-Jordan in München; Ludwig Mohr in Nordhausen; Feodor Löwe in Stuttgart; Major August von Baumbach in Wiesbaden. —

Der Abonnementspreis des **„Hessenland“** beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, sowie unter Streifband oder durch den Buchhandel bezogen werden; hier in Kassel nimmt der unterzeichnete Redakteur, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungs-Preisliste findet sich das **„Hessenland“** eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.

Kassel, den 1. Januar 1887.

Die Redaktion: F. Zwenger.

## Der Heimath.

Soviel der Jahre auch entflohn,
Seit dich mein Auge nicht mehr sah,
Fühl' ich doch stets mich als dein Sohn
Und allzeit auch dir herzensnah!

O Hessenland, mein Heimathland,
Mit deiner Berge Wäldergrün,
Wo aus bebuschter Hügelwand
Die silberhellen Quellen sprüh'n;

Mit deiner Thäler weiter Flucht,
Darüberhin das Auge schweift,
Mit Lust zu schau'n, wie voll die Frucht
Dem Sichelschnitt entgegenreift.

Nie hat mir noch ein Fluß gerauscht,
Wie deiner Flüsse Wellengang,
Wenn ich ihm wandermüd' gelauscht
Allein am schatt'gen Uferhang.

Noch hat mich nie ein Sang bewegt,
So tief bis in des Herzens Grund,
Als was von Lust und Leid erregt
Erklingt aus deines Volkes Mund.

Ein Volk, das Fried' und Treue wahrt,
Doch auch, gilt's seiner Ehre Hut,
Um's Heerschild sich in Waffen schaart
In altem freien Kattenmuth.

Und ward mir auch, dir fremd und fern,
Den Herd zu bau'n vom Glück geschenkt,
Doch denk' ich deiner oft und gern,
So wie ein Sohn der Mutter denkt.

O Hessenland, mein Heimathland,
Dem Herzen nah, dem Blicke weit,
Gott halte über dich die Hand —
Und sei gesegnet alle Zeit.

Feodor Löwe.



# Kasseler Zeitungen im vorigen Jahrhundert.

Von

W. Rogge-Ludwig.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in der Stadt Kassel erst am Ende des 16. Jahrhunderts eine Buchdruckerei gegründet wurde. Noch unter der Regierung Wilhelm IV., des großen Kenners und Förderers der Wissenschaften, des Gründers der Landesbibliothek, wurden die landesherrlichen Verordnungen im Auslande, in Erfurt, gedruckt. Sein im Jahre 1592 zur Regierung gelangter Nachfolger Landgraf Moritz, von welchem ein Zeitgenosse sagt: „Wen unter allen jetzt lebenden Fürsten vermag das Ausland an Reichthum des Geistes und Vortrefflichkeit der Kenntniße diesem an die Seite zu setzen? er schwelgt in den Wissenschaften und verschlingt sie", war deshalb alsbald darauf bedacht, diesem Bedürfniß abzuhelfen. Die Veranlassung dazu bot ihm die im Jahre 1595 errichtete und vier Jahre darauf zum Mauritianischen Kolleg erweiterte Hofschule. Da er in dem wahrscheinlich aus Bremen stammenden Buchdrucker und Formenschneider Wilhelm Wessel die geeignete Persönlichkeit zur Ausführung seiner Absicht fand, errichtete er in seinem Lustschlosse in der Aue eine Officin und übertrug Wessel die Leitung derselben. Das erste hier gedruckte Werk hatte den Landgrafen zum Verfasser, es war die Encyclopedia Principis illustr. D. Mauritii Hass. Landgr. Cassellis enc. Wilh. Wesselius 1597. 4.

Nach dem im Jahre 1639 erfolgten Tode Wessels wurden im 17. und 18. Jahrhundert noch mehrere andere Buchdruckereien in Kassel errichtet, von denen die Hampe'sche die bedeutendste war und über 150 Jahre in Blüthe gestanden hat. Sie wurde im Jahre 1710 von Joh. Justus Heinrich Hampe gegründet und ist von seinen Nachkommen bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts fortgeführt worden.

Dieser Johann Justus Heinrich Hampe hat sich nun dadurch ein großes Verdienst um die Stadt Kassel erworben, daß er sich entschloß, hier eine Zeitung zu gründen, an welcher es bis dahin noch gänzlich gefehlt hatte. In dem Jahre 1731 ertheilte ihm Landgraf Friedrich I. von Hessen, König von Schweden, das Privileg, eine wöchentlich einmal erscheinende Zeitung herauszugeben. Unter dem Titel „Casselische Zeitung von Policey- Commercien und andern dem Publico nützlichen Sachen" erschien die erste Nummer derselben am 5. Februar 1731.

Ein rechtes Vertrauen auf Erfolg seines Unternehmens scheint Hampe nicht gehabt zu haben, da er in der ersten Nummer erklärt: „Diese Courant soll zur Beförderung des Polizey- und Commerzwesens dienen; da der Verleger aber leicht zum voraus sieht, daß die Nachrichten anfänglich sparsam einlaufen werden, ehe und bevor die Sache im Gange und ein jeder Notiz davon hat, als wird er bei solchen Umbständen mit einem halben Bogen anfangen. So auch ein oder der ander etwas in dieser Zeitung zur publipuen Notiz will eingeruckt haben, der kann solches franco nebst einer proportionirten kleinen Erkenntlichkeit an den Verleger adressiren."

Als Articul der Zeitung werden angegeben: Citationes publicae Creditorum, Debitorum, echappirter Arrestanten und Deserteurs, Proclamationes, Sachen, die zu kaufen, verkaufen, verpachten, vermiethen, zu verauktioniren und zu verspielen sind, Kapitalien, so gesucht werden oder zu verleihen sind, gestohlene und gefundene Sachen, Personen, welche Dienste suchen oder dazu gesucht werden, sämmtlich ankommende, durchreisende und abreisende Fremde, durchkommende Schiffer und Fuhrleute, Kopulirte, Geborene und Gestorbene, Brot- und Fleischtaxe, Wechselcours, allerhand zufällige Nachrichten von Glücks- und Unglücksfällen und andern Merkwürdigkeiten, und unter der Rubrik „Neue Sachen" Mittheilungen von Ereignissen mehr politischen Inhalts, die sich in Hessen zugetragen haben. Der Abonnements-Preis betrug für das halbe Jahr 14 albus (32 albus = 1 Thlr.), der Verleger beschwert sich aber in den ersten Jahrgängen wiederholt darüber, daß dieses Geld so schlecht eingehe, daß das Forterscheinen der Zeitung gefährdet sei.

Das unter den angegebenen Artikuln in den ersten Jahrgängen Mitgetheilte gewährt nun einen genauen und sehr vielseitigen Einblick in die damaligen Zustände der Stadt Kassel und die Lebensverhältnisse der Bewohner derselben.

Schon damals bestand die Einrichtung, welche sich im Wesentlichen bis zum Jahre 1848 erhalten hat, daß alle ankommenden und abreisenden Fremden an der Thorwache Namen, Stand und Absteigequartier anzugeben hatten.

Die allwöchentliche Bekanntmachung derselben in der Zeitung nahm aber nicht viel Raum ein, da sie selten die Zahl von 20 bis 30 überstieg.

Die von den Reisenden zu passirenden Thore waren das Neustädter- (später Leipziger), das Möller(Holländische), das Ahnaberger (Weser-), das nur selten benutzte Weinberger (Frankfurter), sowie das Neue Thor. Letzteres war im Jahre 1587 von Landgraf Wilhelm IV. zwischen dem v. Meysenbug'schen Hause, an dessen Stelle 1757 die Garnisonskirche erbaut wurde, und dem jetzt dieser gegenüberliegenden Hause nach Abbruch mehrerer dort gestandenen Häuser errichtet worden.

An dessen Stelle wurde von Landgraf Friedrich II. nach Schleifung der Festungswerke um 1780 hinter dem von ihm angelegten Königsplatze das Kölnische Thor erbaut. Unter den Gasthöfen, in welchen die Ankommenden abstiegen, war am meisten besucht das an der Ecke der Mittel- und Entengasse gelegene „im Stockholm". Diesen Namen hatte es angenommen, als im Jahre 1714 König Karl XII. von Schweden auf der Durchreise von Bender nach Stralsund in demselben übernachtet hatte. Ihm am nächsten standen der goldene Helm hinter dem Rathhause, jetzt das in den 20er Jahren von dem letzten Besitzer, Mensing, erbaute Vorthmann'sche Haus, der „schwarze Adler" am Marktplatze (jetzt Avemann'sche Haus), dann „im Elephanten" (jetzt Cramer'sches Haus am alten Kadettenplatz), sowie „in der Canon" (Frankfurterstraße) und der in der späteren Waisenhausstraße gelegene Gasthof „im weißen Schwan". Bei Mittheilung der Ankommenden und Abreisenden ist es für die damaligen Verhältnisse der Juden bemerkenswerth, daß nur bei den von ihnen in der Stadt übernachtenden der Name angegeben wird, immer aber mit der Bezeichnung „Jud", statt des sonst üblichen „Herr", z. B. „Jud Levy aus Paderborn, logirt beim Hofjuden Goldschmidt", während es bei den blos durchpassirenden nur heißt „ein Jud", z. B. ein Jud aus Frankenberg; 6 Juden, kommen aus Hamburg ꝛc. In der Zeitung vom 13. und 14. November würde die Angabe der Namen der ankommenden Juden allerdings einen großen Raum eingenommen haben, da gemeldet wird, daß in diesen Tagen das Neue Thor 88, das Neustädter Thor 98, das Müllerthor 148 Juden passirt haben.

Die Juden hatten aber auch guten Grund, nur durchzureisen, da bis zum Jahre 1751 jeder in der Stadt übernachtende Jude einen Dukaten, den sogen. Judendukaten, zu zahlen hatte.

Wahrscheinlich befanden sie sich auf der Durchreise nach Spangenberg, wo jährlich der sogen. Judentag zur Berathung ihrer Angelegenheiten, namentlich zur Einschätzung ihres Vermögens unter einem landesherrlichen Kommissar abgehalten wurde. Es ergibt sich dies auch daraus,

daß zur selben Zeit im Jahre 1732 375 und im folgenden Jahre wieder 250 Juden durch Kassel kamen.

Bei Angabe des Standes der Reisenden kommen viele jetzt nicht mehr vorhandenen Bezeichnungen vor: „Hausbänder und Weinspeiser, Bierspeiser, Hofzeltschneider, Feldritterkoch, Hofedelsteinschneider ꝛc. Die Apothekergehilfen werden als Apothekergesellen und die Kaufmannsgehilfen als Kramdiener oder Kaufmannsdiener aufgeführt. Eine Dame, wahrscheinlich sehr hohen Standes, hat ihr Inkognito streng bewahrt, sie wird bezeichnet als: „Ein Fräulein ohne Namen, will bei Hof logiren." Groß ist die Zahl der ankommenden Fuhrleute, deren Ankunft und demnächstige Abreise mit der Zahl ihrer Karren wöchentlich bekannt gemacht wird. Einer besonderen Mühewaltung unterzog sich dabei der Herausgeber der Zeitung, indem am Schluß der deshalbigen Anzeige gesagt wird: „Wer nun Lust und Belieben trägt, mit obbegesagten Fuhrleuten Güter zu versenden ꝛc., der kann vier Tage vor jeder Retour sich beim Verleger schriftlich angeben und den Cours, wie auch die Schwere der Ballen beyläuffig melden, alsdann soll vor fernere Bestellung gesorgt und einem jeden der Fuhrmann angezeigt werden, welcher Ladung mitzunehmen willens ist."

Hinsichtlich der Kopulirten, Geborenen und Gestorbenen ist zu bemerken, daß die Garnisonsgemeinde noch ihren Gottesdienst in der Unterneustädter Kirche hielt, und daß eine israelitische, katholische und lutherische Gemeinde noch nicht vorhanden war. Unter Landgraf Karl, welcher den Lutheranern jede Anstellung bei der Regierung oder den städtischen Behörden versagt hatte, waren die sehr zahlreichen Mitglieder dieser Konfession genöthigt, nach Landwehrhagen zum Abendmahl zu gehen. Im Jahre 1731 gab es 1047, im Jahre 1733 bereits 2922 Lutheraner in Kassel. Bei der Anzeige des Todes des lutherischen Opfermanns wird dieser als Opfermann der evangelisch-lutherischen Versammlung bezeichnet.

Die Verhälnisse der Lutheraner änderten sich mit der Thronbesteigung Friedrich I., welcher als König von Schweden zur lutherischen Kirche übergetreten war. Dieser gestattete ihnen schon im Jahre 1731 den Privatgottesdienst und den Bau einer eigenen (der jetzigen lutherischen) Kirche, welcher in den Jahren 1734 begonnen und im Jahre 1738 vollendet wurde.

Die Katholiken erhielten unter Landgraf Friedrich II. seit 1770 ein eigenes Gotteshaus, die Garnisonskirche wurde 1757 erbaut. Bei den Kopulirten, Geborenen und Gestorbenen finden sich nur selten jetzt noch in Kassel vorkommende Namen, doch aber einige mit dem Betriebe eine Gewerbes aufgeführt, welches noch jetzt von Personen mit gleichenNamen, wohl deren Nachkommen, betrieben wird, z. B. Seiler Gruneberg, Bäcker Ostheim, Zahn, Riemann, Landgrebe, Lohgerber Pinhard, Metzger Franz und Andreas Sänger, Giede, Stöhr, Nöse, Hartdegen, Schmoll, Grebe ꝛc. Die Vornehmen werden Herrn und deren Gattinnen nicht Ehefrauen, sondern „Eheliebste" genannt, auch wird nur bei solchen die Todesursache angegeben, z. B. ein Podagricus, hat einen schweren Fall gethan, starb an einer Blutstürzung, hitzigen Fieber plötzlich, an Wind- und Wassersucht ꝛc. Todesanzeigen von den Hinterbliebenen kommen noch nicht vor. Die Armen werden bei der Anzeige sehr kurz behandelt, z. B. Anna Müllerin, ein armes Mensch aus Simmershausen, Carlotta, eine gewesene Türkin.

Bei den im Jünglingsalter verstorbenen vornehmen Personen ist die Bezeichnung Monsieur, die sich im Volke als Musjöh bis in die Mitte dieses Jahrhunderts erhalten hat, allgemein üblich.

Bei der Anzeige des Verkaufs von Waaren wird anfangs der Verkäufer noch nicht genannt, sondern dabei gesagt: „Der Verleger wird von diesen Posten nähere Nachricht geben." Zuerst sind es die Verkäufer von Luxusgegenständen, Parfümerien, Weinen, welche ihre Waaren selbst zum Kaufen ausbieten. Es sind dies ausschließlich Franzosen. Dahin gehören die Kaufleute Roux, Telmat, Estienne, Avienny, Ravot, Monnot, Causid, Bertram, Collin, Plumat, Caroudet, Landré, Kommercienkommissarius de

Quitter, Hofparfümeur und Destillateur Monnestier. Letztere zeigt auch den Verkauf von Thee, Café und Chocolat mit dem bemerkenswerthen Hinzufügen an: Bei gemeldetem Monnestier wird man schriftlich oder mündlich erfahren, wie diese Waaren zu gebrauchen sind. Die bedeutendsten Specereihändler waren Italiener, weshalb ihr Geschäft auch kurzweg beim Italiener genannt wurde, ein Gebrauch, welcher sich bei dem damals schon hier vorkommenden Kaufmann Pedrazino, (wohnhaft in dem Eckhause am Marställerplatz und der Straße nach der Marktplatz) bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts erhalten hat.

Die zu dieser Zeit hier vorkommende Fischhandlung war im Besitze des Holländischen Faktors Wiljemars.

Die Flasche Champagner kostete bei Telmat 24 Albus und bei Avienny waren Ostindische weiße Vogelnester, das Pfund zu 5 Thaler, zu haben.

Anzeigen des Verkaufs von Häusern und Grundstücken und die Vermiethung von Wohnungen kommen anfangs nur ganz vereinzelt vor. Unter letzteren ist bemerkenswerth, daß bei der Anzeige einer zu vermiethenden Wonung in der Fleisch- und Weckeschirne, welche sich an Stelle des 1818 erbauten Sinning'schen Hauses an der Ecke des Marktes und der Marktgasse befand dieses Gebäude noch 1731 als das alte Rathhaus bezeichnet wird, da in späterer Zeit Zweifel darüber erhoben sind, ob es vor Erbauung des neuen Rathhauses im Jahre 1408 als solches gedient hat. (Piderit, Geschichte der Stadt Kassel S. 67.)

Die Miethen waren sehr billig, für ein ganzes Haus am Walle wurden jährlich 32 Thaler Miethe verlangt, und ein paar Leute, „die gar nichts ruinieren", suchen in der Ober-Gemeinde ein Logis für zehn Thaler

Der Werth der ausgebotenen Häuser variirt von 500 bis 3000 Thaler.

Für den damaligen Werth großer Landgüter ist folgende Anzeige bezeichnend: „Es wollen die Herrn von Spethen ihr Adeliches Frey-Gut im Dorfe Frühlingen für 7000 Thaler verkaufen. Es findet sich dabei ein Adeliches Wohnhaus nebst zwei Scheuern und Stallung, 264 Thaler 25 Alb. 4 Heller ständiger Gelderbzins, und 23 Stück Gänse, 23 Hühner, 62 Hasen $8^1/_2$ Schock Eier, ein Maaß geschmelzte Butter, 24 Viertel Korn, $19^1/_2$ Viertel Hafer ständiger Zins, sowie an unständigem Zins: Triftgelder, Lehngelder, Siegelgebühr, vom theuersten Haupt (Besthaupt) praeter propter jährlich 50 Thaler Fischwasser und Forellenbäche, freie Schäferei, die hohe und niedere Jagd, 107 Acker Land, 900 Acker Waldung, 33 Acker an Gärten und Wiesen."

(Schluß folgt.)

## „Wie ich zur Dichtkunst kam."

Zur Zeit, als sich in mir Grillen empörten,
die oft, sogar im Schlafe, mich störten;
erst brausend im Gehirne mir gährten, —
dann durch die Feder sich Ausbruch gewährten.
Da präsentirte der ehrliche Damm*)
mir deutlich den heidnischen Götterstamm.
und jetzo — kraft seiner Mythologie —
verwechselt ich Götter und Göttinnen nie.
Auch sammelt' ich, trotz meinem flüchtigen Lauf,
manch' andres gelehrtes Brosamlein auf,
Nun schrieb ich im Kämmerlein — oft im Stehn
am Fenster — Liederchen, ungesehn.
Ich hielt mir's für keine geringe Schande,
das einzige Mädchen im ganzen Lande
(so dacht' ich damals aus Irrthum) zu sein,
mit welchem Signor Apollo sich hielte,
und das auf der Leyer der Musen spielte,
und sänge bald Trauer, bal Tändelei'n,
bald idealische Liebe drein:
drum trug ich jedes beschrieb'ne Papier
als Heiligthum in der Tasche bei mir;
zog manches wohl mit dem Schnupftuch hervor,
weil ich die ersten fast alle verlor. —
so schleicht ein Kätzchen (sans comparaison)
gar listig mit seinen Jungen davon,
legt, sie zu verbergen, aus ehrlichem Sinn,
in glühend heiße Asche hin. —
Ich sagte zu Eltern und Schwestern und Brüdern
zu keinem ein Wörtchen von meinen Liedern,

*) Christian Elias Damm, Rektor am Kölnischen Gymnasium zu Berlin, geb. 1699, gest. 1778, ist der Verfasser eines Handbuches der Mythologie der Griechen und Römer, welches im vorigen Jahrhundert sehr verbreitet war und viele Auflagen erlebte.

bis Boje*) einst hinters Geheimniß kam
und sich von einigen Abschrift nahm.
Als d'rauf ich die Dinger im Almanach sah,
da stand ich halb lachend, halb weinend euch da!
Freund Boje gab auch den Gevattersmann ab,
der mir den Namen Rosalie gab.
Was war zu machen? Es war geschehen!
ich dachte lang in der Verkleidung zu gehn.
Doch Fama (die in jeder Stadt
gar wunderfeine Ohren hat),
ging bald drauf herum von Haus zu Haus,
und rief der Verfasserin Namen aus.
Jetzt, dacht' ich, mußt du's wohl offenbaren,
sonst möchten dir andre die Müh' ersparen:
Nun kam ich mit einem Geburtstagslied,
das man im ersten Bändchen sieht,
und mit gar vielen Gedichten heran. —
Potz tausend! wie sah der Herr Vater mich an!
Ein kleiner Verweis, — doch sanft, nicht voll Hohn,
war meines zu langen Verschweigens Lohn;
dann floh ich, — so hochroth als blühender Mohn!
Zu der Zeit wollt' er mir gütig erklären,
was Daktylus und Spondeen wären,
und alles das. Doch ich muß bekennen,
kaum weiß ich noch die Namen zu nennen.

*) Heinrich Christian Boje, Dichter und Kritiker, Mitglied des Göttinger Hainbundes, geb. 1744, gest. 1806, ist der Herausgeber des Musenalmanachs (1770—1775) und des deutschen Museums (1776—1780).

O, was so schwer ist, begreif' ich nie; —
ich liebe nur Praxis, nicht Theorie.
So mach' ich mir Hauben und Kleider und Hut, —
nie lernt' ich's nach Regeln, — — doch stehn sie mir gut.
Wenn mich gleich viele sehr streng kritisiren,
so werd' ich doch zärtliche Herzen stets rühren,
nicht jedes Richters Beifall verlieren, —
wenn laut mich ein sanft Empfindendes liest.
Denn ungezwungnes Deklamiren
kann auch die schlechtesten Verse verzieren.
O, du — dessen Rede melodisch fließt,
wie sich ein Quell durch Veilchen ergießt, —
wenn du mich einst vorliest, wie will ich mich freu'n!
Du wirst dem Liede Reize leihn. —
Durch dichten geschnitzten Taxus bricht
nie, weder Sonnen- und Mondenlicht:
Da durch den Baum, der kunstlos blüht,
die sinkende Sonne malerisch glüht:
und silbern der Mond durch die Zweige blinkt,
wenn abends die Flur vom Thaue trinkt. —

Wer die Verfasserin dieses leicht hingeworfenen reizenden Gedichtes ist? Keine Geringere, als Philippine Engelhard, geb. Gatterer, die geniale Dichterin, die immer muntere und geschäftigte Hausfrau, die allgemein beliebte, hochangesehene Gesellschaftsdame, deren sich Kassel's ältere Bürger noch wohl erinnern werden. Ihr sei mein nächster Artikel gewidmet.
L. Z.

# Antigone.

Von

H. Keller-Jordan.

Der Regen goß in Strömen; es war eine dunkele, stürmische Nacht.

Die Gewitter, die am Nachmittage im Gebirge gewüthet, hatten sich bis hinunter in das Thal gezogen und die heiße Luft mit eisigen Zügen getrunken.

In einer Seitenstraße der Residenz, in einem eleganten Restaurant, das unter dem stolzen Namen: „Café Voltaire“ Künstler und Gelehrte bei sich aufnahm, saßen an dem kleinen Marmortische im Hinterzimmer zwei Herren bei einer Flasche Wein. Sie schienen offenbar auf das Aufhören des Regens zu warten. Wenigstens erhob sich der Eine zum wiederholten Male, trat an das Fenster und sah prüfend hinaus in die Nacht. Die Zweige der Bäume im Garten bogen sich ächzend bis beinahe zum Boden und schlugen, vom Winde getrieben, jäh gegen die Scheiben, hinter welchen er stand.

„Du wirst heute Abend die Hoffnung aufgeben müssen, mich Deiner Frau vorzustellen, Bernhard,“ sagte der Herr, welcher am Tische sitzen geblieben war, zu dem Anderen, der kopfschüttelnd und ärgerlich seinen alten Platz wieder eingenommen hatte, „Die Anstandszeit ist längst vorüber, und Du wirst am besten thun, meine Einladung anzunehmen, und heute Abend mein Gast zu sein.“

Bernhard fügte sich offenbar nicht gern in den Vorschlag, aber er fügte sich und ließ es geschehen, daß sein Freund die Speisekarte zur Hand nahm und eines kleines Souper serviren ließ. Er innerte sich wohl noch mehrere Male während der Mahlzeit an sein armes Frauchen, das nun warten würde, aber als beim Dessert Hans Huber sein Glas hob und auf dieselbe mit beredten Worten ein Hoch ausbrachte, war sein Gleichgewicht vollkommen wieder hergestellt.

Sie ließen, durch ihr Wiedersehen und den Wein angeheitert, alte Jugenderinnerungen an sich vorübergehen und kamen, trotz ihrer vorgerückten Jahre, in jene unvergleichliche Stimmung, wie sie nur die finden, die auf der gleichen Schulbank über ihren lateinischen Extemporalien geschwitzt und ihren ersten Flammen gemeinschaftlich Fensterpromenade gemacht.

„Ach was, das ist alles Unsinn", lachte Bernhard, während er seine Weste aufknöpfte und sein blühendes Gesicht mit dem Tuche kühlte, „Unsinn, was man da von der Ewigkeit einer ersten Liebe faselt, ich war gründlich verliebt, ganz gründlich in Lilli Schöne, aber gegen mein Weibchen kommt sie ja gar nicht auf." Ueber Hans Hubers schmales, durchgeistigtes Gesicht ging ein sarkastisches Lächeln. „Du hast Dich immer leicht zu trösten gewußt, Bernhard", sagte er, „wie es sich von einem Manne der That nicht anders erwarten läßt, denn als sich die kleine Schöne damals mit dem Gardelieutenant verlobte, trugst Du Deine Liebe kampflos auf Charlotte Corday über, wie wir unseres Direktors einziges Töchterchen zu nennen pflegten."

„Wahrhaftig, die Charlotte Corday, die hatte ich beinahe vergessen — was ist eigentlich aus ihr geworden.?"

„Sie ist bei der Alt-Philologie geblieben, wie es der Tochter ihres Vaters geziemte, und heirathete, nach langer Brautschaft, einen Syntaxritter von selbstbewußtester Auflage. Sie ist nie mein Geschmack gewesen."

„Nein, das weiß Gott", sagte Bernhard, „auch keine Andere. Du warst ein so unzweideutiger Trobadour der Antigone, wie unsere Verbindung Eva Bosse nannte, daß ich heute noch nicht begreife, wie aus dieser Titanenleidenschaft kein Ernst wurde."

Hans Huber sagte nichts. Er hielt nur die Augen gesenkt und ließ krampfhaft den Kompaß seiner Uhr durch die schlanken Finger gehen.

„Ja, die Eva Bosse! Sie war ein schönes Mädchen, das muß man ihr lassen, schön und klug, eine wirkliche Antigone mit ihrem griechischen Antlitz und den ernsten Herrscher-Augen — ich hätte damals darauf geschworen, sie liebe Dich." Hans Hubers Kopf hatte sich noch um ein paar Linien tiefer gesenkt.

„Hochmüthig war sie freilich, wie eine Königin," fuhr Bernhard fort, während er eine Cigarre vom Teller nahm, sie durch den Mund zog und gemächlich anzündete", „über die Maßen hochmüthig und als sie später an der Seite ihres reichen Gemahls so durch die Straßen fuhr, da hätte kein Mensch gedacht, daß sie eigentlich doch recht kümmerlich aufgewachsen sei. Aber es steckte Rasse in ihr."

„Du hast sie demnach als Frau wiedergesehen? fragte Huber leise.

„Freilich, freilich, sogar beinahe täglich. Sie wohnten damals in Berlin, dem physikalischen Institut gegenüber, in dem ich beschäftigt war — ein bildhübsches Weib, bei Gott, klassisch — — aber glücklich und froh schien sie auch das Geld nicht zu machen."

„Wird wohl in ihrer Art gelegen haben," seufzte Huber — „es giebt so Menschen." „Ja freilich, es giebt solche. Ich war damals froh, als ich bald nachher Deine Verlobungsanzeige erhielt — denn um ehrlich zu sein, Hans, ich dachte, diese Eva säße so fest in Deinem Herzen, daß es ein Unglück geben könne." „Ein Unglück" — wiederholte Hans mechanisch.

„Aber Du bist ja glücklich verheirathet gewesen und somit dieser Leidenschaft Herr geworden. Schade, daß Dein Glück von so kurzer Dauer war."

Hans Huber schwieg und sah starr in den äußersten Winkel des Zimmers, welches mittlerweile ganz leer geworden war. Ob er an die erste Frau dachte, die sich in der kurzen Zeit in der er sie besessen, vergebens bemüht, ihn glücklich zu machen — oder an Eva Bosse — die Antigone, an welche sich alle blühenden Träume seiner Jugend geknüpft? „Ich war auch noch in Berlin, fuhr Bernhard, behaglich seine Cigarre dampfend, fort, als der bekannte Krach losging. Ihren Mann, ich glaube Müller hieß er, fand man in seinem Blute im Bette, als das Gericht kam und Hab und Gut versiegelte. Die Frau verschwand dann vom Schauplatz, es wußte Niemand wohin — wird wohl im Elend verkommen sein."

Hans Huber hatte sich erhoben und war an das Fenster getreten. Der Regen hatte aufgehört und von den Zweigen der Bäume fielen große Tropfen wie Thränen, und glänzten in der matten Beleuchtung der Nacht.

Im Elend verkommen! War es nicht im Elende gewesen — im Elende, vor dem ihr so gegraut, wo er sie zuletzt gefunden hatte.?

„Du solltest wieder heirathen, Hans, bei Gott," sagte Bernhard, der ihm gefolgt war und seine wuchtige Hand fast zärtlich auf des Freundes Schulter legte, Du glaubst nicht, wie ein so liebes Weibchen zufrieden und glücklich macht. Siehst Du, Du brauchtest auch dann nicht nach Nachstadt zu reisen und Dein Töchterchen in die Pension zu geben — ich weiß, Du trennst Dich schwer von ihm, und . . .,

„Und doch muß es sein, Bernhard", unterbrach ihn Hans Huber, während er sich umwandte und sein blasses Gesicht voll auf den Freund richtete —" es muß sein. Ich weiß es, ich trenne mich schwer von der kleinen Grille — sie zirpt so süß — aber wieder heirathen, das geht nicht. — Mein Herz hat sich dennoch nie von der Antigone lösen können, so ehrlich ich es auch versucht habe, nie!"

Bernhards Hand, die noch auf des Freundes Schulter gelegen, fiel jäh herunter, und er sah, als traue er sich selbst nicht, verständnißlos in das Gesicht des Freundes, auf dem jetzt ein nagender Schmerz lag. Also doch, Eva Bosse, das hochaufgeschossene Mädchen mit den dunklen räthselhaften Augen! Gewiß, er und seine Freunde hatten das immer gefürchtet, wenn Hans Huber mit Homer und Cicero unter dem Arme, und später mit der Studentenmappe keine anderen Wege kannte, als die ihren. Also doch!

Und als er jetzt wieder dem Freunde stumm gegenüber am Tische saß, da spannen seine Gedanken weiter an den verschwommenen Bildern der Vergangenheit und immer lichter und lichter erhoben sie sich aus dem Nebel der Zeit. Eva Bosse! Wie sie den Kopf hoch hielt und vornehm zu gehen pflegte, als sei das schlichte ärmliche Kleidchen, welches sie trug, aus lauter Sammt und Seide!

Und als der erste Burschenschaftler der Verbindung Borussia in seinem besten Ornate bei ihr Besuch gemacht, um sie zum Balle einzuladen, da hatte sie die Augen mit souveräner Ruhe zu ihm aufgeschlagen, als wollte sie mit Antigone sagen:

„Du rührst an meine tiefe Herzenswunde."

Er mußte lächeln.

Das war ja freilich nur die Erfindung von Haller gewesen, mit welcher er seinem Aerger gerecht wurde, aber wahr blieb es doch, daß sie die Bälle ablehnte, weil ihre Kleider zu ärmlich waren.

„Hast Du Eva Bosse niemals wieder gesehen, Hans?" fragte er, an diese Gedanken anknüpfend, über den Tisch herüber.

Hans fuhr aus tiefen Träumen in die Höhe. „Sagtest Du etwas, Bernhard?"

„Ich meine nur so, ich dachte an Eva Bosse — sie wurde doch schon nach einigen Jahren Wittwe, hast Du sie später nicht wieder gesehen?"

Hans Huber fuhr mit der Hand durch sein kurzes dunkles Haar — eine Gewohnheit, die Bernhard schon aus der Studentenzeit an ihm kannte, — rückte seinen Stuhl näher zum Tische, und während er mechanisch des Freundes Glas füllte, sagte er langsam:

„Ihr habt Alle Eva Bosse nicht gekannt und daher unterschätzt, Bernhard, glaube es mir, Freund Haller gab ihr aus lauter Hohn den Namen Antigone, aber sie hatte wirklich verwandte Züge mit ihrer griechischen Schwester. Vor allen Dingen konnte sie nichts Erniedrigendes ertragen. Und wenn sich das auch anfänglich nur in Kleinigkeiten äußerte, — du lieber Gott, was träumt sich so ein phantastisches Kind in darbenden Verhältnissen nicht Alles zurecht! Es haben schon ganz andere Leute geglaubt, daß Glanz und Reichthum Glück seien." —

„Ich habe durch sie viel gelitten, Gott weiß es," fuhr er nach einer Weile fort, während er mit den zuckenden Fingern sein Glas drehte und die Augen in das Gold des Marsala grub — „habe sie auch eine Zeit lang gründlich zu hassen gemeint, wie das so geht — aber ihre Armuth, ihre tiefe Armuth und die stolze Art, wie sie dieselbe trug, haben mich ausgesöhnt mit Allem. Ich war fünf Jahre lang ihr Verlobter, Bernhard."

„Um Gottes Willen, das habe ich nicht gewußt, Hans" — und Bernhard nahm theilnehmend die Hand des Freundes, die zitternd auf dem Tische lag. „Du kannst Dir vorstellen", fuhr Hans erregt fort, „was das bei einem Charakter, wie der Eva's, sagen wollte! Es sollte kein Mensch eine Ahnung von unserem Verhältnisse haben, weder meine Familie, noch meine intimsten Freunde. Hätte ich sie nicht so unbeschreiblich geliebt und so tiefe, große Stunden mit ihr verlebt, ich hätte es nicht ertragen."

„Aber was um des Himmels Willen konnte sie bewegen, Dich aufzugeben, Hans?" „Ja, das ist eine Frage, deren Antwort sich nur aus der genauesten Kenntniß ihres Charakters und ihrer Verhältnisse errathen läßt. Ihrer Natur waren Armuth und Einschränkung unsäglich zuwider, sie litt darunter, wie Andere unter physischen Schmerzen. Das ewige Sorgen um die nothwendigsten Dinge, wie oft hat sie mir gesagt, daß ihr davor mehr graue, als vor allen Schrecken der Welt."

„Aber sie ist anscheinend nicht davor bewahrt geblieben?", fragte Bernhard. „Nein, sie heirathete in thörichtem, eitlem Wahne den reichen Mann, um kargen Leben aus dem Wege zu gehen — und kam in die bitterste Noth. — Als ob der Mensch das Elend, das auf seinem Wege liegt, vorahnend im Herzen trüge.

Um kurz zu sein, ich erhielt eines Tages einen Brief von ihr — ich saß gerade mitten im Examen — in welchem sie mir, weise, wie sie zuweilen sein konnte, auseinandersetzte, daß es für uns Beide, da auf keiner Seite nennenswerthes Vermögen sei, besser wäre, das Verhältniß zu lösen, und daß sie im Begriffe stehe, sich mit dem Banquier Müller zu verloben. Die Stunden, die sie mit mir verlebt, seien so schön gewesen, wie sie nie wiederkehren würden, das wisse sie, aber ihr graue vor der Misère des Lebens. Ihr letztes Wort war ein heißer Dank für alles Gute, was ich ihrer Seele gethan habe." „Welch' ein bodenloser Egoismus", ging es verächtlich über die Lippen Bernhard's. „Bei Gott, sie verdiente eine exemplarische Züchtigung."

Hans schwieg. Die Zeit, die er eben heraufbeschworen, war längst verblaßt in seiner Erinnerung, auch die seiner kurzen, in fahrender Zerissenheit geschlossenen Ehe. Es war nicht die Eva Bosse, die sich damals in egoistischem Wahne von ihm abgewandt, die heute seine Seele umfaßt hielt — es war das bleiche, abgehärmte Weib, welches das Leben später auf seinen Weg geworfen.

Er griff unwillkürlich mit der Hand nach seinem Herzen. Ach, das Bild, das selbst ernste Studien und Probleme nicht bannen konnten, hatte sein Bestes in ihm vernichtet . . . . . .

„Und wann sahst Du sie wieder?", fragte Bernhard, mit beinahe andächtiger Scheu vor dem Schmerze, der so ausgeprägt auf dem Gesichte Hubers lag.

„Wann?" Vor Jahren, als mich der Zufall hier durch Eure Stadt führte. Es war ein Regentag, wie heute — kalt, stürmisch — trotz der Sommerzeit — und sie, — sie kam aus dem Pfandhause. — — — — — — — — —

Er war aufgestanden und ging mit hastigen Schritten hin und her.

„Ich glaube, es ist Zeit nach Hause zu gehen, Bernhard", sagte er endlich mit klangloser Stimme, „der Regen hat aufgehört."

Bernhard antwortete ihm nicht, ihm graute vor der fahlen Blässe in seines Freundes Gesicht.

Draußen angekommen, ergriff er dessen Hand, mit feinem Takte fühlend, daß keine Unterhaltung mehr möglich sei.

„Bis morgen, Hans", sagte er „ich werde Dich in Deinem Hotel abholen."

Hans blieb einen Augenblick stehen und sah gegen den sternhellen Himmel. „Komm morgen lieber nicht, Bernhard, ich will doch erst nach Nachstadt fahren und die Angelegenheit mit meiner Kleinen in Ordnung bringen. So Gott will, bin ich bis übermorgen wieder zurück, gute Nacht!"

(Schluß folgt.)

## Heinz von Lüder. (1547)

Nun Gnade Gott, dir mein Ziegenhain!
Der Speerwald der Feinde schließet dich ein,
Des Kaisers zahlloses Heer;
Laut brüllt vor den Thoren das Sturmgeschrei,
Wie brandende Meerfluth wogt es herbei,
Der stehest du nimmermehr!

Als Alles wankte, — du hieltest fest, —
Wer bringt dir nun Rettung, trutziglich Nest,
Todesmuthige, hessische Braut?
Was half dir wildkühne, mannliche Wehr?
Gefangen der Fürst und zerbrochen der Speer;
In Banden, dem du vertraut!

Mein Hessenland, — verlorenes Land!
Wer hat deinen zornigen Leuen gebannt,
Getreten in den Staub?
Mein Hessenbanner, das nie besiegt
In tausend Schlachten sich hat gewiegt,
Sag' an, wem fielst du zum Raub? —
Gefangen ist Philipp! — Der austrische Aar,
Stürzt würgend herab auf die hessische Schaar,
Erbarme sich Gott der Noth! —
Er rüttelt gewaltig an Ziegenhain's Thor:
„Hei Lüder! du kecker Geselle, hervor!
Ergieb Dich auf Leben und Tod!"

Der Heinze von Lüder tritt auf den Wall,
Und ruft hinab in der Feinde Schwall,
Seinen Spruch, voll Treu und voll Muth: —
„Herr Kaiser! der Fürst hat mich ernannt
Zu der Festung Ziegenhain Kommandant,
Ihm dien' ich mit Leben und Blut! —

— Kann Euch drum offnen die Thore nit, —
Ohn' des Fürsten Verlaub! (wär' närrische Sitt'!) —
Und ergeben mich nimmermehr! —
Wollt Ihr berennen das Nest auf gut Glück,
Ich jag' Euch mit blutigen Köpfen zurück —
— Das merk' dir, du kaiserlich Heer!" —

Und der Feind drängt an in schäumender Wuth;
Die Hessen um Lüder stehn fest und gut
Und trotzen dem Stürmen und Dräun;
Es klirrt das Schwert, es kracht das Geschoß
Und sterbend zusammen sinkt Mann und Roß:
So ringet der Aar mit dem Leu'n.

Der Kaiser vernimmt's und grollend er spricht:
„Gefangener Fürst, das leid' ich nicht,
Mein werden muß Ziegenhain!
Und hängen der Lüder in seiner Pfort';
Wohlan, gieb drauf dein fürstliches Wort,
Sonst nehm' ich dein Hessenland ein."

In dumpfem Schmerz hat der Landgraf gehört,—
Er sinnet . . er seufzet, . . er lächelt . . er schwört.
Weh dir nun, mein Ziegenhain!"
Dem Lüder kam Ordre vom eigenen Herrn:
„Sollst Dich nicht wehren fürder noch sperr'n,
Des Kaisers Mannen laß ein.

* * *

Was wallt durch die Gassen ein Trauergeleit?
Zum Tod, Heinz von Lüder, mach' dich bereit,
Dumpf läuten die Glocken vom Thurm;
Es klaget und jammert manch' tapferes Herz,
Zuckt blutend in bitter ohnmächtigem Schmerz;
Es rührt sich die Trommel im Sturm. —

Hinaus zum Thore geht dort der Zug.
Doch stolz der Lüder das Antlitz trug,
Von güldenen Locken umwallt. —
Der Landgraf von Hessen geht ihm zur Seit',
Am Stadtthor machen sie Halt.

Und Kopf an Kopf in blanker Wehr,
Steht dicht gedrängt des Kaisers Heer.
Unmuthig blickt mancher darein: —
Für solche Treue und edlen Muth
Nimmt der eigne Fürst ihm Leben und Blut —
O edler Landgraf, halt ein!

Der aber hebt stolz sein Angesicht:
„Was ich geschworen, ich brech' es nicht,
Ihr Zeugen, Euch rufe ich auf!
An Ziegenhains Thor soll sein Kommandant
Sein aufgeknüpft! — 's gilt mein Hessenland —
Drum nehme das Urtel den Lauf."

Und er löst eine Kette von schwerem Gold,
Die er sechsfach trug um den Nacken gerollt,
Und dem Henker hielt er sie dar, —
Der behend sie faßt' und zu Lüder gewandt,
Dem Treuen um Brust und Arme sie band,
Daß gülden gefesselt er war;

Zum eisernen Haken oben am Thor
Zieht man geschäftig den Ritter empor;
Ein dumpfes Gemurmel sich hebt;
Doch droben, minutenlang unterm Gestein,
Fein sicher gebunden, ohn' Sorgen und Pein —
Der Lüder, der wackere, schwebt. —

„Schaut hin, ruft der Landgraf in's Kaiserheer,
Ich hielt Euch mein Wort, was wollet Ihr mehr?
Ich knüpfte den Lüder Euch auf!"
Es rollt ihm die Thräne herab in den Bart:
„Steig nieder, Du treuer, von luftiger Fahrt, —
Mit den Armen fang ich Dich auf!" —

Und gleich wie der Sturmwind aufwühlet das Meer,
Braust tönendes Jauchzen durch's Kaiserheer,
Sie preisen solch' fürstliche Art.
Und der Jubel hallet durch Ziegenhain:
Sie stimmen in's Lob des Fürsten ein,
Der also die Treue gewahrt.

Der Landgraf drückt den Lüder an's Herz:
„Zum Angedenken an diesen Scherz
Und an Ziegenhains Kommandant,
Und daß man von Dir, Du trefflicher Mann,
Nach Jahren noch singen und sagen kann,
Sei Dir dies Zeichen erkannt.

Dir weih' ich diese Kette von Gold,
Soll ewig gelten als schönster Sold,
Dem Manne, den ich gehenkt!"
Die Kette möcht ihr noch heute schau'n
Und der hessischen Treue gedenken — traun!
Um welcher sie willen geschenkt.

**Nataly von Eschstruth.**

## Zwee Öeje (1) höt er iehre Mähd.

Meng Görrel (2) kohm i inner Hatz:
„Sche, Jong, ich weß der jö in Schatz.
Die Annmareileis (3), eij, die höt
Ee Öej uff dich, beim liebe Gött!"

Ö grodso säht die Annekin (4)
Ö ment: „Na Jong, do gieh mol hin.
Dü kreijst kin Käs — nee Eier, fresch
Ö Woscht ö Bodder uff de Desch (5)

Ich hons geglööwt, seng hingegieh.
Die Annmareileis wor jo schie.
Ö Eierküche krecht ich dêr,
As bann ich scho ehr Brätjäm wer. —

Noch fenf, sächs Doh — i inner Hatz
Meng Görrel kohm: „Sche, Jong, deng Schatz
Die Annemareileis, eij die höt
In ahnern (6) noch, beim liewe Gött!

Ö grodso säht die Annekin.
Ich gong zü mengem Mäje hin,
Dos lacht mich äwwer (7) äus ö säht:
„Zwee Ööje, höt er jehre Mähd."

**Kurt Kuhn.**

1) Augen. 2) Pathe, 3) Anna Maria Elisabeth. 4) Anna Kunigunde. 5) (an manchen Orten setzt man dem unwillkommenen Brautwerber Käse, dem willkommenen dagegen Eierkuchen, Wurst und Butter vor. 6) anderen. 7) aber.

## Aus alter und neuer Zeit.

Ein verdienstvoller hessischer Geschichtsforscher war es, der am 1. Januar 1746 sein Auge für immer schloß. Johann Philipp Kuchenbecker war am 10. April 1703 zu Kassel geboren. Seine akademischen Studien machte er in Marburg, wo er sich ganz besonders mit der vaterländischen Geschichte beschäftigte. Als Hofmeister begleitete er 1730 einen Grafen von Seibelsdorf nach Gießen, dann machte er eine Reise nach Stockholm. Nach Kassel zurückgekehrt, wurde er 1735 zum wirklichen Regierungs-Archivarus ernannt. Nach dem am 18. Juli 1743 erfolgten Tode des Bibliothekars Johann Hermann Schminke erhielt er dessen Stelle als Bibliothekar, zugleich wurde er zum wirklichen Rathe und zum Inspektor über die mathematischen Instrumente und die Kunstkammer ernant. Sein Hauptwerk sind die Analecta Hassiaca, die von 1728—1742 in zwölf Kollektionen erschienen.

L. Z.

Heinrich I., das Kind. Unaufhörliche Kämpfe hatte der erste Landgraf zu bestehen, sowohl an den Grenzen seines Landes, wie in dessen Innern. Die mächtigsten Feinde Hessens waren die Erzbischöfe von Mainz, welche von dem aufstrebenden Lande eine Schmälerung ihrer Kirchengewalt, wie ihrer Einnahmen besorgten. Der kräftige und kriegerische Erzbischof Werner, ein Graf von Eppenstein, bedrängte besonders stark den Landgraf Heinrich, hatte auch den Kaiser Rudolf I. von Habsburg durch sein Zeugniß bewogen, des Reiches Acht über den Landgrafen auszusprechen, 1274. Als der Kaiser die Acht wieder von Heinrich nahm, 1277, ließ dennoch der unversöhnliche Erzbischof nicht von seiner Feindschaft ab. Er gewann Bundesgenossen und drang verheerend 1282 bis in die die Gegend von Fritzlar vor. In höchster Noth suchte der Landgraf Hilfe bei seinem Volke, er erließ einen Aufruf an das Land „alle hessichen Männer, die nur im Stande seien, ein Schwert oder einen Stecken zu führen, sollten sich zu ihrem Fürsten finden, ihm beizustehen!“ Da eilten von überall her die Getreuen herzu und bald war der Landgraf von einer Menge Bewaffneter umgeben. Der Erzbischof wollte sich zurückziehen, als er das überlegene hessische Volksheer anrücken sah, seine Stadt Fritzlar ließ ihn aus Furcht vor den Schrecken einer Bestürmung nicht herein und er mußte sich schleunig zu einem dem Landgrafen günstigen Friedensschlusse bequemen.

So hatte vor 600 Jahren das Vertrauen, welches der Landesherr in sein Volk legte, ihn gerettet. Es war das erste Mal, daß die gesammte Kraft aufgerufen wurde, der Landsturm; auch in der ganzen langen Folgezeit hat das hessische Volk stets treu zu seinen Fürsten gehalten.

Heinrich war zugegen, als Kaiser Rudolf im im Jahre 1292 die müden Augen schloß, er selbst ging nach einem mühseligem Leben im Jahre 1308 zur ewigen Ruhe ein.

v. St.

Unter den hessischen Landgrafen ragt Heinrich II., der Enkel Heinrich des Kindes, als ein Mann von herkulischer Leibeskraft und als stets siegreicher Kämpfer hervor. Er regierte von 1328 bis 1376 und führte den Beinamen der „Eiserne“. Diese Bezeichnung wird von einigen mit seiner eisernen Rüstung, die er stets trug, von anderen von seiner Stärke hergeleitet, die ihm innewohnte; soll er doch mit bloßer Hand ein Hufeisen zu zerbrechen und eiserne Rüstungen durchzuhauen im Stande gewesen sein. Auch sagt man von ihm, daß er am Hofe Eduards III. von England einen aus dem Käfig entkommenen Löwen erfaßt und festgehalten habe. Seine Feinde waren hauptsächlich die Bischöfe von Mainz, die Grafen von Nassau-Dillenburg, Ziegenhain, Wittgenstein und Solms. Auch mit Braunschweig, Paderborn und Münster war er in Fehde verwickelt. Aber aus allen Kämpfen ging er als Sieger hervor. Namentlich waren es die Mainzer, denen er zweimal entschiedene Niederlagen bereitete, in Folge deren die Besiegten die in Hessen von ihnen erworbenen Gerechtsame und Gebietstheile herausgeben mußten. Heinrich war außerdem ein guter Wirthschafter und kluger Regent. Er erwarb u. A. Spangenberg, Itter, Bilstein, die Hälfte von Schmalkalden. Hätte ihn nicht die Uneinigkeit mit seinen Brüdern, welche die versprochenen Jahresgelder nicht erhalten hatten, und die damals (von 1350—52) ausgebrochene Pest in seinen weiteren Unternehmungen gelähmt oder gehindert, so hätte er noch Größeres geleistet. Niemand wagte gegen ihn die Waffen zu ergreifen und so gefürchtet war er, daß die Chronisten sagten: „Hüte dich vor dem Landgrafen zu Hessen, willst du nicht werden gefressen.“

Zum Kapitel der Selbsthilfe. Daß die Selbsthilfe ehemals, im Gegensatze zu heute, doch unter Umständen privilegirt war, bekunden folgende Erlasse der hessischen Landgrafen.

In dem von Ludwig I. 1456 den Schustern und Löwern ertheilten Zunftbriefe heißt es:

„Vortmehr, wer den gemeldeten Schuewardten ihre Schue dieblich entrüge, dem möchten sie die Schue wieder nehmen inwendig ihren Bänken und möchten ihn schlagen mit Fäusten und mit Schuen unter den Bänken, daß er kaum genesen mag.“

Der von Landgraf Hermann (1376—1413) den Bäckern zu Homburg in Hessen im Jahre 1398 gegebene Zunftbrief besagt:

„Ob Ihn Ihr Brod eines oder mehr gestohlen würde, das möchten sie wieder nehmen und schlagen den mit Fäusten und raufen ihn mit seinen Haaren und züchtigen ihn, und sollen uns oder niemand davon geben oder schuldig seyn.“

Ein Gleiches steht in dem Metzger-Zunftbrief zu Homberg von demselben Landgraf im folgenden Jahrhundert ertheilt.

In dem Zierenberger Bäcker-Zunftbrief heißt es:

„Entwendete auch einer aus Vermessenheit einem Bäcker sein Brod oder Wecke in diebischer Weise, demselben mögen sie es wieder nehmen und dem Thädter eine gute Haarfusche oder Backenstreich zum Tranckgeld geben,

Schw.

## Nekrolog.

Heute schon, in der ersten Nummer unseres Blattes, müssen wir eines Hingeschiedenen gedenken, der dem „Hessenland“ seine warme Theilnahme gewidmet hatte, des am 21. October verstorbenen Lehrers Wilhelm Wolf in Kassel. Geboren in Balhorn (Kreis Wolfhagen), im Jahre 1856 wandte er sich dem Lehrerberufe zu, in welchem er seine volle Befriedigung fand. Wenn er aber in der treuen und begeisterten Erfüllung seiner Pflichten seine Lebensaufgabe erblickte, so suchte er anderseits Erholung in der beständigen Fortbildung seiner geistigen Anlagen. Schon frühe warf die Poesie ein verklärendes Licht auf sein Dasein und vor einem Jahre veröffentlichte er ein Bändchen „Gedichte“, das trotz mancher ungereifter Versuche von poetischer Begabung zeugte. Und bei dem eifrigen Drang, vorwärts zu kommen, der Wolf beseelte, ist nicht zu bezweifeln, daß sein poetisches Streben noch schönere Früchte gezeitigt haben würde. Das „Hessenland“ zählt ihn mit zu seinen ersten Freunden; er wohnte den Besprechungen, die zu der Gründung des Blattes führten, bei und wandte ihm seine volle Theilnahme zu. In unseren Händen befindet sich eine Anzahl seiner letzten Gedichte, die er uns zur Verwendung übersandte; wir werden einige derselben gelegentlich mittheilen. — Wolf starb nach nur dreitägigem Krankenlager am Scharlach und hinterläßt eine Ehefrau und zwei unmündige Kinder. Er war ein treuer Vater und Gatte, ein guter Kamerad! R. i. p! S.

## Hessische Bücherschau.

Eine sehr bemerkenswerthes literarhistorisches Werk ist „Schillers Jungfrau von Orleans, neu erklärt von Dr. G. F. Eysell, k. Gymnasialdirektor a. D., Hannover. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior 1886.“ Es dürfte wohl kaum — schreibt der fachkundige Kritiker der „Fuld. Ztg.“ — eine dramatische Dichtung in der deutschen Literatur geben, welche sich zur Lektüre an höheren Lehranstalten in so hohem Grade eignet, als Schillers Jungfrau von Orleans. Bezüglich der Auffassung und Erklärung sowohl im Ganzen wie im Einzelnen sind bekanntlich von der Kritik mancherlei Fragen aufgeworfen, Bedenken erhoben und wirkliche oder vermeintliche Schwierigkeiten aufgefunden; aber der Verfasser weiß sie alle in befriedigendster Weise gründlich zu beantworten und zu lösen. Wir begrüßen seine Arbeit als die reife Frucht liebevollster Hingabe an den Dichter, gründlichen Nachdenkens und fleißigen Studiums, und sind überzeugt, daß das warm und sorgfältig geschriebene Werk in betheiligten Kreisen wohlverdiente Anerkennung finden wird. — Wir fügen hinzu, daß der Verfasser, einst Gymnasialdirektor in Hersfeld, dem Studium der Jeanne d'Arc ein ganzes Leben gewidmet hat. S.

Johann Lewalter veröffentlicht in dem Verlag von Paul Voigt, Kassel und Leipzig, wieder mehrere Tonschöpfungen, welche wir unserem Leserkreis empfehlen. In erster Linie wollen wir eines Gegenstückes zu den vor einiger Zeit erschienenen Klavierstücken „Aus Wintertagen“ Erwähnung thun. Die neue Komposition, welche den Titel „Aus Sommertagen“ führt, bringt eine Reihe die Sommerzeit in gedankenreicher Weise schildernder, den kindlichen Sinn belebender Melodien. Die einzelnen Stücke betiteln sich: „Mairegen“, „Unter der Dorflinde“, „Leiermann“, „Glühwürmchen am Johannistage“, „Vöglein im Walde“ u. s. w. — Die neuen Lieder „Vöglein im tiefen Wald“ (op. 10 für Sopran, „O, lieb so lang du lieben kannst“ (op. 13 Nr. 1 für Sopran und Alt und „So laß mich sitzen ohne Ende“ für Sopran oder Tenor, lassen erkennen, daß der Komponist sich voll und ganz in den Text der Dichtungen versenkt hat. „Vöglein im tiefen Walde“ von Oskar von Redwitz spricht nicht nur in seinem musikalischen Gewande sehr zu Herzen, sondern ist auch, was Begleitung und Stimmlage anlangt, für jede Sopranstimme ein leicht zu singendes Lied. Die letzten beiden Lieder, Gedichte von Freiligrath, zeichnen sich ebenfalls durch gefühlvolle Melodien und klare Harmonisirung aus. Wir sind der Ueberzeugung, daß sich die genannten Gesangs-Kompositionen schnell einen großen Kreis von Freunden erwerben und sich wohl bald Eingang in den Konzertsaal verschaffen werden. — Außerdem wollen wir noch erwähnen, daß in demselben Verlage ein Tonstück Lewalters: Präludium und Fuge (dreistimmig für Klavier. op. 8) erschienen ist, welches den durchgebildeten Musiker in hervorragender Weise erkennen läßt H.

## Briefkasten.

A. Kassel. Wie aus unserer Abonnements-Einladung zu ersehen, erscheint das „Hessenland“ in der Stärke von $1^1/_2$ Bogen. Wir mußten eine Probe-Nummer von 2 Bogen ausgeben, weil in dieser eine Theilung der Aufsätze nicht thunlich war.

Herrn H. H. Kassel. Besten Dank für Ihre freundliche Zusendung.

M. in B. bei Marburg. Gern nehmen wir mundartliche Beiträge entgegen, da die Pflege der Dialektdichtung nicht zum letzten in den Kreis unserer Bestrebungen gezogen ist.

H. H. in Marburg. Sehr erwünscht.

Dr. B. in F. Sehen baldgefälliger Mittheilung mit Spannung entgegen. Gruß.

R. Seb. Wanfried. Wir haben Ihr Büchlein mit Interesse gelesen und werden darauf zurückkommen.

Abonnent, Hanau. Wir sind Ihnen wie allen Freunden selbstverständlich dankbar, wenn Sie das „Hessenland“ in Ihren Kreisen empfehlen wollen. Einzelnummern stehen in der gewünschten Zahl zu diesem Zwecke zur Verfügung.

K. Z. Eichen. Die gewünschten Probenummern werden Sie erhalten haben. Ihren freundlichen Brief werden wir in den nächsten Tagen beantworten. Für den zugesandten Artikel besten Dank.

G., Berlin. Ihr Wunsch wird schon in einer der nächsten Nummern erfüllt werden.

Verantwortlicher Redakteur F. Zwenger. Druck und Verlag von F. Zwenger in Kassel.

Kassel. № 2. 15. Januar 1887.

# Hessenland.

## Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.



## Einladung zum Abonnement.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, am 1. und 15. jeden Monats, in dem Umfange von $1^1/_2$ **Bogen** Quartformat.

Den Zweck unserer Zeitschrift, die Ziele, die sie verfolgt, haben wir bereits in dem von uns verbreiteten „Aufrufe“ eingehend dargethan. Unter Hinweis auf den Inhalt des letzteren wiederholen wir hier nur, daß es die Hauptaufgabe unseres Blattes sein wird, den hessischen Sinn wachzuhalten, die Anhänglichkeit an die engere Heimath zu kräftigen. Das „**Hessenland**“ soll allen geistigen Interessen Hessens gewidmet sein. Eine große Anzahl namhafter hessischer Gelehrter und Schriftsteller hat unserer Zeitschrift freundliche Unterstützung und Mitwirkung zugesagt.

Der Abonnementspreis des „**Hessenland**“ beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, sowie unter Streifband oder durch den Buchhandel bezogen werden; hier in Kassel nimmt der unterzeichnete Redakteur, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungs-Preisliste findet sich das „**Hessenland**“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.

Die Redaktion: F. Zwenger.

## Die Hessensage.

Der Hessenwald steht kahl und herbstgelichtet,
Im Sturme sank ihm seine grüne Pracht;
Den Gipfel starr in's Wolkengrau gerichtet,
So harrt er schweigend auf die Winternacht.

Still bin ich durch's verwelkte Laub geschritten,
Ein Blättermeer umrauschte meinen Fuß;
Dem Nebel trotzend ward der Pfad erstritten: —
„Schlaf wohl, mein Wald!“ rief ich zum Scheidegruß.

Und horch! kaum ist das Abschiedswort verklungen,
Da knistert's im Gebüsche, dicht am Teich,
Und vor mir steht, vom Mantel grau umschlungen,
Ein ernstes Weib, das Antlitz faltenreich.

„Was klagst du, armes Wesen flücht'ger Tage?“
So sprach das Weib, „erscheint der Wald dir kahl?
Ich bleibe ihm; ich bin die Hessensage!
Doch unverstanden schweif' ich durch das Thal.

Du trauerst um des welken Laubes Rauschen,
Mich aber könnt ihr ruhig welken seh'n;
O dürft' ich reden, ha! Ihr solltet lauschen!
Wie manchen Helden ließ' ich auferstehn'n.

Weh mir! im eig'nen Land bin ich vergessen,
Erblinden sah ich meiner Perlen Zier;
Kein Weckruf bricht mir Bahn in meinem Hessen,
Und Niemand trägt begeistert mein Panier.“

Da rief ich jauchzend: „Sei von Leid genesen!
Ob uns mit Recht dein herber Tadel trifft, —
Wir wollen fürder deine Worte lesen
Und suchen deiner Hände Runenschrift!“

Ein frohes Leuchten klärt des Weibes Züge,
Sie reckt den Arm hin über's Hessenland,
Daß es den Zauber ihres Segens trüge;
Sie sah mich freundlich an und sie entschwand.

Wohlan! der Hessen Sage ist gewonnen;
Sie will erschließen ihren reichen Hort.
Ein frischer Quell entspringet ihren Bronnen,
Im „Hessenland“ da wirkt ihr Zauber fort.

M. F.



# Kasseler Zeitungen im vorigen Jahrhundert.

Von

**W. Rogge-Ludwig.**

(Schluß).

Bei dem Ausspielen von Gegenständen war eine Einrichtung üblich, welche die Sache gemüthlicher machte, als es jetzt der Fall ist. So wird u. A. angezeigt:

„Den 15. hujus soll auf der Ober-Neustadt bei Herrn Weinhändler Müller eine gantz neue sehr schöne tabatiere, so inwendig verguldet, mit einem schönen portrait verspielt werden. Der Einsatz ist 16 albus. Der Einsetzer giebt jedem Spieler ein Viertel Maß guten Rheinwein, der Gewinner aber giebt einen Thaler für Wecken und Butterbretzeln." Ferner: „Es soll Mittwochen den 22. Juli bei dem Caffetier Herrn Roeder am Neuen Thore N. M. 4 Uhr ein sauberes schwarzes aus dem Duisberger Wald gefangenes wildes, nun mehr zahm gemachtes kleines Pferdchen ausgespielt werden. Der Einsatz ist ½ Thlr. Es soll dabei mit Caffée, Thée, Pfeifen und Taback ohne Entgeld aufgewartet werden." —

Bei den Personen, welche Diener suchen, oder sich als solche anbieten, wird immer besonders hervorgehoben, daß der betreffende Diener Perüquen und Haare wohl akkomodiren kann. Zu den Stellen eines Kammerdieners oder Laquaien melden sich Leute, die sich auch noch auf andere Kenntnisse berufen. Johannes Hunoldt offerirt seine Dienste als Laquai mit dem Bemerken, daß er gut schreiben könne und sein Latein verstehe. „Ein Student suchet bei einer Fürst- oder Gräflichen Herrschaft Kammerdiener, Laquai oder Schreiber zu werden." „Ein studiosus theologiae suchet Condition zu Informiren oder als Kammerdiener, welcher in Humanioribus, Arithmeticis und Musicis exerciret."

Von dem damaligen Zustande der Wege giebt uns die Mittheilung folgenden Unglücksfalls einige Andeutung:

„Am 26. Delember (1731) ist eine sehr hagere, schwächliche, unbekannte Weibsperson, mit lauter elenden Lumpen bedecket, nahe bei dem Dorfe Maden in einem sehr bösen Wege todtgefunden worden, wobei man deutlich wahrnehmen können, daß sie sich eine ziemliche Zeit lang in dem kothigen Wege muße gewehrt haben."

Ueber die Preise der Lebensmittel in Kassel vor 150 Jahren geben die wöchentlich veröffentlichten Brot-, Fleisch- und Wildprettaxen amtliche Auskunft. Danach bekam man durchschnittlich für vier Heller 15 bis 17 Loth Wecke, für 1 albus 2 Pfd. 10 Loth Brot. Das Pfund Fettochsenfleisch kostete 20 Heller, Stierenfleisch 16 Heller, Kalbfleisch 12, Schweinefleisch 19, Hammelfleisch 12 bis 16 Heller. Ein Auerhahn kostete nach der Wildpretstaxe 1 Thlr., ein Phasan 21 albus 4 Heller, eine Schnepfe 2 albus 8 Heller, ein Dutzend Lerchen 4 albus, ein Hase 10 albus 8 Heller, ein Reh 1 Thlr. 10 albus 8 Heller, ein Frischling 1 Thlr. bis 1 Thlr. 8 albus. Im Einzelnen kostete das Pfund Roth- oder Damwild 1 albus.

Kartoffeln erschienen als große Seltenheit nur bei festlichen Gastereien.

Aus einer Anzeige der Madame Mary geht hervor, daß der Unterricht damals noch sehr billig war. Dieselbe macht jedermann zu wissen, daß sie künftigen Montag eine Schule will anfangen, worin sie die Kinder perfect lesen,

schreiben und französisch sprechen, auch die Psalmen-Melodie nebst etlichen Sorten Arbeiten lernen will. Wöchentlich giebt jedes Kind 2 albus.

In Beziehung auf die Kunst findet sich in den ersten Jahrgängen der Zeitung nur eine das Theater betreffende Anzeige vom 3. September 1731 folgenden Inhalts:

„Es werden die Sächsischen Comoedianten heute N. M. praecise um 4 Uhr auf dem Neuen Bau (Stadtbau) den Anfang machen, und können sich Liebhaber da einfinden."

Von den Leistungen dieser Künstler ist nichts bekannt, ebensowenig von dem Auftreten anderer Schauspielergesellschaften während der Regierungszeit Friedrich I., wenn auch wohl anzunehmen ist, daß in dieser Zeit Wandertruppen eines Förster, Ludovici u. A. in Bretterbuden in Kassel Vorstellungen gegeben haben. Ein Schauspielhaus war noch nicht vorhanden. Es war nach der glänzenden italienischen Oper unter Landgraf Karl und vor dem Glanze des théâtre français eine sehr trübe Zeit für das Theater.

Unter dem Articul „Neue Sachen" enthält die Zeitung nur die Beschreibung der Festlichkeiten, namentlich der Illuminationen, welche die Städte Kassel, Hofgeismar, Rinteln, Marburg veranstaltet hatten, als der neue Landesherr, Friedrich I., im Jahre 1731 zum ersten Male als solcher in seinem Stammlande eingetroffen war.

Im folgenden Jahre wird wieder nur eine Ausnahme gemacht mit:

„Kurtze Beschreibung des Ein- und Auszugs der Salzburgischen Emigranten."

Der Articul beginnt:

„Demnach der Verleger wahrgenommen, daß bishero die Ausländische Nachrichten dem Publico nicht mißfallen, wie die um die Lehre des Evangelii vertriebene Salzburger hin und wieder unter denen Protestanten aufgenommen worden; als hat er nicht ermangeln wollen, dem geneigten Leser durch einen Anhang eine zuverlässige Notiz von allem demjenigen, so allhier bei dieser Leute Ein- und Auszug passiret ist, zu communiciren." Es heißt dann weiter: „Kaum lieff die sichere Nachricht ein, daß ohnfern Cassel den 16. hujus (Mai) Vormittags 238 Emigranten an Männer, Weiber und Kinder angekommen seien, gingen die Gemeinde-Bürgermeister ihnen bis an die Stadt-Grentze entgegen, empfingen dieselbe in Christlicher Liebe und führten sie Paar-Weiße durch die Stadt auf den Neuen Bau, in welcher Prozession sie allerhand gottseelige Lieder anstimmten, um dem Allerhöchsten für die ihnen auff ihrer Reyse bishero erzeigte ohnverdiente Gnade hertzinniglich zu danken. Inzwischen hatte Burgermeister und Raht die löbliche Veranstaltung gemacht, daß die um der Evangelischen Religion halber vertriebene Gäste durch Gilden, Zünffte und Gemeine Bürgerschaft daselbst zu Mittag mit allerhand convenablen Speysen und Tranck versorgt wurden, wozu eine milde Hand den nöthigen Wein verehrte." Nach der weiteren Erzählung wurden dann die nach dem Worte Gottes seufzenden Christen in voriger Ordnung auf die Rennbahn geführt, wo der lutherische Prediger Magister Schlosser bei einer volkreichen Versammlung hohen und niederen Standes über Lucas XI, v. 38 „Fürchte dich nicht du kleine Heerde, dann es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben" eine erbauliche Predigt hielt. Die Emigranten marschirten dann auf den Neuen Bau zurück, wo sie abermals mit Speise und Trank, auch dem Nachtlager versehen wurden.

Es wurden dann ansehnliche Liebesgaben an Geld, Linnen, Geräthe und anderen nöthigen Sachen rühmlicher Weise unter diese bedrängten Christen ausgetheilt. „Selbst die hiesige Judenschaft wurde zum Mitleyden bewegt und steuerte reichlich an diese arme Exulanten, sich hierbey erinnernd des ehemaligen Auszugs der Kinder Israels aus Egypten."

Einige führten Bibeln, andere Joh. Arndt's u. dgl. geistliche Schriften bei sich und schon Erwachsene hatten ABC-Bücher und schämten sich nicht, selbst in ihrem Alter das Lesen zu lernen, zu täglicher Förderung ihrer Erkenntniß in Göttlichen Geheimnissen. Gegen ihre harte Verfolger hörte man nicht das geringste Schmähwort ausgießen, sondern sie gaben eine innerliche Vergnügung und Zufriedenheit an den Tag,

daß sie nunmehro völlige Gewissens-Freiheit erhalten, wogegen sie den Verlust ihrer Verwandten, Freunde und zeitlicher Habseligkeiten nichts achteten.

Nachdem nun diese Emigranten ein ansehnlich viaticum von der gnädigsten Herrschaft erhalten, (nach Piderit, Geschichte von Cassel, 1000 Thaler) brachen sie den 17. hujus nach eingenommenem Frühstück auf nach dem Hannöverschen, wohin ihnen für Bagage, Kranke und Kinder Dienstwagen geliefert wurden.

Im Auszuge begleiteten sie die Bürgermeister und Magister Schlosser bis zum Siechenhof. Hier wurden ihnen die Liebesgaben ausgetheilt, worüber sie dergestalt gerührt wurden, daß sie nicht wußten, wie ihnen geschah; sie sagten, es ginge ihnen sehr nahe, daß sie so viel Gutes von uns empfingen, sie wollten für uns beten.

Nachdem Magister Schlosser noch eine Anrede an sie gehalten über „Sey getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben" setzten sie den Weeg nach Münden fort.

Am 5. Juni 1733 sind durch das Neue Thor wieder 860 Emigranten mit dem Komissarius de Haas hier durchgekommen. —

Diese Policey- und Commercienzeituug, welche in dem von 1821 bis 1866 erscheinenden Wochenblatt ihre Fortsetzung fand, ist bis zum Jahre 1769 die einzige in Kassel erscheinende Zeitung geblieben. In diesem Jahre wurde hier die erste Zeitung politischen Inhalts „die Fürstlich Hessen-Casselsche Staats- und Gelehrten-Zeitung", in den ersten 3 Jahren unter dem Namen „Hessen-Casselsche Zeitung", mit Unterstützung des Staats-Ministers Freihern Waitz von Eschen von dem Professor Joh. Rudolph Anton Piderit herausgegeben. Von 1792 bis 1806 führte sie den Namen Hessische Zeitung. Die letzte Nummer erschien am 28. Oktober 1806 und brachte die Anzeige des Gouverneurs von Berlin vom 8. October: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben." Von 1813 bis 1866 erschien die Zeitung als „Casselsche Allgemeine Zeitung". Gedruckt wurde sie während der ganzen Dauer ihres Bestehens mit geringer Unterbrechung in der „Hampe'schen Druckerei.

Das Bedürfniß nach politischen Neuigkeiten war im vorigen Jahrhundert noch nicht groß, da die Zeitung wöchentlich nur viermal auf einem halben, zuweilen sogar nur auf einem Viertelbogen erschien. Es war dies selbst in den neunziger Jahren der Fall, zu einer Zeit, in der es an wichtigen Nachrichten gewiß nicht fehlte. Die Mittheilungen aus anderen Orten gelangten allerdings oft erst zur Kenntniß des Publikums, als die Sachlage sich schon wieder vollständig verändert hatte. Im Jahre 1771 theilt die Zeitung eine wichtige Nachricht aus Konstantinopel vom 17. April am 6. Juni, und eine solche aus Cairo vom 13. März am 31. Mai mit. Nachrichten aus Berlin erschienen nach 8 Tagen, aus Venedig nach 3 Wochen, aus Petersburg nach 4, aus Lissabon nach 5 Wochen, aus Paris nach 10 bis 14 Tagen. Von der am 21. Januar 1793 erfolgten Hinrichtung Ludwig XVI. erhielten die Leser der Zeitung die erste Kunde am 2. Februar.

Die Nachrichten von der Theilnahme der Hessischen Truppen an dem Feldzuge in der Champagne beschränkten sich auf die von deren Ankunft auf französischem Boden und deren Wiedereintreffen in Koblenz, sowie auf die Abreise des Landgrafen zu seinen Truppen und dessen Wiederankunft in Kassel. Nachdem die Zeitung am 19. October letztere gemeldet, brachte sie beinahe 14 Tage später die Nachricht, daß er die Armee verlassen habe. Die Mittheilungen aus Hessen beschränkten sich überhaupt durchgängig auf Ankunft und Abreise fürstlicher Personen. Von Interesse dürfte wohl eine Mittheilung sein über die Verhältnisse des Bades Hofgeismar unter Landgraf Friedrich II. In der Nummer vom 10. und 11. Juni 1771 wird nämlich geschrieben:

„Se. Hochfürstliche Durchlaucht, Landgraf Friedrich wird sich am 8. Juli nach Hofgeismar begeben. Dem Verlaut nach werden sich in diesem Jahre bei demselben viele fremde Kurgäste einfinden, welche sich an diesem Orte auf einen vorzüglich vergnüglichen Aufenthalt sichere

Rechnung machen können. Seine Hochfürstliche Durchlaucht werden nicht unterlassen, den sich daselbst aufhaltenden Kurgästen alle nur möglichen Arten von Vergnügen und Belustigungen zu zu verschaffen; wie dann zu diesem Ende die französische Truppe bereits befehligt worden ist, Höchstdenselben zu dieser Zeit nach Hofgeismar zu folgen. Außer denen sonst daselbst gewöhnlichen und vorzüglichen Recreationen werden die Fremden durch aufzuführende Schauspiele, von der Fürstlichen Kapelle gegebene Concerts und mehr andere Belustigungen, solche zu ihrer Erholung diensame Arten sich zu vergnügen finden, die sie anderwärts vergeblich suchen dürften. Diejenigen, denen es hierum weniger, als um ihre Gesundheit zu thun sein möchte, finden hier ebenwohl alles, was sie in solcher Absicht nur wünschen mögen. Wir berufen uns in diesem Stücke auf das Schreiben eines auswärtigen fränkischen Arztes, welcher ebenso berühmt, als in seinem Urtheil über die Brunnen und Bäder in Deutschland zu unseren Zeiten für klassisch gehalten wird. Dieser rechtfertigt durch seine Erfahrung, Geschick- und Unparteilichkeit völlig unser Angeben."

Dieser Arzt schreibt:

„Ich habe schon vorhin sehr beträchtliche Erfahrungen von den herrlichen Wirkungen des Bades zu Hofgeismar gehabt, bin daher nachgehends durch die mit demselben angestellte sehr genaue Untersuchung überführt worden, daß Hessen an diesem Bade einen wahren Schatz besitzt, welcher gewiß mit allen andern um den Vorzug streitet. Es würde zu weitläufig fallen, wenn ich in einem Schreiben alle die Beschwerlichkeiten und Krankheiten mit Namen anführen wollte, wider welche dasselbe ein sicheres Mittel an die Hand giebt. Soviel kann ich aber überhaupt versichern, daß **kein andres Bad, welches mir bekannt ist, ein mehreres als dieses und in manchem Zufall dieses ein mehreres, als jenes leisten wird.** Durch Landesväterliche Vorsorge ist dieser Schatz Hessens nicht nur erhalten, sondern auch dergestalt verschönert und ausgezieret worden, daß er bereits **jetzt alle andern Orte wo man dergleichen Hülfsmittel sucht, weit hinter sich läßt.**"

Wie besucht damals das Bad Hofgeismar war, ergiebt die Kurliste vom 22. August 1771, nach welcher bis dahin 438 Kurgäste sich dort eingefunden hatten. —

Eine bedeutende Aenderung in dem Kasseler Zeitungswesen riefen in diesem Jahrhundert zunächst die Ereignisse in den Jahren 1806, 1830, 1848 und 1866 hervor. Eine größere Anzahl Zeitungen entstand und verschwand wieder mit Aenderung der politischen Zeitumstände. In der gegenwärtigen Zeit, wo jede politische Partei ein Organ zur Vertretung *ihrer Parteiinteressen* für nöthig hält, ist dem deshalbigen Bedürfniß mehr als Genüge geschehen. Der gewaltige Fortschritt der Neuzeit hat auch hier, wie in so vielen andern Dingen, der früheren Anspruchs- und Bedürfnißlosigkeit ein Ende gemacht.

---

## Philippine Engelhard, geb. Gatterer.

Magdalene Philippine Gatterer erblickte am 21. Oktober 1756 zu Nürnberg das Licht der Welt. Sie war die dritte Tochter des berühmten Historikers Johann Christoph Gatterer, damaligen Lehrers am Gymnasium zu Nürnberg und Professors der Reichshistorie und der Diplomatik an dem dortigen Auditorium Aegidianum, einer Art Lyceum. Ihr Vater Gatterer war der Sohn eines Dragonerunteroffiziers, welcher in der kleinen Festung Lichtenau bei Nürnberg in Garnison stand. Der Wissenstrieb des jungen, am 13. Juli 1727 geborenen Johann Christoph Gatterer wollte dem in dürftigen Verhältnissen lebenden und von den Wissenschaften geringschätzig denkenden Vater nicht behagen; er hatte seinen Sohn für ein Handwerk bestimmt und suchte der Lernbegierde des eifrigen talentvollen Knaben auf jegliche Weise Einhalt zu thun. Hinter dem Rücken seines Vaters trieb jedoch der junge Gatterer seine Studien weiter, er zog sich zu diesem Zwecke auf den Boden zurück, hob aus dem Dache Ziegel aus, um sich das nöthige Licht zu verschaffen, und als er die Stadtschule in Nürnberg besuchte, übernahm er das Einheizen der Klassenzimmer, um Gelegenheit zu haben, jeden Morgen einige Stunden vor dem Unterrichte unge-

stört bei Licht und Wärme studiren zu können. Endlich gelang es den vereinten Bemühungen der Mutter und der Lehrer, welche letzteren die eminenten Fortschritte des jungen Gatterer nicht genug loben konnten, den Vater zu bewegen, daß er der Wahl seines Sohnes, sich der Gelehrsamkeit zu widmen, zustimmte. Der junge Gatterer bezog die Universität Altdorf, habilitirte sich dort nach absolvirtem Studium, als Privatdozent und wurde 1752 als Lehrer des Gymnasiums zu Nürnberg angestellt. 1759 erhielt er durch den hannoverschen Minister von Münchhausen den ehrenvollen Ruf, an des verstorbenen Professors Köhler Stelle, in Göttingen den Lehrstuhl für Geschichte und die verwandten Disciplinen zu übernehmen. Gatterer leistete diesem Rufe Folge und zählte bald zu den hervorragendsten akademischen Lehrern der Georgia Augusta.

Kaum drei Jahre alt war Philippine, als ihr Vater von Nürnberg nach Göttingen übersiedelte. Nach ihren Kinderjahren wurde sie von dem Vater wissenschaftlich und von der Mutter, Helene Barbara, geb. Schubert aus Nürnberg, zu strenger Häuslichkeit erzogen. Das außerordentlich glückliche Gedächtniß ihrer Eltern, der lebhafte Verstand des Vaters, der Witz und die frohe Laune der Mutter waren ihr Erbtheil und machten es ihr leicht, ihre poetischen Empfindungen in Verse zu kleiden. Niemand aber machte sie zum Vertrauten ihrer dichterischen Versuche, selbst ihre ältere Schwester nicht, mit der sie Zimmer und Lager theilte. Ein Zufall verrieth es endlich, und es nahm der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, Heinrich Christian Boje einige ihrer Gedichte unter dem Namen „Rosalia“ auf, wie sie uns selbst in dem, in der ersten Nummer unserer Zeitschrift mitgetheilten anmuthenden Gedichte, „Wie ich zur Dichtkunst kam“, erzählt. Der Hang, nur verstohlen zu schreiben, begleitete sie durch's Leben, und nie hat ihre Umgebung sie eigentliche Aufsätze verfertigen gesehen. Zwischen jeder Art von Geschäften, — so schreibt ihr Biograph A. von Schindel in seinem Buche „die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts“ — und als sie nachher ihre Kinder am Busen nährte, sie trug und pflegte, und in der Nacht vorzüglich, arbeitete sie selbst weitläufige Gedichte aus und schrieb sie endlich, sobald ihr ein wenig Einsamkeit gegönnt war, nieder. Der Lärm kleiner spielender Kinder störte sie nicht, nur die Gegenwart Erwachsener beängstigte sie. —

Ueber die Aufgabe, welche sich Philippine Gatterer als Dichterin gestellt, gibt dieselbe in dem Gedichte „Mein poetischer Lebenslauf“ Auskunft. Ist dieses Poem aus ihrer Jugend auch nichts weniger als formvollendet, so ist es doch immerhin charakteristisch. Wir lassen daher nachstehend einige Verse desselben folgen:

In Kinderjahren schon fühlt' ich Beruf zum Dichten
Und hohe Gluth in meiner Brust;
Kein Spiel, kein Puppentand konnt' ihn in mir vernichten,
Den Trieb zu edler, beff'rer Lust!

Las ich dann Dichter — Wie, dacht' ich, in lauter Reimen?
Und doch bemerkt man keinen Zwang! —
Und schon versucht' ich's selbst, am besten ging's in Träumen;
Denn wachend — dacht' ich nur Gesang.

Kaum wuchs ich auf und sah in mannigfachen Bildern
Die immer wechselnde Natur,
So seufzt' ich: Könnt' ich sie, wie meine Dichter schildern!
Doch noch blieb es beim Wunsche nur.

Schon wagt' ichs! — Unschuldsvoll sang ich geheime Lieder
Dem silbertönenden Klavier;
Sang edler Freundschaft Glück, und, kam der Frühling wieder,
Der Blumen sanft erneute Zier.

Jetzt ganz erwachsen — zwar mit wenig Reiz beglückte
Das Schicksal mich und mein Gesicht;
Unschuld'ges Lächeln war's, das Wang und Lippen schmückte,
Und zu gefallen sucht' ich nicht.

Doch fand ich, daß allein nicht Schöne nur gefallen,
Sah Männerherzen mir sich weih'n,
Ich hörte um mich her der Liebe Töne schallen,
Da stimmte sich die Leyer drein.

Nur werd' in süßes Gift ich nie den Pinsel tauchen,
Nie frischen Reiz der Wollust leih'n,
Nie heimlich glühend Feuer in junge Seelen hauchen:
Mein Lied sei, wie mein Leben, rein.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Der Edlen Beifall nur such' ich mir zu erwerben,
In denen Geist und Tugend wohnt;
Und wär's der Lieder Loos mit mir zugleich zu sterben,
Bin ich durch ihn genug belohnt. —

Im Sommer 1779 reiste Philippine Gatterer nach Kassel, um sich von dem berühmten Künstler Johann Heinrich Tischbein malen zu lassen. Es sollte nemlich dem Göttinger Musenalmanach das Brustbild der Dichterin als Schmuck beigegeben werden, so bescheiden auch Philippine selbst von ihrer Person dachte. Das Bild war sehr ähnlich, sie dankte dafür dem Künstler in einem sinnigen Gedichte. Anders verhielt es sich mit dem Kupferstiche; dieser, von der Hand eines Anfängers angefertigt, fiel grob, alt und verzerrt aus. Die Eltern der Dichterin wollten ihn unterdrückt wissen, doch das wollte die gutmüthige Philippine dem Kupferstecher nicht zu Leide thun, und lachend ließ sie das Bild in die Welt gehen. Bei Tischbein lernte sie den drei Jahre älteren Kriegssekretär Philipp Engelhard kennen, beide fühlten sich von inniger Zuneigung zu einander beseelt, der Philipp hatte seine Philippine gefunden und bald

wurden sie ein Brautpaar." Am 24. September 1780 fand die Verlobung statt, welche die Braut durch ein Gedicht feierte, und am 23. November wurde die Trauung in der Kirche zu Roßdorf bei Göttingen vollzogen. Wie glücklich die Ehe war, beweist Philippinens eigenes Geständniß: „sie habe in derselben ganz das Ideal, welches man ihr oft als übertrieben auszureden gesucht, wo Freundschaft und Liebe, Hochachtung und Vertraulichkeit sich vermengen, gefunden, sodaß sie ihre Ehe als das Vorzüglichste betrachte, was sie ihrer Dichtkunst zu danken habe." Und ihr Gatte, eine wegen seines Charakters, seiner Kenntnisse und seiner Berufstreue in Kassel hochangesehene Persönlichkeit, der Sohn jenes Regnerus Engelhard, der als Musterbild eines hessischen Beamten der damaligen Zeit angesehen wird, äußerte sich in ganz ähnlicher Weise über das Heil, das ihm seine Ehe gebracht. Philippine Engelhard wurde hier in Kassel bald eine der Unsrigen; wiederholt hat sie sich in ihren Gedichten dahin ausgesprochen, daß sie sich glücklich fühle durch ihre Verheirathung eine Hessin geworden zu sein, und daß sie ihre neue Heimath über alles liebe. Die zweite Sammlung ihrer Gedichte, welche 1782 erschien, widmete sie dem Landgrafen Friedrich II. mit folgendem schwungvollen Gedichte:

O daß an meiner Leser Spitze
Auch meines Fürsten Name glänzt!
Daß Friedrich, von dem Fürstensitze,
Die Dichterin mit Beifall kränzt!

Ihr waret schüchtern, meine Lieder,
Faßt Muth! Ihr seid geehrt genug.
Werft euch zu seinen Füßen nieder;
Gesammelt in dies kleine Buch.

Ja Fürst! an Deines Hessens Grenzen
Wuchs ich zur Sängerin empor.
Nur singen wollt ich, niemals glänzen,
Doch hörte mich manch lauschend Ohr.

Auch hört's ein Mann aus Deinem Lande,
Der Dienst und Herz geweiht Dir hat,
Und zog mich, durch der Liebe Bande,
In diese stolze Fürsten-Stadt!

Dein Kassel — es ist Deutschlands Ehre,
Durch Anmuth, Seltenheit und Pracht!
Du schätzest hoch der Musen Chöre
So kriegerisch Du stets gedacht.

Voll Hoffnung seh' ich es und schweige —
Und les' in Deinem Vaterblick,
Vor dem ich erfurchtsvoll mich neige,
Mein und der Meinen künft'ges Glück!

(Schluß folgt.)

## An Heinrich Koenig.

Gedicht von Franz Dingelstedt.

Der bekannte Romanschriftsteller Heinrich Koenig, unser hessischer Landsmann, war im Frühjahr 1840 als sog. „Zobelfänger" von Hanau nach seiner Vaterstadt Fulda versetzt worden. Dem bisher an der Finanzkammer beschäftigten Beamten und Nichtjuristen war die Stellung eines Secretärs am Fuldaer Obergericht übertragen. In Fulda traf er mit Franz Dingelstedt, welcher damals Lehrer am dortigen Gymnasium war, zusammen. Trotz der Verschiedenheit des Charakters und der Lebensauffassung herrschten doch zwischen beiden die freundschaftlichsten Beziehungen, welche in einem Gedichte von tiefer Empfindung wiederklangen, das Franz Dingelstedt an Heinrich Koenig richtete, als diesen der schmerzliche Verlust seines einzigen Söhnchens betroffen hatte. Man hat oft Dingelstedt den Vorwurf gemacht, daß ihm das Gefühlsleben fremd wäre, daß ihm die edleren Regungen des Gemüthes abgingen. Dieses Gedicht beweist das Gegentheil. Dasselbe findet sich nicht in der bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen Sammlung von Dingelstedt's Dichtungen, ist überhaupt nur sehr wenig bekannt geworden und da empfiehlt es sich denn, daß es der Vergessenheit entrissen werde. Hier ist es:

. . . Ne forte credas
Interiturum! . . .

Gib Sie zurück, die früh geknickte Blüte,
Ach! in des Lebens Kranz die liebste dir,
Daß sie der Erde Mutterschooß behüte
Besser, als du's im Stande warst und wir!
Sie schien zu zart, drum ward sie abgeschüttelt,
Der Märzwind griff sie kalt und tödlich an;
Doch wenn er auch an dir, dem Stamme rüttelt,
Steh' fest, mein Freund, bewähre dich als Mann!

Ich fühle mit, glaub' mir, was du verloren,
Ob gleiches Leid mich nie betroffen hat:
Das letzte Kind, so Liebe dir geboren,
Den Erben deines Namens, deiner That;
Er war dein Trost in ungeliebten Räumen,
Ein Glied der Welt, die deine Kraft gebar,
Und Dämmerstunden ließen herrlich träumen
Von seiner Zukunft, die auch deine war.

Ja, schäme dich der seltnen Zähre nimmer,
Sie rinnt aus Quellen tief und übervoll,
Ein Vaterherz bricht sich in ihrem Schimmer,
Und die Natur heischt lindernd ihren Zoll.
Ja, wein' ihm nach, wie aus des Himmels Schleiern
Ein leiser Thau wohlthätig niederfällt,
Und beug' das Knie, das Hochamt mitzufeiern,
Das Mond- und Lenznacht deinem Engel hält.

Doch dann, sowie verhüllt in ihrem Bauer
Die Nachtigall nur mehr und holder singt,
So sorge, daß aus deiner Frühlingstrauer
Sich siegreich auf die starke Seele schwingt.
Du bist Poet, ein Schöpfer unter Schmerzen,
Und hat der Tod dir eine Welt zerstört,
Ruf' eine neue auf in deinem Herzen,
Die dir und deiner Vaterlust gehört.

Der Dichter, weißt du, soll der Muschel gleichen,
Die, hart erkrankt, uns edle Perlen schenkt;
Und in die Stunden, just die thränenreichen,
Ist seiner besten Früchte Keim gesenkt;

Dir aber wandelt sich des Grams Meduse
Ja doppelt in ein mildes Leidensbild:
Ein treues Weib und eine treue Muse —
Welch' tröstend Paar, welch' zauberkräft'ger Schild!

So leg' denn auf das Särglein deines Knaben
Aus deinem Lorbeer ein geweihtes Blatt,
Und haben sie ihn draußen erst begraben
Bei Fremden und in fremder Lagerstatt,
Dann überziehe des Geliebten Bette
Der Mai und deine Dichtung immergrün,
Und aus des Kindes Staub laß um die Wette
Der Muse schönste Kinder um uns blühn!

Fulda, 30. März 1841.

Franz Dingelstedt.



# Antigone.

Von

H. Keller-Jordan.

(Schluß).

Bernhard blieb stehen und sah dem Freunde nach, bis er an der nächsten Straße verschwand. Die Erzählung hatte ihn seltsam bewegt. Hans Huber war eine Leuchte der Wissenschaft geworden, ein berühmter Mann — sonderbar und konnte Eva Bosse nicht vergessen! . . . Hans Huber war indessen weiter gegangen, den Regenschirm unter dem Arme. Die Sterne leuchteten hell über den Straßen und die kühle Luft trug auf ihren Schwingen balsamische Düfte. Hier auf diesem selben Wege hatte er vor Jahren die Spuren der blassen Frau verfolgt, bis er sie gefunden.

Eva Bosse! Für ihn trug sie nur diesen Namen! Ob er sie wohl noch einmal finden würde im Leben — oder ob das Elend sie dennoch in seinen Abgrund gezogen . . . . Er blieb unwillkürlich stehen und stöhnte laut. War es nicht doch nur Ihretwegen, daß er diese Stadt aufgesucht? Wie waren ihre Züge stolz und erhaben — trotz des Grames — als sie ihm auf dem einzigen Tische, den sie besaß, die Banknoten zurückschob, die er sie flehte von ihm anzunehmen — nachdem sie es abermals abgelehnt, sein Weib zu werden. — — — — —

Und als sie dann die Thräne bemerkte, die in seinem Auge zitterte — was sagte sie da?

„Laß mich Hans — ich habe mir das Glück Deiner Liebe in eitlem Wahne verscherzt — ich bin Deiner nicht werth — — — ich — ich muß meine Menschenwürde wieder finden — — oder vergehen.

Und als er sich ihr dann nahen — ihre Knie umklammern wollte — wie hatte sie sich da stolz und gebietend von ihm abgewandt.

„Du warst der Einzige, der mich immer verstanden hat, Hans — verstehe mich auch jetzt."

Weiter hatte sie kein Wort, aber ihre Lippen waren bleich und bebten.

Ich ließ sie in der kahlen Stube, mit dem siechen Kinde — allein mit dem Elende — dem sie einst entfliehen wollte. — —

Hans Huber hatte sich einen Augenblick, als bedürfe er des Haltes, an die Mauer des nächsten Hauses gelehnt. Ihm gegenüber hoben sich die Umrisse der gothischen Kirche in edeln Linien gegen den Sternenhimmel. Ein gekreuzigter Heiland in der Nische schien beinahe lebendig in der flackernden Beleuchtung der Laterne, deren Licht über der Dornenkrone flimmerte.

Hatte sie Kraft, Arbeit und Friede gefunden — Glück in unvergänglichen Dingen? Oder?

Es war ihm plötzlich, als habe er das müde Dulderangesicht da in der Mauer schon einmal

gesehen — schon einmal in schwerer Lebensstunde . . .

Er riß die Augen weit auf und richtete sie die Straße entlang bis wo sich die Häuser enger und enger aneinander drängten und die Menschen noch in so später Stunde hastiger, von Arbeit getrieben, aneinander vorüber eilten.

Die großen Schornsteine der Fabriken dort erschienen ihm Gespenster, die seinen Schritten folgten und seine Qual erhöhten.

Er zählte an den Fingern die Jahre ab, die ihr seitdem verstrichen waren — lange, einsame Menschenjahre — vielleicht in der engen Gasse dort, über deren düstere Dächer kaum ein erwärmender Sonnenstrahl drang.

Was war aus ihr und dem elenden Kinde geworden, das damals ihre Arme in verzweifelter Liebe umklammert hielten?

Während er in bequemem Wohlleben im Reiche der Geister geforscht und segensreiche Stunden durchlebt — hatte sie vielleicht gedarbt?

Er beflügelte seine Schritte, es drängte ihn vorwärts bis in die enge Straße hinein, in welcher der schwarze Rauch der Schornsteine seinen verpesteten Athem ergoß.

Er achtete nicht der Menschen, die an ihm vorübergingen, er wußte jetzt, daß dort an der Ecke, ganz am Ende, das Haus sein mußte, aus welchem er damals so schweren Herzens geschritten war — —

Da, gerade da, wo jetzt die große, schlanke Gestalt vor der verschlossenen Thüre stand, um zu öffnen.

Er trat näher; sein Herz jagte wild in der Brust.

Aus einem blassen, unvergessenen Gesicht sahen zwei Augen starr in die seinen.

„Hans, Du?"

Er vermochte nichts zu sagen, das Wort starb auf seinen Lippen. Seine Hand deutete nur auf das Riesengebäude da, in dem in dumpfem Brausen sich die Räder wälzten.

„Ja, dort, Hans", sagte Eva, die ihn verstand, „dort".

„Und Dein Kind?"

„Todt!"

„Und dort hast Du gearbeitet, Eva, alle die Jahre, und hast es ertragen?"

„Ich mußte wohl, es war mein Schicksal. Aber ich dachte dabei an Dich, Hans, daß Du eines Tages kommen würdest und daß ich Dir dann sagen könne, daß ich es jetzt wisse, wie das Glück keine Gemeinschaft habe mit Glanz und Reichthum, — wie es auch hier in der Gasse liegen könne, — dort zwischen den Schornsteinen, wenn ein schmaler Sonnenstrahl über das Pflaster huscht und die Steine vergoldet — in einer Erinnerung — einem Traume — einer Thräne. — — — — — — —

„Eva, liebe Eva." —

Sie wich zurück, schüttelte den Kopf und sah mit ihren tiefen Augen ernst und lange in sein Gesicht.

War es nicht doch vielleicht nur eine verblaßte Erinnerung — Mitleid, was ihn zu ihr getrieben?

Ihre Lippen zuckten und in ihren Augen loderte ein seltsamer Glanz.

Almosen? Die konnte sie auch heute nicht nehmen — heute noch weniger als damals.

Hans Huber sah in ihr edles, durchgeistigtes Gesicht und wußte nicht, was in ihr vorging.

Wenn sie ihn noch einmal von sich stieß? Er wandte sich ab.

Eva bemerkte, wie sich seine Brust hob und die Schultern bebten. Ein jäher Sonnenstrahl zuckte durch ihr Herz, licht und golden, als könne er allen erstickten Blüthen wieder Duft und Leben geben — — „Das Bewußtsein seiner Liebe."

Sie trat an ihn heran, legte ihre Hand sanft — so wie es ihre Art in glücklicher Zeit gewesen — auf seine Schulter und sagte weich, mit einer Stimme, wie er sie niemals gehört:

„Hans".

„Eva!"

„Hans laß mich Dein Weib sein!"

Hans Huber hielt sie an seinem Herzen. Ueber ihren Häuptern zuckte kein flimmerndes Licht, wie über der Dornenkrone des Erlösers, aber durch die feinen Wolken hatte sich jetzt der Mond gedrängt und übergoß sie mit stillem Glanze. —

Hans Huber blieb den nächsten Tag und auch noch die folgenden. Dann übergab er seine Braut dem Schutze Bernhard's und dessen Frau, um sie sich bald für immer in sein Haus zu holen.

---

# Lieder aus dem Exil.

Von Karl Preser.

I.

Zwar hab' ich hier noch nichts, mein Weib,
Nach kalter Reise dich zu pflegen,
Nichts, — wo du deinen müden Leib
Zur Ruhe könntest niederlegen.

Vier kahle Wände sonder Zier,
Ein Tisch, ein Stuhl und — stiller Frieden,
Ist Alles, was ich liebend hier
In fremdem Land vermag zu bieten.

Laß auf den Holzstuhl nieder dich
Und stütze auf den Tisch die Arme,
Und weil es kalt und winterlich:
Komm an mein Herz, an ihm erwarme!

Zwar schlummert sich's auf hartem Holz
Nicht wie daheim auf weichem Kissen,
Doch sei im Unglück groß und stolz,
Vergiß es gern, was mir vermissen.

Es sind ja noch die Kinder dein,
Für deren Ruh ich besser sorgte,
Sieh dort den umgelegten Schrein,
Den ich als Bett für sie erborgte.

So seid willkommen, Weib und Kind,
Auch im Exil lacht euch der Frieden.
Schreckt nicht vor Winters Sturm und Wind,
Mein Herz wird ew'gen Lenz euch bieten.

II.

Ich kenne ein Land, so reich und so schön,
Voll goldener Aehren die Felder;
Dort grünen vom Thal bis zu sonnigen Höh'n
Viel dunkele, duftige Wälder,
Dort hab' ich als Kind an der Mutter Hand
In Blüthen und Blumen gesessen,
Grüß Gott dich, du Heimath, du herrliches Land,
Herz Deutschlands, mein blühendes Hessen!

Vom Main bis zur Weser, zur Werra und Lahn,
Ein Land voll duftender Matten,
Dort glänzen die Städte in lenzigem Plan,
Heimstätte tapferer Katten.
Dort stand meine Wiege am Fuldastrand,
Dort habe die Welt ich vergessen,
Wenn an der Berge fernzeigendem Rand
Ich trunkenen Blickes gesessen.

Den Burgen und Schlössern mein sehnlicher Gruß
Den Höhen im Morgenstrahle,
Den Städten und Dörfern dicht vor meinem Fuß,
Den silbernen Flüssen im Thale!
Grüß Gott, wo ich einst an der Mutter Hand
In Blüthen und Blumen gesessen,
Grüß Gott dich, du Heimath, du herrliches Land,
Herz Deutschlands, mein blühendes Hessen!

III.

Ich hab' um meiner Seele höchstes Weh
In keinem Lied dem Herzen Luft gemacht,
Doch ist es mir seitdem, als ob ich steh'
In einem Dom von Engeln überdacht.

Gedanken um Gedanken ranken sich
Wie goth'scher Zierrath himmelhoch empor,
Wie Gottes Segen überströmt es mich,
Wie Harfenklang erklingts vom hohen Chor.

Da knie' ich dann allein im stolzen Bau
Und meine Seele fliegt dem Himmel zu,
Wohin ich lausche und wohin ich schau:
Winkt heil'ge Tröstung mir und stolze Ruh'.

Und diese Ruhe — sie ist ungetheilt
Mein Eigen wie mein unaussprechlich Weh;
O frage Niemand mich, wo ich geweilt,
Wenn ernst und stumm von ihrem Grab ich geh'.

---

## Aus alter und neuer Zeit.

An der Jahreswende beging seinen 70. Geburtstag ein berühmter Sohn unseres Hessenlandes, der Nestor der deutschen Physiologen, Professor Karl Friedrich Wilhelm Ludwig in Leipzig. Unseres Landsmannes auch hier zu gedenken, erscheint uns als Ehrenpflicht. Ludwig ist geboren den 29. Dezember 1816 zu Witzenhausen. Er studirte Medizin in Marburg und Erlangen. Als Student hat Ludwig das seltene Beispiel gegeben, daß man als Corpsbursche die Freuden des Studentenlebens vollständig genießen und dabei sein Studium eifrig und erfolgreich betreiben kann. Während er in seinen ersten Semestern hervorragendes Mitglied des angesehenen Corps Guestphalia gewesen war, hatte er es sich noch gegen Ende seiner Studienzeit zur Aufgabe gestellt, den bei den damals bestehenden Verbindungen etwas ausgearteten Ton durch Stiftung eines neuen Corps mit feinerer Richtung zu heben. Durch Stiftung des jetzt noch blühenden Corps Hasso-Nassovia im Jahre 1839, dessen Ehrenmitglied er ist, hat er seinen Zweck erreicht und sich dadurch um das Marburger Studentenleben sehr verdient gemacht. In seinem 26. Lebensjahre habilitirte er sich als Privatdozent an der heimathlichen Universität Marburg, die ihn 1846 zum Professor der vergleichenden Anatomie beförderte. 1849 folgte er einem Rufe nach Zürich, wo er 4 Jahre thätig blieb. 1855 bestieg er den Lehrstuhl der Physiologie am Josefinum in Wien, 10 Jahre später nahm er eine Berufung an die Universität zu Leipzig an, wo er jetzt noch wirkt. Ludwig ist wie Virchow, du Bois, Traube, Brücke, J. Meyer, Lieberkühn ein Schüler von Johannes Müller. Ein Hauptverdienst Ludwigs ist das Heranziehen der Physik und Chemie in den Dienst der Physiologie, der Erforschung des Lebens und die Zuratheziehung des Experimentes. Wenn es über-

haupt kein Gebiet giebt, auf welchem sich an Ludwigs Namen nicht wichtige Entdeckungen und Forschungen knüpfen, so ist sein Hauptschaffensfeld doch die Lehre vom Blute und dessen Kreislauf, auf welchem Gebiete seine Entdeckungen von fundamentaler Bedeutung gewesen sind. Wir nennen seine Arbeiten über die Druckschwankungen in dem Gefäßsystem, über die Resorption und die Anfänge der Lymphgefäße, über den Gasaustausch und die Bestimmung der Spannung der Blutgase ꝛc. Die Wege und Mittel, hier Neues zu ergründen, sind zumeist von L. erfunden und erdacht, so die Quecksilberluftpumpe, das Kymographion, die Stromuhr u. A. Von seinen übrigen Forschungen sind weiter als hervorragende zu nennen die Theorie der Harnbildung in der Niere, die Untersuchungen über die Speichelausscheidung (die Entdeckung des direkten Nerveneinflusses auf die Drüsenzellen der Sekretionsorgane). Sein Hauptwerk ist das große zweibändige Lehrbuch der Physiologie; die zahlreichen anderen wissenschaftlichen Veröffentlichungen finden sich in Fachzeitschriften zerstreut. Als besonderes Verdienst rechnen wir es dem berühmten Gelehrten an, daß er nicht verschmäht hat, seine für jeden Gebildeten hochinteressante und für jeden Menschen so überaus wichtige Wissenschaft auch den Laien in mehreren Beiträgen in der „Gartenlaube“ u. a. Zeitschriften zugänglich zu machen. — Möge dem greisen Gelehrten noch lange vergönnt sein, in ungetrübter Kraft des Körpers und Geistes zu wirken zum Segen der Wissenschaft. A.

Am 6. Januar 1887 feierte der weit über das Hessenland hinaus bekannte, in Homberg lebende Orgel-Komponist Dr. Wilhelm Volckmar seine goldene Hochzeit, nachdem er vor nicht langer Zeit sein 50 jähriges Dienstjubiläum festlich begangen hatte. Volckmar wurde am 26. December 1812 zu Hersfeld geboren. Sein Vater, der in Rinteln Gymnasiallehrer war, unterrichtete den begabten Knaben vom achten Jahre an im Orgel- und Klavierspiel, sowie im Kontrapunkt, sodaß Volckmar, nachdem er das Gymnasium zu Rinteln mit Erfolg besucht hatte, bereits 1835 als Seminar-Musiklehrer in Homberg angestellt werden konnte. Hier entstanden die meisten seiner Tonschöpfungen. Trotz einer angestrengten Thätigkeit studirte Volckmar mit großem Fleiße immerwährend die Tonkunst, beschäftigte sich viel mit Geschichte und Philosophie der Musik und drang vor Allem in die Tiefen der Kirchenmusik ein. Dieses außerordentliche Streben sollte der Quell einer großen Anzahl herrlicher Kompositionen werden, welche zum Theil weit über Deutschland bekannt geworden sind. Am beliebtesten sind wohl seine Choral-Bearbeitungen, während sein bedeutendstes Werk, eine bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienene Orgelschule dafür Sorge trägt, daß Volckmars Name noch in späten Zeiten genannt werden wird. An Auszeichnungen konnte es bei einem Künstler, wie Volckmar, natürlich nicht fehlen; die Universität Marburg übersandte ihm das Diplom als Ehrendoctor der Philosophie, bedeutende Künstlergenossenschaften erwählten ihn zum Ehrenmitglied, auch beschenkten ihn der König von Württemberg, sowie der Herzog Ernst zu Coburg mit der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft. Möchte es dem greisen Tonkünstler vergönnt sein, noch lange in seinem Homberg fröhliche Tage verleben zu können. — L.

Wie alljährlich seit dem Hinscheiden des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, so war auch in diesem Jahre, am Sterbetage, dem 6. Januar, das Grabmal desselben auf dem alten Friedhofe hier in Kassel reichlich mit Lorbeerkränzen und Bändern in den hessischen Farben, roth und weiß, geschmückt. —

Todesfälle. Am 3. Januar starb in Kassel in Folge eines Herzschlags der Oberlandesgerichts-Präsident, Geheimer Oberjustizrath Ludwig Friedrich Wilhelm Consbruch im Alter von 66 Jahren. In Hünfeld verschied am 3. d. M., nach längeren Leiden der Dechant und Stadtpfarrer Karl Engel, im 71. Lebensjahre und im 48. Jahre seines priesterlichen Wirkens. In Hanau starb an demselben Tage im Alter von 89 Jahren Kaufmann Louis Anton Pelissier, ein alter Achtundvierziger und Begründer der bekannten Manufakturwaaren-Firma. In Fulda verschied am 6. Januar im 80. Lebensjahre der Oberst z. D. Karl Emil von Apell, zuletzt Bataillons-Kommandeur im 3. kurhessischen Infanterieregiment. —

Am 14. Januar starb vor nunmehr 12 Jahren einer der hervorragendsten Militärschriftsteller Kurhessens, der Hauptmann a. D. Karl Renouard. Geboren am 2. März 1809 zu Kassel, Sohn eines hessischen Offiziers, damals Premierlieutenants im 1. westfälischen Linienregiment, machte der junge Renouard seine Gymnasialstudien in Fulda, wohin sein Vater 1821 versetzt worden war. Dort waren der berühmte Pandektist Karl von Vangerow, der Dichter des *Studentenliedes* „O alte Burschenherrlichkeit“ Dr. Eugen Höfling, sowie der langjährige kurhessische Landtagsabgeordnete Dr. Joseph Weinzirl seine Mitschüler. Im Jahre 1825 trat Karl Renouard als Musketier in das dritte kurhessische Infanterieregiment ein, wurde 1829 zum Sekondelieutenant im 1. Infanterieregiment ernannt und 1837 in das 3. Infanterieregiment versetzt. 1840 erfolgte seine Beförderung zum Premierlieutenant und am 15. Juli 1849 wurde Renouard zum Hauptmann im Generalstabe ernannt, nachdem er vorher schon zur Dienstleistung als Lehrer an die Kadettenschule kommandirt worden war. Als verfassungstreuer Offizier kam er zur Zeit des Verfassungskampfes im Jahre 1850 um seinen Abschied ein, der ihm auch am 27. Februar 1851 gewährt wurde. Er verwandte nun seine Muße zur schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete der Militärwissenschaften, die er bereits im Jahre 1848 begonnen hatte. Früchte dieser Thätigkeit sind u. a. die trefflichen Schriften: „Die Kurhessen in dem Feldzuge von 1814“, „das Norddeutsche Bundeskorps in dem Feldzuge von 1815“, „Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792“ und das im Jahre 1864 in 3 Bänden erschienene größere Werk „Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763“,

welches allein schon genügt haben würde, den Ruf Renouard's als ausgezeichneter Militärschriftsteller dauernd zu begründen. P.

Eine Wahrnehmung, welche wir vor einigen Jahren machten, mag als Beleg dafür dienen, wie zäh unser hessisches Landvolk an den ihm von seinen Vorfahren überkommenen Gebräuchen und Gewohnheiten festhält. In der Gemarkung des Dorfes Balhorn gewahrten wir einen Landmann, welcher mit Abernten seines Ackers beschäftigt war. Wir gaben ihm unser Verwundern darüber zu erkennen, daß er die Frucht an den Enden des Ackerlandes stehen gelassen hatte, so daß ein schmaler Streifen des Ackers in dessen ganzer Ausdehnung mit der reifen Frucht noch bestellt blieb. Der Landmann entgegnete uns, dies Verfahren hätten seine Eltern und Großeltern so beobachtet und er setze es auch fort, denn das sei rathsam, damit das Land auch das kommende Jahr eine reiche Ernte biete. F. H.

Hermann der Gelehrte. Der Urenkel Heinrich I. hatte eine von Unruhen und Kriegen fast ganz ausgefüllte Regierungszeit, 1377—1413. Die Ritterbündnisse der Sterner, später die Bengler oder Schlegler, die Erzbischöfe von Mainz, Herzog Otto der Böse von Braunschweig, Landgraf Balthasar von Thüringen, mehrere Grafen und Herren, hatten es auf die Vernichtung Hermanns abgesehen. Schon sein Oheim, L. Heinrich II., der Eiserne, war so bedrängt worden, daß er in seinen alten Tagen L. Hermann, der ursprünglich zum Geistlichen bestimmt war, zum Mitregenten annahm. Da ereignete es sich, daß die Mehrheit der adeligen Vasallen dem Landesherrn feindselig gegenüber stand. In dieser Bedrängniß berief Hermann 1372 die Abgeordneten der Städte Hessens nach Marburg. Hier redete er auf dem Marktplatze die Erschienenen an, stellte ihnen thränenden Auges die hohe Gefahr vor und daß er mit einem Hellerbrode alle seine treugebliebenen Ritter speisen möge. Wie ein Mann erhoben sich da alle Abgeordneten, riefen ihm Muth zu und verhießen, mit Leib und Gut zu ihm zu stehen. Und die Hilfe der treuen Städte stärkte die beiden Landgrafen, daß sie den Sieg erlangten. Doch gab es auch unter den Rittern Getreue, die zum Fürsten hielten. Solch einer war Eckebrecht von Grifte, Befehlshaber der Burgen über Gudensberg. Die Stadt war von dem Feinde genommen und erlitt schreckliche Drangsale, auch die tiefer liegende Wenigenburg war erstürmt. Da suchte L. Hermann's Gemahlin, Margarethe von Hohenzollern, weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun und forderte Eckebrecht auf, die Obernburg zu übergeben. Doch dieser rief ihr von der Höhe der Burgmauer zu: „Gnädige Frau, hebet Euch hinweg“ u. s. w. Treu und muthig stand die hochherzige Margarethe ihrem Gemahl in seinen fast ununterbrochenen Kämpfen zur Seite, bis endlich seine Herrschaft befestigt war. Wie Hermann selbst der einzige männliche Sproß des hessischen Hauses zu seiner Zeit war, so überlebte ihn nur einer seiner 4 Söhne, Ludwig I., der Friedfertige, sodaß also das Bestehen des Fürstengeschlechtes wiederholt gefährdet war. v. St.

## Hessische Bücherschau.

Die „deutsche Revue über das gesammte Leben der Gegenwart“ von Rich. Fleischer bringt in dem letzt erschienenen Hefte (December 1886) Pag. 353—369 vom Dr. Dechend in Marburg einen bisher noch nicht veröffentlichten Briefwechsel König Friedrichs II. mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel. Dieser Briefwechsel behandelt die folgenden Ereignisse (1756—1760): 1) die Uebernahme eines preußischen Kommandos durch den Erbprinzen. 2) Operationsplan für den Westen; erste Aufgabe des Prinzen. 3) Operationen bis zum Abschluß der Konvention von Zewen; der Erbprinz in Wesel, Lippstadt und bei der Alliirten Armen. 4) Ereignisse in Sachsen und Theilnahme des Erbprinzen daran bis zu seinem 1760 erfolgten Dienstaustritt. A.

## Briefkasten.

P. M. Kassel. Sie fragen an, ob wir nur Beiträge von den Mitarbeitern annehmen, welche in der von uns veröffentlichten Liste genannt sind. Dies ist nicht der Fall; wir hoffen vielmehr, daß auch viele unserer Leser zugleich unsere Mitarbeiter werden. Natürlich behalten wir uns Prüfung jeder Einsendung und Entscheidung über deren Aufnahme vor, wie das für jegliche Redaktion geboten ist; je sorgfältiger und strenger diese Prüfung ist, desto mehr erfüllen wir unsere Pflicht dem Publikum gegenüber, desto eher darf das „Hessenland“ Anspruch erheben, in unserem engeren Vaterland sich einzubürgern.

A. Tr. Wien. Besten Dank. Das erste Gedicht wird gelegentlich verwandt, das zweite in einer der nächsten Nummern gebracht werden. Freundlichen Gruß.

G. G. Marburg. In dem Gedichte F. Löwe's in Nr. 1 hat sich Strophe 6 ein Druckfehler eingeschlichen; es muß heißen: „Doch auch gilt's seiner Ehre Hut“ (nicht Gut). Durch diese Feststellung dürfte Ihre Frage erledigt sein.

G. K. Hannover. Brief mit zwei Einlagen erhalten; deren Verwendung erfolgt in der gewünschten Weise.

J. Gr. Dresden. Wir werden Ihnen in aller Kürze schreiben.

A. v. B. Wiesbaden. Sendung erhalten, findet in einer der nächsten Nummern Verwendung. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

J. F. D. Fulda. Besten Dank. Sie erhalten in den nächsten Tagen brieflich Antwort.

J. W. Kassel. Man abonnirt hier in Kassel auf das „Hessenland“ entweder direkt bei dem Redakteur und Verleger F. Zwenger, Jordanstraße 15, oder in der Expedition, Kölnische Straße 12, Part. Auch die hiesigen Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Die Zeitschrift wird den Abonnenten, sei es durch die Post, sei es durch Kolportage frei in's Haus geliefert. Die Abonnementsbetrag wird, soweit noch nicht direkte Einzahlung erfolgt ist, in den nächsten Tagen durch den Einkassierer erhoben.

Verantwortlicher Redakteur F. Zwenger. Druck und Verlag von F. Zwenger in Kassel.

Kassel. № 3. 1. Februar 1887.

# Hessenland.

## Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, am 1. und 15. jeden Monats, in dem Umfange von $1^{1}/_{2}$ Bogen Quartformat.

Den Zweck unserer Zeitschrift, die Ziele, die sie verfolgt, haben wir bereits in dem von uns verbreiteten „Aufrufe“ eingehend dargethan. Unter Hinweis auf den Inhalt des letzteren wiederholen wir hier nur, daß es die Hauptaufgabe unseres Blattes sein wird, den hessischen Sinn wachzuhalten, die Anhänglichkeit an die engere Heimath zu kräftigen. Das „Hessenland“ soll allen geistigen Interessen Hessens gewidmet sein. Eine große Anzahl namhafter hessischer Gelehrter und Schriftsteller hat unserer Zeitschrift freundliche Unterstützung und Mitwirkung zugesagt.

Der Abonnementspreis des „Hessenland“ beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, sowie unter Streifband oder durch den Buchhandel bezogen werden; hier in Kassel nimmt der unterzeichnete Redakteur, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungs-Preisliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2574a, 1. Nachtrag für 1887.

Die Redaktion: F. Zwenger.



### Mein Glück.

Ich will nicht mehr, als Gott mir gab —
Du theure Heimath, bist die meine;
Und ob mich's in die Ferne zieht:
Du bleibst mir doch die ewig eine.

Gäb' mir die Welt ein glänzend' Glück —
Ich wollt' es nur in deinen Armen,
Die mich, als klein ich war und schwach,
Getragen mild und voll Erbarmen.

Die meine Schmerzen fromm gestillt,
Die mich die ersten Lieder lehrte —
O meine Heimath, die mir reich
Ersetzt, was schmerzlich ich entbehrte.

Die mir alljährlich Frühling bot
Und Rosen in des Sommers Tagen
Und Herbstesnächte zauberlicht
Und wunderbare Wintersagen.

Die mich der heil'gen Einsamkeit
Süß schauerlich vertraut im Walde
Und mich dem Sturme freund gemacht
Auf hohem Berg und freier Halde.

Und führt das Leben mich hinaus,
Die Sehnsucht wird an dich mich binden.
Und einst kehr' ich zurück zu dir,
An deinem Herzen Ruh' zu finden.

Th. Kellner.



# Zu hessischem Volkstume.

Von

**H. von Pfister.**

„Wie Menschen denken und leben, so bauen und wohnen sie“ — ist ein Ausspruch Herders. Welch reicher Stoff, diesem nach einen Blick auf Wohnungen wilder und geschliffener Völker zu werfen! Doch bleiben wir in Deutschland und schauen uns insonders um, was im Hessenlande bestund und hie und da auch noch bestehet.

Altheimische Hütten der Chatten waren schlicht im Holze gleich Blockhäusern erbauet, mit Strohe, Zweigen oder starkem Rohre gedeckt, und nur an einigen Stellen mit reiner glänzender, aus einem Tohne gewonnener Farbe bestrichen. Nach Stämmen abweichend, war deutscher Wohnbau nachbarlich enger oder zerstreueter. Öfters wol bestund solche Dorfschaft, wie zumal bei den Niederdeutschen, nur aus räumlich eigen gelegenen Gehöften, je nach dem ihren Erbauern eine Quelle, Waide, ein Gehölze behagt hatte. So läßt sich noch, bis in verhältnismäßig jüngere Jahrhunderte, auch bei uns urkundlich die Geschiedenheit eines Ortes erweisen; das heutige Besse z. B. bestund aus drei bis vier Dorfschafts-Teilen, als Gruppen seiner Gehöfte: Alt-, Ober-, Mittel-, Nieder-Besse; sie dürften Weiler heißen (vom Zeitworte „weilen“). — Wol gab es auch Städte, und zwar schon zu römischer Zeit. Dieser Begriff und Name beruhere jedoch wesentlich im Umstande einer Befestigung und entsprechender Verteidigungs-Fähigkeit. Man denke sich den Bezirk eines verschanzten Lagers, darin die Gehöfte der Stadt gelegen waren. Solcher Schutz mochte dann immerhin dem Gewerbe, der Entfaltung einiger Betriebsamkeit, so wie Handels und Wandels günstig werden. Geschäft erwuchs hier auch durch den Verkehr, den größere gottesdienstliche Feste, sowie Tagungen (Madungen) des ganzen Stammes, der Abgeordneten naher und ferner Gaue mit sich brachten. Der Bezirk unserer alten chattischen Stammes-Hauptstadt **Metze**, die in einer Urkunde des achten Jahrhundertes Matziachi heißt, — der Form Mattiakum bei Ptolomäus entsprechend — schloß sicherlich vor allem die Befestigungen des Odenberges ein.

Engeres Zusammenschließen der Gehöfte des platten Landes in unserem Verstande zu mehr und mehr geschloßenen Dörfern ist in erkennbaren Fristen fortschreitend erfolgt. Ersten stärkeren, vielleicht stärksten Anstoß gab darzu die Erbauung christlicher Kirchen, deren Friedhofs-Mauern zum Teile die alten Ringwälle vertreten mochten, in deren Schutz zuvor aus den vereinzelten Gehöften einer Dorfschaft sich Hab und Gut flüchten ließ.

Von der alten Art jener zerstreuteren Anlage des gesamten Wohnbaues gibt nicht nur hier und da die Gegenwart uns sichtbar Zeugnis noch, — und zwar für unser chattisches Gebiet zumal im Buchengaue sowie an mitteler Lahn im Diezischen, um Limburg, u. s. w. — vor allem doch tritt es geschichtlich in Orts-Namen und in Sagen hervor.

Die Erde ist auch heute noch weit genug um anders denn gepferchet darauf zu wohnen. Bequem für jedes einzelne **Haus** — und dieses Wort meinte ursprünglich mit Nichten das tote Gebäude, sondern dessen Insaßen, und war unser echter alter Ausdruck für familia, wie noch das Beiwort häuslich als familiaris gilt — geeignet für den Einzelnen als Heim, gesund für Alle, so taten's unsere Ahnen. Seinem Einzeltume gab der Freie den Rang eines besonderen Ganzen, sein häuslich Recht verteidigte und bewahrte er unbiegsam; wo aber im Verhältnisse zum Stamme er dann stund, gab dennoch er nur scheu Freiheit eigener Rechte auf. Der Mann wollte nicht untergehen im Volke und State; Gemeinschaft und Gesetz waren nicht um ihrer selbst, sondern um der einzelnen Häuser willen da. Alle dachten und lebten frei und unabhängig, Haus für Haus.

Aus solcher Sinnes-Art entsprang eben so wol die Anlage der einzelnen Hütte als das ganze unverkittete Steinich des deutschen statlichen Wesens. Am Heime mußte bürgerliche Freiheit haften, während Heiligkeit alter Sitte doch Abschweifungen zu tausendfacher Manigfaltigkeit in einzelnem Leben aufhielt.

Gerade entgegen gesetzt war es bei griechischen Völkern. Da war Jedem vergönnt, seine einzeltümliche Sitte und Lebens-Weise nach seiner Einbildung einzurichten; aber dem State war alles aufs innigste einverleibt. Beide verschiedene Gangarten der Sele waren eine freie Lebens-Wanderung; aber der Grieche sank leichter unter Tyrannen. Verlor hinwider der Deutsche seine bürgerliche Freiheit, so konnte er, gehalten im Banne der Sitte, sich nicht mehr an einzeltümlicher Ungebundenheit erholen, womit der Grieche sich zu entschädigen bedacht war.

Folget man dem Laufe der Zeit, so ersiehet man ferner des Volkes Geschichte in der Art seines Beisammenwohnens. Burgen erhuben sich als Gebieterinnen auf Bergen. Sie, Zeugnisse doch erhöheter steigender Freiheit einzelner Geschlechter, weisen zugleich als trübe Kehrseite gar mancherwärts auf Abhängigkeit des platten Landes hin, auf Schädigung alter Gemein-Freiheit; glücklicher Weise jedoch nicht überall, und mindest durch Deutschland auch in Hessen. —

So lange Jene trouten, gab es viele Herren im Lande, Viele die um Anbau und Sittigung sich verdient gemacht, Viele die kleine Vergewaltiger waren. — Alle aber in ihrem Bereiche, und im Hadern mit einander, doch zugleich Eisbrecher wider allumfaßende Zwingherschaft eines Einzelnen. Sie sanken, und die Verfaßung des Landes war verändert.

Wie einst die Gehöfte zu Weilern, diese zu Dörfern sich schloßen, so waren jetzo viele Ortschaften noch fester und enger zusammen gerückt zum Schutze und Trutze, und hatten darfür verloren die einzeltümliche Freiheit ihrer zerstreueten Hütten. Dem Drucke größerer Grundherren, auch wol größerer früherer Städte, hatten sich manche Dörfer allmählich entzogen, mit Mauren und Türmen umgeben, hießen selbst nun Städte, ehe doch ihre Bürger aufgehört hatten, Bauern zu sein. So hatte sich des Landes äußere Gestalt geändert; mit ihr und durch sie der äußere Mensch, dann der innere. Doch wenden wir uns zurück noch zur Bildung unserer meisten großen Dörfer, die solches geblieben auch sind.

Nicht nur um den Mittelpunkt einer Kirche, auch in Anlehnung an Klöster war solche öfters geschehen. Diese, in fruchtbarsten Landes-Gegenden, hatten nicht wenig zur Aufnahme des Ackerbaues beigetragen; sie wurden aber auch Besitzer ganzer Dorfschaften und Herscher ihrer Bewohner. Auch sie wichen endlich der Macht des Landes-Fürsten, die über kleine Herren, geistliche Stifter, sowie große Reichs- unmittelbare Städte hinweg, sich an die breiten Schichten der Bevölkerung zu wenden wußte; und so ward alles allmählich mit Einem Hute bedeckt. —

Jetzo finden wir Dörfer meistens Hof bei Hof zusammen hangend, ohne Ordnung; oder wo Heerstraßen hindurch ziehen, auch wol zugleich mehr Gewerbe denn Landbau betrieben wird, dort näher und in geregelten Reihen vielmehr Gebäude bei Gebäude. Sie sind in unserem hessischen Hügellande gerne an Abhängen gebauet, entweder wegen der Kirche, die gewöhnlich auf der Höhe stehet — denn auch hierin ist sich fromme Ahnung des Germanen ebenwol beim Übergange zum Christentume treu geblieben — oder aber weil die Niederung in unserer bergischen Heimat dieserhalb öfters feucht, und mancher Überschwemmung ausgesetzt ist. Die übele verkehrte Lage eines ganzen Dorfes auf wirklich unfruchtbarer, Waßers-armer Höhe, findet man doch selten. Täler bieten ja um des Bedürfnisses und leichterer Gemeinschaft willen immer das günstigste Gelände, was nicht darmit streitet, daß man die Ortschaft an den nächsten Tales-Hang dann lehnt.

Die Gestaltung des hessischen Bodens bringet es mit sich, daß in meisten Dörfern eine Bach hindurch fließt, die gewöhnlich nur Stege für Fußgänger hat; öfters auch diese nicht. Für Roſs und Wagen aber ist das flache kieselichte Bette zugleich Verkehrs-Bahn. Mindestens e i n e hauptsächliche Straße — auch falls es keine Landstraße ist — bietet doch jedes Dorf. Die Hofraiten, nach Maßgabe des bäuerlichen Wolstandes mehr oder minder mit Miste bedeckt, sind gegen die Gaßen hin offen, bisweilen nur durch Gemäuer geschieden. An die meisten Häuser lehnt sich ein Gemüse-Fleck, auch so genannter Würzegarte, sowie hinterm Hause ein Grasgarte mit Obstbäumen, der mit Hecke umzäunt oder sonst eingefriediget ist. Andere Gärten umschließen das Dorf. Äcker werden nur am Walde bisweilen gehegt.

Die Kirche umringte früher allgemein der Toten-Hof dessen neuzeitliche Verweisung nach Außen teils aus Afterweisheit, teils aus anderweidiger Beschönigung entsprang. Der kernige Gesundheits-Zustand unserer Altvordern lehrte sie nicht solche Scheu; und des Menschen Gemüt ist sicherlich nicht zu tadeln, wenn ihm nicht jede Stätte seiner Leichen gleichgültig ist. Der Germane ehrte seine Gräber gar hoch, am Ende mit abergläubischer Meinung. Die Stellen waren geheiliget, wo die Aschen-Krüge der Vorfahren ruheten; und lange noch ließ der christliche Enkel seinen Leichnam im Toten-Hügel des eignen Hauses bestatten. —

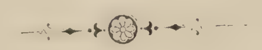
Als Kirchen sich auf Plätzen ehemaliger Heiligtümer erhuben, endete das Verlangen darum nicht, in geweiheter Erde zu ruhen, indem die Kirche zugleich übersinnlichen, und in kriegerisch bewegter Zeit ebenwol leiblichen Schutz versprach. Was manche Eindrücke betrifft und höhere Ansicht göttliches Sinnes, die sich etwa von Verehrung Gottes in Mitten irdischer Verwesung abkehrt, so hat doch solche Erwägung auch ihre zwei Seiten. Ein versöhnender Ausgleich auch für gesundheitlich barge Gemüter möchte aber darin gefunden werden, daß man alle neue Kirchen an ein Ende des Dorfes erbaue, wie schon Landgraf Wilhelm IX. empfahl und zu Kirchditmold z. B. tat, sie jedoch wiederum auch zum Horte ihrer toten Gemeine mache. Diß läßt jeder Bauer sich lieber gefallen denn eine Verlegung des Toten-Hofes alleine.

Die hessischen Kirchen sind zu größestem Teile sehr alt; der Turm erhebt sich an vorderer Seite herauf, oder ist ein bloßes hölzernes Glocken-Haus auf dem Dache. Manches uralte Gemäuer bestehet aus unbehauenen Steinen, meistens aus Wacken; diß ist aber besonders bei Kirchhofs-Mauren der Fall, die in vielen Dörfern nur ehrwürdige Trümmer noch sind, und doch einst zur Verteidigung eingerichtet waren. An Glocke und Uhre fehlt es höchst selten den Dörfern; doch sind Uhren von geringem Nutzen, zumal viele die Zeit nur so in Pausch und Bogen bestimmen, wie man es auf dem Lande auch nach der Sonne kann. Man findet in zweien, unferne von einander liegenden Dörfern wol einen Unterschied von leichtlich einer halben Stunde; also daß Karls V. Wahrzeichen für einen geregelten Stat hier doch nicht passen will. Alter Scherz war, daß der Schulmeister die Uhre vorstelle, wann er Kartoffeln austue.

Die ältesten und geringsten Hütten lehnen sich gewöhnlich an die Kirchhofs-Mauer, oder stehen ihr doch zunächst. Diß deshalb zum Teile, weil ihre früheſten Insaßen noch Zinsleute der Kirche, vielleicht eines Klosters oder geistlicher Stiftung waren. Aus gleichem Grunde ursprünglicher Zugehörigkeit stunden bisweilen auch die Schulgebäude in solcher Umfaßung, und der Toten-Hof war für den Lehrer zugleich Hünkel-Hof und Platz des Losholzes.

An derlei stieß sich jedoch die unfeierliche, gleichwol gediegene Frömmigkeit der Menschen nicht. Schule, Pfarre, Schenke stunden überhaupt vielerwärts, und so auch heute noch, alle drei der Kirche nahe, und somit selbst traulich beisammen. —

(Schluß folgt.)



# Beiträge zur Geschichte der kurhessischen Artillerie.

Von

August von Baumbach.

## I. Die Artillerie unter dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen. 1509—1567.

Landgraf Philipp, der bis zum Jahre 1519 unter der Vormundschaft seiner Mutter, Anna von Mecklenburg stand, verfügte, im Verhältniß zur Größe seines Landes, über eine ganz bedeutende Zahl von Geschützen aller Art, die auf die Zeughäuser der Festungen und festen Schlösser vertheilt waren, wo sie unter Zeugwarten standen, denen die erforderlichen Geschütz- oder Büchsenmeister und Constabler beigegeben waren. Den Oberbefehl über die gesammte landesherrliche Artillerie führte ein Ober-Zeugmeister.

Die hessischen Städte, die ihre eigene Artillerie, damals Gezeug oder Arckoley genannt, besaßen, und deren Büchsenmeister und Constabler eine Zunft bildeten, mußten mit ihren kleineren Stücken, den „Feldstücken", den hessischen Landgrafen Heeresfolge leisten, wie dies auch im Jahre 1460, in der „Pfälzer Fehde", von Schmalkalden und anderen Städten geschehen war.

Die landesherrliche Artillerie, die in Hessen zuerst unter dem Landgrafen Philipp vorkommt, bestand aus Stücken aller Kaliber, von der 60pfündigen „scharfen Metze" bis zu dem $^1/_2$pfündigen „scharfen Tintlein".*) Die großen Stücke, außer „scharfen Metzen" auch „Doppelkarthaunen" genannt, bedurften zu ihrer Fortbewegung 24 und mehr Pferde. Unter ihnen befand sich der „Teufel" und seine „Großmutter", die beide vom Landgrafen Philipp im Jahre 1534 dem Bischof

*) Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Band 1.

von Münster zur Hülfe gegen die Wiedertäufer gesendet wurden, so wie die 70 Centner schwere „Nachtigall" und der 11 Fuß lange „Hahn". Die beiden letzteren stammten aus der Feste des Ritters Franz von Sickingen „Landstuhl" in der Pfalz, und waren dem Landgrafen Philipp, nebst mehreren kleineren Stücken, als Beutetheil zugefallen; nachdem die Feste am 30. April 1523 eingenommen worden, und Sickingen, einer der bedeutendsten Männer Deutschland's, seinen Wunden erlegen war.

Besonders stark war die Artillerie, welche der Landgraf im Jahre 1534, zur Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg in sein Land, mitnahm, denn er soll mit 60 großen Büchsen an Frankfurt am Main vorübergezogen sein.*) Unter Hans von Bellersheim, als Ober-Zeugmeister, dem Lieutenant Veit Krautpeter und dem Schanzmeister Hans Keim, that sie sich in der Schlacht bei Lauffen, sowie bei der Beschießung von Hohen-Urach und Hohen-Asberg ganz besonders hervor, wodurch die Schlacht gewonnen und beide Festen zur Uebergabe gezwungen wurden. Gegen Hohen-Urach gaben die hessischen Stücke 532 Schüsse an einem Tage ab.

Durch ihre vorzüglichen Leistungen in diesem Kriege gelangte die hessische Artillerie zu einem so hohen Ansehen, daß zwei Jahre darauf der Kaiser Karl V., durch den Erzherzog Ferdinand, den Landgrafen um Ueberlassung von Büchsenmeistern bitten ließ, der jedoch diese Bitte, vorschützend, daß er selbst Mangel an guten Büchsenmeistern habe, ablehnte.

In Folge des „Schmalkalder Bundes" war zu Koburg eine Kriegsverfassung für dessen Mitglieder aufgestellt worden, nach welcher ein jeder der beiden Bundes-Hauptmänner, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, auf Kosten des Bundes 28 Geschütze gießen lassen sollte, und zwar: 12 vierzigpfündige Karthaunen, 10 achtzehnpfündige Feldschlangen und 6 sechzehnpfündige Nothschlangen. Der Landgraf hielt sich jedoch nicht an diese Kaliber, sondern ließ statt ihrer, durch den Frankfurter Geschützgießer, Meister Martin Bete, 4 fünfzigpfündige Karthaunen und 24 Schlangen verschiedenen Kalibers gießen. Diese 28 Geschütze trugen die Inschrift: V. D. M. I. A. (vox dei manet in aeternum).

In dem Kriege, welchen Sachsen und Hessen im Jahre 1542 gegen den „Liguenobersten", Herzog Heinrich d. j. von Braunschweig führten, nahm der Landgraf 24 Geschütze und 61 Munitionswagen mit, und zwar: 3 sechszehnpfündige Nothschlangen, 4 achtpfündige Falkonen, 3 sechspfündige Falkonen, 6 dreipfündige Apostel, 4 zweipfündige Falkonete, 2 Singerinnen und 2 Steinbüchsen.

Ueber diesen Geschützpark führte Veit Krautpeter als Ober-Zeugwart den Befehl. Hans Keim war Schanzmeister dabei. Beide, nebst 60 Mann, wurden in den Laufgräben bei einem Ausfalle getödtet, den die Braunschweiger, als Hessen verkleidet, aus dem belagerten Wolfenbüttel machten. Durch eine hierauf folgende sehr energische Beschießung der Stadt seitens der hessischen Artillerie, wurde dieselbe zur Uebergabe gezwungen. Ein Thurm, von dessen Zinnen der Thürmer ein Spottlied auf die Hessen gesungen hatte, wurde durch das concentrirte Feuer der hessischen Stücke gänzlich zusammengeschossen.

Als im Jahre 1546 der „Schmalkaldische Krieg" begann, der Landgraf Philipp nach Süddeutschland zog und gegen Ingolstadt vorrückte, hatte er viel schweres Geschütz bei sich; darunter „scharfe Metzen", die 72 Centner Rohrgewicht hatten, 60 Pfund Eisen schossen und von 32 Pferden gezogen wurden, sowie 40pfündige „Doppelkarthaunen", welche ein Rohrgewicht von 62 Centner erreichten, und zu ihrer Fortbewegung 28 Pferde bedurften. Die Verbündeten: Sachsen, Hessen und Schwaben, diese unter Sebastian Schärtlin von Burtenbach, welche dem Kaiser Karl V. an Geschützen überlegen waren, feuerten aus 100 großen Geschützen 2000 Schüsse auf das kaiserliche Lager bei Ingolstadt ab. Die hessische Artillerie, zu der auch die Städte einige Feldstücke gestellt hatten, kommandirte Hans Rommel, als Ober-Zeugwart. Die größten Stücke davon hatten zwei Büchsenmeister.

Nachdem dieser Krieg durch die Schlacht bei Mühlberg, 24. April 1547, in welcher der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen gefangen wurde, zum Nachtheil der Verbündeten ausgeschlagen war, wurde auch der Landgraf Philipp bewogen, sich dem Kaiser zu stellen. In Folge der am 2. Juni 1547 zu Kassel verabredeten Kapitulation stellte sich der Landgraf am 19. Juli in Halle. Im Koncept der Kapitulation war ausdrücklich gesagt, daß der Landgraf nicht mit einiger Gefängnißstrafe belegt werden solle; nachdem sich der Landgraf aber gestellt hatte, um dem Kaiser Abbitte zu leisten, verwandelte man von kaiserlicher Seite, in der Reinschrift der Kapitulation, das Wort einiger in

*) von Lersener's Frankfurter Chronik.

ewiger, und zwang den Landgraf zur Unterschrift der so abgeänderten Kapitulation, brachte ihn nach Mecheln und hielt ihn hier in strenger Haft bis zum 31. Juli 1551, wo er, durch den an diesem Tage vom Kurfürst Moritz von Sachsen erzwungenen Vertrag von Passau, seine Freiheit wieder erhielt.

In Folge der zu Halle abgeschlossenen Kapitulation sollten alle hessischen Festungen und Geschütze dem Kaiser überliefert werden, der die Vollziehung derselben dem Herzog von Alba übertrug. Er soll 170 Stück hessische Geschütze weggeführt haben. Weil ihm diese Beute aber noch zu gering erschien, soll er noch 12 Stück, mit dem Wappen des Landgrafen versehen, haben gießen lassen.*) Nur die Festung Ziegenhain, mit ihren Geschützen, blieb dem Landgrafen erhalten, weil ihr Kommandant, der Oberst Heinz von Lüder, dem Herzog von Alba ihre Uebergabe mit den Worten verweigerte: „Der freie Landgraf hat mir befohlen die Festung zu halten, der gefangene Landgraf, der seinen eignen Willen nicht hat, weil er in der Gewalt anderer Leute ist, hat nicht die Macht, diesen Befehl zurückzunehmen."

Der Ober-Zeugwart Hans Rommel, der einen Versuch gemacht hatte, den Landgrafen aus seinem Gefängniß in Mecheln zu befreien, wurde durch einen Brief des Landgrafen, den derselbe im Jahre 1550 aus Mecheln an seinen Sohn, den nachmaligen Landgrafen Wilhelm IV., geschrieben hatte, zum Zeugmeister auf Lebenszeit ernannt, und erhielt daneben eine Extrabelohnung von 100 Gulden.

Von den durch Alba aus Hessen weggeschleppten Geschützen fielen im Jahre 1552 viele Stücke dem nachmaligen Landgrafen Wilhelm IV. als Beute zu, darunter auch einige von denen, die Alba hatte gießen lassen.

Nachdem der Landgraf Philipp wieder in sein Land zurückgekehrt war, bestrebte er sich auf das Eifrigste dasselbe wieder wehrhaft zu machen, und ließ zu diesem Zwecke auch Geschütze, und zwar sechspfündige Falkonen, in Kassel gießen, was bisher nicht stattgefunden hatte. Bis zu seinem Tode, den 31. März 1567, hielt er sich doch so viel als möglich von allen Kriegen fern.

*) Rommel. Geschichte von Hessen.

## Philippine Engelhard, geb. Gatterer.

(Fortsetzung statt Schluß).

Eine interessante Schilderung des Charakters und der Lebensweise der Dichterin Philippine Engelhard gibt uns die Schrift „Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses", als deren Verfasser wohl mit Recht unser rühmlichst bekannter hessischer Schriftsteller Jakob Hoffmeister gelten kann, welcher, nebenbei bemerkt, ein naher Anverwandter der Dichterin ist und in seiner Jugend täglich in ihrer Wohnung verkehrte. In dieser Schrift wird u. a. erzählt, daß es in Kassel großes Aufsehen erregt habe, als Philippine Engelhard in den ersten Jahren nach der Verheirathung ihren Mann veranlaßte, vor dem neuen Wilhelmshöher Thore das Anwesen eines Gärtners anzukaufen und dort ein bescheidenes Wohnhaus zu erbauen, wodurch wohl die erste Anregung zu der erst unter Landgraf Wilhelm IX. angelegten neuen Wilhelmshöher Allee gegeben wurde. Zu jener Zeit wohnte die vornehme Welt blos innerhalb der Stadt und beschränkte ihre Promenaden fast nur auf den Friedrichsplatz und den Auegarten. Größere Ausflüge als nach Wilhelmshöhe, damals noch Weißenstein genannt, wurden selten unternommen. Frau Philippine Engelhard wollte als sorgsame Mutter ihren kleinen Kindern eine gesunde Wohnung mit frischer kräftigender Luft bieten und wählte zu diesem Zwecke jenen Garten, worin sie sich ländlich einrichtete, zwei Ziegen für ihre Familie hielt, Gemüse zog u. s. w. Dieses kühne Unternehmen, außerhalb der Residenz einen ländlichen Wohnsitz zu errichten — heißt es weiter in der angezogenen Schrift — brachte in der Kasseler Gesellschaft ein wahres Aufsehen hervor; die vornehmen Verwandten ihres Mannes hielten einen Familienrath und protestirten feierlich gegen den etwaigen Verdacht, die auffällige Handlungsweise der Dichterin zu billigen, setzten jedoch in der Sache selbst nichts durch und mußten schließlich gute Miene zum bösen Spiele machen. — Wer kann heutigen Tages solche Verhältnisse begreifen, wenn er jetzt zwischen den schönen Villen dieser Allee einherwandelt! So ändern sich die Zeiten.

In vielen Beziehungen war Philippine Engelhard ein Original und ihre Eigenheiten riefen oft komische Scenen hervor. Ihre Absonderlichkeiten, durch welche sie aber Niemand verletzte und die man als etwas Selbstverständliches hinnahm, waren ein Ausfluß ihrer genialen Natur. Niemals vergaß sie darüber die Pflichten der sorgsamen Hausfrau und gerade in dieser Hinsicht kann sie als Muster hingestellt werden. Sie war eine beglückte und beglückende Gattin und Mutter. Und wie sie über die Aufgaben der Frauen schon in ihrer Jugend dachte, das geht aus dem Gedichte „An Deutschlands Mädchen" hervor, welches sie als zwanzigjährige Jungfrau verfaßte. Mag in formaler Beziehung dieses Gedicht auch manche Schwächen aufweisen, so viel ist doch gewiß, daß die in demselben niedergelegten Anschauungen auch heute noch ihre volle Berechtigung haben. Wir lassen es deshalb hier folgen:

Hat sie Verstand bei gutem Herzen?
Denkt manche, fragt ein Freier nicht.
Ist nur zum Küssen und zum Scherzen
Noch ganz erträglich ihr Gesicht.

Doch die's empfindet, es beseele
Sie Geist, der sich zum Denken schickt,
Das liebe Mädchen, das erwähle
Nur solches Wissen, das beglückt.

Sich mit der Grundtext-Sprache quälen
Unübersetzt Homer versteh'n
Das ziemt sich nicht für Weiberseelen!
Latein — steht aber auch nicht schön.

Lernt — habt zu Sprachen ihr Talente
Der Franz' und Briten Sprachenklang
Und die sanft schmelzende Accente,
In denen einst Petrarca sang.

In tiefgelehrten Schriften lesen
Die man für ernste Männer schrieb —
Mein Trieb ist mind'stens nie gewesen,
Weil ich in meiner Sphäre blieb.

Fühlt eine Feuer in sich glühen
Das sich zum Dienst der Musen schickt,
So denk' ihr Geist an Melodien,
Indeß die Hand näht oder strickt.

Apelles' Kunst mögt ihr euch weihen;
Schön ist's, wenn unter einer Hand
Bald Flur-, bald Blumen-Schildereien,
Bald täuschendes Gesicht entstand.

Lernt schwerverschlungene Reihen führen,
Das schafft euch angenehmen Gang —
Und süße Silbersaiten rühren,
Zu einem zärtlichen Gesang. —

Doch laßt dergleichen euch nicht g'nügen,
Das nur als Nebensache schmückt;
Könnt ihr in Häuslichkeit euch schmiegen,
Dann ist einst euer Mann beglückt.

Kurz! die, die nicht blos Scherz und Lachen
Und Eitelkeit und Kleidung liebt,
Wird ihren Gatten glücklich machen,
Und Kinder, welche Gott ihr gibt.

Sie wird bei wenig Reiz gefallen —
Ist selbst im Alter noch geschmückt.
Und froh wird der durch's Leben wallen,
Den sie durch ihre Hand beglückt! —

Seltsam, bei all' der Vorliebe der Dichterin für die Häuslichkeit und das Familienleben wußte sie doch auch als Dame der Welt in den vornehmen gesellschaftlichen Kreisen Kassels eine glänzende Rolle zu spielen. In ihren jüngeren Jahren galt sie geradezu für die Tonangebende. Ihr Talent warf eben nach den verschiedenartigsten Richtungen seine Strahlen aus. Wie der Verfasser des wiederholt erwähnten Artikels in der Schrift „Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses", berichtet, entzückte Philippine Engelhard gleich anfänglich, als sie nach ihrer Verheirathung nach Kassel kam, durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch ihr heiteres Temperament, durch ihr gewandtes und feines Benehmen die gebildeten Kreise in der damals noch sehr ceremoniösen Residenzstadt und brachte sogar einen ganz neuen Ton in die Verhältnisse der Kasseler Societät, indem man sie als gefeierte Dichterin bewunderte und sich von ihrem ungebundenem genialen Wesen hinreißen ließ. „So glänzte sie durch naives Spiel in einem damals errichteten Gesellschaftstheater, in welchem deutsche Schauspiele zur Aufführung kamen, während das Hoftheater nur französische Komödie und italienische Oper mit Ballet kultivirte." Rasch hatte sie sich die Herzen der Kasselaner erobert und sie wußte sie fest zu halten. Bis an ihr Lebensende erfreute sie sich der allgemeinen Beliebtheit und Hochachtung, und konnte dies auch anders möglich sein bei ihrer hohen geistigen Begabung, bei ihren vortrefflichen Charaktereigenschaften, bei ihrer Sanftmuth und Herzensgüte?

Heinrich Koenig hat in seinen Roman „König Jerômes Karneval" aus dem Leben der Philippine Engelhard eine Episode verwoben, welche die Verheirathung ihrer dritten Tochter Louise im Jahre 1808 mit dem damals 48 Jahre zählenden berühmten Industriellen Gottlob Nathasius, dem Abgeordneten der Stadt Magdeburg im westfälischen Reichstage, zum Gegenstand hatte. So gut die Schilderung H. Koenig's auch gemeint sein mag, so soll sie doch in vielen Einzelheiten der Wahrheit entbehren. Der Verfasser erklärt zwar in seinem Buche „Seltsame Geschichten", in dem ebenfalls ein Kapitel unserer Dichterin gewidmet ist, daß er dabei den Mittheilungen eines damaligen Zeitgenossen gefolgt sei, bemerkt aber auch zugleich, daß er freilich nicht sowohl der geschichtlichen Wirklichkeit, als der inneren poetischen Wahrheit jenem Verhältnisse gerecht werden wollte.

Mag auch bei Koenig's Darstellung der licentia poetica ein großer Spielraum eingeräumt worden sein, interessant bleibt sie immerhin, namentlich die Schilderung eines Besuches bei der Frau Räthin, — ihr Gatte bekleidete in westfälischer Zeit die Rolle eines Oberappellationraths —; hier tritt uns Philippine Engelhard mit ihren sieben Töchtern in ihrer schlichten ansprechenden Häuslichkeit entgegen und Koenig läßt sie in Bezug auf die seltene Zahl von sieben Töchtern eine anziehende Probe ihres erstaunlichen Gedächtnisses ablegen. „Mein seliger Vater", läßt er sie sagen, „hat mir, als ich noch ein junges Mädchen war, von Michel Anton Lanius erzählt, welcher Baßsänger des Kurfürsten Clemens Wenceslaus in Koblenz gewesen und 7 Töchter gehabt hat. Ich kann sie sogar beim Namen nennen: Klara, Judith, Therese, Dorothea, Margaretha, Ida Katharina, Anna Maria — eine immer schöner als die andere, und alle vom Vater mit der Gabe des Gesangs ausgestattet!

Am 27. Januar 1819 starb plötzlich am Schlagfluß im 66. Lebensjahre ihr Gatte, der nach der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen zum Geheimen Rath und Direktor des General-Kriegskollegiums ernannt worden war. Groß und aufrichtig war ihr Schmerz über diesen schweren Verlust, den sie kaum verwinden konnte. Sie suchte und fand endlich Trost in der Dichtkunst, welche ihren Lebensabend verschöneren half. Ihren Leistungen als Dichterin soll unser Schlußartikel gewidmet sein. (Schluß folgt.)

# Aus dem Leben Doktor Naso's.

Kleinstädtisches Lebensbild von M. Herbert.

Seine Praxis war eine sehr ausgedehnte, in Anbetracht der Entfernung der kleinen Dörfer von einander. Freilich, wenn er des Morgens auf seinem baufälligen, regenverwaschenen Berner Wägelchen die Chaussee entlang gerumpelt kam, sah man ihm nicht an, daß seine Minuten einen besonderen Werth für die Mitwelt hatten. Uebrigens hätte sein altes „Heupferd“ auf keinen Fall einer schnelleren Art der Fortbewegung sich anbequemt. Nichts destoweniger setzte Dr. Balthasar Kroll vulgo Dr. Naso — (manche Leute werden ihre „Studentennamen“ durch ein Leben nicht los) — großen Stolz auf seine „Equipage.“

Irgend ein Fußgänger, elegant oder schäbig, männlichen oder weiblichen Geschlechtes brauchte ihm auf seinem Wege in eines der Dörfer nur zu begegnen, dann hielt er an und rief in seiner breiten, näselnden Manier: „Hören Sie, wollen Sie hinten aufsitzen? Ich hab' noch eine Pferdedecke. M'r fährt drauf wie en Kurfürscht.“

Manches Kind moderner Kultur, daran gewöhnt, allzu herzliche Einladungen als Zudringlichkeiten zu ignoriren, hatte ihn schon erstaunt angesehen und war achselzuckend weitergegangen, damit den besten Theil erwählend, denn mit dem „Fahren wie ein Kurfürscht“ hatte es seine eigene Bewandtniß. Dr. Naso's Wagen wiegte sich nicht in Federn, der stolperte schlecht und recht über Stock und Stein und an der Pferdedecke war im Laufe der Jahre nur noch wenig Wolle geblieben, so daß sie das rohe Tannenbrett nicht mit schwellenden Polstern versah. Wenn der von Dr. Naso so liebenswürdig eingeladene Fahrgast auf seinem Sitze hoch emporschnellte und ebenso rücksichtslos wieder niedergeschleudert ward, dann sagte er, sein rothes Gesicht vom Kutschersitz nach dem Wagen hinwendend: „Das stärkt die Rückenmarksnerven! „Dabei legte er den Peitschenstiel an denjenigen Theil seines Gesichtes, welcher ihm seinen Spitznamen zugezogen hatte, eine Pantomine, die, mehr noch mit dem Zeigefinger ausgeführt, eigentlich noch an Ausdruck gewinnt und von Alters her geeignet schien, den Philosophen und Denkern zu dienen.

Die kleine hessische Kreisstadt, in welcher Dr. Naso praktizirte, besaß außer ihm noch zwei Aerzte, welche einer neuen Aera angehörten und durch ihre Ansiedelung den alten auf längst verjährtem Standpunkt fußenden Amtsgenossen in den aufgeklärten Regionen des Ortes gänzlich unmöglich gemacht hatten.

„Seine Mittel“, so sagte man, „sind im besten Falle unschädlich.“ Dr. Naso jedoch bewies sich selbst aus der Statistik, daß die Sterblichkeit seit dem Aufgang der neuen Lichter weder ab- noch zugenommen. Er gab zu, daß man Wege gefunden, einzelne Operationen mit geringeren Schmerzen für den Patienten abzumachen; aber er sah die Nützlichkeit dieser Erfindungen nicht ein. Mit souverainer Verachtung blickte er nieder auf ein Geschlecht, das nicht mehr stark genug war, seine eigenen natürlichen oder über es verhängten Schmerzen ganz und gar auszukosten, welches sein Vergessen in Chloroform suchte, den Schlaf seiner Nächte von Morphium erbettelte und den Frieden seiner Tage mit Brom-Kali erkaufte. Der Doktor hatte kein Opium gebraucht, die überflüssige Wissenschaft zu vergessen, welche man ihm auf der Universität eingetrichtert. „Naturgemäß“ war seine Parole; was er nicht mit kalten oder heißen Umschlägen, mit Kamillenthee oder den traditionellen „gewärmten Küchenschürzen“ heilen konnte, stand ihm fremd und unheimlich gegenüber. Mit den Apothekern lebte er seit frühester Jugend auf gespanntem Fuße, aber wenn er jemals Arzeneien verordnete, dann zeigten die Medicinflaschen jenen ungeheueren Umfang, der dem Bedürfniß des gewöhnlichen Mannes, der mehr auf Quantität als auf Qualität vertraut, angepaßt ist. Man erzählte sich Wunderdinge von der Ursprünglichkeit, mit welcher er seine Kuren ausführte. Man sprach davon, daß er einem Bauern einen Finger mit der Rosenscheere amputirt habe und das Küchengeräth seiner Junggesellenwirthschaft zu den unglaublichsten Dingen verwende. Leider war Fama hier vollständig in ihrem Rechte.

Dr. Naso's äußere Erscheinung schien keineswegs geeignet, diesen philisterhaft in's Einzelne gehenden Gerüchten die Spitze abzubrechen. Er war klein, mit entschiedener Anlage zur Korpulenz, die nicht gerade mit gerechtem Maße über den ganzen Körper vertheilt worden war. Mutter Natur hatte offenbar andere Absichten mit ihm gehabt; denn sein starker, wohl entwickelter Oberkörper saß auf kurzen, dünnen Beinen, deren Richtung auch noch in sofern auseinander ging, als das eine sich bemühte, ein „O“ zu bilden, während das andere der Hälfte eines „X“ zu-

strebte. Sie konnten nur aus Versehen an ihre Stelle gelangt sein.

Wenn Dr. Naso irgend einer mit zu langen Beinen versehenen Persönlichkeit begegnete, verfehlte er selten, seinen Lieblingswitz anzubringen, „Heda, Sie Dieb, Sie sind ja mit meinen Unterthanen durchgegangen.“

Das berühmteste an dem Manne aber war seine Nase. Sie war lang, dick, „Kladeradatsch“-ähnlich gebogen und von einer Röthe, welche an den weit geöffneten Nasenflügeln eine Färbung des intensivsten Violetts annahm. Fügen wir hinzu, daß seine runden, wässerigen Augen durch eine Hornbrille ältester Herkunft geschützt wurden, daß seine mächtige Glatze ohne Unterschied der Saison von einer tief über die Ohren niedergehenden Pelzmütze verhüllt ward, daß sein Körper seit mehr als zwölf Jahren in demselben Habit steckte, dessen Farbe aus begreiflichen Gründen unbestimmt geworden, und daß ein auf dem Rücken geknoteter, blau und grün gestreifter Shawl die Toillete vervollständigte, — so haben wir ein ungefähres Bild des Mannes, dessen Namen an der Spitze unserer Erzählung steht. Doch wir dürfen bei seiner Charakterisirung ein besonderes Merkmal unmöglich vergessen, sein Verhältniß zu seinem kleinen Wachtelhunde und zu seiner Stummelpfeife. Wir glauben nicht, daß Dr. Naso sich zur Zeit, da wir seine Bekanntschaft machten, schon jemals darüber Rechenschaft abgelegt, welcher von beiden Gegenständen ihm der unentbehrlichste sei, seine „Alte“ oder sein „Ami“.

Dr. Naso's Wohnung war im Grunde genommen die einzige Umgebung, welche geeignet schien, die Eigenthümlichkeiten seiner Erscheinung in's rechte Licht zu setzen; wenn er auf der Straße ging, war er nur ein aus seinem Rahmen getretenes Bild.

Was der „Kleinen Stadt“ ihre besondere Physiognomie verleiht, ist der Umstand, daß sie keine fashionabeln Theile hat. Die Kastenabstufung, wie unangenehm sie sich auch in den engen Verhältnissen kleinstädtischer Gesellschaftskreise geltend macht, hat Nichts zu schaffen mit der Vertheilung des Raumes; die Lebensluft bleibt Allen gleich zugemessen. Da gibt es nicht Straßen, in welchen nur die elegante Welt sich bewegt; alle Schichten sind gleichmäßig vertheilt, überall finden sich ebensoviele und mehr Gestalten aus den mittleren und untersten Klassen wie Schablonen-Figuren der „guten Gesellschaft.“

Man hat gesagt, daß unser Jahrhundert das des Charakters sei, und doch scheint es, als ginge eine gleichmachende, verflachende Walze über unser Geschlecht. Eine mächtige Stimme, welche man „guten Ton“ nennt, ruft uns warnend zu: „Charakter-Eigenschaften gehören zu den unberechtigten Eigenthümlichkeiten.“ Diese mächtig hallende, das Geräusch des Lebens in der guten Gesellschaft zum Geflüster herabdrückende Stimme aber dringt nicht in die bergumschlossene Einsamkeit der Kleinstadt. Dort gedeihen noch die Menschen in ihrer Eigenart, unveredelt, knorrig, mit starrer Zähigkeit an der Scholle haftend, eigensinnig das Neue als verderblich betrachtend, alle Verbesserungen mißtrauisch abweisend.

Die Wände der Häuser in der kleinen Stadt haben eine gewisse Durchsichtigkeit und ob auch hier wie überall sonst die Menschenherzen Abgründe und unentdeckte Strecken bieten, liegt doch das äußere Schicksal klar vor Jedermanns Auge. Wenn der Kleinstädter neugierig ist und scharf im Urtheil, wenn er sich mit Vorliebe anmaßt, über Dinge zu richten, von denen er nichts versteht, so treibt doch auch wieder bei ihm die thätige Barmherzigkeit, welche persöhnlich ihre schönsten Blüthen, die helfende Hand ausstreckt. Die Noth seiner Nachbarn ist ihm nahegerückt; die Häuser hocken enge aufeinander, haben selten mehr als drei Stockwerke; der Schrei des Elendes aus dem dritten kann nicht ungehört bleiben Auch schleppt der Mittelstock seinen Jammer nicht auf den Hintertreppen empor; dieselbe Stufe dient oft ihm und dem gesegneteren Bruder. Die Hütten der Aermsten sind nicht meilenweit von den Häusern der Wohlhabenden entfernt. Nur freiwillig Blinde können von seiner Noth kein Bild in sich aufnehmen. Aus den Häusern drängt das Familienleben sich auf die Straße; man sieht den Schneider, den Schuster, den Sattler in der offenen Thüre seinem Handwerk obliegen, man erblickt die Waschfrauen am Becken des großen altmodischen Stadtbrunnens, und die Töchter der Bürger sitzen auf dem steinernen Brückengeländer oder auf den Stufen vor der väterlichen Hausthür und stricken, sticken, flicken. Die Tagesneuigkeiten fliegen von Haus zu Haus über die enge Gasse hin; kein Fremder kommt zum Thor herein, ohne bemerkt und besprochen zu werden. Man sieht die Tugenden und Laster der Leute in nächster Nähe und wird ihre Sonderlichkeiten gewahr, fast ohne daß man sie beobachtet. Dieses mag als Entschuldigung dienen, wenn Jemand behaupten wollte, wir hätten uns in das prosaische Dasein eines plebejischen und nicht ganz nach der Etiquette gekleideten Mannes, wie es Dr. Naso nun einmal war, allzusehr vertieft.

(Fortsetzung folgt.)

## Sturmi's Sendung

(744 n. Chr.)

**Wie Sturmi 744 die Stätte zur Gründung Fulda's gesucht.**

„Ich will im Buchenland ein Kloster gründen,
„Du aber, Sturmi, sollst die Stätte wählen;
„Der Herr geleitet Dich, Du wirst sie finden.

„Wo noch die Male Wodans Ruhm erzählen,
„Soll dann erblühn des Christenglaubens Rose
„Und deutscher Kraft die Milde sich vermählen."

Der Mann aus Kirton spricht dies Wort, der große,
Dort, wo die Donnereiche steht so mächtig,
Daß Odins Sturmgewölk den Wipfel kose.

Und Sturmi nimmt sein hartes Brod bedächtig,
Auch sein Brevier, um reisend drin zu beten,
Und jubelt bald: „Wie grünt der Wald so prächtig!"

Auf engen Pfaden, nur vom Wild betreten,
Trägt ihn sein Grauthier, jenem Füllen gleich,
Drauf Jesus zog zur Stätte der Propheten.

Und immer tiefer in des Waldes Reich
Schritt Sturmi's Thier, als gäb' es kein Ermüden,
Umwogt vom West, wie Frühlings Kuß so weich.

Und immer süßer wird der Duft der Blüten
Und immer kühler lädt der Quell zum Trinken,
Das Moos wird weicher, sanfte Rast zu bieten.

Dort prangen Beeren, die zum Kosten winken:
O pflück' uns, Freund, daß wir das Brot Dir würzen
Und lausche froh dem hellen Schlag der Finken.

Und, Sturmi, horch, wie, Dir den Weg zu kürzen,
Hier auch die Drossel singt, von deren Flügeln
Des Thaues Perlen in den Schooß Dir stürzen.

Da kann der Mönch die Lust nicht länger zügeln,
Er selbst muß singen, seinen Gott zu loben,
Wie noch kein Reiter sang in Eisenbügeln:

„Die Himmel rühmen Dich, den Herrn da droben;
„Der Tag erzählt dem Tag des Schöpfers Werke,
„Nacht sagt zur Nacht: O sieh der Allmacht Proben!

„Du bist, mein Gott, nur Du, die Kraft, die Stärke,
„Du schufst den Mond mit eines Wortes Schallen,
„Du lehrst den Stern, daß seinen Platz er merke.

„Der Sonne bautest Du die goldnen Hallen,
„Die wie ein Bräut'gam schreitet aus den Pforten,
„Den Pfad, den Du ihr zeigst, als Held zu wallen."

So sang der Mönch und zu des Liedes Worten
Klingt jeder Baum, es klingt aus jedem Strauche,
Zum Lauscher ist das scheue Reh geworden.

Es blickt zum Mönch empor mit klugem Auge,
Als wollt' es sagen: Gottesmann, willkommen!
Du bist es nicht, den ich zu fürchten brauche. —

Ein Thal ging auf. Im Sonnenglanze glommen
Die Wellen der Fuldaha silberhell,
Als käm' ein Meer von Sternen mitgeschwommen.

Und Sturmi spricht zum Grauthier: „Steh' Gesell!
„Hier laß uns Hütten bau'n, darin zu wohnen;
„Gott selber war's, der uns geführt zur Stell'.

„Wie wird mir's Winfrieds Lob, dem Finder, lohnen!
„Hier wird das Kreuz er richten den Germanen,
„Und hast Du, Herr mein Gott, noch Märtyrkronen—

„Herr, wie Du willst; wir tragen Deine Fahnen;
„Herr, wie Du willst; wir sind des Kreuzes Streiter,
„Doch Lieb' und Gnade sind Dein erstes Mahnen

„Und sind die Sprossen Deiner Himmelsleiter."

A. Trabert.

## Tafelrunde.

In der Kaiserpfalz zu Aachen entstand ein großes Dürsten,
Als König Karolus dort tagte mit vielen Herr'n und Fürsten
„Herr Mundschenk! den größten Becher! und Rüdesheimer alten!
Der Wein zersprengt die Fässer, ihr Herren, ihr braucht nicht Maß zu halten!"

Da nahm den Pokal Olivier, der wunderkühne Degen,
Er trank ihn aus zur Neige und lächelte verlegen:
„Weit lieber wollt' ich kämpfen mit hunderttausen Heiden,
Als hier in der Pfalz zu Aachen so übergroßen Durst zu leiden!"

Nun winkte Turpin der Bischof, daß man den Becher bringe.
„Mein Durst wird immer größer, je mehr ich Rüdesheimer verschlinge.
Ich denke dabei an die Meerfluth, die ohne Ende brandet
Und wie wir einst bei Joppe, vor Durst verschmachtet, sind gelandet!"

Roland, der Held von Eisen, trank zweimal in vollen Zügen.
„Es ist ein Ding, das mir leid ist, das andere kann nicht genügen:
Daß nur ein Mund zum Trinken und Küssen ist gewachsen
Und daß ich zwei Arme nur habe im Kampf und Ringen mit den Sachsen!"

Es schien durch das Bogenfenster voll Mittagsglut die Sonne,
Da sprach der große König: „ich blicke auf euch mit Wonne!
Solange Deutschlands Helden an Durst und Muth euch gleichen,
Müssen alle Feinde zitternd von unsern Marken weichen!"

Gustav Kastropp.

## Aus alter und neuer Zeit.

Der 31. Januar 1632 gilt für den Todestag des berühmten Mathematikers und Mechanikers Justus Byrgi, auch Jobst Burgi genannt, der eine Reihe von Jahren hier in Kassel gewirkt und eine Anzahl merkwürdiger astronomischer Instrumente hinterlassen hat, die heute noch in dem Museum aufbewahrt werden. Geboren am 28. Februar 1552 zu Lichtensteig im Kanton Zürich, wurde er von dem gelehrten Landgrafen Wilhelm IV., dem Weisen, 1579 nach Kassel berufen und hier als Hofuhrmacher beschäftigt. Auch bediente sich der Landgraf seiner Hilfe bei seinen astronomischen Arbeiten. Unter den von Byrgi angefertigten astronomischen Instrumenten befinden sich eine große kupferne Himmelskugel, eine nach dem ptolemäischen System eingerichtete astronomische Uhr und andere künstliche Apparate, welche er nach den Angaben des gelehrten Landgrafen herstellte. Er stand in großem Ansehen bei dem landgräflichen Hofe, einem Hofe, an welchem die Wissenschaften, insbesondere Mechanik und Astronomie, in einer Weise gepflegt wurden, wie die Geschichte es nur noch einmal von dem Hofe des Königs Alfons X. von Castilien (regierte von 1252—1284) berichtet. Landgraf Wilhelm der Weise schrieb über Byrgi an Tycho de Brahe „qui quasi indagine alter Archimedes est“ (der gleichsam an Spürkraft ein zweiter Archimedes ist.) Im Auftrage des Landgrafen hatte Byrgi 1592 kurz vor dessen Tode eine aus Silber verfertigte Himmelskugel, welche durch einen künstlichen Mechanismus die Bewegungen der Gestirne versinnlichte, dem Kaiser Rudolf II. als Geschenk des Landgrafen zu überbringen. Von 1603 an lebte Byrgi als kaiserlicher Kammeruhrmacher in Prag und Wien, kehrte dann im letztgenannten Jahre nach Kassel zurück und verblieb daselbst bis zu seinem Tode. Sehr bedeutende Erfindungen werden ihm zugeschrieben, u. a. diejenige des Proportionalzirkels, des Triangularinstrumentes u. s. w., auch soll er zuerst den Pendel zur Bestimmung des Zeitmaßes benutzt haben. Durch die Berechnung der von ihm selbst so genannten Progreßtabelle gilt er für den deutschen Erfinder der Logarithmen, während bekanntlich diese Erfindung anderseits dem Schotten Neper (Napier von Merchiston) zugeschrieben wird. Mit vorzüglichen Kenntnissen verband Byrgi eine allzugroße Bescheidenheit und legte in Folge dessen wenig Werth auf das Bekanntwerden seiner Entdeckungen. Der Franzose Pillet hat ihm viele Erfindungen abgestritten; derselbe wurde jedoch schließlich von dem Schwager und Schüler Byrgi's, dem gleichfalls berühmten hessischen Mathematiker und Architekten Benjamin Barmer aus Felsberg, der 1648 als hessischer Rent- und Baumeister in Ziegenhain gestorben ist, widerlegt.

* * *

Die Lücke, welche in Folge des am 27. Juli v. J. erfolgten Hinscheidens des hochverdienten Oberbibliothekars D. Albert Duncker in der Leitung und Verwaltung der hiesigen ständischen Landesbibliothek entstanden war, ist jetzt in glücklichster Weise wieder ausgefüllt. Seitens des ständischen Landesausschusses ist an Duncker's Stelle am 17. Novbr. v. J. der zweite Bibliothekar Herr Dr. Eduard Lohmeyer zum ersten, und an dessen Stelle am 18. Januar d. J. Herr Reallehrer Dr. Hugo Brunner zum zweiten Bibliothekar ernannt worden. Diese Wahlen verdienen nach jeder Richtung hin als ganz vortreffliche bezeichnet zu werden. Es dürfte für die Leser unserer Zeitschrift von Interesse sein, über den Lebensgang jener beiden Herren, welche als Mitarbeiter verzeichnen zu können unser „Hessenland“ die Ehre hat, einige kurze Angaben zu vernehmen.

Eduard Ludwig Wilhelm Lohmeyer ist am 2. April (Charfreitag) 1847 zu Rinteln geboren. Er besuchte von 1856 bis 1865 das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte zunächst in Heidelberg und Leipzig Rechtswissenschaft, dann vom Herbst 1866 ab in Leipzig, Marburg und Berlin Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft. Im Sommer 1871 bestand er in Marburg die Prüfung pro facultate docendi. Als Probekandidat trat er im Januar 1872 bei der Louisenstädter Gewerbeschule in Berlin ein und absolvirte die vorgeschriebene Zeit als solcher bei der höheren Bürgerschule zu Uelzen. Nachdem er zum wissenschaftlichen Hilfslehrer befördert worden war, wurde er im August 1873 dortselbst zum ordentlichen Lehrer ernannt. Um sich dem bibliothekarischen Berufe zu widmen und dazu sich durch weitere Ausbildung in den neueren Sprachen noch eingehender vorzubereiten, gab er seine Lehrerstellung auf und verweilte zunächst 1½ Jahre in der französischen Schweiz. Am 16. Juni 1876 trat er als Praktikant bei der hiesigen ständischen Landesbibliothek ein. Zu Ende des Jahres 1881 wurde er in Halle zum Doctor philosophiae promovirt. Im Anfang 1882 wurde er zum 2. Bibliothekar ernannt, in welcher Stellung er bis zu seiner am 17. November 1886 erfolgten Beförderung zum ersten Bibliothekar verblieb. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten nennen wir „die Handschriften des Willehalm Ulrich's von Türheim“, Halle 1882, Kassel 1883; mehrere Jahre hindurch gab er die orthographische Zeitschrit „Reform“ heraus. Orthographische und sprachwissenschaftliche Abhandlungen veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften, ebenso Aufsätze bibliographischen und phonetischen Inhalts, sowie über den deutschen Schulverein, den allgemeinen deutschen Sprachverein u. s. w. —

Hugo Brunner ist am 24. September 1853 als der jüngste Sohn des Metropolitans Karl Brunner zu Gudensberg geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Kassel von 1865 bis 1872, studirte sodann in Marburg, Leipzig und Münster Philologie und Geschichte. Nachdem er im Jahre 1877 die Prüfung pro facultate docendi bestanden, und hiernach beim hessischen Feldartillerie-Regiment Nr. 11 seiner Dienstpflicht Genüge geleistet hatte, trat er im Herbst 1878 bei der hiesigen Realschule als Hilfslehrer ein. Im Sommer 1880 erlangte er in Halle die philosophische Doktorwürde auf Grund einer Abhandlung über

Aucassin und Nicolete. Vom September 1883 bis April 1884 hielt er sich in Paris auf. Vorher und nachher war er auf dem Gebiete der hessischen Geschichte thätig. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten führen wir an: „Kassel im siebenjährigen Kriege"; er verfaßte ferner verschiedene Abhandlungen aus der Zeit des Landgrafen Wilhelm VIII., von denen eine über die Politik des Landgrafen Wilhelm's VIII., vor und nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, in Kurzem erscheinen wird. — Er sowohl, wie sein Kollege Dr. Lohmeyer haben sich hier durch zahlreiche wissenschaftliche Vorträge den Ruf tüchtiger Redner erworben. — F. Z.

## Hessische Bücherschau.

Vor der Schlacht. Entgegnung aus dem deutschen Lager. Von O. Wachs, K. Preuß. Major a. D. Separatabdruck aus der „Internationale Revue der gesammten Armeen und Flotten. Leipzig. Druck von Hesse und Becker 1886."

Die Schrift ist gegen das französische „Avant la bataille" gerichtet, welches der bekannte Führer der Patriotenliga, Paul Deroulède, durch eine Vorrede einleitete. Wachs wählt für seine Besprechung die Vorrede, die Widmung, das erste und das letzte Kapitel; er hält den französischen Hetzern gegenüber, was schon so oft ihnen vorgehalten wurde — das Unrecht Frankreichs, als es Deutschland 1870 den Krieg aufdrängte, die Thorheit, nachdem der Gott der Schlachten den Deutschen Recht gegeben hatte, immer und immer wieder Rache an uns für das selbstverschuldete Unglück, eine eigentlich für Jahrhunderte hindurch geübte freche Angriffe und Mißhandlungen unseres Volkes und Landes wohlverdiente Züchtigung, zu predigen.

Der Franzose stellt grundsätzlich den französischen Soldaten als den ersten der Welt hin; sein deutscher Gegner hat es nicht schwer, darauf hinzuweisen, daß 1870/71 in allen Schlachten, in dem wechselreichen Terrain, auf dem Blachfelde, wie hinter Wall und Graben der erste Soldat der Welt von dem Deutschen geschlagen wurde. Dem französischen Offizierskorps ertheilt der französische Verfasser das Lob: zu keiner Zeit war es so solid, geschlossen, gleichartig, für seine Rolle geschickt wie heute; der Deutsche beleuchtet dieses selbstgefällige Urtheil durch Stimmen aus dem französischen Lager selbst, welche etwas anders lauten. Als ein höchstwichtiger Punkt, welcher in der französischen Armee eine Schwäche bedeutet, wird das Fehlen eines obersten Kriegsherrn hingestellt; es ist auch wirklich ein Mangel für einheitliche, denselben Geist der Ehre und Pflicht athmende Ausbildung und Grundanschauung in der Armee, wie anderseits darin eine gewaltige Gefahr lauert — das Emporkommen ehrgeiziger Generale auf Kosten des eigenen Vaterlandes wie zum Unheile anderer Staaten, letztere aber besonders bedrohend. Der Franzose beantwortet die Frage „haben wir heute Führer, welche fähig sind, die Massen zu befehligen und sie zum Siege zu führen? dahin: „ich bejahe sie ohne Zaudern;" der Deutsche erlaubt sich Zweifel daran. Man muß dem Deutschen darin beipflichten, wenn er die Frage aufwirft „ob die französische Armee dem Verfasser des Buches dankbar dafür sein werde, daß er dem Feinde fast intimen Einblick in das große französische Triebwerk gestatte," deren Verneinung in der Fragestellung angedeutet liegt. Das französische Werk war nur durch Einsicht in offizielle Quellen herzustellen, soll außerdem auf Kosten geheimer Fonds des Kriegsministeriums gedruckt sein; wir Deutschen verstehen nicht, wie Vaterlandsliebe solche Blüthen treiben kann.

Das Stärkste, was der Franzose leistet, ist die Ausführung, wie im bevorstehenden Kriege seine Landsleute siegen werden, nämlich durch Ueberwaschung! Recht erheiternd ist die Betrachtung, welche Wachs über den in dem Buche aufgestellten Satz durchführt, „daß die Deutschen nur nach einem ins Einzelne vorbereiteten Kriegsplane verfahren hätten und verfahren könnten, daß ihnen aber jede Befähigung, in andere Verhältnisse als die vorausgesetzten sich zu finden, abgehe." Es ist eine dem Franzosen untergelaufene Satire, welche jeder Zeitungsleser von 1870/71 zu würdigen wissen wird.

Die deutsche Schrift ist in der immer noch von dunkelem Gewölke am politischen Horizonte verfinsterten Periode lesenswerth. v. St.

## Briefkasten.

K. A. Kassel. Ihre uns gütigst zugesandten Artikel haben wir wegen Mangels an Raum zurückstellen müssen.

W. B. Marburg. Der Redakteur des „Hessenlandes" beabsichtigt die von Ihnen angeregte Frage bei seiner demnächstigen Anwesenheit in Marburg persönlich mit Ihnen zu sprechen.

L. N. Hanau. Besten Dank für Ihre interessanten Notizen. Dieselben werden Aufnahme in der nächsten Nummer finden, welche überhaupt von besonderem Interesse für Hanau sein wird, weil für dieselbe eine Reihe von Beiträgen Hanauer Mitarbeiter bestimmt ist.

Nach Wiesbaden. Der Abdruck größerer Artikel aus dem „Hessenland" ist überhaupt nur gestattet, wenn der Verfasser und die Redaktion ihre Genehmigung dazu ertheilt haben. Der besondere Vermerk „Nachdruck verboten" wird dadurch überflüssig. Freundlichsten Gruß.

S. L. Trier. Gedicht vorbehaltlich einer kleinen lediglich die Form berührenden Aenderung zum Abdruck angenommen. Wir bitten Sie aber uns mitzutheilen, wie Sie das Gedicht zu unterzeichnen wünschen.

---

**☞ Trotz verhältnißmäßig großer Auflage ist die Nummer 1 des „Hessenland" vollständig vergriffen. — Um übrigens den zahlreichen Reklamationen dieser Nummer zu genügen, werden wir dieselbe in neuer Auflage erscheinen lassen und mit der nächsten Nummer versenden. —**

**Die Redaktion.**

Verantwortlicher Redakteur F. Zwenger. Druck und Verlag von F. Zwenger in Kassel.

Kassel. **№ 4.** 15. Februar 1887.

# Hessenland.

## Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.



### Der Verbannte.

Du hast verfolgt mich und verbannt,
Doch blieb ich dir treu, mein Vaterland.

Du nahmst mir Ehre, Glück und Brot
Und stießest mich aus in bitt're Not.

Keine Schmach, die du nicht gehäuft auf mich
Und dennoch liebt meine Seele dich;

Mein Herz mit Füßen tratest du schier,
Doch es jauchzte mit dir und weinte mit dir.

Und Jahr auf Jahr verging, versank,
Nun bin ich elend und heimwehkrank.

Gebeugt ist mein Nacken, mein Haar erblich,
Zur letzten Reise rüst' ich mich.

Doch ehe sie in den fremden Sand
Mich betten, höre mich Vaterland!

Von deinen Bergen, deinen Au'n
Einen Hauch laß meine Stirn bethau'n.

Send' einen Gruß mir, einen nur,
Und wär' es ein armer Halm der Flur;

Und wär' es nur ein verwelktes Blatt,
Das einst daheim gegrünet hat.

So will ich vergessen, was du mir gethan —
Mein Vaterland, ich sterbe dran.

D. Saul.

---

### Zu hessischem Volkstume.

Von
**H. von Pfister.**
(Schluß).

Gangbarkeit der Wege in Dörfern war ehemals genau auf's Bedürfnis der Einwohner berechnet, d. h. beschränkt. Allerdings gaben sie in solcher Verfaßung, bei schöner trockener Witterung, des Ortes Innerem ein angenehmeres Aussehen denn gepflasterte Gaßen. An Kot bei naßer Witterung war man seit Jahrtausenden gewöhnt; er belästigte den Landmann nicht, der nur zu Sonntagen und bei festlichem Anlaße sein Schuhwerk schwärzt, und für den vielleicht die Bach im Orte die beste Straße war.

Ob zwar Ungeneigtheit hessischer Bauern und Ortsbürger — doch ebenso anderwärts in Deutschland — zu längerer Bequemlichkeit auch nur kurze Mühe zu übernehmen, geschliffenem Großstädter tadelhaft erscheine, weil diese Nachläßigkeit gerade für den Verwöhnten empfindlich wird, so verdienen die Landleute doch aus mehreren Ursachen billige Entschuldigung: wegen bergiger Beschaffenheit unseres Landes, wegen gerechter Scheue vor Kosten, die ihrer bedingten Armut nicht unbeschwerlich fallen, sowie wegen geringes Bedürfnisses bei minderem Verkehre. —

Unsere meisten Dörfer sind mit Brunnen reichlich ausgestattet, die entweder zu Tage stehen und nur mit Gemäuer ausgefüttert sind, oder die bei größerer Tiefe mit einer Radkurbel, etwa auch einem Schnellbalken versehen sind. In ersterem Falle haben sie dann eine bretterne Bedachung über sich. — Früher mochte jeder Bauer seinen eigenen Backofen besitzen; man findet sie noch als Halbkugeln von Laimen gestaltet; oben mit Ziegeln belegt. Vor Jahrzehenden schon führte jedoch unbefugter Eingriff befangener Beamter

an grünem Tische, wie in so vielen, unser Volkstum schwer schädigenden Fällen, zu zwangsweiser Anlage der Gemeinde-Backhäuser. Die alten Backöfen, ebenwol die Koben, stehen in den Grasgärten. —

In jedem echt hessischen Dorfe fand man zu guter alter Zeit die Linde. Sie bestund aus einem oder einigen Stämmen, oder war zu laubigem Schirme künstlich gezogen, hatte unter sich steinerne Sitze und Tische, und stund als Regel unferne der Kirche. Wo die Linde brach und heute fehlt, gieng ein bestes Stück unseres Volkstumes, alter germanischer Eigenart, insonders unserer chattischen Wesenheit, in schalem Treiben unsteter Gegenwart unter.

Noch bleibt uns vom Äußeren und Inneren der einzelnen Wohnungen hier zu reden.

Dem Stoffe nach sind die dürftiger aufgeführten Gebäude noch eben so als die chattischen Hütten waren; wol öfters auch ihrer Gestalt nach. In vorigem Jahrhunderte war das ganze platte Land, von Kirchen u. s. w. abgesehen, nahezu noch ein Strohdach, was gesundheitlich von woltätigem Einfluße war, und solchen sogar auf Regelung der Niederschläge übte. Heute ist leider — wiederum durch Maßregeln der Behörden — das warme, trauliche Strohdach äußerst selten geworden. — Ein ärmliches Haus hat spärliches Holzwerk, ungeweißte Lehmwände, recht fragwürdige Fenster, aus denen bisweilen auch der Rauch anstatt durch den Schornstein seinen Abzug findet. Beßere Gebäude sind geweißt, doch immer überwiegend noch aus Holze und Laimen; bei ihnen machen aber die altertümlichen, Rauten genannte, Scheiben der Fenster allmählich größeren rechteckigen nun Platz. Das Gebälke der Wände wird nicht überstrichen, allenfalls verschnitzt. Wohnhaus, Scheuer sowie niedere schmale Stallung bilden oft je eine Seite der viereckigen Hofraite, deren vierte Seite offen sein darf. Selten ist die Raite — d. h. der Raum von wo zu Wagen oder zu Rosse „abgeritten" wird — jedoch so breit, daß Fuhrwerk im Fahren umwenden möchte. — Manches Haus hat ein vorspringendes Überdach an der Wand, zu trockener Aufbewahrung gewisser Gerätschaften. Diese Dächer sind ein einfaches Zelt. Bei neueren Wohnungen hat der mittlere Teil noch ein Zimmers-Stockwerk. Steinerne Bänke finden sich neben allen Haustüren. Treppen vor den Türen sind häufig, wegen der Erhebung des untersten Wohnstockes; da im eigentlichen Erdgeschoße in der Regel nur die Küche doch befindlich. Gleichwol führt fast immer noch eine Treppe vom „Eren" zum ersten Zimmers-Gestocke.

Echtem bäuerlichem Hause gebührt endlich ein Wappen, Mahlerei, Geschrift. Ein heran wachsendes Geschlecht sollte seine Ehre darin suchen, die treuen kernigen Sprüche biederer wackerer Vorfahren bei Neubauten wieder herzustellen.

Anziehen etwelcher Bäume oder Sträuche an einer oder mehreren Wänden wird selten gefunden; es sei dann in begünstigten Gegenden der Weinstock. Wo im Norden aber doch die Sitte herscht, da gibt man Vorzug dem Hiefen-Strauche — in niederer Grafschaft Katzen-Elnbogen noch mit altfränkischer Lautung „Kiepe" oder „Käipe" genannt.

So schlicht nun etwa auch manche althessische Dörfer — von den reichsten Landes-Strichen abgesehen — vielleicht gebaut seien, so schmücken sie doch durch Lage und äußeres Aussehen oft unsere lieblichen kleinen Landschafts-Bilder, und bieten meistens im Inneren eigenartigen, bisweilen mahlerischen Reiz; wie solcher durch bergige Lage, eine rauschende Bach, durch bunte Unregelmäßigkeit der Gehöfte, durch eingemischtes Grün der Gärten, Einfachheit der Gebäude selbst, durch offene Auslage ländlicher Gerätschaften auf der vom Geflügel und anderem Viehe belebten Hofraite hervor gebracht wird, womit aber auch die ungepflasterten Gaßen in vollem Einklange stunden.

So als hier geschehen, wünschte ich wol, daß alle vaterländische Schriftsteller und volkstümliche Schreiberinnen doch im Rahmen ihrer Erzählungen unsere hessischen Dörfer verwöben. Selbst ob und wo das Bild kein gegenwärtiges sei, es ist ein streng geschichtliches, war vor einem Menschen-Alter noch zutreffend, und möchte es auch wiederum werden. Da wir anfiengen, in der Kunst altdeutschem Geschmacke nachzuspüren, ward er auch von neuem geboren. —

Älteste Örter sind diejenigen, die ohne Zusammensetzung einfach benannt, gleichsam als mit persönlichem Eigennamen heißen:

Aula, Vogel, Dissen, Ems, Göns, Helsa, Iba, Jossa, Kemel, Lohra, Messel, Orb, Pfiefe, Quentel, Ritte, Senge, Traisa, Usseln, Vach, Wohra, Zwesten.

Die große Anzahl solch kurzer Namen, die hier oben nur angedeutet ward, beweiset zugleich, wie uralt der Wohnbau im Hessenlande sei; ich schöpfte aus allen sechs Gauen.

Die jüngsten sind die Örter auf — rode (roth), die an Stelle späterer Rotung (Reutung) zuletzt noch erwuchsen. Der weiche Zahnlaut in — rode ist hochdeutsch unrichtig, aber altfränkischer Stufe gemäß.

Noch darf eine besondere Gattung Namen unsere Aufmerksamkeit beschäftigen; es sind die auf — ingshausen und — ingerode. Wenn die Nachkommen eines Ello vaternamisch die Ellinge hießen, so nannte der fränkische Stamm die Ansiedelung solcher Leute Ellingeshusun, der sächsische hinwider Ellingahusun. Jenes meint: zu den Häusern des Ellings; das andere: zu den Häusern der Ellinge. Diß trifft so genau mit sprachlicher Scheide zusammen, daß man auch darnach die stammheitliche ermitteln möchte. Warum fügen die Chatten solche Orts-Namen mit dem Wesfalle der Einzahl, die Niedersachsen mit dem der Mehrzahl? —

Hertingshausen bei uns, Mengeringhausen dort! Wäre diß nur sprachlicher Zufall? läge nicht vielmehr bewußtes Tuen zu Grunde? hätte etwa bei den Chatten das Haupt einer Sippe — wie das eines schottischen Klanes — doch größeres Ansehens genoßen? Vor solch Einem traten die Übrigen zurück. Auch die im Buchengaue und in dessen Umgegend vorkommenden Namen: Bellings, Breunings, Wallings, u. s. w. fallen hierher; ihnen fehlt nach dort beliebter Weise nur der zweite Teil, sie sind bloß gelegte Wesfälle der Einzahl. Ein Bewohner darf also nicht etwa Breuningser heißen; er ist ein Breuninger.

Nun aber von Ellingshausen zu Ellingerode. Hier erscheint auch bei fränkischem Stamme jene sächsische Namens-Form. Die Verfaßung solcher Reutungen muß also bereits wohl eine andere gewesen sein; der Schluß uralter Sippe lag nicht vor. Leute aus unterschiedlichen Dörfern hatten sich zusammen gefunden, und nach dem Namen Fürnehmster oder Reichster unter ihnen ward nun das neue Ort benannt. —

Ältester, und unseren chattischen Volks-Stamm geradezu kennzeichnender Würden-Name für das Oberhaupt eines Dorfes war G r e b e (richtig gesprochen mit breitem gebrochenem ä, wie in „lebe"). Dieser Name galt ursprünglich durch, vom Reinhartswalde zum Odenwalde, von Sankt Goar bis zur Rhöne. Schultheiße galt für den Greben, und darneben, in so ferne er zugleich Orts-Richter war. Der G r e b e — das meint „Bruern-Graf" — war die weitere Würde, worin des Schultheißen Amt mit begriffen ward.

Die althessische Greben-Ordnung war meisterhaft, und der Ausdruck nie gänzlich verlorener Gemeinfreiheit unseres edlen Stammes. Ob der Name heute auch leider keine amtliche Geltung mehr habe, so sollten volkstümliche Schriften ihn doch lebendig erhalten, gegenüber dem verwäßerten, auf Dörfern ungehörigen Ausdrucke „Bürgemeister". Am Zähesten hatte Niederhessen am Namen „Grebe" gehalten. —

Man ist heute so leicht geneigt, „freiheitlich" und „bewahrsam" etwa gar als Gegensätze zu faßen. Wo es sich um innere Gliederung des gesamten volkstümlichen Lebens handelt, um Wahrung alter Ordnungen, woltätiger Schranken der Stände und Verbände, da gelte es sich zu stemmen wider neuzeitliche Zersetzung, wider Auflösung alles Volkes in eine Herde unterschiedsloser Einzelinge! Wo hinwider Schutz und Schirm höchster, freiheitlicher Güter, Abwehr jeglicher Vergewaltigung in Frage kömt, da müßen gerade die Ersten und Vornehmsten im Lande Wächter sein der Gemeinfreiheit ihrer Blutes-Genoßen. So faßte das germanische Altertum den mannhaften, nicht liebedienerischen Beruf des Adels.

## Die Zerstörung der Stiftskirche zu Hersfeld.

Je mehr neuerdings der drohende Krieg mit Frankreich das Tagesgespräch bildet, um so näher liegt es, sich zu vergegenwärtigen, was uns bevorstände, wenn es — was Gott verhüte! — den Franzosen je wieder gelänge, siegreich über den Rhein vorzudringen und deutsches Land zu besetzen. Wie das ganze westliche Deutschland, so hat es auch Hessen hinlänglich erfahren, wie jene erobertes Gebiet zu behandeln pflegen. Dies haben sie namentlich auch im siebenjährigen Kriege bewiesen, in welchem das Hessenland durch Einquartierungen, Lieferungen aller Art und fast unerschwingliche Brandschatzungen seitens der Franzosen ganz entsetzlich gelitten hat.

Nach manchen Wechselfällen neigte sich zu Anfang des Jahres 1761 das Kriegsglück wieder einmal dem Herzog Ferdinand von Braunschweig zu, welcher als Feldherr Friedrichs des Großen mit den verbündeten Truppen von Hessen, Hannover und Braunschweig den Krieg auf dem westlichen Schauplatz gegen die Franzosen führte. Siegreich drang er in Westfalen und Hessen vor, nahm am 12. Februar 1761 die Stadt Fritzlar, welche die Franzosen stark befestigt hatten und aufs hartnäckigste vertheidigten, im Sturm und gelangte, die Franzosen immer vor sich hertreibend, bis in die Nähe von Hersfeld.

Hier befand sich das Hauptmagazin für die

in Hessen lagernde französische Armee, in welchem 80,000 Säcke Mehl, 50,000 Säcke Korn und Hafer, eine Million Rationen Heu, und eine große Masse Stroh aufgehäuft waren. Mit Ausnahme des Heues und des Strohes, welches in den Stiftsgärten im Freien aufgeschichtet war, lagerten die übrigen Vorräthe in der geräumigen Stiftskirche — jener großartigen und schönen Pfeiler-Basilika, die aus der Blüthezeit des romanischen Baustils herstammt. Dieselbe ist 358 Fuß lang und im Querschiff 196 breit; unter dem lang gestreckten, runden Chor befindet sich eine Säulen-Krypta, in welcher vormals die Gebeine dreier Heiligen, des Wigbert, Witta und Lullus, ruhten. Der vordere Theil der Kirche hatte drei Schiffe, wovon die beiden Seitenschiffe niedriger als das Mittelschiff waren. Die beiden Kreuzesarme und das Chor hatten gleiche Höhe mit dem Mittelschiff. Die Kirche nebst Chor war nicht gewölbt, sondern hatte flache Holzdecken. In der Mitte der Kreuzarme erhob sich über dem Dache ein sechseckiger hoher Thurm mit Kuppel, und auf der Giebelspitze des hohen Chors im Osten war eine mächtige von Kupfer gefertigte und vergoldete Hand angebracht, welche die Finger zum Schwur emporstreckte, als Zeichen des kaiserlichen Schutzes, den einst Karl der Große dem Stifte Hersfeld zugesichert hatte. Nach Westen befand sich eine gewölbte großartige Vorhalle, über dieser eine große Halbrotunde in welcher eine der größten und schönsten Orgeln stand, bei deren Spiel ein über ihr angebrachter großer silberner Stern — ein Geschenk der Gemahlin Kaiser Heinrich IV. — sich bewegte. Neben dieser Vorhalle standen zwei Thürme, von denen der eine noch erhalten ist. Im Inneren der Kirche sah man zahlreiche prachtvolle Monumente, und die Wände waren mit schönen Fresko-Gemälden geschmückt, deren Spuren noch sichtbar sind. Und dieser schöne, durch sein Alter ehrwürdige Dom sollte in Staub und Asche sinken, wie das Folgende ergeben wird.

Die in und bei Kassel lagernden Franzosen zogen sich nach dem Verlust von Fritzlar, nachdem sie in Kassel eine starke Besatzung zurückgelassen hatten, auf Hersfeld zurück, verschanzten in aller Eile die Höhen um die Stadt und trafen alle erforderlichen Anstalten, um das erwähnte Magazin nicht in die Hände der Verbündeten fallen zu lassen. Schon am 19. Febr. langte der Herzog von Braunschweig, von Fritzlar kommend, in Schwarzenborn an, und seine Vorposten gelangten ungehindert bis Oberngeis, zwei Stunden von Hersfeld, während preußische Husaren unter General Luckner bereits bis Vacha, sechs Stunden von Hersfeld, vorgerückt waren. Es drohte also den Franzosen in Hersfeld ein Angriff, sowohl von Osten als von Westen, und der Rückzug auf Fulda wäre ihnen leicht möglich ganz abgeschnitten worden. Anfangs gedachten sie zur Vertheidigung ihres Magazins das Aeußerste zu wagen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Stadt Hersfeld dabei in Brand geschossen werde.

Auf dringendes Bitten des Magistrats von Hersfeld wurde dieser unheilvolle Plan endlich aufgegeben, aber die Vernichtung des Magazins durch Brandlegung beschlossen. Hier half kein weiteres Bitten und Flehen: Am 19. Februar 1761 wurde die Brandfackel in die herrliche Stiftskirche geschleudert und die massenhaften im Freien lagernden Stroh- und Heuvorräthe angezündet. Im Nu stand in dem alt-ehrwürdigen Stifte alles in lichten Flammen. Riesige Feuersäulen stiegen hoch gen Himmel empor und drohten die dicht angrenzende Stadt mit ins Verderben zu ziehen. Die Angst und Noth der unglücklichen Bewohner wuchs von Minute zu Minute. Durch eine Plünderung der Stadt, seitens der Franzosen wurde das Elend und der Jammer der unglücklichen Hersfelder noch gesteigert, und wären nicht die Verbündeten in Eilmärschen herangekommen, so wäre wohl ganz Hersfeld ein Schutt- und Trümmerhaufen geworden.

Nachdem die Franzosen die Stadt verlassen hatten und die Verbündeten in dieselbe eingerückt waren, athmete die schwer bedrängte Bürgerschaft wieder auf und traf sofort die erforderlichen Anstalten, um dem riesigen Brand im Stifte, wenigstens nach der Stadt hin, Schranken zu setzen. Die Verbündeten konnten sich mit der Rettung der Stadt von Feuersgefahr nicht befassen, sondern überließen dieses der Bürgerschaft und setzten die Verfolgung der Franzosen auf der Straße nach Fulda unaufhaltsam fort. Dem großen Brande gegenüber waren die Hersfelder machtlos. Mit Thränen in den Augen standen sie viele Tage vor dem Stifte und sahen ein Gebäude nach dem anderen eine Beute des Feuers werden. Am schmerzlichsten wurden sie berührt, als der schöne Thurm auf der Stiftskirche mit seiner Kuppel und seinem herrlichen Geläute in den Feuerschlund prasselnd hinabsank.

Der damalige Oberschultheis von Hersfeld, Rath Hartert, erstattete unter dem 25. Februar 1761 an den Landgrafen Friedrich II. über das große Unglück, welches die Stadt Hersfeld

betroffen hatte, einen ausführlichen Bericht, in welchem es am Schlusse heißt:

„Die Stadt war bei dem großen Feuer umsomehr in großter Gefahr und Aengsten, indem „der dazumal wehende gar starke Wind die „Funken über die ganze Stadt trieb und aus„streute. Gott der Allmächtige hat aber das „Unglück abgewendet und die Stadt behütet, daß „es darinnen nicht gebrannt; es ist aber in der „Stadt und auf den Dörfern vieles geplündert „und hinweggenommen worden, daß also der „Schade allermaßen groß. Das Feuer unter „den Ruinen glimmt noch stets und dürfte so„bald noch nicht völlig gelöscht werden können.

Im Jahre 1830 ließ der damalige Landbaumeister zu Hersfeld, Leonhard Müller das Innere der Kirche — welche als städtisches Holzmagazin benutzt wurde, aber auf seine Veranlassung geräumt werden mußte — herrichten und den 2 bis 3 Fuß hohen Schutt fortschaffen. Bei dieser Gelegenheit fand man stellenweis fußhoch verkohltes Korn, von dem noch jetzt hie und da Ueberreste sich zeigen.

Nach der Aufräumung kamen die Grabsteine mehrerer berühmter Männer zum Vorschein, welche in Hersfeld gestorben und in der Stiftskirche begraben sind, darunter auch der Denkstein des im Jahre 1606 gestorbenen Abtes Joachim Röll, des letzten einer langen Reihe von Aebten, welche über 800 Jahre dem Stifte vorgestanden hatten. Als man die Ruine der Stiftskirche noch als städtisches Holzmagazin benutzte, wurde auf dem schönen und großen Grabsteine des Gelehrten Friedrich Risner, gebürtig aus Hersfeld, gestorben daselbst 1580, Holz gespalten. Risner lebte größtentheils in Paris als Professor der Mathematik und Gehilfe des berühmten Petrus Ramus. Als letzterer 1572 ein Opfer der Pariser Bluthochzeit geworden war, zog sich Risner in seine Vaterstadt Hersfeld zurück und als er daselbst starb, widmete ihm der Abt Ludwig jenen Denkstein. Im Mittelschiff befindet sich das Grabmal des Dr. Mel, geboren zu Gudensberg 1666, gestorben zu Hersfeld 1733. Dieser erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Hersfeld und wurde später Rektor desselben, zugleich geistlicher Inspektor der Kirchen und Schulen des Fürstenthums Hersfeld.

Er war ein hochgebildeter Mann, ein tiefer Kenner der alten Sprachen. Unter seinen hinterlassenen Schriften verdienen sein Gebetbuch und „die Posaunen der Ewigkeit“ besonders erwähnt zu werden.“

Bei dem Brande waren die Gewölbe der Krypta durch den Einsturz des Dachwerks durchgeschlagen und die Krypta selbst ganz verschüttet worden. Man reinigte dieselbe bei Aufräumung der Kirche gleichfalls vom Schutt, fand aber nirgends eine Spur von einem Grabe oder Gedenkstein.

Schon im Jahre 1828 war mit geringen Mitteln die Rundung des Chores, welche sehr schadhaft geworden war, so ausgebessert worden, daß ihr drohender Einsturz verhütet wurde. Dagegen waren damals weitere Mittel zur Ausbesserung der übrigen schadhaften Theile nicht zu beschaffen. Späterhin veranlaßte der genannte Landbaumeister Leonhard Müller die damalige Kurfürstin Auguste, Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, auf einer Durchreise durch Hersfeld, die aufgeräumte Stiftskirche in Augenschein zu nehmen. Dieselbe wurde von dem Anblick der großartigen Ruine so ergriffen, daß sie deren Erhaltung lebhaft wünschte, und da sie erfuhr, daß Geldmittel nicht zur Verfügung stünden, so ließ sie kurz nachher aus ihrer Schatull-Kasse zu diesem Behufe 600 Thaler anweisen. Diese Summe wurde so verwendet, daß die Erhaltung des Mauerwerkes auf längere Zeit gesichert erscheinen konnte. Und so bleibt unter den zahlreichen Ruinen, welche französische Zerstörungswuth im westlichen Deutschland hinterlassen hat, neben dem Heidelberger Schloß die Stiftskirche zu Hersfeld eine der denkwürdigsten.

Prof. Dr. **Adolf Müller.**

## Philippine Engelhard, geb. Gatterer.

(Schluß).

Die erste Sammlung von Gedichten, welche Philippine Engelhard noch vor ihrer Verheirathung mit dem Kriegssecretär Johann Philipp Engelhard unter ihrem Mädchennamen Philippine Gatterer herausgegeben hat, erschien mit 4 Kupferstichen von Chodowiecki geschmückt, 1778 in Göttingen, die zweite Sammlung unter dem Titel „Gedichte von Philippine Engelhard, geb. Gatterer“, gleichfalls mit 4 Kupferstichen geziert, 1782 zu Göttingen. Im Jahre 1787 gab sie „Neujahrsgeschenk für liebe Kinder“, ein Erziehungsbuch für Kinder, wie sie diese Gedichte selbst nannte und zuerst für ihre eigenen Kinder bestimmte, 1789 „Neujahrswünsche“ heraus. Die dritte Sammlung ihrer Gedichte erschien 1821 zu Nürnberg unter dem Titel „Neue Gedichte“, mit dem Bildniß der Verfasserin und einem Kupferstiche versehen. Eine große Anzahl von Gedichten veröffentlichte sie in dem von Voß und

Goeckingk herausgegebenen Musenalmanach, in dem Göttinger Musenalmanach und vielen anderen Zeitschriften und Taschenbüchern. In den beiden erstgenannten Almanachen bediente sie sich nach Redlich's Versuch eines Chiffernlexikons der Pseudonyme „Juliane S.“, „Karoline“ und „Rosalia“.

Zeigt Philippine Engelhard in ihren Gedichten auch weniger einen hohen Schwung der Phantasie und feurige Empfindung, so sprechen dieselben doch durch das kindliche Gefühl, welches in ihnen zum Ausdrucke gelangt, ungemein an. Es ist die Sprache ungezwungener Offenheit und heiterer Laune, welche uns hier entgegentritt. Sie selbst machte in ihrer Bescheidenheit nicht einmal Anspruch auf Kunst, sie wollte durch einfache, zwanglose Natur rühren, wie sie es bildlich in den bereits in Nr. 1 unserer Zeitschrift mitgetheilten Gedichte „Wie ich zur Dichtkunst kam“ mit den Worten ausdrückt:

Durch dichten geschnitzten Taxus bricht
Nie weder Sonnen-, noch Mondenlicht:
Da durch den Baum, der kunstlos blüht
Die sinkende Sonne malerisch glüht
Und silbern der Mond durch die Zweige blinkt,
Wenn Abends die Flur vom Thaue trinkt.

Daß Philippine Engelhard eine hessische, eine deutsche Patriotin war, wie sie denn auch niemals, selbst während der französischen Usurpation unter König Jérôme, nicht, wie dies soviel andere thaten, ihre deutsche Gesinnung verleugnete, das geht auch aus dem Gedichte „An Kurfürst Wilhelm zu Hessen, am Tage der angenommenen Kurwürde, am 15. Mai 1803“, und aus der Schrift „Ueber den Einzug in Paris und Napoleon's Flucht und Entthronung, zum Besten der Angehörigen armer hessischer Soldaten, hervor. —

Nach dem am 27. Januar 1819 erfolgten Tode ihres Gatten, suchte und fand sie, wie bereits erwähnt, Trost in der Dichtkunst. Manches schöne Gedicht entfloß in jener Zeit noch ihrer Feder, von ganz besonderer Bedeutung ist aber ihre Uebersetzung der „Chansons de Béranger“, die 1830 hier in Kassel bei P. J. Bohné erschienen ist. Es war dies eine der ersten deutschen Uebersetzungen des gefeiertsten Volksdichters Frankreichs, dessen Lieder im Munde der Hohen wie der Niederen seiner Nation lebten, die gesungen wurden in Palästen wie in Hütten. Goethe*) sagte von ihm: „Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalt angestellt in irgend einem Büreau, er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht blos die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist!“ Und bei einer anderen Gelegenheit äußerte sich Goethe nach Eckermann über den größten der Chansonniers Frankreichs: „Béranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: Was ist an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und was machen die anderen? damit er es ihnen nachmache. Er hat immer nur aus dem Kern seiner eigenenen Persönlichkeit heraus gewirkt, ohne sich zu bekümmern, was das Publikum, oder was diese oder jene Partei erwarte.“ In diesem Sinne mag denn wohl auch eine geistige Wahlverwandtschaft zwischen Philippine Engelhard und Béranger bestehen und es ist erklärlich, daß unsere Dichterin sich von den Liedern Béranger's ganz besonders angezogen fühlte. Sie selbst schreibt in dem Vorwort zu ihrer Uebersetzung: Einzelne Lieder von Béranger erschienen kürzlich in Zeitschriften, frei übersetzt. Auch eines von Müllner und ein Vers aus den „Zigeunern.“ Er spöttelte selbst über die Fehler derselben und erklärte: dies Lied sei zu schwer, es zu übersetzen. Dies lockte mich, es zu wagen, und so kam ich auf den Einfall, mehrere zu übersetzen. Aber wie einem schönen talentvollen Knaben, den ein feiner Zirkel kennen lernen will, den sein Muthwille aber eben in Pfützen und Dornbüschen herumtrieb, die Mutter erst Haare und Kleid ordnen, Hände und Gesicht säubern muß, und wie sie die schmutzigen Spielzeuge und die Armbrust mit dem unheilbringenden spitzigen Bolzen ihm entreißt — und ihn dann einführt, und er alles entzückt durch seinen Geist und Witz (ein wenig Schelmerei muß ihm bleiben, sonst wäre er nicht er selbst), so mußte ich alte Dichterin mit Herrn von Béranger verfahren. Und so erlaubten Anstand und Rücksicht, ihn der gesitteten deutschen Lesewelt darzustellen.“ Und Philippine Engelhard hat Wort gehalten. Verfängliche Lieder wie Ma grand'mère, la Bacchante u. s. w. haben keine Aufnahme in ihrer Sammlung gefunden. Ueber die Uebersetzung selbst sagt sie in der Vorrede: „Man wird finden, daß wo es nur möglich war, alles fast wörtlich und doch leicht übersetzt ist.“ Auch das ist zutreffend, wie sich die Leser leicht aus dem Gedichte „Ma vocation“, welches wir nachstehend im französischen Texte und in der Uebersetzung der Philippine Engelhard folgen lassen, überzeugen kann:

## Ma vocation.

J'étais sur cette boule
Laid, chétif et souffrant;
Etouffé dans la foule,
Faute d'être assez grand;
Une plainte touchante
De ma bouche sortit:
Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

Le char de l'opulence
M'éclabousse en passant;
J'éprouve l'insolence
Du riche et du puissant;
De leur morgue tranchante
Rien ne nous garantit.
Le bon Dieu me dit: Chante
Chante, pauvre petit!

D'une vie incertaine
Ayant eu de l'effroi
Je rampe sous la chaîne
Du plus modique emploi

*) S. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Eckermann.

La liberté m'enchante,
Mais j'ai grand appétit
Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

L'amour dans ma détresse
Daigna me consoler;
Mais avec la jeunesse
Je le vois s'envoler.
Près de beauté touchante
Mon coeur en vain pâlit.
Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

Chanter, ou je m'abuse,
Est ma tâche ici-bas.
Tous ceux qu'ainsi j'amuse,
Ne m'aimeront-ils pas?
Quand un cercle m'enchante,
Quand le vin divertit,
Le bon Dieu me dit: Chante
Chante, pauvre petit!

### Mein Beruf.

Ich tret' auf diese Erde
Arm, schwach und leidend hin,
Wo fast erdrückt ich werde,
Weil ich nicht größer bin.
Und rührend leise Klagen
Stimmt' ich mit Thränen an.
Da hört' ich Gott mir sagen:
Singe, du armer Mann!

Des Uebermüth'gen Wagen
Bespritzt mich unverhofft.
Grobheit muß ich ertragen
Von Macht und Reichthum oft.
Es will mich niederschlagen
Manch stolzer Blick — doch dann,
Dann hör' ich Gott mir sagen:
Singe, du armer Mann!

Der Mangel schmerzt wie Nesseln,
Und Müssiggang verdammt;
Drum schmiegt' ich mich in Fesseln
Von einem kleinen Amt.
Nicht frei sein kann ich wagen,
Sonst ficht mich Hunger an.
Doch hör' ich Gott noch sagen:
Singe, du armer Mann!

Trotz Unglück sah' die Liebe
Einst tröstend auf mich hin.
Doch nach dem ersten Triebe
Sah ich auch sie entfliehn.
Und sieht bei Liebesklagen
Die Schönheit stolz mich an,
Dann hör ich Gott mir sagen:
Singe, du armer Mann!

Ja singen, Lieder singen
Ist wahrlich mein Beruf!
Und Liebe wird erringen
Der, der Vergnügen schuf.
An festlich schönen Tagen
In Freundeskreisen, dann
Hör' ich Gott mir sagen:
Singe, du armer Mann!

Die Uebersetzung der Lieder Béranger's ist nach der Angabe in den „Hessischen Erinnerungen" (Kassel 1882 bei G. Klaunig) größtentheils auf der Veranda der Seelig'schen Färberei an der Fulda entstanden. Mit der Familie Seelig eng befreundet, verbrachte Philippine Engelhard dort an warmen Frühlingstagen einige Stunden, um bei dem Dufte der Blumen und dem Gesange der Nachtigallen zu denken und zu dichten. — Philippine Engelhard pflegte fast alljährlich ihre Kinder und Enkel, die auswärts lebten, zu besuchen. Auf einem solchen Besuche bei ihrer ältesten, unter dem Namen Julie durch mehrere didaktische Dichtungen rühmlichst bekannten Tochter Karoline, ereilte sie nach kurzem Krankenlager in ihrem fast vollendeten 75. Lebensjahre zu Blankenburg am Harz der Tod. Zehn Kinder und zweiunddreißig Enkel beweinten ihr Hinscheiden, und allgemeine aufrichtige Trauer herrschte in der literarischen Welt Deutschlands, als sich die Kunde von ihrem Tode verbreitete.

Die Erinnerung an diese durch die vortrefflichsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgezeichneten Frau, die gleich groß dasteht als Dichterin, Hausfrau, Gesellschaftsdame und Patriotin, die in jeglicher Beziehung als das Musterbild eines deutschen Weibes gelten kann, aufzufrischen, ist der Zweck vorstehender nach den vorhandenen Quellen entworfenen Lebensskizze. Auch das darf nimmer vergessen werden, daß Philippine Engelhard im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als wälsche Kunst und Literatur hier blühten, neben Casparson und Tobias Dick allein die deutsche Poesie vertrat. Ehre ihrem Andenken.

Ferdinand Zwenger.

# Aus dem Leben Doktor Naso's.

## Kleinstädtisches Lebensbild von M. Herbert.

(Fortsetzung.)

Wenn die kleine Stadt wirklich ein fashionables Viertel besessen hätte, würde der Doktor doch nicht darin gewohnt haben. Seine Devise war: „Ich will ungenirt leben, wie ein Kurfürscht." Wenn man diese Art der Ungenirtheit in der Nähe betrachtete, mußte man gestehen, daß Dr. Naso von den Gewohnheiten eines „Kurfürschten" sonderbare Begriffe hatte.

Die Wohnung unseres Freundes war hoch gelegen. Sein quadratförmiges, blindes Fenster blinzelte vereinsamt zwischen den Giebelwänden des schmalen Hauses. Die Augen der Ver-

schönerungskommission drangen nicht bis in jene Regionen, sonst würde sie gegen die „permanente Trockenanstalt", welche der Doktor auf einer Leine vor dem Fensterbrett eingerichtet hatte, wohl Widerspruch erhoben haben. Dort baumelte für gewöhnlich des Doktors Schwamm, sein Nachtkamisol, ein Handtuch und noch verschiedene andere, der Beschreibung sich entziehende Bekleidungsstücke. Die Ausstellung gab dem gegenüber wohnenden alten Flickfräulein Grund, das Rouleau des nach dieser Seite gelegenen Fensters niemals aufzuziehen, durch welche schweigende aber markirte Kritik der Doktor sich nicht im Mindesten gekränkt fühlte.

Dringen wir nun endlich in das Innere vor. In dem Hause befindet sich eine Bäckerei. Der Backofen stößt an die Hausflur. Das Geschäft geht gut, demgemäß wird viel gefeuert, — wo kein Feuer ist, ist kein Rauch, demnach viel Rauch. Der Rauch aber ist in langen Jahren Herrscher gewesen in den alten, lehmbeworfenen Gängen; er hat das Recht gehabt, in Ecken und Fugen zu dringen, zu bräunen und zu schwärzen nach Herzenslust. Er ist von den offenen Feuerstellen im zweiten und dritten Stock zuweilen lustig und unverzagt, wie von Abels Opfer, durch den Rauchfang zum Himmel aufgestiegen; öfters jedoch noch wurde er durch feuchten Niederschlag und konträren Wind herabgedrückt, an den Wänden emporgeblasen, durch Riefen, Ritze und Schlüssellöcher in die Gemächer getrieben. So bekleidete er die gelben Wände mit einer glänzenden, rußigen Tapete von vornehmem Schwarz und kletterte hinauf die enge Stiege in Dr. Naso's bescheidenes Heim, um dort die deutsche Bruderhand zu bieten den kurzen blauen Wolken aus Dr. Naso's unmotivirter Weise mit einer schönen Türkin geziertem Pfeifenkopf. Jene blauen Wolken thaten auch durchaus nicht vornehm; aufdringlich gestanden sie so dem Geruchsnerv ein, daß sie ihre Abkunft echtem, rechtem „hessischen Knaster" verdankten. Denn dem Doktor war nichts so verhaßt, als ausländischer Kram und eingeschleppte Waäre, aus Patriotismus schon rauchte er weder Cuba noch Portorico.

„Wenn man Junggeselle ist, will man auch etwas davon haben!" hatte Dr. Naso oft gesagt, und im triumphirenden Gefühle seiner Unabhängigkeit ließ er nie eine weibliche Hand in das heilige Chaos seiner Wohnung dringen. „Durch das Weib kam das Elend in die Welt", pflegte er fortzusetzen, während sein Blick vergnüglich umherschweifte. Er hatte eine dumpfe Ahnung, daß Weiberhände im Stande sein könnten, das urgemüthliche und „handliche Kanapee", welches zwar durchlöchert und auf der einen Seite durchgesessen, mit abgedankten Strümpfen, einem alten Sack und etwas Makulatur wieder aufgepolstert war, einer Renovirung zu unterziehen. Deshalb hielt er sich einen „Bedienten", der seine Stiefeln wichsen, seine Pfeife ausklopfen und seine Lagerstätte (hier erlaubte sich der Doktor einen Luxus) welche mit Rehhäuten bespannt war, in Ordnung zu halten hatte.

Der Bediente war, beiläufig gesagt, ein kleiner pfiffig aussehender Bursche von sechszehn Jahren, welcher sich Nichts daraus machte, die bis zur höchsten Formlosigkeit abgenutzten Kleider seines Herrn noch mehr abzutragen. Von einem Verändern derselben bei diesem Uebergang vom Herrn auf den Diener war natürlich keine Rede. Daß nun bei der Verschiedenheit der Figuren komische Konsequenzen entstanden, kann sich der gütige Leser schon denken.

Dr. Naso hatte zu Konrad — so hieß der Bursche, — eine Art väterlicher Zuneigung gefaßt. Zum Troste derjenigen, welchen es Kummer macht, irgend einer Menschennatur die schönen Gefühle ganz absprechen zu müssen, wollen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß es die Erholung des Doktors war, dem kleinen Konrad noch spät Abends Unterricht im Blasen des Waldhorns zu ertheilen. Ja wohl, Dr. Naso blies das Waldhorn; er blies es mit der Beharrlichkeit des Amateurs allabendlich, stets dieselben Jägerstücklein, dasselbe tra—tra, tra—tra, dasselbe Halli—hallo. Der kleine Konrad blies beinahe schon ebenso, nur nicht so sicher, so mächtig und mit so gewaltiger Lunge.

Wir sehen, daß Dr. Naso trotz seiner mannigfachen „unberechtigten Eigenthümlichkeiten" im Ganzen für eine harmlose Natur gelten konnte. Seine gutmüthige Jovialität, seine breiten, niemals eine Kreatur verletzenden Witze hatten ihn früher sogar zu einer beliebten Persönlichkeit in der guten Gesellschaft des Städtchens gemacht. An der Wirthstafel des ersten Hotels, wo er seit undenklichen Zeiten Stammgast gewesen, fühlte man sich nicht behaglich, wenn er fehlte, und obgleich über seinen enorm entwickelten Appetit, seine höchst unsalonfähigen Manieren, manche Spötterei fiel, so sah man ihn doch gern.

Urplötzlich aber hatte das Blatt sich gewendet. Dr. Naso war zu einem von der Gesellschaft Geächteten geworden. Der Wirth hatte sich gezwungen gesehen, ihm zu kündigen, weil keiner der Herrn mehr in seiner Gesellschaft speisen mochte. Kaum, daß ihn dieser und jener noch auf der Straße grüßte.

Dr. Naso trug leicht an der allgemeinen Verachtung. „Wenn die Herren nicht mit mir sprechen wollen, so sind mir die Männer gut genug", pflegte er zu sagen und besuchte ein Gasthaus niederen Ranges, wo seine Witze vielleicht noch mehr gewürdigt wurden.

Der Grund des plötzlichen Umschlages war folgender:

Das just eine Treppe tiefer der Wohnung des Doktors gegenüber befindliche Logis bewohnte der Rentmeister des Ortes, der ebenfalls ein Junggeselle in den höheren Semestern war, außerdem aber in jeder Beziehung das gerade Gegentheil des Doktors. Huldigte letzterer entschieden plebejischen Neigungen, so war der Rentmeister eine durchaus aristokratisch angelegte Natur. Man hatte ihn nie in Gesellschaft eines unter ihm Stehenden gesehen, sein Rock war musterhaft zugeknöpft, sein weißes Faltenhemd — der Doktor trug eins von grauem Hausmacher-Leinen mit einem riesigen Porzellanknopf als Schluß — war von blendendem Weiß und was vor allem den Mann kennzeichnete: er ging stets im Cylinderhut, wobei eben Glacé's unerläßlich sind. Seine Zimmer wurden von einer Haushälterin in peinlicher Sauberkeit erhalten, seine Gewohnheiten waren von der pünktlichsten Regelmäßigkeit, in seiner Art und Weise zu reden, lag etwas Geziertes, Pedantisches.

Mit dem Doktor hatte er trotzdem stets auf gutem Fuße gestanden. Er war überhaupt einer jener Menschen, die mit allen hinkommen, weil sie nie eine eigene Meinung vertreten und in der Unterhaltung selten über das: „Wie stehts? und „Wie gehts" hinauskommen. Eine gewisse innere Feigheit hält solche Menschen ab ihr wirkliches „Ich", von dem sich übrigens so viel als möglich verflüchtigt zu haben pflegt, darzulegen. Deshalb war der Rentmeister bei denen, welche in der kleinen Stadt als erste Sterne glänzten, natürltch beliebt. Der Landrath engagirte ihn gern zu einer Partie Schach, weil er dann stets die Genugthung hatte, zu gewinnen, und der Kreis-richter, welcher den Widerspruch haßte, politisirte mit Vorliebe mit ihm, weil er sicher war, beidem Rentmeister auf keinen Gegner zu stoßen; er war eben einer jener ausgezeichnet höflichen Menschen, die es besonders Höherstehenden gegenüber für unfein finden, eine eigene Ansicht der Dinge zu haben oder doch festzuhalten. Der Rentmeister verkehrte in den besten Familien, er fehlte in keinem Abendzirkel. Wenn auch seine Unterhaltung nicht gerade glänzend war, so dienten doch sein tadelloser Frack, seine weiße Atlasbinde und seine fortwährenden verbindlichen Verbeugungen jedem Feste als willkommene Staffage.

Einige nicht mehr in erster Jugendblüthe stehenden Jungfrauen hatten ihr Herz an ihn verloren und würden die Hand gern mit in den Kauf gegeben haben, — allein der Rentmeister, obwohl seinem Benehmen nach kein Damenfeind, besaß eine merkwürdige Gewandtheit darin, den Kopf im geeigneten Augenblicke wieder aus den Schlingen zu zu ziehen, welche man durch häufige Einladungen zu Gänsebraten und zu den höchsten Familienfesten der kleinen Stadt, welche man mit dem sinnigen Namen „Wurstesuppen" bezeichnet, ihm zu legen pflegte. Wußte er doch wohl, daß die Sorge Frau und Kinder zu ernähren, ihm nicht mehr erlauben würde, ganz nach seinem „Gusto", wie Dr. Naso sagte zu leben. Das erwähnte geschickte Manövriren hatte übrigens dem Rentmeister bei der jüngeren Generation des Städtchens den Namen „Familientäuscher" eingetragen.

Ueber einen Punkt war der Rentmeister besonders schweigsam: er berührte niemals seine Familienverhältnisse. Man wußte, daß seine Wiege in irgend einem Dorfe des hessischen Vaterlandes gestanden; allein Vater, Mutter, Brüder, Schwestern schien er auf der Welt nicht mehr zu haben, — auch keine Tanten und Cousinen, was jedenfalls noch auffälliger war.

Die Kleinstädter hatten eigentlich über diese Verschlossenheit des Rentmeisters noch nie nachgedacht. Er war eben da, und schon so lange dagewesen, daß man vergaß, daß er auch einmal geboren worden war und einer Mutter als kleiner Bube in den Armen gelegen hatte — man nahm ihn als ein Fertiges, immer Bestandenhabendes. Man sah ihn alle Tage und er bezahlte seinen Schuster, seinen Schneider. Sein Schritt und sein Leben blieben stets in demselben Tempo. Die Phantasiereichsten hätten hinter seiner Physiognomie keine „Vergangenheit" gesucht.

Eines Abends stieg der Doktor, welcher eben von seiner Landpraxis heimgekehrt war, die Treppe hinauf, um dem alten Flickfräulein in der Mansarde, das plötzlich erkrankt war, noch einen Besuch abzustatten. Die Küchenthüre des Rentmeisters war halb geöffnet und beim Scheine des Herdfeuers sah er eine alte Bäuerin sitzen, welche den Kopf in ihrer Schürze verborgen hielt und leise schluchzte. (Schluß folgt.)

## Liebesrecht.

Die Sonne lockt das Grün heraus
Mit ihren Gluthenblicken,
Die Blumenglöcklein wachen auf
Und schaun empor und nicken.

Mit meiner Lieder heißem Drang
Rief ich hervor zum Lichte
Ein wundersüßes Liebesblüh'n
Auf Deinem Angesichte!

Und schwirrt der Falter durch die Au,
Aus duftgem Kelch zu zehren —
Wer dürfte Deiner Lippe Kuß
Mir Schmetterling verwehren?

**Nataly v. Eschstruth.**

## Die schenste Zeiht.

(Schwälmer Mundart.)

Bann die Schlesselbläume blieh
Ö met retzerohre (1) Backe
Se die Mäje sichche gieh,
Stolz i Mirrer (2), ohne Jacke,
O da es, ehr liewe Leiht,
I demm Johr die schenste Zeiht!

Bann de Nowed (3) bei der Leng (4)
Bosch (5) ö Mäje sich verzähle,
All ee Härz, ee Seel nü seng
Ö vergniegt Gesellche speele,
O da höt, ehr liewe Leiht,
Jonges Volk die schenste Zeiht!

Banu i Lost wüll emm die Beem
Bräijäm (6) ö die Bräut sich kreije,
Ö ee jonges Poor derheem
Läßt dos äjchte Kleene weije (7),
O da es, ehr liewe Leiht,
Ööch fer die die schenste Zeiht!

Ö da wedd de Ällerhäd (8)
Härzefroh zü allem schmonzeln (9)
Ö die Äller (10) ö die Mähd,
Bann se konn, das Kleene monzeln, (11)
Ö da dänke ahle Leiht
Reckwerts o die schenste Zeiht.

**Kurt Kuhn.**

(1) rosenrot. (2) Mieder. (3) Abend. (4) Linde. (5) Burschen. (6) Bräutigam. (7) wiegen. (8) Großvater. (9) lächeln. (10) Großmutter. (11) küssen.

## Das träge Weib.

Es schleicht ein träges Weib einher,
Als trüg's in seiner Brust den Tod;
Nie wogt 's in ihm wie wildes Meer,
Kaum fühlt es je des Lebens Not.

Die Sorgen sind ihm ewig fremd,
Nicht fühlt es wahrhaft Schmerz und Lust.
Nichts giebt's, das seine Schritte hemmt,
Sich selber ist es kaum bewußt.

Es schleicht ein träges Weib einher
In jedem Land, zu jeder Zeit;
Nie wogt 's in ihm wie wildes Meer,
Es wird genannt Gleichgültigkeit.

**Julius Gräfe.**

## Aus alter und neuer Zeit.

Aus dem Hanauer Wochenblatt. Vom 4. Februar 1802. Den Söhnen des Kasseler Hoffaktor Rothschild zu Frankfurt, Amschel Meyer Rothschild und Salomon Meyer Rothschild daselbst, ist der Charakter als Kriegszahlamts-Agenten gnädigst ertheilt worden.

Vom 27. Mai 1802. Im Gasthof zum goldenen Löwen werden mehrere Experimente mit einem verbesserten deutschen Telegraphen, welcher an Nutzen und Geschwindigkeit alle Luftballons übertrifft, gezeigt und erklärt, wie man mit diesem Telegraphen bei Tage und bei Nacht, sowohl gegen als mit dem Winde, 100 Meilen Wegs in 5 Stunden sprechen kann. Entrée 24 Kreuzer.

Vom 25. Oktober 1810. Ich suche alte deutsche geschriebene Bücher, besonders solche, die in Versen sind, zu kaufen, und die Besitzer derselben, welche sie an mich ablassen wollen, können mir in unfrankirten Briefen den Titel, oder die Anfangs- und Schlußworte, nebst Bemerkung des Preises, auch ob die Handschrift auf Pergament oder Papier ist, vorläufig einsenden. Alte deutsche Drucke vom 15. Jahrhundert bis ins 17. hinein, kann ich auch brauchen.

Grimm,
königl. westphälischer Staatsrathsauditor
und Bibliothekar zu Kassel. **L. N.**

* * *

Aus den Aufzeichnungen des Lippoldsberger Stadtschultheißen Itter v. J. 1722. Anno 1699 haben Ihre Hochfürstliche Durchlaucht Landgraf Carl zu Etablirung der sehr zuträglichen und nützlichen Handlung, in Betracht, daß die Handlung das Herze eines wohlstehenden Landes seie, auch zur Erholung derer am Diemelstrom liegenden Städte, deren Bürger die Handlung verlassen und ihre Nahrung und Wohlfahrt am Ackerbau gesucht,

eine bürgerliche Nahrung und Handlung zu bringen, eine neue Stadt an dem Einflusse der Diemel in die Weser zu bauen und derselben den Namen Carlshafen gegeben. Gestalten dann Höchstgedachte Jhro Hochfürstliche Durchlaucht den jetzt (1722) noch daselbstwohnenden Ingenieur Major Friedrich Conradi zum Baudirecktor besagter neuen Stadt gesetzt und aus landesväterlicher hohen Vorsorge herrliche Gebäude von Steinen und insbesondere das kostbare Lazareth vor die in Kriegsdiensten verdient gemachten und blessirten Invaliden aufbauen lassen und mit genugsamen revenues begnadigt, damit die Invaliden reichliche Verpflegung darin haben können. Auch hat er, damit Jedermann heilsame Justiz widerfahre, einen Oberamtmann und drei evangelische Prediger in besagte neue Stadt gesetzt und dieselben mit reichlichen Besoldungen versehen. Der erste Oberamtmann ist Nathanael von Stoff gewesen, wie dann anjetzo Carl von Maunsbach als Oberamtmann und Wolrad Reichhardt, licentiatus juris, als Oberschultheiß das Oberamt heilsamlich administriren.

Anno 1722. Da in diesem Jahre 30 Familien, welche wegen der wahren evangelischen Religion aus Piermont vertrieben worden, bei unserem regierenden lieben Landesfürsten um Schutz und Aufnahme unterthänigste Ansuchung gehan; so haben Jhre Hochfürstliche Durchlaucht aus geborener Hochfürstlichen Gnade und Clemenz diesen vertriebenen aus Piemontesischem Lande väterlichen Schutz gegebeben und 15 Familien zwischen die Weißehütte und Gieselwerder bei die Spiegelglashütten und 15 Familien zwischen das hiesige Försterhaus gegen Wahnbecke zu bauen angewiesen, darneben mit Baumaterialien und Saatfruchten in Gnaden versehen lassen, zugleich dem ersten Orte den Namen Gottestreu und dem zweiten Ort den Namen Gewissensruhe geben lassen.

Itter schließt seine Aufzeichnungen am 24. Novbr. 1722 mit dem Wunsche:

„Der große Gott, welcher aller Fürsten Hertze in Händen hat, wolle unseren regierenden theueren Landesfürsten und Herrn ferner in seinem gnädigen Schutz erhalten, denselben leiten und führen, daß er wie bisher in der wahren Religion und Gottesfurcht seinen Unterthanen vorstehe und dieselben so lange glücklich regiere, bis er lebenssatt und altersmüde sein Leben beschließe. —

R.-L.

* * *

Als die Landgrafen Ludwig und Heinrich am 2. März 1460 die hessischen Länder unter sich theilten, wurde rühmend hervorgehoben, daß Hessen die Schutzgerechtigkeit über Fulda, Hersfeld und Corvey habe. Im hessischen Archiv zu Ziegenhain fanden sich mehrere hierher gehörige Urkunden, welche in dem nach dem Ableben Philipp des Großmüthigen angefertigten Repertorium wie folgt zusammengestellt sind:

Reversalia Derjenigen, welche die Fürsten zu Hessen in Verspruch (Schutz) genommen.

Es haben die Fürsten zu Hessen etliche Städte, Klöster und Gemeinden in Ihren Verspruch genommen gegen einen gewissen Versprnch — oder Schutzgeld, wie hiernach folgt:

Barchfeld.

Landgraf Wilhelm der Mittlere zu Hessen 2c. Und haben die Inwohner dagegen 16 Gulden jährlich zu liefern bewilligt anno 1494.

Bredelar.

Das Kloster Breydeler Landhofmeister und Regenten des Fürstenthums zu Hessen (während der Minderjährigkeit Philipp d. G.) anno 1511.

Erfurt.

Landgraf Ludwig zu Hessen gegen 300 Gulden jährliches Schutzgeld auf 20 Jahre. anno 1446.

Frankfurt.

anno 1450. Graf Philipp von Catzenelenbogen gegen 100 Gulden Verspruchsgeld jährlich.

Flechdorf (Kloster).

Landgraf Wilhelm zu Hessen gegen eine jährliche Summe anno 1507.

Goßlar.

anno 1501 Landgraf Wilhelm auf 8 Jahre gegen 200 Gulden jährlich.

Göttingen.

anno 1493 Landgraf Wilhelm auf 8 Jahre und anno 1500 auf 12 Jahre gegen 200 Gulden jährlich.

Heina.

Landgraf Wilhelm „Gegen Ihr Gebett und Gottesdienst“ anno 1508 Freytags post Martini.

Es folgen nun noch weiter: Hildesheim — Marsbergk — Mühlhausen — Nürnberg — Ober-Möllerich — Höxter — die ritterschaftlichen Orte Mellbach und Florstadt — Nordhausen — Oberwesel — Waldeck — Wetzlar — theils unter Festsetzung einer jährlichen Geldzahlung, theils als Gegenleistung: Gebet und Gottesdienst, auch unter Zusicherung gegenseitigen Beistandes.

Man ersieht hieraus, welches Zutrauens und Ansehens, welcher Macht und Gewalt unsere hessischen Fürsten sich damals erfreuten.

Schw.

## Hessische Bücherschau.

Das neueste (Februar-)Heft der Rodenberg'schen „Deutschen Rundschau“ enthält S. 303—306 einen kleinen Aufsatz von A. Duncker: „das erste Schreibbuch Friedrichs d. Gr. und einige Briefe desselben aus seiner Knabenzeit.“

Unter den Merkwürdigkeiten der Kasseler Landesbibliothek wird bekanntlich auch das erste Schreibbuch des großen Königs aufbewahrt, welches von dem Kronprinzen Friedrich 1717, als dieser 5 Jahre alt war, begonnen wurde. Auf welche Weise das Heft in die Landesbibliothek gekommen ist, steht nicht fest. Sicher ist, daß es derselben schon vor dem J. 1794 angehört hat. 1885 war das Heft auf Ersuchen des Direktors des Hohenzollernmuseums im Schlosse Monbijou bei den Erinnerungen an König Friedrich II. ausgestellt. In dem erwähnten Aufsatz giebt der Verfasser eine Beschreibung des Heftes, sowie weitere Angaben über dessen Schicksale. Am Schlusse gelangen Briefe

zum Ausdruck, welche der junge Prinz von Brandenburg aus an seine Mutter, die Königin Sophie Dorothea geschrieben hat. Zwei davon sind deutscher, einer in französischer Sprache geschrieben und tragen das Datum 1. Oktober 1721, bezw. 18. Mai 1722 und 10. Mai 1723. Auch diese befinden sich in der hiesigen Landesbibliothek. Die Redaktion der „deutschen Rundschau" bemerkt zu dem Aufsatze, daß er ihr aus dem Nachlasse des verstorbenen Dr. Duncker mitgetheilt worden sei und fügt weiter hinzu: „Es war das Letzte, was unser früh geschiedener, bis zu seinem Tode rastlos thätiger Mitarbeiter geschrieben hat. Was bestimmt war, ein Erinnerungsblatt an des großen Königs 100jähr. Sterbetag zu werden, den Duncker nicht mehr erlebte, das geben wir nun hier mit dem wehmüthigen Gefühl, daß es zum Erinnerungsblatt an ihn selber geworden." A.

* * *

Im Drucke befindet sich eine Gedichtsammlung unserer Mitarbeiterin Nataly von Eschstruth. Das Buch wird unter dem Titel „Wegekraut" im Verlage von Pierson (Dresden) erscheinen. Die Verfasserin hat die Freundlichkeit gehabt, uns eine Anzahl der im Erscheinen begriffenen Gedichte zur Einsicht zu übergeben; wir werden uns gestatten einige derselben zu veröffentlichen und theilen schon heute eine kleine Probe mit. Auf „Wegekraut" kommen wir natürlich noch zu sprechen, sobald es erschienen ist. S.

* * *

„Die Weltstellung Englands, namentlich mit Bezug auf Rußland, militärisch-politisch beleuchtet von Otto Wachs, königl. preuß. Major a. D. Mit 7 Karten. Kassel, Verlag von Theodor Fischer 1886."

Schon längst droht der Zusammenstoß der zwei Weltmächte in Asien um den Kampfpreis des Wunderlandes Indien. Schritt für Schritt sieht man das Czarenreich seine Vorposten gegen die trennende Schranke in Centralasien vorschieben und die Frage ist gerechtfertigt, welcher der beiden Gewaltigen die größere Aussicht habe auf Sieg und Behauptung des Preises. Der Verfasser vorliegender Schrift hat nach eingehenden Studien die gegenwärtige Stellung der beiden Mächte gezeichnet und durch die Darlegung ihrer Kampfesmittel dem Leser die Grundlage und Anhalte gewährt, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Wir sehen, wie die kolossale Ländermasse des russischen Reiches dennoch in Hinsicht auf die Oceane, das Gebiet des Wettbewerbes im Handel und dadurch blühender Stärke der Staaten, sich in eingeschnürter und abgeschlossener Lage befindet, während England gleich einem Polypen mit Riesenarmen, von seiner Lage im Meere aus das Beste sich zugeeignet hat, was der Erdball trägt. Ein Naturgesetz treibt also das Russenthum an, die Mängel seiner kontinentalen Machtlage auszugleichen; seine Expansionskraft ist noch nicht erschöpft und das Mittel, sich geltend zu machen, die Armee, in der Verfassung, nach Asien hinein Alles unternehmen zu können. Dagegen zeigt Englands Heer seit Jahrzehnten sich tief unter der Bedeutung, welche die ungemessenen Ansprüche des Staates von demselben fordern müßten und in nicht ferner Zukunft wohl auch im höchsten Maße fordern werden. Auch in der Flotte des einst meerbeherrschenden Reiches zeigt sich der Niedergang und so vermag der Freund Englands, für welches die vorliegende Schrift ein ernster Mahnruf ist, nichts Trostreiches für künftige Zeiten zu erblicken.

Im Interesse des gebotenen vielen Guten wäre eine einfachere Schreibart zu wünschen gewesen; das Bestreben, Kraftausdrücke anzuwenden, trägt nicht zu größerer Klarheit bei, führt auch leicht auf Abwege. v. St.

* * *

Gerade hier in diesem Blatte, das der Pflege hessischer Literatur und Geschichte gewidmet ist, dürfte es angebracht sein, auf ein bei Heinrich Minden (Dresden und Leipzig) erschienenes Werk unseres heimischen Dichters und Schriftsteller's Franz Treller, — „Gela", ein Bild aus deutscher Vorzeit — hinzuweisen, um so mehr, als der Hauptschauplatz des darin entwickelten Romans das Land unserer Urväter, der Chatten, ist und der Held desselben diesem Stamme angehört. Bewundernswerth ist es, wie der Verfasser das Zeitkolorit in der Art seiner Darstellung zu wahren verstanden hat, das von den eingehendsten Studien beredtes Zeugniß ablegt. Die Schilderungen sind ungemein lebendig und fesselnd, ja der Schluß: die Schlacht im Teutoburger Walde, in der die römischen Legionen von dem Cheruskerfürsten Arminius unter hervorragender Mitwirkung der Chatten vernichtet werden, erhebt sich zu förmlich dramatischer Kraft. Man glaubt den Gang der Kampfentwickelung vor sich zu sehen. Das merkt man dem vortrefflichen Buch unbedingt an, daß ein echt hessisches und echt deutsches Herz in der Brust seines Verfassers schlägt. D.

## Briefkasten.

R. N. Marburg. Politik wird bei uns nicht getrieben; aus diesem Grunde ist Ihre Einsendung unverwendbar. Behufs Rücksendung bitten wir um nähere Adresse.

1. 2. 3. in S. Das Gedicht „Dem Hessenland" würden wir verwenden; doch müssen wir noch nähere Rücksprache wegen einiger ganz nothwendiger Abänderungen nehmen. Weitere Einsendungen sehen wir gern entgegen.

M. H. Melsungen. Darum keine Feindschaft nicht! Wir werden uns künftig streng an Ihren Wunsch halten.

L. M Nordhausen. In Nr. 5 und 6. Brieflich erhalten Sie noch nähere Nachricht.

K. N. Kesselstadt. Verbindlichsten Dank für Ihre gütige Bemühung im Interesse unserer Zeitschrift und freundlichsten Gruß.

L. N. Hanau. Die bereits erwähnten Beiträge von Hanauer Mitarbeitern werden aus technischen Gründen erst in der nächsten Nummer zum Abdrucke gelangen.

**☞ Die Nummer 1 des „Hessenland" ist jetzt in neuer Auflage erschienen. Wir versenden dieselbe mit der heutigen Nummer an diejenigen Abonnenten, welchen sie noch nicht zugegangen ist. Sollte dabei, wie dies leicht möglich ist, ein Versehen unterlaufen, so bitten wir, sich deshalb an den unterzeichneten Redakteur zu wenden. F. Zwenger.**

Verantwortlicher Redakteur F. Zwenger. Druck und Verlag von F. Zwenger in Kassel.

Kassel. **№ 5.** 1. März 1887.

# Hessenland.

## Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, am 1. und 15. jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, sowie unter Streifband oder durch den Buchhandel bezogen werden; hier in Kassel nimmt der unterzeichnete Redakteur, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2574a, 1. Nachtrag für 1887.

Die Redaktion: F. Zwenger.



### An der Weser.

Von hochgethürmter Klippe schmalem Rand,
Die ob der Weser sich zum Himmel streckt,
Seh ich hinaus in's alt romant'sche Land,
Das Kaiser Karls Gezelte einst bedeckt,
Denn Heristal, nach seinem Ahn genannt,
Liegt mir zur Seit' in Waldesgrün versteckt
Und jenseits steh'n des Sollings mächt'ge Eichen,
Den alten Paladinen zu vergleichen.

In Heristal der Kaiser einst empfing
Des Morgenlandes bunte Botenschaar,
Denn von dem West zum fernsten Osten ging
Sein Ruhm, gleich einem Sternbild licht und klar,
Er selber aber achtet sich gering,
Dem Herren folgend, dessen Knecht er war,
Dem er mit seinen Rittern, Streitern allen,
Sich demuthsvoll bekannte zum Vasallen.

Die Weser, die dort unten ruhig glänzt,
Kaum eine Welle schlägt im Sonnengold,
Von Wäldern rings, dem schönsten Schmuck umkränzt,
Sie sah es, wie ein Kaiser einst gegrollt,
Sie sah, als einst so fröhlich es gelenzt,
Wie manches Sachsenhaupt zum Staub gerollt.
Würggassen heißt bis heute noch die Stätte,
Wo Sachsenfreiheit fand ihr Ruhebette.

Ich kenn' den Sitz, den halbverborg'nen Stein,
Drauf einst der erste deutsche Kaiser saß
Und schaute in das weite Land hinein
Und mit dem Schwerte wohl die Gauen maß —
Und seines Auges hellen Blitzesschein
Verdunkelte wohl einer Thräne Naß, —
Er muß sie beugen all die kühnen Helden,
Denn so befahl es ihm der Herr der Welten. —

Und wieder nach vielhundertjähr'ger Frist
Tobt an der Weser eine blut'ge Schlacht,
„Hie Welf!" — „Hie Waiblingen!" der Feldruf ist,
Mit Barbarossa kämpft des Löwen Macht,
Der Deutsche wieder sich mit Deutschem mißt
Und den Besiegten trifft des Reiches Acht.
In Trümmern sinken des Vasallen Heere
Vor seines Richters kaiserlicher Wehre.

So hast du, Weser, seit sein Roß getränkt
Der stolze Römer einst in deiner Fluth,
Gar manchen Mann zu deinem Grund versenkt,
Indeß du selber färbtest dich mit Blut —
Kein andrer Strom im Herzen Deutschlands denkt
Wie du der Deutschen Herrlichkeit und Muth,
Die einst durch böse Zwietracht arg zerspalten
Vereinet jetzt des Reiches Banner halten.

Wilhelm Bennecke.



# Philipp Ludwig II.

## Ein Lebensbild aus der Hanauer Grafen-Geschichte.

Von

**F. W. Junghans.**

Unter den Regenten des 1736 mit Johann Reinhard ausgestorbenen Geschlechts der Grafen von Hanau ragt eine Gestalt um eines Hauptes Länge über alle anderen hervor: Philipp Ludwig II., der Gründer Neu Hanaus. Von der Natur ausgestattet mit trefflichen Anlagen des Geistes, welche nach einer sorgfältigen Jugenderziehung auf den hohen Schulen zu Herborn und Heidelberg weiter ausgebildet wurden, und im Besitz eines hohen Verständnisses für Kunst und Wissenschaft, ein geborener Regent und Staatsmann, verstand er es die kleine Stadt Hanau zu einer hohen Blüthe zu bringen und würde vielleicht an der Spitze eines größeren Staats eine Rolle auf der Bühne der Weltgeschichte gespielt haben. Ohne seine staatsmännische Weisheit würde jedenfalls Hanau nicht das geworden sein, was es jetzt ist, und würde vielleicht noch heute wie Windecken, die frühere Residenz der Grafen oder das alt-hanauische Städchen Steinau den Rang einer unbedeutenden Landstadt einnehmen.

Philipp Ludwig wurde geboren im Schloß zu Hanau den 18. November 1576. Die Grafschaft Hanau-Münzenberg hatte das Unglück, daß fast alle ihre Regenten schon in frühem Alter starben. Als Philipp Ludwigs Vater, Philipp Ludwig I. dessen schönes Marmordenkmal im edelsten Styl der deutschen Renaissance, den Chor der Marienkirche ziert, das Zeitliche segnete, war unser Graf erst 4 Jahre alt. Da seine Mutter Magdalene, eine geborene Prinzeß von Waldeck, sich bald nach dem Tode ihres Mannes in zweiter Ehe mit dem Grafen Johann von Nassau-Siegen verheirathete, so kam der junge Graf an den Hof zu Dillenburg, wo er im Geist des reformirten Bekenntnisses erzogen wurde. Sehr früh schon bezog er die hohe Schule zu Herborn, welche eben errichtet war, und widmete sich dort neben den humanistischen Studien dem Studium der Rechtswissenschaften und der Theologie, welche damals ebenwohl zur Ausbildung eines künftigen Regenten für nöthig gehalten wurde. Von hier begab er sich auf die Universität Heidelberg, wo er nach damaliger Sitte honoris causa zum Rektor magnificus ernannt wurde. Bei seiner Rückkehr nach Hanau im Jahre 1593 zeigte er seine Vorliebe für die Einrichtungen der reformirten Kirche schon dadurch, daß er die Einführung der Lobwasserschen Psalmen, einer gereimten Bearbeitung des Psalmbuchs mit den in der reformirten Kirche üblichen Melodien des Claude Goudimel, in der Hanauer Kirche veranlaßte. Zugleich betrieb er die Errichtung einer Druckerei in seiner künftigen Haupt und Residenzstadt. Man war früher der allgemeinen Ansicht, daß die Wechelschen Erben Klaudius Marnius und Johann Aubry die ersten Hanauer Drucker gewesen seien, die von 1594 an eine ganze Reihe von schönen Drucken unter dem Druckzeichen des fliegenden Pferdes von Hanau haben ausgehen lassen. Allein neuere Forschungen haben nachgewiesen, daß vor ihnen schon ein anderer Drucker, Wilhelm Antonius, in Hanau thätig war. Der erste Druck dieser bis 1614 bestandenen Officin, ein Plakat vom Jahre 1593, befindet sich im Staatsarchiv zu Marburg. Mithin wird es dieser Wilhelm Anton oder Guillaume Antoine gewesen sein, welchen der junge Graf nach Hanau berief. Nach kurzem Aufenthalt in der Vaterstadt begab sich Philipp Ludwig nochmals zu seiner weitern Ausbildung auf längere Reisen. Die große Tour führte ihn erst über Bremen nach den Niederlanden, wo er ein halbes Jahr in Leyden weilte, dem niederländischen Sitz der Gelehrsamkeit. Von hier kehrte er durch Braunschweig und Hessen nach Hanau zurück. Kurz darauf trat er eine zweite größere Reise an. Zuerst nach Regensburg, wo er dem Kaiser Rudolf II. vorgestellt wurde und sich eines ihm von dem Wetterauer Grafenkollegium gegebenen Auftrags entledigte, dann durch Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Polen und Schlesien nach Italien, dem Land der Künste, dessen berühmte Universitäten noch immer die

studierende Jugend Deutschlands anzogen und dessen Wunderstadt Venedig damals auf dem Gipfel ihrer Macht und ihres Glanzes stand. Rom, Neapel und Venedig wurden besucht. In Bologna und Padua ließ sich der junge Graf unter die Zahl der Studierenden aufnehmen. Wir besitzen noch einen von ihm von Padua datirten Brief, worin er sich die Schlichtung von Streitigkeiten, welche in seiner Abwesenheit unter den Geistlichen der Hanauer Stadtkirche entstanden waren, für seine Rückkehr vorbehielt. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte er zum Manne gereift, mit einem reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte, über Genf nach Hause zurück.

Erst zwanzigjährig trat er alsbald die bisher von einer Vormundschaft geführte Regierung an und vermählte sich noch in demselben Jahr, am 22. Oktober 1596, mit Katharina Belgika, der Tochter des großen Oraniers Wilhelm I. von Nassau, einer ihm an Geist und Thatkraft vollkommen ebenbürtigen Lebensgefährtin, der es nach dem frühen Tode ihres Mannes beschieden war, unter den furchtbaren Stürmen des dreißigjährigen Krieges das Schiff des kleinen Staats durch gefährliche Klippen hindurch zu lenken.

Das erste Werk des jungen Regenten war die Einführung der reformirten Lehre in den ihm untergebenen Landen durch die Berufung der Superintendenten Jodokus Naum von Siegen.

Mögen wir über diesen Schritt urtheilen, wie wir wollen, mögen wir die zweite Reformation Hanaus für berechtigt oder unberechtigt ansehen, je nachdem wir die erste Einführung der evangelischen Lehre in den Hanauer Landen als eine mehr reformirte oder lutherische bezeichnen, so können und müssen wir doch das zur Rechtfertigung Philipp Ludwigs sagen, daß er es seinem Gewissen gegenüber wie Landgraf Moriz von Hessen für seine Pflicht hielt, die Lehre, der er selbst angehörte und die er für die richtige hielt, auch in seinem Lande einzuführen.

Philipp Ludwig wollte, wie er erklärte, die Kirche der Grafschaft „von den Ueberbleibseln des Papstthums“ reinigen. Deßhalb ließ er aus allen Kirchen die noch vorhandenen Bilder, Kruzifixe und Altäre entfernen und letztere durch mit einem schwarzen Tuch behangene Tische ersetzen. Am Mittwoch vor Psalmsonntag 1596 wurde in Hochstadt der Anfang damit gemacht.

Mit den Pfarrern wurde in aller Sanftmuth verhandelt. Die Folge davon war die, daß nur Wenige sich der Einführung der reformirten Gebräuche widersetzten. Unter diesen waren der Pfarrer Pistorius von Marköbel und der Pfarrer Korvinus von Windecken. Philipp verhandelte mit ihnen persönlich auf der Kanzlei am 27. Januar 1596 und zwar so, daß sie sich bedankten, daß sie so gnädig behandelt und mit ihnen in diesen Sachen so freundlich und bescheidentlich verfahren worden sei. Pistorius ging nach Augsburg, Korvinus wandte sich nach Frankfurt a. M. wo er eine Pfarrstelle fand.

Jedoch ging es bei dem Volke nicht ganz ohne Widerstand ab. In Windecken gab es gelegentlich der Abschiedspredigt des Korvinus Unruhen. In Kesselstadt und Eschersheim wurden die zur reformirten Lehre übergetretenen Pfarrer insultirt. Es läßt sich denken, daß viele Gemeindeglieder sich durch die Entfernung der Bilder, durch die Abschaffung der Hostien u. s. w. in ihren religiösen Gefühlen verletzt fühlten, zumal die auf den Kanzeln damals übliche Polemik gegen Andersgläubige sich nicht der feinsten Ausdrücke bediente. Und so kamen den auch von reformirter Seite Rohheiten vor, für die wir natürlich Philipp Ludwig nicht verantwortlich machen können. Zu einem Schullehrer, der in einem Bäckerhaus in der Metzgergasse in die Kost ging, sagten seine Tischgenossen, als er einmal zu spät kam mit Bezug auf die bisher üblichen Hostien: Wenn Du eher gekommen wärst, so hättest Du einen gebackenen Herrgott essen können. Und der Rektor der Schlüchterner Klosterschule schob eine von den aus der Kirche entfernten hölzernen Apostelfiguren mit den Worten in den Ofen: Komm her Jüdchen, wärm dich!

Doch gehn wir von diesem unerquicklichen Thema zu einem zweiten Stück der Thätigkeit unseres Philipp Ludwig über, nämlich zur Gründung der Neustadt Hanau.

Um ihres Glaubens willen aus dem Vaterlande vertriebene Wallonen und Niederländer hatten im Jahre 1555 nach längerem Umherirren endlich in Frankfurt ein Asyl gefunden. Sie waren vom Rath bereitwillig aufgenommen worden und durften auch in der ihnen zu diesem Zweck eingeräumten Weißfrauenkirche ihren Gottesdienst abhalten, bis die lutherische Geistlichkeit merkte, daß die Fremdlinge nicht in allen Stücken mit ihrem Glauben übereinstimmten und bis die Bürgerschaft gewahr wurde, daß die mit Geld und kaufmännischer Intelligenz wohl ausgerüsteten Einwanderer den erbgesessenen Altbürgern in jeder Art von Geschäften eine empfindliche Konkurrenz machten. In einer zur Vertheidigung des Senats gegen den Vorwurf der religiösen Unduldsamkeit abgefaßten Schrift aus dem vorigen Jahrhundert wird ausdrücklich gesagt: „Wem ist nicht unbekannt, daß die bestgelegenen Häuser, Läden und

Waarenlager in ihren Händen und daß ihre Glaubensgenossen fast in alle Handwerke eingedrungen sind? Wir wissen Gottlob was die Liebe des Nächsten erfordert, aber auch daß die wahre Liebe von sich selbst anfängt.“ Von diesem Augenblicke an begann eine Reihe von Chikanen, wodurch den Fremden der Aufenthalt in Frankfurt verleidet wurde. 1593 wurde ihr Prediger, der berühmte Franz Gomarus, seines Amtes entsetzt und aus der Stadt verwiesen; 1594 wurde ihnen die Abhaltung ihres Gottesdienstes untersagt und ihr Betsaal geschlossen, so daß sie sich nach einem anderen Zufluchtsort umsahen. Daß ihr Blick gerade auf Hanau fiel, dazu gab der Umstand Veranlassung, daß ein junger Mann, Antoine de Ligne, sich gegen das Verbot des Raths mit einer Aachnerin verheirathet hatte. Mit harter Strafe bedroht, entwich er nach Hanau, wohin ihm mehrere andere folgten, unter diesen die beiden Varlut, Vater und Sohn, deren Bruder beziehungsweise Oheim unter Herzog Alba den Märtyrertod erlitten hatte. Philipp Ludwig gab ihnen, da er in ihnen Glaubensgenossen sah, mit Freuden die Erlaubniß, zuerst in einem Privathaus, in der goldnen Hand, Metzgergasse Nr. 9, dann in der Hospitalkirche ihren Gottesdienst zu halten, denn es reifte in ihm der Plan, die Fremden in größerer Anzahl nach Hanau zu ziehen, um die Kräfte derselben für den Flor seines Landes nutzbar zu machen. Er knüpfte deshalb mit den noch in Frankfurt wohnenden Unterhandlungen an und verpflichtete sich im Fall sie nach Hanau kämen, für sie neben seiner Haupt- und Residenzstadt Hanau eine neue Stadt zu erbauen. Die letzteren waren um so bereitwilliger auf dies Anerbieten einzugehen, da der Frankfurter Senat ihre erneuerte Bitte um freie Religionsübung mit der Drohung beantwortet hatte, er werde die Querulanten auf den Katharinenthorthurm setzen lassen. Am 27. Januar 1597 erklärten sich 58 Hausväter durch Namensunterschrift für bereit in der neu anzulegenden Stadt nach dem ihnen vorgelegten Plan des Ingenieurs Nikolaus Gillet ein oder mehrere Häuser zu bauen, andere wollten deren erkaufen, 144 waren bereit in die neue Stadt überzuziehen. Alle verpflichteten sich zu einer Konventionalstrafe für den Fall, daß sie ihr Wort nicht hielten. Die Summe der versprochenen Strafgelder betrug 23210 Gulden. Diese vorläufige Vereinbarung wurde von beiden Seiten bestätigt durch die am 1. Juni 1597 abgeschlossenen Kapitulation, ein Statut, welches den Kolonisten die ausgedehntesten Freiheiten verlieh und welches zum Theil erst durch die 1834 eingeführte Kurhessische Gemeindeordnung aufgehoben worden ist. Dasselbe war unterschrieben von dem Grafen einer- und von nachfolgenden Personen andererseits, welche wir als die Gründer Neu-Hanau's betrachten dürfen:

| | |
|---|---|
| Nikolaus Heldevier, | Daniel de Hase. |
| Peter t' Kindt, | Michiel de Behaigne, |
| Paulus Chombart, | Essaie de Lattre, |
| Hektor Schelkens, | Gerhard Fauque, |
| François Varlut, | Salomon Mostart, |
| Daniel de Neufville, | |

Noch bewahrt das Archiv der Stadt Hanau die Originalurkunde als eines der ehrwürdigsten und kostbarsten Denkmäler ihrer Vergangenheit.

(Schluß folgt.)

# Römische Reste bei Hanau.

Von

**Dr. Georg Wolff.**

Die Aufdeckung der im Bereiche des Regierungsbezirks Kassel noch vorhandenen Reste des römischen Grenzwalls, welche der Hanauer Geschichtsverein seit einer Reihe von Jahren als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, ist mit den Marköbeler Ausgrabungen im Herbst 1884 zu einem vorläufigen Abschluß gebracht worden. Die Strecke Großkrotzenburg-Marköbel mit ihren drei großen Kastellen an den genannten Orten und bei Rückingen, ihren Thürmen und Durchgängen, ihrem, den Wall begleitenden Patrouillenweg und ihren bürgerlichen Niederlassungen, ist durch eine Reihe von Publikationen den Fachgenossen so bekannt, wie kaum eine andere Strecke des Grenzwalls, während gerade bei diesem Theile noch bis vor fünf Jahren sogar die Lage und Richtung des Walles selbst bestritten war. Nachdem so für alle weiteren Nachforschungen eine sichere Grundlage, so zu sagen die Operationsbasis geschaffen war, galt es, abgesehen von weiteren Ausgrabungen im Bereiche der Kastelle, vor allem auch das Hinterland einer genauen Durchforschung zu unterwerfen, um einerseits über die Verbindung der Grenzplätze mit den bekannten Mittelpunkten römischen Lebens am Rhein und am Taunus, andererseits über die Besiedelung des durch jene Grenzwehr vertheidigten Landes, über Verkehr

und Leben in diesen Gegenden Aufschluß zu finden. Manche vorbereitende Schritte waren auch in dieser Richtung bereits gethan. Straßenverbindungen, Wasserleitungen, Niederlassungen und Begräbnißplätze waren in den letzten Jahren theils durch Zufall, theils in Folge gelegentlicher Nachforschungen aufgefunden. Um alle diese Einzelfunde unter einander und mit der Grenzwehr in Zusammenhang zu bringen, war ein ebenso planmäßiges Vorgehen geboten, wie es an der Grenze selbst zu schönen Resultaten geführt hatte.

Schon vor drei Jahren hatte ich die Vermuthung ausgesprochen, der inzwischen namhafte Vertreter der Alterthumswissenschaft beigetreten sind, daß vor Anlegung des wetterauischen Grenzwalls, den ich als eins der jüngsten Glieder des Gesammtwerkes ansehe, der Main bis Hanau die Grenze des Römerreichs gebildet habe, die von da an sich nördlich ziemlich geradlinig bis zu der alten und bedeutenden Stätte römischer Kultur auf dem Boden des heutigen Friedberg zog. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe zu wiederholen, die mich zu dieser Ansicht gebracht hatten. Ihre Richtigkeit zu beweisen, war der Hauptzweck der Ausgrabungen und Nachforschungen, die ich im Herbste v. J. in Gemeinschaft mit meinem Freunde, Architekt von Rößler aus Nienburg, unternahm. Zur Bestreitung der Kosten stellte mir der Vorstand des Hanauer Bezirksvereins, von dessen Mitgliedern sich auch Herr *Eduard Roesler* eifrig an den Arbeiten betheiligte, einen Theil der Summe zur Verfügung, welche auch in diesem Jahre der Herr Kultusminister von Goßler dem Verein für Fortsetzung seiner Ausgrabungen bewilligt hatte. Die Resultate der Nachforschungen bestätigten nicht nur die erwähnte Vermuthung, sondern gaben auch alle Erwartung übertreffende Aufschlüsse über die Topographie der Umgebung Hanau's in der Römerzeit.

In einer von der bekannten „Hochstraße" bei Kilianstetten auf eine Entfernung von 1 Meile bis zum „Salisberge", gegenüber dem Mainknie bei Hanau und der Kinzigmündung geradlinig verlaufenden alten Straße, von der nicht nur auf der ganzen Strecke noch deutliche Spuren in Feld- und Waldwegen, sowie in alten Grenzlinien erhalten sind, sondern deren wohlerhaltener 9 Meter breiter Körper von uns an verschiedenen Stellen aufgedeckt werden konnte, fanden wir die gesuchte Grenzstraße, deren römischer Ursprung theils durch den Umstand, daß sie Fundstätten römischer Reste geradlinig verbindet, theils durch ihre Struktur und die bei ihrer Aufdeckung gefundenen Reste bewiesen wird. Dieselbe gabelt sich südlich von Wilhelmsbad so, daß der östliche Arm die Hauptrichtung nach dem Mainknie beibehält und auf dem Salisberge, östlich von Kesselstadt endigt, wo wir bereits vor mehreren Jahren sehr ansehnliche Reste römischer Villen aufdeckten, während der andere Zweig westlich von Kesselstadt auf Schloß Philippsruhe und die dort befindliche alte Mainfurt führt. Zwischen beiden Straßen fanden wir mitten im Dorfe Kesselstadt unter dem Boden eines Gehöftes ein wohlerhaltenes Stück der zwei Meter starken Fundamentmauer eines Kastells und damit den erwünschten Beweis für die Richtigkeit der oben angedeuteten Annahme einer älteren Maingrenze. Auch Spuren der unter seinem Schutz entstandenen bürgerlichen Niederlassung und das dazu gehörige Gräberfeld wurden auf den Aeckern nördlich und westlich des Dorfes gefunden und damit die vor 50 Jahren zuerst aufgeworfene Frage, ob Kesselstadt römischen Ursprungs sei oder nicht, gelöst.

Der westliche Straßenarm ist der ältere, wie auch die Furt bei Philippsruhe zweifellos zuerst von den Römern als Uebergangsstelle benutzt wurde. Dafür spricht auch der Umstand, daß die alte Straße, die am linken Mainufer von Seligenstadt bei Kleinkrotzenburg vorbei über Steinheim zum Mainknie führt, nördlich vom letztgenannten Orte nach der Furt abbiegt. Die Abweichungen von der Hauptrichtung auf beiden Ufern waren bedingt durch die Nothwendigkeit, die Straßen hinter dem Kastell zum Strome zu führen. Für das letztere aber konnte keine bessere Stelle gewählt werden, als die den Main- und Kinziglauf beherrschende Anhöhe zwischen beiden Flüssen. Daß die im Jahre 1875 aufgedeckten römischen Fundamente auf der alten Maininsel, gegenüber Kesselstadt von militärischen Anlagen herrührten, was schon damals Duncker vermuthete, gewinnt nunmehr größere Wahrscheinlichkeit. Nur darin irrte mein leider zu frühe, auch für die Limesforschung, geschiedener Freund, daß er jene Anlagen als eine mit dem Salisberge korrespondirende Uebergangsbefestigung ansah. Wie sehr würde er sich gefreut haben, wenn er die Widerlegung seiner Hypothese durch die Auffindung unserer, jene Salisberger und Steinheimer Funde, wie an Ausdehnung, so an Bedeutung so weit überragenden Kesselstädter Reste erlebt hätte!

Die Villen auf dem Salisberge wie alle die zahlreichen Ansiedelungen, von welchen wir rings um Alt-Hanau, aber nicht auf dem Boden der Stadt selbst, Spuren gefunden haben, können erst

nach der Vorschiebung der Reichsgrenze bis Rückingen und der Anlage des wetterauischen Grenzwalls entstanden sein, als mit der alten Grenzlinie auch das Kastell Kesselstadt seine Bedeutung verloren hatte. Da war auch für die bei Hanau-Kesselstadt den Strom überschreitende Straße die Rücksicht auf das Kastell nicht mehr nöthig; man konnte sie von beiden Seiten bis zur Mainspitze in der Hauptrichtung fortsetzen, wenn sich dort eine geeignete Uebergangsstelle fand, und man die Nothwendigkeit nicht scheute, außer dem Main auch die Kinzig nahe ihrer Mündung zu überschreiten.

Daß aber die Römer in ihrer Neigung zu möglichst geradliniger Anlage ihrer Heerstraßen — und eine solche blieb ja auch nach Herstellung des Grenzwalls unsere ehemalige Grenzstraße — solche Schwierigkeiten nicht scheuten, dafür sollte uns ein glücklicher Zufall den Beweis liefern, der zugleich unmittelbar nach Beendigung unserer Ausgrabungen die letzte große Lücke in unserer Kenntniß der Vertheidigungsanlagen an der Kinzigmündung ausfüllte. Am 2. November v. J. wurde mir von dem Kgl. Bauaufseher Blumentritt, welcher die Landungsstelle am Main, wo dicht an der Stadt der Mainkanal in den Strom mündet, durch einen Dampfbagger vertiefen ließ, gemeldet, daß man bei dieser Arbeit auf eingerammte Pfähle gestoßen sei. Die in meiner Gegenwart fortgesetzten Arbeiten bestätigten die Angaben. Der Bagger durchschnitt die Reste eines Brückenpfeilers, welcher ganz analog den im vorigen Jahre bei Großkrotzenburg gefundenen Pfeilern einer römischen Brücke konstruirt war. Mächtige Eichenpfähle, die unten mit 50 Centimeter langen 4 lappigen Eisenschuhen verstärkt waren, steckten noch über 2 Meter tief im Boden des Flußbettes. Sie waren durch lange horizontalgelegte Eichenbalken verbunden, über deren Befestigung, da sie nur in Bruchstücken gehoben wurden, noch kein bestimmter Aufschluß gefunden werden konnte. Die Zwischenräume zwischen den Pfählen waren mit reinem Thon und Basaltsteinen ausgefüllt, eine Packung aus demselben Material umgab auch den Kern des Pfeilers. Leider nöthigte zuerst der geringe Wasserstand und der eintretende Frost, die Arbeit für dieses Jahr aufzugeben. Sie soll im Frühjahr wieder aufgenommen werden. Doch gestatten die gewonnenen Resultate schon jetzt sichere Schlüsse auf die Beschaffenheit und den Ursprung der Brücke zu ziehen. Eine Besichtigung des Flußbettes ließ weitere Pfeilerreste erkennen und dadurch die Richtung der Brückenaxe feststellen. Die zu Tage geförderten Pfähle, Balken und Pfahlschuhe entsprechen den in Großkrotzenburg und auch bei der Mainzer Römerbrücke gewonnenen gleichartigen Fundstücken. Das bis in den Kern tiefschwarz gefärbte Eichenholz macht den Eindruck noch höheren Alters als das dort gefundene. Machte schon die Beschaffenheit der Reste und die Fundstätte — nie ist Hanau an dieser Stelle mit dem südlichen Mainufer durch eine Brücke verbunden gewesen — den römischen Ursprung des Pfeilers wahrscheinlich, so wurde er durch die noch kurz vor Abbruch der Arbeiten durch den Bagger zu Tage geförderten römischen Gefäßstücke aus der bekannten Terra sigillata geradezu bewiesen.

Nachgrabungen auf beiden Ufern führten auf der Hanauer Seite, wo durch die Kanal- und Hafenbauten seit dem sechszehnten Jahrhundert der Boden vielfach durchwühlt und aufgefüllt ist, zu keinem bestimmten Resultat, auf dem südlichen Ufer bestätigten sie die Annahme, daß der Zufuhrweg in der Verlängerung der links-mainischen Römerstraße, von dem im Jahre 1883 entdeckten römischen Gräberfelde aus an den 1875 blosgelegten Fundamenten vorüber genau auf die Mainspitze und das südliche Ende der Brücke führt.

Die Lage der Brücke könnte auf den ersten Blick dafür zu sprechen scheinen, daß die nördliche Zufuhrstraße durch das heutige Hanau führte, und daß die alte Sage begründet sei, wonach das Hanauer Schloß auf einem Römerkastell erbaut wäre. Die Thatsache aber, daß auf dem Boden von Hanau niemals ein Rest aus römischer Zeit gefunden ist, und daß das Terrain auf dem die Stadt entstanden ist, ehedem ein von Kinzigarmen durchschnittenes Sumpfland war, welches die Römer, wie zahlreiche Funde beweisen, mit ihren Wegen umgingen, der Umstand endlich, daß die von uns bei Kesselstadt nachgewiesene Straße in ihrer Verlängerung genau auf das Hanauer Ende der Brücke führt, lassen uns mit Sicherheit annehmen, daß die oben aufgestellte Ansicht die richtige ist, zumal da auch der früher von uns aufgefundene Verbindungsweg vom Kastell Rückingen nach Kesselstadt, Hanau nördlich umgeht und in seiner westlichen Verlängerung zu unserer Hauptstraße führt.

Es sind nur Andeutungen, die ich mit diesen Zeilen den Lesern des „Hessenland“ über diese neuesten Funde auf und unter dem Boden eines Stücks hessischen Landes geben konnte. Vieles ist noch zu thun, um vollständige Klarheit in

unsere Vorstellung von der Besiedelung und Vertheidigung des Kinziggebiets in der Römerzeit zu bringen. Das aber wird auch der diesen Untersuchungen ferner stehende Leser erkennen, daß wir auf dem Wege zur Erforschung der Vorgeschichte des heimathlichen Bodens einen großen Schritt weiter gekommen sind, daß wir gleichsam einen Rahmen gewonnen haben, in welchen sich alle älteren und die noch zu erwartenden Einzelfunde einfügen, so daß jeder seinen Theil zur Herstellung eines genauen und treuen Gesammtbildes beiträgt. Möge das Glück, welches stets den planmäßig und fleißig Suchenden finden läßt, uns auch bei unseren ferneren Arbeiten begleiten, wie es uns diesmal so rechtzeitig für die Lösung mancher bei den Ausgrabungen uns aufstoßender Fragen nachträglich und unerwartet den Brückenpfeiler finden ließ

# Aus dem Leben Doktor Naso's.

## Kleinstädtisches Lebensbild von M. Herbert.

(Schluß).

In dem Glauben, daß die Frau eine seiner Patientinnen sei, welche bei ihm vor verschlossene Thür gekommen und ihn hier erwarte, trat der Doktor auf die Schwelle der Küche und rief:

„Holla, Frau, was gibt's? Kopf in die Höhe! Wollen 'mal sehen, was sich thun läßt."

Die Frau hob wirklich das verweinte Gesicht für einen Augenblick aus der Schürze, um es beim Anblick des Fremden sogleich wieder zu verbergen. Der Doktor aber, der an dergleichen „Gethue" gewöhnt war, trat näher und sagte barsch: „Nun komm' Sie endlich zur Raison! Will Sie wohl augenblicklich sagen, was Sie hat?

Die Frau war ein altes, gebrechliches Mütterchen, offenbar eine schüchterne, an's Gehorchen gewöhnte Natur. Sie ließ die Schürze sinken und sagte, immer von Schluchzen unterbrochen:

„He is jo min Suhn — min egener, liblicher Suhn; un he hot geflucht und gedonnerwettert, daß ich in mine Burskleder kommen bin, und ich han doch min Sonntagswerke an, mine Abendmalskledunge. Un He es weggegangen un hot gesät, ich sull machen, daß ich hemen käme; in der Stadt wär' ich zu nix nit nutze. Wenn he mich sehn wull', wull he zu me kummen — aber he is in zehn lange Johren nimmer zu me kummen, un ich wull'n blos noch 'mol sehn, eh's zu Enge ging."

„Von wem redet Ihr denn, Frau?"

„Von min Suhn, von min Suhn, dem Rentmeister. He is gar vele stolz; aber ich bin doch die weite Reise um en kommen, un nu läßt he mich hier allene. So was kann Einem 's Herze abdrücken — drum muß ich flennen."

„Na, stille, Mutterchen", sagte Dr. Naso, sein Taschentuch mit der Abbildung der Schlacht bei Sedan, auf gelbem Grund mit Vehemenz gebrauchend. „Stille, Mutterchen; lassen Sie den ungerathenen Burschen laufen; der wird schon noch einmal zu Kreuze kriechen. Schlagen Sie ihn sich aus dem Sinn. Im besten Neste kriecht manchmal ein Kukuk aus."

Weitere Tröstungsversuche machte Dr. Naso nicht; er überließ die alte Bäuerin ihrem einsamen Herzweh und stieg dröhnenden Schrittes die knarrende Treppe hinan.

Am folgenden Mittag bei Tisch, als eben der Rentmeister mit gewohnter Sorgfalt die Handschuh von den Fingern streifte, erhob sich plötzlich die breite Stimme des Doktor's über allen Uebrigen.

„Herr Rentmeister, wer war denn die alte Bauersfrau, die gestern in Ihrer Küche saß und weinte?"

Der Rentmeister gerieth in die peinlichste Verlegenheit; er rückte auf seinem Stuhle hin und her, räusperte sich und sagte gar Nichts. „Sie wissen wohl nicht mehr, Herr Rentmeister, wer die Frau war? Sie sind ihr aber wie aus dem Gesichte geschnitten."

„Wird wohl bei der Haushälterin gewesen sein" — stammelte der Rentmeister duckmäuserig und feuerroth.

Da sprang Dr. Naso mit einer wahren Berserkerwuth von seinem Platze empor — und wir wollen nicht verschweigen, daß seine ganze Unfeinheit und Häßlichkeit sich bei diesem Anfalle in's Zehnfache verstärkte — er sprang mit einer wahren Berserkerwuth empor und schrie: „Mit einem Kerl, wie Sie sind, Herr Rentmeister, speise ich nicht länger an einem Tisch, und wenn Sie gleich der Kurfürscht wären! Sie müssen 'naus.

„Doktor!" schrie es durcheinander, sind Sie toll geworden? Wollen Sie augenblicklich den Mund halten!" Der Doktor aber hätte sicherlich noch weiter geredet, wenn nicht der Hotelier zu ihm hingetreten wäre, sagend:

„Bitte, Herr Doktor es thut mir leid — allein ich ersuche Sie, mein Lokal augenblicklich zu verlassen."

Der Doktor fuhr auf, schnitt eine fürchterliche Grimasse, sah sich den Rentmeister abschiednehmend noch einmal voller Verachtung von oben bis unten an und verließ dann das Zimmer, um es nie wieder zu betreten.

Wohl erhoben sich später Stimmen, welche von dem herzlosen Wesen des Rentmeisters gegen die Mutter erzählten und des Doktors Betragen zu rechtfertigen suchten. Allein man konnte das Gewöhnliche jener Scene nicht überwinden, und der Rentmeister war zu sehr persona grata, als daß man ihn um seiner intimsten Privatangelegenheiten willen fallen gelassen hätte.

Selbst bis in diese kleinen Kreise hinein, macht sich die Erfahrung geltend, daß die „öffentliche Meinung" einen Verstoß gegen die äußere Form weit strenger ahndet, als ein wirkliches Vergehen gegen Gesetze der Religion und des Herzens. Ein Mann, der ein vertrauendes Mädchen ruinirte, ist vor wie nach ein gern gesehener Gesellschafter; ein Bruder, der mit seinem Bruder in tödtlicher Feindschaft lebt, ist deshalb doch vollständig salonfähig; eine Frau, welche als schlechte Gattin und Mutter bekannt ist, wird gefeiert — aber ein Mensch, welcher die Wahrheit sagt, macht sich unmöglich, streicht von unten herauf über das Gesicht der Leute! — Reden ist nicht, wie Schiller naiv behauptet, Silber, — nein, es ist Dynamit.

Der Doktor trug leicht an der Verachtung seiner früheren Tischgenossen. Im Grunde that ihm der Verlust des guten Tisches mehr leid, als der der Tischgenossen, denn er war gastronomischen Genüssen durchaus nicht abhold. Aber es ist für einen Menschen niemals gut, wenn er auf irgend eine Weise Einlaß verliert zu den Kreisen, in welche er nach Geburt und Lebensstellung eigentlich gehört. Wäre er auch der Unbekümmertste: eine leise Bitterkeit schleicht sich bei ihm ein, eine wenn auch unbewußte Empfindung des Verlassenseins.

Bei dem Doktor freilich fand dieses Gefühl, wenn es sich auch regte, wenig Zeit zur Ausbildung. Denn seine Landpraxis war in der That eine ausgebreitete; und wenn er Abends heim kam, blies er das Waldhorn.

Der Rentmeister war einige Wochen nach dem oben beschriebenen Vorfalle ausgezogen; sonderbar, selbst das stumme Fenster des Doktors gegenüber war ihm unangenehm, selbst der kleine Ami, der gewöhnlich auf dem Blumenbrette saß, schien höhnisch zu fragen: „Wer war doch die alte Bauersfrau?" Man hatte im Anfang davon geredet, daß er sich nothwendig mit dem Doktor duelliren müsse; allein dieser Skandal blieb den Bewohnern des Städtchens vorenthalten. Der Rentmeister sagte mit wichtiger, überlegsamer Miene: „Ein Duell läuft meinen Grundsätzen zuwider, und dann, meine Herren, würde es entschieden ein ungleicher Kampf sein. Ich hätte der Natur der Sache gemäß den ersten Schuß und würde den armen, dicken Doktor nolens volens niederstrecken."

Es ist seltsam, wie wenig die Welt an die Möglichkeit glaubt, daß gewisse Leute sterben könnten. Besonders Figuren, welche gewissermaßen Wahrzeichen der Stadt sind, deren Karrikatur jeder Schuljunge auf die Tafel zeichnet, traut man eine derartige Extravaganz nicht zu; man erwartet unwillkürlich, daß sie schon bei Lebzeiten die Unvergänglichkeit des Originellen erweisen.

So kümmerte man sich auch wenig darum, als es nach Jahr und Tag hieß, Doktor Naso liege schwer krank. Das Erstaunen war nicht gering, als die Nachricht von seinem Tode sich verbreitete. Es trauerte Niemand um ihn, als der gehätschelte „Ami" und der „kleine Konrad", welcher inzwischen zu einer ganz ansehnlichen Länge emporgeschossen war und soviel von den „schönen Gefühlen" besaß, daß er eine ganze Stunde lang heulend neben der leblosen Hülle des Doktors blieb.

Wenn Dr. Naso's Leben reich gewesen an beabsichtigter und unfreiwilliger Komik, so war sein letzter Willen ein passender Abschluß des Stückes. Das gerichtlich beglaubigte Testament lautete wie folgt:

„Ueber mein Vermögen kann ich frei verfügen wie ein Kurfürscht; denn meine Anverwandten sind alle reiche Leute und wollen Nichts von mir. Ich vermache Alles dem Ami, den Ami aber dem Konrad und für das Geld soll der Konrad ein ordentliches Handwerk lernen und den Ami in Ehren halten, als wenn er ein Kurfürscht wär', und übrigens soll der Konrad das Blasen auf dem Waldhorn nicht liegen lassen. Denn ein Bißchen Musik gehört zu einem ordentlichen Kerl. Für meine Seele wird er schon von selbst beten. Der Rentmeister soll zu meinem Begräbniß nicht zugelassen werden. Amen. Dr. Balthasar Kroll."

## Mondesgruß.

„Guter Mond, schaust du mein Lieb
Von der Himmelswacht,
Sag' ihm, was hinaus mich trieb,
Einsam in die Nacht.
Sag' ihm meiner Liebe Schmerzen,
Meine Herzenspein,
Aber sag' von treuem Herzen
Sollt' gegrüßt es sein."

Lächelnd sah der Mond den Knaben an
Lächeld zog er weiter seine Bahn.
Doch als jenen Schlummer längst umfangen,
Zu der stillen Geisterstunde,
Da auf blum'gem Wiesengrunde
Elfen ihr.n Reigen schwangen,
Schlich er in ein Schlafgemach sich ein,
Wo da ruht ein holdes Mägdelein.

Und er küßt die Lilienwangen,
Küßt den Mund, den rosenrothen
Und es lächelt traumbefangen,
Ahnt es wohl den Liebesboten?

**Paul Stephan.**

## Rose und Veilchen.

Ein keckes Röschen sprach zu mir:
„Komm her, du darfst mich brechen;
Vertrau' mir, ich verspreche Dir:
Nicht soll mein Dorn Dich stechen."
Wer leicht verspricht, der hält nicht Wort,
Dacht' ich für mich und ich ging fort.

Das Veilchen, das war nicht so keck,
Es senkte scheu die Lider,
Als ich zu seinem Grasversteck
Mich beugte froh hernieder.
Hier griff mit Herz und Hand ich zu —
Und das, mein Lieb, das warest Du!

**W. Wolf. (†)**

## Was man vor mehr als 150 Jahren über das Hessenland schrieb.

Im Jahre 1718 wurde zu „Augspurg" gedruckt und „war zu finden bei Joh. Christ. Wagner" daselbst ein „Wercklein", welches jetzt recht selten geworden ist. Sein erstes Bändchen enthält eine „Compendiöse Cosmographia oder: Geographisch-Historische Beschreibung allerhand auserlesener Merkwürdigkeiten, so in Europa zu finden. Insonderheit von den größesten Städten, prächtigsten Residentzen, Schlössern, Palästen und Lust-Häusern, fürtrefflichen Kirchen, Klöstern und Capellen, verwunderlichen Bergen, Thälern und Höhlen; wunderbahrlichen Seen, Flüssen, Brunnen, Teichen und anders mehr." Das „curieuse" Büchlein ist der Vorrede gemäß zunächst bestimmt für alle „Präceptores und Informatores der Jugend", dann „können davon profitiren die Passagiers; sie finden alle nützlichen und merkwürdigen Sachen kürtzlich beisammen." Endlich ist es bestimmt „für viele Leuthe, die in ihrem Zimmer auf dem Wagen ihrer Gedanken bisweilen zum Zeitvertreib eine Tour in die Welt thun, und in diesem, oder jenem Lande remarquable Dinge zu betrachten Lust haben."

Von Hessen schreibt unser „Wercklein" nun Folgendes:

„Hessen liegt fast mitten in Teutschland, .... hat allerley Bergwercke, gute Steinbrüche, fruchtbare Mast-Wälder, herrliche Vieh-Zucht, Wein-Wachs und dergl. Gütigkeit der Natur.

Cassel, die Residentz- und Haupt-Stadt des Land-Grafen von Hessen-Cassel, ist schön und ziemlich groß, auch sehr wohl bevestiget. Diese Stadt hat rings herum viel schöne Gärten; die Gassen sind lang, und wegen der durchfließenden Druffel sehr sauber. Das Schloß ist ein sehr prächtiges Gebäu, sehr erhoben und regular erbauet, und sieht man auf allen Seiten schöne Felder. Der Fluß fließt unten vorbey, und macht eine liebliche Insul, in welche man über eine schöne Brücke geht. Man siehet in der Insul die Fürstlichen Gärten, einen großen Teich und einen Entengraben. Das Mühlspiel ist gegen Mittag der Insul über. Die Reitschul, welche an das Schloß stößet, ist herrlich, und mit zwey Gallerien, eine über die andere umfangen, so in Form eines halben Monds gemacht, und vergüldet, davon man das Ringel-Rennen und Pferd-Turnieren sehen kan. Um dieselbe herum seynd allerhand schöne Brunnen, wie auch der Saal für die Comödianten und Balletten, mit einem Amphitheater. .... Es sind in dem Schloß viel schöne Gemächer und große Säle. Der sogenannte güldene Saal ist eines von den schönsten Gemächern, so man sehen mag, in welchem alle Fürsten, so in Hessen regieret haben, gemahlet sind, sammt den Bildnissen etlicher Monarchen in der Christenheit. Nahe bey dem Schloß ist ein sehr schönes Haus, daselbst die Kantzley." Das Zeughauß ist ein großes Gebäu und wohl werth zu sehen, weil es über alle massen wohl ausgerüstet ist. In dieser Residentz-Stadt sind auch zu sehen der Dohm zu St. Martin auf der Freyheit, die Pfarr-Kirche, das Kauff- und Rathhauß, und anders mehr.

Ziegenheim, eine Stadt und considerable Vestung hat vor diesem seinen eigenen Grafen gehabt, davon der letzte Anno 1453 Graf Johann der Grolle, so stark gewesen, daß er einesmals zu Frankenberg ein Fuder Wein, so ihm im Wege gestanden, beyseits gehoben: und als ihn seine Mutter hierum gestraft, daß er seine Leibes-Stärke nicht so liederlich mißbrauchen solle, seye er alsobald hingegangen, und habe es wieder an seine vorige Stelle gesetzet.

Hirschfeld, die Haupt-Stadt dieses Fürstenthums, daselbst ist die Dohm-Kirche remarquable, welche sehr hoch und groß, ruhet auf 16 Pfeilern, und hat die Fenster gantz zu oberst, ist dennoch so helle, daß man nicht leicht ihres gleichen antreffen soll."

Nachdem aus der „Graffschaft Katzenellenbogen" ein Apffel-Baum, der jährlich in der Christ-Nacht in einer Stunde blühet und Aepfel trägt, der Rhein-Fall bey Stadt Goar, welcher das bey Bingen unter die Erde versenckete Wasser wieder empor wirft, beschrieben worden ist, wird weiter genannt:

„Schwalbach, ein Flecken, hat berühmte Sauerbrunnen, deren ein jeder seinen besonderen Namen hat, als der Linde-Brunn, der Wein-Brunn, der Stock-Brunn, der Koch-Brunn, der Grind-Brunn, der Katzen-Brunn rc. und eine Stund davon das berühmte warme Bad, oder sogenannte Schlangen-Bad. Unter denen Sauerbrunnen übertrifft der Wein-Brunn die andern alle, denn er ist am Geschmack wie ein neuer Wein, und so er des Morgens in seiner natürlichen Hitze getrunken wird, so empfindet man solches alsobald im Kopff, und macht gantz trunken."

Bey dem Flecken Berstadt ist eine Milch-warme Quelle, deren Ablauff sich mit dem vorbeyrinnenden Bach vereiniget, in welchem Krebse gefangen werden von sonderbarer Eigenschaft, sintemahl die, so ob der Quelle gefangen werden, roth, die aber, so man unter derselben bekommt, im Sieden gelb werden.

Homberg, eine Stadt mit einem Schloß, welches auf einem hohen freyen Berg ligt, im Nieder-Hessischen, von welchem man über 100 Städte und Dörfer zehlen kan. Daselbst ist auch ein Brunn, der 80 Klaffter tief ist.

Spangenberg, eine Stadt mit einem vesten Berg-Schloß. Bey der Stadt ein Berg auf welchem eine große Menge kleiner runder Steine gefunden worden, die alle von Natur das Zeichen wie eine Spange auf sich haben.*)

Trefurt, eine Stadt und Amt, welche drey Grund-Herren hat. Ein Theil gehört nach Hessen-Cassel, der andere dem Chur.-Fürsten zu Maynutz, das dritte dem Chur.-Fürsten zu Sachsen. Jeder hat daselbst seinen besonderen Amtmann, auch seine besondere Bürgerschaft und Gassen.

In Hessen ist der hohe Berg, Weisner genannt, welcher oben einen Raum und Ebene hat, fast drey viertel Meilen lang, darauf etliche tausend Aecker Wiesen, auf welchem das schönste Graß wächst, so fast einen Menschen bedecket; auch sind allda schöne Brunnen und Quellen, die mit großem Geräusch zwischen den Steinklippen herunter fallen.

Fulda, die Haupt- und Residentz-Stadt der gefürsteten Abtey gleichen Namens, allwo eine vortreffliche Bibliothek aus lauter auf Pergament geschriebenen Büchern, dergleichen an Alter und Menge in gantz Teutschland nicht zu finden. Der Abbt ist ein Fürst des Reichs, und der Römischen Kayserin Ertz-Cantzler, auch hat er den Vorzug über alle Aebbte in Teutschland und Frankreich, trägt auch die Würde eines Cardinals. Allhier ist Carolus Magnus geboren (sic!). Die Kirch zu St. Michael soll mit dem Tempel zu Jerusalem übereinkommen.

*) Es sind damit die Encriniten gemeint, die fossilen Säulenglieder der Seelilie.

Von der Wetterau.

Dietz, hat ein doppeltes hohes Schloß, in der Graffschaft gleichen Namens, welche wegen ihres Reichthums die güldene Graffschaft genannt worden. Zwey Meilen vor der Stadt ist das bekannte warme Bad an der Lohne, das Emser-Bad genannt, gehöret zum Theil dem Landgrafen zu Hessen, anderen Theils aber dem Grafen von Nassau-Katzenellenbogen zu, welche beyders. Vögte und Pfleger dabey gesetzet und bestellet.

Hanau, eine schöne, lustige und wohl-bevestigte auch Residentz-Stadt des Grafen von Hanau, am Fluß Kintz, nahe am Main, wird in die alte und neue Stadt abgetheilt; hat schöne und prächtige Kirchen. Es ist sonderlich die neue Stadt wohl werth zu besichtigen, nicht allein wegen der schön angelegten Fortification, als auch nach der Architectur-Kunst aufgeführten herrlichen Gebäuen. Das Schloß in der Stadt ist zwar schön, aber eine halbe Stunde von der Stadt siehet man ein vortreffliches ohnlängst nach der Italiänischen Manier gebautes Schloß, Philipps-Ruhe genannt, welches mit schönen Zimmern und einem lustigen Garten versehen. Nicht weit von dieser Stadt ist ein Eichen-Wald, dessen Bäume aber niemals Eicheln tragen, deßwegen er auch der verfluchte Wald genannt wird. Es wird auch kein Holtz zu Gebäuen darinn gefället.

Bei Büdingen, einem Flecken ist ein Acker, darinn viele Kröten-Steine,*) die so wol äußer- als innerlich das Gifft abtreiben; sie haben eine schöne Bezeichnung einer Kröten.

Wetzlar, eine Freye Reichs-Stadt, ist jetzt wegen des Cammer-Gerichts bekannt, das Anno 1683 von Speyer dahin verleget worden." A.

*) Ebenfalls Muschelkalkversteinerungen, (Terebratula vulgaris, gem. Lochmuschel).

## Aus alter und neuer Zeit.

Der 29. Februar ist der Todestag eines kurhessischen Staatsmannes, dessen Name heute noch, fast ein Menschenalter nach dem Hinscheiden desselben, den besten Klang hat. Am 29. Februar 1860 starb zu Hanau der Staatsrath Bernhard Eberhard, der langjährige Oberbürgermeister von Hanau, später Vorstand des Ministeriums des Innern im Märzministerium, das nach ihm seinen Namen führte. Geboren am 6. April 1795 zu Schlüchtern, als der Sohn des dortigen Pfarrers Andreas Ludwig Eberhard, besuchte er das damals in seiner Vaterstadt blühende Gymnasium, die alte Klosterschule, aus welcher s. Z. so viele bedeutende Männer hervorgegangen sind, studierte hiernach zu Marburg, Wetzlar und Gießen Rechtswissenschaft, wurde 1817 in Hanau Obergerichtsadvokat, 1821 Staatsanwalt (advocatus fisci) und 1829 Bürgermeister von Hanau. Er war Mitbegründer der kurhessischen Verfassung vom 5. Januar 1831 und hervorragendes Mitglied der kurhessischen Ständekammer ununterbrochen bis zum Jahre 1848. Am 19. März des letztgenannten Jahres wurde er zum

provisorischen Vorstand des Ministeriums des Innern ernannt, in welcher Stellung er bis zum 23. Februar 1850 verblieb. Treffliche Gesetze entstammen bekanntlich jener Zeit. Die Reinheit seines Charakters verschaffte ihm die allgemeine Hochachtung, und auch seine politischen Gegner stimmten in sein Lob ein. Die Residenzstadt Kassel verlieh ihm am 10. Juni 1850 das Ehrenbürgerrecht. Seit 1851 lebte Staatsrath Eberhard wieder in seinem lieben Hanau, dessen Oberbürgermeister er fast zwanzig Jahre gewesen war und um dessen städtische Verwaltung er sich hochverdient gemacht hatte. Was Oberbürgermeister Schomburg der Residenzstadt Kassel gewesen ist, das war Bernhard Eberhard der Stadt Hanau. Sein Andenken wird stets ein gesegnetes bleiben.

* * *

Todesfälle. Am 22. Februar d. J. starb hier in Kassel plötzlich an einem Herzschlage Fräulein Marie Calm, (geboren am 3. April 1832 zu Arolsen), eine reichbegabte Dichterin und Schriftstellerin, die sich namentlich auch mit der „Frauenfrage“ beschäftigt hat. Sie war Mitbegründerin und Förderin der hervorragendsten Wohlthätigkeitsanstalten unserer Stadt, von denen wir nur den Frauenverein, die damit verbundene Fachschule, den Volkskindergarten, die Volksküche nennen wollen. Von ihren Schriften führen wir an: „Die Stellung der deutschen Lehrerinnen“, „Bilder und Klänge“, „Weibliches Wirken“, „Leo“, „Ein Blick in's Leben“, „Wilde Blumen“, „Bella's Blaubuch“, „Echter Adel“, „Daheim und Draußen“, „Die Sitten der guten Gesellschaft“. Die Verblichene verband mit hervorragenden Gaben des Geistes ein außergewöhnliches Organisationstalent, welches sie im Interesse der Allgemeinheit zu verwerthen stets bestrebt war. Ihr Hinscheiden wird hier tief empfunden und allgemein beklagt. — An dem gleichen Tage verschied hier nach längerem Leiden im 66. Lebensjahre der Professor Karl August Friedrich Schorre, Gymnasialoberlehrer a. D., der sich in einer lange Reihe von Jahren als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften wesentliche Verdienste um das hiesige Gymnasium (Lyceum Fridericianum) erworben hat. Geboren am 23. Oktbr. 1821 zu Rinteln, besuchte er das dortige Gymnasium, studirte hiernach in Marburg Mathematik und Naturwissenschaften, wo er einer der eifrigsten Schüler Gerling's, Hessel's, Stegmann's war. Nachdem er von Ostern 1846 ab am Gymnasium zu Rinteln Praktikant gewesen war, wurde er im August 1846 mit Versehung einer Lehrerstelle am Gymnasium zu Kassel beauftragt. 1850 wurde er als Lehrer an das Schullehrerseminarium zu Homberg versetzt, kehrte aber im Herbste 1851 in seine frühere Stellung am Kasseler Gymnasium zurück. Seit dieser Zeit wirkte er hier ununterbrochen bis zu seiner Ostern 1884 erfolgten Pensionirung. Im Dezember 1853 war er zum ordentlichen Gymnasiallehrer ernannt und am 14. Juli 1869 zum Gymnasialoberlehrer befördert worden. Am 27. Dezember 1881 hatte er den Tittel „Professor“ erhalten. Die Lehrerkollegien des Friedrichs- und des Wilhelmsgymnasiums dahier haben dem Verblichenen einen warmen Nachruf gewidmet, in welchem namentlich die unermüdliche Treue und die selbstlose Hingabe in Erfüllung der Pflichten seines Amtes hervorgehoben werden.

* * *

Wie uns aus Frankfurt a. M. mitgetheilt wird, ist dort am Sonntag der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Publicist Dr. Gustav Adolf Vogel im Alter von 75 Jahren gestorben. Der Verblichene, aus Schmalkalden gebürtig, besuchte das Gymnasium zu Rinteln, wo er mit seinem Mitschüler Franz Dingelstedt in die freundschaftlichsten Beziehungen trat. Beide waren auf der Universität Marburg Mitglieder desselben Corps: Schaumburgia, und blieben auch später noch eng mit einander verbunden. Eine lange Reihe von Jahren war Dr. Vogel Redakteur des „Frankfurter Journals“, aus welcher Stellung er vor etwa 10 Jahren ausschied. Er zeichnete sich durch reiche geistige Begabung und nimmer versiegenden Humor aus.

* * *

Ein Zeitungsjubiläum. Die älteste Zeitung in unserem Hessenlande ist die „Hanauer Zeitung“. Sie kann auf eine Vergangenheit von zwei Jahrhunderten zurückblicken. Fehlen zwar auch über ihr erstes Entstehen genauere Nachrichten, so ist doch sicher, daß die von den Erben des Hofraths Handel der Hanauer Stadtbibliothek geschenkte Reihenfolge älterer Jahrgänge mit dem Jahre 1687 beginnt. Robert Prutz gibt in seiner „Geschichte des deutschen Journalismus“ als Zeit ihrer Gründung sogar das Jahr 1678 an. Sie erschien zuerst mit kaiserlichem Privilegium unter dem Namen „Europäische Zeitung“ wöchentlich in zwei Nummern, 1750 wurde sie wöchentlich in vier Nummern herausgegeben, und vom Jahre 1814 an erscheint sie täglich. Im Jahre 1775 nahm sie den Namen „Neue europäische Zeitung“ an, im Jahre 1784 änderte sie denselben in „Hanauer neue europäische Zeitung“ um und seit 1814 erscheint sie als „Hanauer Zeitung“. Im Jahre 1825 ging sie aus dem Eigenthume des Hofraths Handel in dasjenige der Familie Kittsteiner über, in deren Besitze sie sich heute noch befindet. Sie erfreute sich schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer großen Verbreitung und wetteiferte damals nicht unrühmlich mit den benachbarten Frankfurter Zeitungen. In den 40er Jahren unseres Jahrhunderts war sie wohl das verbreitetste Blatt in Kurhessen, und wenn sie auch unter der Ungunst der Zeitverhältnisse in den 50er und den folgenden Jahren einen Rückgang erlitt, so nahm sie doch unter der Redaktion des leider zu früh verstorbenen, durch Intelligenz, Talent, Kenntnisse und die trefflichsten Eigenschaften des Charakters ausgezeichneten Herrn Karl Friedrich Kittsteiner (1874—1884) einen erneuten Aufschwung, wie sie denn auch heute noch zu den angesehensten Zeitungen unseres engeren Vaterlandes zählt. F. Z.

* * *

Die Befehlshaber der französischen Revolutionsarmee überboten sich bei ihrem Vordringen in das holländische und deutsche Gebiet in

Schilderungen der Wohlthaten, welche die von der Knechtschaft befreiten Völker von ihnen zu erwarten hätten. General Custine eröffnete u. a. am 18. Oktbr. 1792 den Bewohnern von Mainz nach Einnahme der Festung: „Eine Nation, welche zuerst allen Völkern das Beispiel gegeben hat, zu ihren Rechten zurück zu kehren, bietet Verbrüderung, bietet Freiheit Euch an. Krieg den Palästen, Schutz den Hütten.“ Nach Besetzung der Stadt Frankfurt sollte diese freie Reichsstadt bald die ihr durch Custine gebrachten Wohlthaten kennen lernen. Unter dem Vorgeben, daß sie die Armee der Emigranten unterstützt habe, legte er ihr eine sofort zu zahlende Kontribution von zwei Millionen Gulden auf. Als der Landgraf von Hessen seine Truppen bei Hanau versammelte, um in Verbindung mit einem preußischen Korps gegen die Franzosen vorzugehen, erließ Custine am 28. Oktbr. folgenden Aufruf:

An die hessen-kasselschen Soldaten.

Der Landgraf von Hessen hat zahlreiche Schaaren streitbarer Männer um sich in der Nähe versammelt.

Denkt er nicht, daß der jüngste Tag für alle ungerechten Fürsten und der Tag der Erlösung für die von ihnen verblendeten Völker erschienen ist?

Er lagert diejenigen um sich her, durch welche er hofft, seinen wankenden Thron zu befestigen, diesen reinsten Theil eines Volkes, dessen Blut er verkaufte um seine Schatzkammer zu füllen. Schon dieser einzige Umstand wird über das Schicksal dieses Tyrannen entscheiden. Ungeheuer! über das sich schon längst der Fluch der deutschen Nation, die Thränen der Wittwen, die Du brodlos und das Jammergeschrei der Waisen, die Du elend gemacht hast, gleich schwarzen Gewitterwolken zusammenthürmten. Deine gemißbrauchten Soldaten werden Dich der gerechten Rache der Franken überantworten. Die Flucht wird Dich nicht derselben entziehen. Wie wäre es auch nur möglich, daß das Volk in der That einem Tiger, wie Du bist, Zuflucht gewähren könnte.

Und ihr, Soldaten der Hessen! die ihr nicht Feinde waret des fränkischen Volkes, die Nation bietet euch ein glückliches Schicksal an, täglich fünfzehn Kreuzer wenn ihr dienen wollt, fünfundvierzig Gulden Pension und wenn ihr keine Dienste nehmen wollt, das Bürgerrecht, brüderliche Liebe und Freiheit.

Ich als General der fränkischen Republik mache euch dieses bekannt.

Adam Philipp Custine,
Fränkischer Bürger, General der Armeen der Republik.“

Hessens Krieger haben dem Bürger General am 2. Dezbr. bei der Erstürmung Frankfurts die gebührende Antwort ertheilt. Eine eigenthümliche Antwort wurde ihm dann noch von einer anderen Seite zu Theil. Das „Frankfurter Journal“ vom 17. Novbr. 1792 veröffentlichte folgenden Briefwechsel:

Herr General!

Die Erklärung, die Sie als ein unverschämter französischer Bürger in die Frankfurter Zeitung gegen den Herrn Landgraf von Hessen-Kassel haben einrücken lassen, ist unter aller Bemerkung. Ich kann aber als Vasall von diesem meinen Landesfürsten solche Ausdrücke von Ihnen, Herr General, nicht ungeahndet lassen. Wollen Sie an der Spitze zusammengelaufener Völker als General dienen, so verlange ich auch, daß Sie mir eine mündliche Unterredung gestatten werden, welche den Beschluß mit ein paar Pistolen machen wird, bestimmen Sie einen Ort, ich komme und fürchte nichts.

Eisenach, den 9. November 1792.

Friedrich Treusch von Buttlar.
Königl. Preuß. Kammerherr.

Antwort auf vorhergehenden Brief:

Im Hauptquartier zu Hessen-Homburg den 16. Novbr. 1792 im ersten Jahre der Republik.

Der General Custine hat Ihren Brief gelesen, der ihm viel Spaß gemacht hat. Schade, daß er Ihren Wunsch, (so sehr ihm sonst der Herrn Kammerherren Wünsche Befehle sind), nicht ein Genüge leisten kann. Seitdem aber die Preußen und Oesterreicher bei ihrem Kreuz- und Jammerzug nach Frankreich sich die Finger verbrannten, da sie Kastanien aus dem Feuer holen wollten, hat er sich entschlossen, sich nicht anders, als mit Kanonen zu duelliren. Steht Ihnen eine solche Parthie an, so belieben Sie nur Zeit, Stand und Tag anzuzeigen, der General wird nicht der letzte auf den Platz kommen. Vergessen Sie aber Ihren Kammerherrnschlüssel nicht, vielleicht wirkt er, wie bei St. Hubertus, seine Wunder, auch bei Ihnen, wenigstens kann er Ihnen gegen die stille Wuth Hülfe verschaffen.

Der Bürger Daniel Stamm.
Aide de Camp des Generals.

R.-L.

## Briefkasten.

W. H. Berlin. Wir empfehlen Ihnen die „Neuen poetischen Blätter“; dieselben erscheinen in Mainz halbjährlich zum Preise von Mk. 1.60 und berücksichtigen auch insbesondere talentvolle Anfänger.

S. L. Trier. Es ist uns lieb, wenn Sie gelegentlich einmal eine größere Auswahl schicken.

H. L. Fulda, G. G. Kassel, u. A. Interessante Mittheilungen geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Inhalts sind uns immer willkommen.

X. Y. Frankfurt. Ungeeignet.

R. B. in W. bei Marburg. Manuskripte pflegen wir im Falle der Nichtverwendung immer zurückzusenden.

R. S. Wanfried. Der betreffende Artikel über die „Schwälmer“ mußte wegen Mangels an Raum für eine spätere Nummer zurückgestellt werden.

**Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenland“ bitten wir der Redakt., Jordanstr. 15, bekannt zu geben, damit alsbald Abhilfe geschaffen werden kann.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.

Kassel. **№ 6.** 15. März 1887.

# Hessenland.

## Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint **zweimal monatlich**, am 1. und 15. jeden Monats, in dem Umfange von $1^1/_2$ **Bogen** Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, sowie unter Streifband oder durch den Buchhandel bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „**Hessenland**“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.

## Einladung zum Abonnement.

Unsere Zeitschrift „**Hessenland**“ kann sich rühmen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen die günstigste Aufnahme gefunden zu haben. Dies berechtigt uns zu der Hoffnung, daß unsere Zeitschrift, die es sich zur Hauptaufgabe gestellt hat, den hessischen Sinn wachzuhalten und die Anhänglichkeit an die engere Heimath zu kräftigen, die, kurz gesagt, die Vertreterin aller geistigen Interessen Hessens sein will, immer mehr Wurzel faßt im hessischen Volke und heimisch wird in jeder hessischen Familie. Namhafte hessische Gelehrte und Schriftsteller zählen zu den Mitarbeitern unserer Zeitschrift. Wir nennen hier nur:

Dr. K. Ackermann, W. Bennecke, Dr. H. Brunner, A. Gild, S. Hahndorf, Maler L. Katzenstein, Dr. Ludwig Knorz, Dr. Th. Köhler, J. Lewalter, Dr. Ed. Lohmeyer, Professor Friedrich Müller, Karl Neuber, Dr. Sigmund Paulus, W. Rogge-Ludwig, Major von Stamford, Franz Treller, Emilie Wepler in Kassel; Professor Gegenbaur, Jos. Grau, Bibliothekar A. von Keitz, Dr. J. Schneider in Fulda; Armand-Strubberg in Gelnhausen; Pfarrer Junghans, Banquier Neumüller, Dr. G. Wolff in Hanau; Kurt Ruhn in Kesselstadt; Major von Gironcourt in Marburg; Th. Kellner in Melsungen; Hofrath Preser in Wächtersbach; Julius Braun, Nataly von Eschstruth, E. von Hohenhausen, Dr. Julius Rodenberg in Berlin; Professor Dr. Adolf Müller in Chemnitz; Major H. von Pfister in Darmstadt; Direktor Julius Gräfe in Dresden; Dr. Hugo Goldschmidt, Otto Kanngießer, Dr. Saul zu Frankfurt a. M.; Gymnasialdirektor Dr. Leimbach in Goßlar; Hans Paulus in Halle a. d. S.; Gustav Kastropp in Hannover; Jul. Bösser in Köln; H. Keller-Jordan in München; Ludwig Mohr in Nordhausen; Feodor Löwe in Stuttgart; A. Trabert in Wien; Major August von Baumbach in Wiesbaden. —

Ihnen allen, die uns mit Rath und That unterstützt, sind wir zu größtem Danke verpflichtet, nicht minder dem Publikum, das uns mit so freundlichem Wohlwollen entgegen gekommen ist. Möge uns dasselbe auch ferner erhalten bleiben. Und so laden wir denn zum Abonnement auf das II. Quartal des „Hessenland“ ergebenst ein.

*Kassel*, im März 1887.

Die Redaktion: F. Zwenger.

## Zwischen Gräbern.

Seit einst der Sonne goldner Strahl
Mich hat geküßt zum erstenmal,

Wie weit ist meines Lebens Gang!
Doch wurde kaum der Weg mir lang.

Nur still und einsam wird der Pfad,
Der mählich sich dem Ende naht.

Grabsteine, vielberedte Schweiger,
Steh'n rechts und links als Meilenzeiger.

Hier ruht ein Freund, mir zuckt das Herz,
Gedenk' ich sein im Trennungsschmerz.

Ein Hasser dort, einst giftgeschwellt,
Den jetzt der Tod zufrieden stellt.

Dort And're noch, in deren Grab
Ein Theil des eignen Seins ich gab.

Kein Alter schützt, kein Jugendschimmer,
Der düst're Sichl'er sichelt immer.

Vorüber denn von Mal zu Mal!
Doch frage Keiner nach der Zahl.

Ihr seht der Sterne lichten Schein,
Doch zählen kann sie Gott allein.

Er ist's, der auch die Todten zählt
Und dem noch keiner je gefehlt.

Er ist's, der auch die Gräber kennt,
Die weder Stein noch Zeichen nennt.

Auch Dich, o Kreuz, das fern der Welt
Ich mir im Herzen aufgestellt;

Dich kleines Mal, darauf zu lesen,
Was meine Mutter mir gewesen.

Nehmt all mein Eigen und zerstreut's,
Im Herzen bleibt mir doch mein Kreuz.

Und — ja, ich hoff's — zu guter Letzt
Wird solch ein Kreuz auch mir gesetzt.

**A. Trabert.**

# Philipp Ludwig II.

## Ein Lebensbild aus der Hanauer Grafen-Geschichte.

Von

**F. W. Junghans.**

(Schluß).

Philipp Ludwig wurden indeß bei der Ausführung seines Planes verschiedene Hindernisse in den Weg gelegt, einestheils von dem Rath der Stadt Frankfurt, welcher seinen Bürgern bei Strafe verbot, in Hanau zu bauen, anderentheils von dem Kurfürsten von Mainz, welcher die Behauptung aufstellte, daß das Bauterrain in dem ihm zustehenden Wildbann der Bulau läge. Was den letzten Einwand anging, so war es dem Grafen leicht nachzuweisen, daß hier noch nie Wald oder anderer Unterschlupf für das Wild gewesen sei, sondern daß das Baufeld nur aus Gärten und Aeckern bestehe. Nächstdem beschwerten sich die Bürger der Altstadt, daß durch den Neubau ihre besten Grundstücke der Kultur entzogen würden, und sprachen die Befürchtung aus, daß sie durch die zahlreichen Ansiedler in ihrem Erwerb geschädigt werden würden. Philipp Ludwig brachte sie dadurch zum Schweigen, daß er ihnen für die verlorenen Grundstücke andere gab, zu welchem Ende er auch einen den Herrn von Dorfelden gehörigen im Bauplan liegenden Güterkomplex von 30 Morgen ertauschte. Das Bauterrain wurde an die Anbauer gegen feste Taxen abgegeben.

Mit dem Frühjahr 1597 erhob sich nun in dem Feld zwischen den Wällen Alt-Hanau's und der Kirche des Kinzdorfes ein reges Leben. Der Wall und Graben, der die neue Stadt schützend umgeben sollte, wurde markirt, die Straßen nach den vier Himmelsgegenden abgesteckt, die Bauplätze vertheilt. Hier wurde gegraben, dort gemauert oder gezimmert. Unter den Bau- und Werkleuten sehen wir den Grafen und die Bauherrn umhergehen, hier den Fortschritt der Arbeit prüfend, dort Neues anordnend. Bald stand das erste von Georg Behaigne erbaute Haus unter Dach, das Eckhaus am Markt, in welchem sich jetzt die hessische Diakonissenstation befindet. Es erhielt den Namen: das Paradies und führte die Inschrift:

Das erstgebaute Haus bin ich,
Zum Paradieß heißt man mich.
Für Brand und Noth mich Gott bewahr,
Gleichwie auch meinen nächsten Nachbar.

Bis zum Jahre 1600 waren bereits achtzehn Häuser fertig. In dem Zeitraum von da bis zum Beginn des dreißigjährigen Kriegs war die Bauthätigkeit am stärksten, so daß das Jahr 1618 bereits 364 Häuser vorfand.

Die Kapitulation sicherte den Ansiedlern nicht nur vollkommen Religionsfreiheit, sondern auch eine fast ganz selbstständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten, große Freiheiten, geringe Abgaben, und vor Allem vollkommene Handels- und Gewerbefreiheit, eine in den deutschen Städten damals noch unbekannte Sache. Hierdurch war den Ansiedlern Gelegenheit gegeben, ihre Kräfte ungehindert zu entfalten, denn sie brachten nicht nur Geld mit, sondern auch ein reiches Kapital von industrieller Geschicklichkeit, mit dem sie nun durch keinen reichsstädtischen Zunftzwang mehr gehemmt wuchern durften. Unter den Zugezogenen waren zahlreiche Posamentirer d. h. Bandweber, Tuchmacher und Gerber, welche die heimische Textil- und Lederindustrie aus den Niederlanden nach Hanau verpflanzten, die bis zum Anfang dieses Jahrhunderts daselbst geblüht, von da an aber anderen Industriezweigen Platz gemacht hat. Ebenso findet sich unter den ersten Bewohnern der Neustadt ein namhafter Juwelier, Isak Meusenhol, der als der Vater der noch jetzt so blühenden Edelmetallbearbeitung zu betrachten ist.

Zur Beförderung des Handels hatte der Graf in der Kapitulation die Anlage eines Schifffahrtkanals, der sich vom Main bis in das Innere der Stadt erstreckte, sowie die Erbauung eines Marktschiffes versprochen, welches den täglichen Verkehr mit Frankfurt bis zur Eröffnung der Frankfurt-Hanauer Eisenbahn vermittelt hat. Auch diese Einrichtung suchte Kurmainz zu stören, indem es im Jahre 1607 das Marktschiff durch bewaffnete Mannschaft wegnehmen, zerstören und den Schiffer gefänglich nach Groß-Steinheim abführen ließ. Philipp Ludwig wußte sich aber für diesen Gewaltakt die gebührende Genugthuung zu verschaffen.

Am 9. April 1600 legten die Fremdlinge in Gegenwart von vielen gräflichen und fürstlichen Personen, darunter Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, Johann von Nassau, sowie den Grafen

von Solms, Isenburg, Erbach und Hohenlohe, den Grund zu ihrem Gotteshause, welches noch heute jedem Fremden durch seine übermäßig hohes Dach auffällt. Es sollte die durch die Sprache getrennte, aber durch gemeinsamen Glauben und gemeinsame Leiden mit einander engverbundenen Gemeinden, die der holländischen und der wallonischen Zunge, unter einem Dach vereinigen, wie es in einer alten Urkunde in vlämischer Mundart heißt:

op dat beyde spraken onder eene cappe mogen geoppnet werden also parc endrachtigkeit ende glychheit en de religie te bewisen tot grot machinge des naems godes.

Am 24. Juni 1608 konnte der Thurm aufgestellt werden. Am 29. Oktober desselben Jahres wurde die Kirche durch einen in der wallonischen Abtheilung, welche damals die kleinere war, gehaltenen Gottesdienst eingeweiht, wobei über tausend Menschen an der gemeinsamen Abendmahlsfeier theilnahmen.

Philipp Ludwig hatte endlich versprochen auf seine Kosten die neue Stadt mit Wall und Graben umgeben zu lassen. Schon 1597 wurde mit der Aushebung des Grabens an verschiedenen Stellen der Anfang gemacht. Der Graf ließ dazu von Schlüchtern Teichgräber kommen. Nachdem man durch den sogenannten Transfix vom 1 August 1601, einer Ergänzung und Erläuterung der Kapitulation, darüber einig geworden war, daß die Hälfte der städtischen Einnahme auf drei Jahre zum Festungsbau verwendet werden sollte, wofür der Graf den Bürgern andere Erleichterungen gewährte, wurde der Bau der Umwallung eifriger betrieben, so daß dieselbe sammt Thoren und Zugbrücken beim Tode des Fürsten fast ganz vollendet war.

So sah Philipp Ludwig schon während seines Lebens das große Werk vollendet, dem er seine besten Kräfte gewidmet hatte und mit hoher Befriedigung durfte er die Früchte einer Arbeit genießen, die ihm trotz aller sich entgegenstellenden Hindernisse gelungen war. Tausend fleißige Hände regten sich in allerlei Gewerbe und Handthierung vor den Thoren seines alten Hanau in der neuen Stadt, deren schnurgerade Straßen, hochgegiebelte Häuser und mit Linden bepflanzten Plätze die neuen Bewohner lebhaft an die verlassene Heimath erinnerten, in der auch Philipp Ludwig seiner Zeit zur Ausbildung seines Geistes längere Zeit geweilt hatte.

Ein drittes Werk Philipp Ludwigs war die Stiftung des Gymnasiums oder der hohen Landesschule. Bisher mußten diejenigen, welche eine höhere Bildung begehrten, die von dem Abt Petrus Lotichius im Jahre 1543 gegründete Klosterschule zu Schlüchtern besuchen. Hanau besaß nur eine sogenannte deutsche Schule, in deren oberen Klassen auch die Anfänge der lateinischen Sprache unterrichtet wurden. Philipp Ludwig faßte nun den Plan diese Schule zu einer höheren Lehranstalt auszubauen. Dieselbe sollte nicht blos eine höhere lateinische Schule, sondern ein gymnasium illustre sein, auf dessen höchster Stufe akademische Vorlesungen über Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin gehalten werden sollten. Zu dem Ende erließ er 1607 ein Edikt, wodurch dieser Anstalt gewisse nicht unbeträchtliche Einkünfte im Bereich der Grafschaft zugewiesen wurden. Dieses Edikt ist als die Stiftungsurkunde des noch jetzt blühenden Gymnasiums zu betrachten. In dieser Urkunde ist ein Fluch ausgesprochen über die, welche die Stiftung ihres evangelisch-reformirten Charakters berauben würden. Man hat diese Worte in neuerer Zeit so gedeutet, als gingen sie nur auf die, welche der Anstalt die ihr zugesicherten Einkünfte vorenthalten würden, allein eine genauere Betrachtung des Textes zeigt deutlich, daß sie dazu bestimmt war, der Anstalt den konfessionell reformirten Charakter zu wahren. Dies erschien aber Philipp Ludwig um so nöthiger als zu befürchten stand, daß die lutherisch gebliebenen Hanau-Lichtenberger Linie, welcher schon durch einen Vertrag vom Jahre 1581 die Nachfolge für den Fall des Aussterbens der Linie Hanau-Münzenberg zugesichert war, den Bekenntnißstand des Landes verändern würde. Philipp Ludwig legte auch schon den Grundstein zu dem jetzigen Gymnasialgebäude, es war ihm aber nicht beschieden, das begonnene Werk vollendet zu sehen. Erst seine Wittwe Katharina Belgika konnte die Anstalt, nachdem sich ein genügender Fond angesammelt hatte, durch die Berufung dreier bedeutender Gelehrten, der Heidelberger Professoren Paräus und Tossanus und des aus Nauheim gebürtigen Mediziners, Dichters und Historiographen Petrus Lotichius III. eröffnen. Und Graf Friedrich Kasimir vollendete erst 1665 den in dem Sturm des dreißigjährigen Kriegs liegen gebliebenen Bau. Allein dennoch hat man von je in Philipp Ludwig den eigentlichen Gründer des Gymnasiums gesehen, dem so manches Geschlecht seine klassische Bildung verdankt hat. Darum hängt auch seit alten Zeiten sein Bild über dem oberen Katheder der alten Aula. Es zeigt uns unter einer hohen Denkerstirn die feinen aber blassen Züge eines von angestrengter Geistesarbeit früh gealterten Angesichts.

Weitere Werke des Grafen waren die Anlage der Judengasse auf einem zugeschütteten Festungs-

graben. Diese wieß er 1603 den zahlreich zugezogenen Juden zur Wohnung an, nachdem er auch ihnen ein Statut, die sogenannte „Judenstätigkeit“ gegeben hatte. Ferner die Erbauung eines neuen Schloßthurms im Jahre 1605 und die 1610 erfolgte Grundsteinlegung zu dem vorderen Erkergebäude sowie mehrere andere bauliche Veränderungen im Schloß. Der neue Schloßthurm, bis zum Jahre 1829, wo er auf Befehl des Kurfürsten Wilhelm II. abgebrochen wurde, eine Zierde der Stadt Hanau, kam an die Stelle eines älteren Thurms zu stehen, des sogenannten Heidenthurms, dessen Ursprung man wiewohl mit Unrecht auf die Zeit der Römer zurückführt. Bei der Grundsteinlegung des vorerwähnten Erkerbaus am 19. April 1610 waren eine Menge vornehmer Standespersonen zugegen. Außer einer Urkunde, welche die Namen derselben enthielt, wurden verschiedene Münzen in den Grundstein gelegt, welche man im Jahr 1713, als Graf Reinhard den Eingang verändern und zu dem Ende das Werk Philipp Ludwigs bis auf den Grund abbrechen ließ, noch vorfand.

Im Jahre 1610 erneuerte der Graf mit Johann Reinhard von Hanau-Lichtenberg den bereits 1581 abgeschlossenen Erbvertrag. Mit seinem Bruder Graf Albrecht hatte er viel Verdruß, da dieser im Gegensatz zu den alten Hausverträgen einen Theil des Landes beanspruchte. Graf Philipp Ludwig hatte sich schon 1604 mit ihm dahin geeinigt, daß er ihm die Einkünfte der Aemter Schwarzenfels, Naumburg, Ortenberg und Assenheim jedoch unter Vorbehalt der Landeshoheit überließ. Aber auch bei dem Abschluß des Erbvertrags machte Albrecht neue Schwierigkeiten. Albrecht stiftete durch seine Verheirathung mit Ehrengard von Isenburg die Hanau-Schwarzenfelsische Nebenlinie, welche nach dem Tode des Grafen Philipp Moritz und dessen unmündigen Sohns Philipp Ludwig III. im Jahre 1641 mit Albrechts Sohn Johann Ernst auf nur einen Monat und etliche Wochen zur Regierung kam, da Johann Ernst bereits am 12. Januar 1642 an den Kinderblattern verstarb.

Philipp Ludwigs hervorragende staatsmännische Begabung war die Ursache, daß ihn Kaiser Rudolf II. im Jahre 1608 zu seinem kaiserlichen Rath ernannte, ihn in wichtigen Angelegenheiten an seinen Hof nach Prag berief und ihm ein hohes Amt in seinen böhmischen Erblanden anbot. Allein unser Graf zog es vor, seine ganzen Kräfte der Wohlfahrt seines eignen Landes zu widmen.

1612 übernahm er jedoch im Interesse eines ihm durch Blutsverwandschaft und gleiches Bekenntniß verbundenen Hauses eine diplomatische Mission an den Hof des König Jakob I. von England, indem er dort als Freiwerber um die Hand der schönen Elisabeth für Friedrich von der Pfalz, den später so unglücklichen Winterkönig, auftrat. Die spanische Diplomatie legte dieser Verbindung allerlei Hindernisse in den Weg, welche der Graf aber alle zu beseitigen wußte.

Von England kehrte er über Holland und Frankreich zurück, wo er den König Ludwig XIII. und dessen Mutter, die Regentin Marie, begrüßte. Diese ersuchten ihn, dem neugewählten Kaiser Matthias ihre Glückwünsche zu überbringen. Philipp Ludwig traf ihn in Frankfurt, wo er gekrönt worden war, nicht mehr an und reiste ihm deßhalb nach Nürnberg nach, wo er sich seines Auftrags entledigte.

Kurz nach seiner Rückkehr erkrankte er und beschloß nach kurzem aber schwerem Leiden am 9. August 1612 erst 36jährig seine glanzvolle und für Hanau so gesegnete Laufbahn, indem er von seiner Gemahlin Katharina Belgika nachfolgende Kinder hinterließ:

1. Charlotte Louise, starb ledig 1649.
2. Amalie Elisabeth, die spätere Gemahlin Landgraf Wilhelm V. von Hessen.
3. Katharine Juliane, vermählt mit Graf Albrecht Otto von Solms.
4. Philipp Moritz, sein Nachfolger.
5. Wilhelm Reinhard, gestorben 1630.
6. Heinrich Ludwig, geblieben 1632 bei der Belagerung von Mastrich.
7. Friedrich Ludwig, gestorben 1628 zu Paris.
8. Jakob Johann, gefallen 1636 bei der Belagerung von Elsaß-Zabern.

Philipp Ludwig starb zu früh für sein Land und seine Familie, für seine Familie, denn sein früher Tod machte abermals eine Vormundschaft nöthig, und es war nur gut, daß er sterbend die Sorge für sein Land und seine Kinder in eine so starke Hand legen konnte, wie es die seiner Gattin, der staatsklugen Oranierin war, und für die Grafschaft, denn wieviel Gutes hätte dieser seiner Zeit weit vorausgeeilte Fürst noch zum Wohl seiner Unterthanen stiften können!

Seine letzten Lebenstage hat sein Lieblingsprediger und Beichtvater, der Pfarrer Appelius von Altenhaßlau ausführlich beschrieben. Philipp Ludwig war ein frommer evangelischer Christ. Voll Glaubenszuversicht sah er dem Tode entgegen. Am 7. August, als er sein Ende nahe glaubte, rief er: „Macht alle Thüren auf, lasset alle meine Leute kommen, damit sie sehen, wie ich so fröhlich sterbe. Er hatte indeß noch schwer

zu kämpfen. Am 9. August endlich kam die Stunde seiner Erlösung. Als er, es war an einem Sonntag, in der Altstadt zur Kirche läuten hörte, sagte er zu Appelius: Die Glocke hat mir in meinem Leben nicht so geläutet, wie jetzt. Als ihm darauf der Pfarrer erwiderte: Diese Glocke ruft jetzt Euer Gnaden zum himmlischen Engelsgesang. Jetzt werden Euer Gnaden mit den Engeln zu Chore gehen, so fing er mit heller Stimme das Lied: Allein Gott in der Höh' sei Ehr an zu singen, in welches die Umstehenden mit einstimmten. Darauf forderte er dieselben auf, nieder zu knieen und zu beten. Leise zwar aber verständlich betete er die Worte mit, besonders das Unser Vater und den christlichen Glauben. Bald darauf entschlief er gerade, als man in der Altstadt nach beendeter Predigt das gewöhnliche Kanzelgebet für den Grafen sprach. Vor seinem Ende vertheilte er seine Gebet- und Erbauungsbücher an seine Kinder. Seinem ältesten Sohn Philipp Moritz schrieb er in seine kleine Bibel, die ihn auf allen seinen Reisen begleitet hatte: Fürchte Gott und halte seine Gebote. — Halte Dich in Deinem ganzen Leben an Gott; seine Hülfe und sein Beistand sind Dir nöthig. Seinem Sohn Wilhelm Reinhard schrieb er in sein Gebetbuch: Gehorche und diene Deiner frommen Mutter, der Du unter dem Herzen gelegen. Seine Leiche wurde am 23. September in der Gruft der Marienkirche beigesetzt. Die Leichenrede hielt der Inspektor Georg Fabricius von Windecken über Offenbarung Johannis 14, Vers 12 und 13: Hier ist Geduld der Heiligen; hier sind die da halten die Gebote Gottes und den Glauben an Jesum. Und ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. An dem Tag der Beisetzung wurde in allen Kirchen des Landes über denselben Text gepredigt und neunmal geläutet. Der in der Gruft der Marienkirche stehende Zinnsarg des Grafen enthält der Sitte der Zeit gemäß eine lange und pomphafte Inschrift. Ein Grabdenkmal von ihm ist nicht vorhanden. Das schöne Epitaph, welches man für das seine hielt und dessen wir oben gedachten, hat er selbst seinem Vater Philipp Ludwig I. setzen lassen. Daß es diesem angehört, beweisen die rechts und links angebrachten Wappen der Ahnen. Eine Inschrift dagegen besitzt es nicht, woraus denn sehr leicht der langjährige Irrthum entstehen konnte.

Als Gründer der Neustadt hat es Philipp Ludwig verdient, daß ihm auf einem der öffentlichen Plätze ein dieses großen Mannes würdiges Denkmal gesetzt wird. Man ging schon einmal lebhaft mit dem Gedanken um, ihm ein solches zu setzen, um dadurch eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Der Akademielehrer und Bildhauer Leuchtweiß entwarf bereits das Modell zu einem Standbild Philipp Ludwigs, welches in dem Sitzungssaal des Neustädter Rathhauses aufgestellt ist. Die Ausführung desselben kam jedoch nicht zu Stande. Hoffentlich ist im Jahre 1897, am 300jährigen Jahrestag der Gründung der Neustadt Hanau, die Zeit gekommen, wo ihm Hanau diese Schuld der Dankbarkeit abträgt.

# Georg Ferdinand Freiherr v. Lepel.

(1779—1873.)

Im Jahre 1760 kam der erste Lepel aus Pommern, der Wiege dieses alten Geschlechts, nach Hessen.

Der damals 14 Jahre alte Knabe Gottlieb Christoph Gustav von Lepel trat als Page in den Dienst des Landgrafen Wilhelm VIII. Er wurde bald Offizier und war bei Hereinbruch der Katastrophe von 1806 General-Major beim Dragoner-Regiment Landgraf Friedrich.

Dem kinderreichen und pekuniär wenig bemittelten Mann blieb beim Untergang des Kurstaates keine andere Wahl, wie die: den Verhältnissen Rechnung tragend, weiterzudienen. Erst westphälischer Brigade-, dann Divisions-General, Gouverneur von Braunschweig, zuletzt Chef der Militärsektion des Staatsrathes, erhielt er durch Königliches Diplom vom 26. März 1812 die Freiherrnwürde und starb im August 1813. Von den zehn Kindern, welche seine Gattin, Marie Karoline von Stiernberg, ihm geschenkt hatte, wuchsen nur 6 empor. Mit dem ältesten, Georg Ferdinand, werden sich diese Blätter beschäftigen. Vier seiner Brüder wurden westphälische Offiziere; drei derselben kämpften gegen Rußland. Nur einer davon kehrte von dort zurück, folgte wieder den hessischen Fahnen, avancirte zum General-Lieutenant und General-Adjutanten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, war Kommandant der Residenz und starb, nachdem er den Wandel fürstlicher Gunst reichlich erfahren hatte, 1855 zu Kassel.

Auf den Wunsch dieser vaterländischen Zeitschrift soll nun versucht werden, das lange fruchtbringende Leben Georg Ferdinands an der Hand der von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen, von denen einige im Original als Anhang*) folgen werden, zu schildern.

Es handelt sich darum, das Bild eines hervorragend begabten und unterrichteten, streng rechtlichen und echt patriotischen Mannes, der unerschütterlich fest bei dem verharrte, was er einmal für recht erkannt hatte — zu zeichnen, und zu berichten, wie es diesem Manne beschieden war, bei wichtigen und hochinteressanten Ereignissen seines Zeitalters Augenzeuge und Mitarbeiter zu sein.

Georg Ferdinand von Lepel wurde am 27. November 1779 zu Spangenberg, dem damaligen Garnisonsort seines Vaters, geboren. Er war ein so wenig kräftiges Kind, daß der Gedanke, ihn dereinst dem Militärdienste zuzuführen, frühzeitig aufgegeben wurde und die Eltern beschlossen den geistig begabten Knaben dem Studium zu widmen. Die Versetzung des Vaters nach Kassel gestattete den Besuch des dortigen Lyceums, in welches Georg Ferdinand im Herbst 1788 eintrat, und welches er zu Ostern 1796 verließ, um an den Universitäten Marburg und Göttingen Jura und Staatswissenschaft zu studiren.

Selten mögen die Räume der Kasseler Schule einen fleißigeren Besucher gehabt haben, der mit größerer Leichtigkeit das Vorgetragene erfaßt und behalten hätte. Hand in Hand mit der Erziehung durch die Lehrer ging die des Elternhauses.

Vor allem pflanzte die vortreffliche Mutter den Keim eines ernst religiösen Sinnes in das jugendliche Herz und stählte es dadurch gegen manchen Angriff der Verführung. Der Vater verstand es den schwächlichen Körper durch Abhärtungen zu kräftigen und allmählich die Befürchtungen der gefährdeten Widerstandsfähigkeit desselben zu vermindern.

Im Jahre 1798 bat der hessische Legationssekretär am Reichstage zu Regensburg, von Starkloff um Abberufung und ganz unerwartet wurde der noch nicht 19 Jahre alte Jüngling Georg Ferdinand zu seinem Nachfolger ernannt. Er mußte seine Studien in Göttingen in raschester Weise zum Abschluß bringen und schon am 6. Oktober seinen Dienst antreten.

Die ziemlich geringen Geschäfte am Reichstage gestatteten ihm indessen sich wissenschaftlich weiter fortzubilden und die große Ruhe im geselligen Leben kam der Ueberwindung der letzten Schwäche des jugendlichen Körpes, der jetzt erst sein Wachsthum vollendete in reichem Maße zu gute.

Sechs und ein halbes Jahr dauerte diese Verwendung in Regensburg. Gerade als sich gegen Ende der Zeit erhebliche Verbesserungen des sehr mäßigen Gehaltes, welcher dem auf jede Zulage aus dem Elternhause verzichtenden jungen Manne gar manche Entbehrung auferlegte, durch Uebernahme der Vertretung neu hinzutretender kleiner Fürsten darboten, erfolgte seine Ernennung zum Geschäftsträger in Wien, wo sich der inzwischen Kurfürst gewordene Landgraf durch eine Gesandtschaft vertreten lassen wollte. An der Spitze derselben stand der Reichstagsgesandte Freiherr von Günderode. Derselbe kehrte jedoch bald nach Regensburg zurück und Lepel blieb allein in Wien.

Als im Spätherbste des Jahres 1805 der österreichische Hof bei Annäherung der französischen Armee die Hauptstadt verließ, folgten die Vertreter der befreundeten und präsumtiv alliirten Staaten demselben nach Ollmütz und von da nach Troppau. Nach dem Preßburger Frieden konnte dann im Januar 1806 die Rückreise nach Wien stattfinden. Nach Vernichtung des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt im Herbste dieses Unglücksjahres wurde das kurfürstliche Haus Hessen durch Napoleon von der Liste der Regierenden gestrichen und der Friede von Tilsit zerstörte jede Hoffnung auf Wiedereinsetzung desselben.

Lepel, der glänzende Anerbietungen, in den höheren diplomatischen Dienst des neuen Königreichs Westphalen einzutreten, abgelehnt hatte, verblieb seinem angestammten Herrn treu und beharrte in seinem Dienste zunächst als Privat-Geschäftsträger. Er selbst sagt als „Geschäftsmann des Kurfürsten" bei der österreichischen Regierung.

Als der Kurfürst Wilhelm I. im Frühjahr 1809 bei der Erhebung des Kaiserstaates gegen seinen Bedränger ein kleines Truppenkorps verschiedener Waffen in Prag zu errichten begann, begab sich Lepel dorthin und wurde zu mehreren Missionen in das österreichische Hauptquartier verwendet. Nach Abschluß des Wiener Friedens nahm er seine Thätigkeit als Privat-Geschäftsträger wieder auf.

Er vermählte sich jetzt mit einer Wittwe Christiane Hille, geb. von Stubenrauch, die ihm aber nach kurzer Frist durch den Tod wieder entrissen wurde.

*) Der hochinteressante Inhalt des Anhangs betrifft „Die Unterzeichnung der deutschen Bundesakte vom 10. Juni 1815 zu Wien, sowie die Bekanntschaft und die Verhandlungen G. F. Lepel's mit dem Minister Freiherrn von und zum Stein." Anm. d. Red.

Nach dem Ableben seiner Gattin brachte er die Kinder aus deren erster Ehe im Sommer 1812 zu Verwandten in Hessen. König Jérôme hatte aus eigener großmüthiger Initiative dem General von Lepel ein Wiedersehen mit dem Sohne angeboten und dem letzteren dazu den Besuch der Heimath gestattet.

Im Winter 1812/13 wurde Lepel zu seinem Herrn nach Prag berufen und begleitete denselben nach Breslau zur Begrüßung der durch den Vertrag von Kalisch verbündeten Monarchen von Rußland und Preußen. Er verblieb dann im Gefolge des Kurfürsten und wurde verschiedenlich in das Hauptquartier der Alliirten, deren Einzug in Dresden er beiwohnte, entsendet.

Da der Kurfürst, ehe Oesterreich, in dessen Territorium er wohnte, dem russisch-preußischen Bündniß beigetreten war, keine kriegerischen Rüstungen vornehmen konnte, versprach er dem Minister Freiherrn von Stein, zumeist auf Zurathen Lepels, eine pekuniäre Beihülfe zu den Feldzugskosten von monatlich 50 000 Thlr., deren erste zweimonatliche Rathe letzterer, nicht ohne Gefahr, in die Hände der französischen Armee zu fallen, an Minister Hardenberg überbrachte. Ueber die Beziehungen Lepels zu Stein, die damals begonnen, liegen, wie wir aus der Beilage ersehen werden, interessante Aufzeichnungen, zum Theil mit wörtlicher Wiedergabe der wichtigeren Unterredungen, vor. Auf die Nachricht von der Einnahme Kassels durch Czernitscheff wurde Lepel mit dem Obersten von Müller sofort vom Kurfürsten dorthin entsendet, um Besitz von Hessen zu nehmen. Sie erfuhren aber rechtzeitig den Wiederabzug der Russen und schlossen sich nun dem großen Hauptquartier an, in welchem sie der Leipzigee Schlacht beiwohnten und in dessen Gefolge sie nach Frankfurt a. M. kamen. Dort unterzeichnete Lepel am 3. December 1813 in Vollmacht seines kurfürstlichen Herrn den Zutrittsvertrag zur großen Allianz, durch welchen dieser wieder in seine Staaten eingesetzt wurde. Die Auswechselung der Ratifikationsurkunden fand in Basel und Freiburg statt.

Im Sommer 1813 war Lepel dienstthuender Kammerherr und am letzten Tage des Jahres Geheimer Regierungsrath geworden.

Nach der ersten Einnahme von Paris reiste er in höherem Auftrage dorthin, um die Kunst- und literarischen Schätze zu reklamiren, welche die französischen und westphälischen Behörden aus den Kasseler Museen und der Bibliothek hatten wegführen lassen. Diese Mission scheiterte, weil durch die Kapitulation von Paris die Bestände des Musée Napoléon garantirt waren. In den Jahren 1814—15 wirkte Lepel als zweiter Bevollmächtigter des Kurfürsten, der inzwischen Besitz seines Erbes ergriffen und eine Armee von 21 000 Mann aufgestellt hatte, auf dem Wiener Kongresse. Er nahm thätigen Antheil an den Verhandlungen über die deutschen Angelegenheiten. Einzelne Noten sind im ersten Entwurf seiner Feder entflossen und auch bei der Redaktion der Bundesakte wirkte er eifrig mit. Auch hierüber sind detaillirte Angaben im Nachlasse vorhanden, von denen die erste Anlage handeln wird.

Auch die Verhandlungen zwischen Preußen und dem Kurfürsten, in welchen von diesem gegen Abtretung der Niedergrafschaft Katzenellenbogen und der Grafschaft Plesse ein Theil des Bisthums Fulda, einschließlich der Stadt, als Großherzogthum Fulda erworben wurde, waren Lepel anvertraut, ebenso die Auseinandersetzung mit Hessen-Darmstadt wegen Retrocession resp. Ersatz von vier Hanau'schen Aemtern, welche Napoleon dem Großherzoge überwiesen hatte.

Im Jahre 1816 erhielt Lepel statt der in seinen Wünschen liegenden und ihm anfangs zugesagten Stelle des Gesandten am neu errichteten Bunde, den diplomatischen Posten am Wiener Hofe. Er traf dort zur vierten Vermählung des Kaisers Franz ein und begab sich im Februar nach München, wo er ebenfalls beglaubigt war, zur Ueberreichung seiner Kreditive. Dort traf ihn die Weisung: sich unverzüglich nach Frankfurt zu verfügen und die Stelle des Bundestagsgesandten, erst provisorisch, dann definitiv, zu übernehmen.

Seine Vorgänger hatten einem, den Kurfürsten gravirenden Beschlusse der Versammlung gegenüber keine Verwahrung eingelegt. Es handelte sich um die Herausgabe der ehemaligen Güter des deutschen Ordens, dessen Aufhebung Napoleon im Jahre 1808 dekretirt und dessen Besitzungen er dem Landesherrn geschenkt hatte. Von der westphälischen Regierung waren die Güter zum Theile verkauft worden. Der Kurfürst nahm nach seiner Rückkehr von dem Nichtveräußerten Besitz und erließ, da die Käufer der bereits veräußerten Güter durch die Gerichte in ihrem Besitze geschützt wurden, eine Verordnung, wonach dieselben, gegen den Kaufpreis und den Ersatz nachweislicher Meliorationen zurückzuerstatten seien. Hierdurch mußte namentlich ein Domänenkäufer Hofmann, der die bereits in die Katasterrolle eingetragenen Güter in größeren Parcellen anderweit veräußert hatte, empfindliche Verluste erleiden.

Gegen diese Verordnung hatte sich der Bundestag erklärt. Lepel, der seinem Herrn nicht verhehlte, daß er sie selbst für ungesetzlich erkenne, hielt dennoch die Versammlung, deren Mitglieder ohne vorherige Instruktionseinhaltung votirt hatten, nicht für kompetent, gegen den Kurfürsten als Souverain so wie es geschehen war, vorzugehen.

Es entspannen sich nun, da er sich in den Verhandlungen in Widerspruch mit seinen Kollegen setzte, von welchen namentlich der Vorsitzende, Graf Buol, von seiner Regierung, mit der der Kurfürst direkte Verbindungen angeknüpft hatte, im Stiche gelassen wurde, durch Uebertragung in das private Leben sehr unerquickliche Zustände. Die Gediegenheit und Offenheit von Lepels Charakter und seine Geschäftstüchtigkeit überwanden dieselben aber bald und erwarben ihm in kurzer Zeit Anerkennung und Achtung.

Im Februar 1821 starb Kurfürst Wilhelm I. Die Geschichte hat manches harte Urtheil über diesen vielgeprüften Monarchen, der sich nie vor Napoleon gebeugt hat, gefällt — für Lepel, dessen treuen Dienste im Unglück er nicht vergaß, war er immer ein gerechter und gütiger Herr gewesen, dessen Heimgang jener aufrichtig betrauerte.

Seinen Genossen im Exil hatte der Kurfürst eine Pension von je 1200 Thlr. testamentarisch bestimmt, sie mochten seinem Nachfolger dienen oder nicht.

Bald sollte Lepel in den Genuß dieser Pension treten, denn sein Verhältniß zum neuen Landesherrn war oder wurde wenig günstig. Es machten sich in den Kreisen, die dem Kurfürsten persönlich nahe standen, Einflüsse geltend, welche dem nicht gegen jedermann gefügigen Manne, allmählich die Stellung so verleiden sollten, daß er um seine Entlassung bat. Zudem war Lepels Stellung auch dadurch bei der fortschreitenden Reaktion unhaltbar geworden, daß er zu der sehr kleinen Minorität gehörte, welche eine liberale Meinung vertrat, die Oesterreichs damalige Staatsleitung um keinen Preis duldete. Als ein allerhöchster Erlaß des Kurfürsten seinem Bundestagsgesandten verbot, während der dreimonatlichen Ferien Frankfurt zu verlassen, trat er zurück. (Fortsetzung folgt.)

# Die Doktorin Diede.

## Eine biographische Skizze von Fr. von Hohenhausen.

Am 16. Juli 1846 starb eine einsame alte Frau in einem ärmlichen Hause der alten Wilhelmshöher Allee zu Kassel; sie ahnte es nicht, daß sie nach kurzer Zeit eine literarische Berühmtheit werden würde! „Das Hessenland" hat gewiß ein Recht, sie als eine seiner berühmten Frauen zu feiern. Es war Charlotte Diede, die Brieffreundin von Humboldt. Als Greisin fristete sie ihr Leben mit ihrer Hände Arbeit, und zwar mit einer Arbeit, die eigentlich nur für die Jugend paßt; zarte künstliche Blumen hatten ihre altersschwachen zitternden Hände zu schaffen! Aus der Werkstätte des trauernden Alters ging der Blumenschmuck hervor, den die lachende Jugend beim Tanze trug. Wie mancher Seufzer, wie manche Thräne mag die mühsame Arbeit begleitet haben!

Die arme alte Frau, die Blumen und Kränze wand, um das tägliche Brod zu gewinnen, war auch einst jung und schön gewesen, wie die Trägerinnen ihrer Arbeiten; sie war auch einst glücklich gewesen — aber freilich nur kurze Zeit!

Sie war eine Pfarrerstochter, anmuthiger und liebenswürdiger wie jemals eine solche von den Dichtern damaliger Zeit erfunden und gefeiert worden ist. Durch Goldsmiths Vicar of Wakefield, durch „Louise" von Voß und Bürgers „Pfarrerstochter von Taubenheim", hatten die Pfarrerstöchter einen poetischen Nimbus erhalten, den auch Goethe bei seiner Friederike von Sesenheim als Zauber empfand.

Die arme Blumenmacherin war aus einem reichen Hause; ihr Vater, Pfarrer Hildebrand im Hannoverschen, hatte keine Kosten gescheut, um ihr eine sorgfältige Erziehung, ja eine fast gelehrte Bildung zu verschaffen. Sie las schon mit neunzehn Jahren philosophische Schriften, dichtete und sehnte sich nach idealen Freundschaften. Sie schwärmte für „das Wahre, Gute und Schöne", wie man damals die Sehnsucht nach der Liebe nannte.

Charlotte Hildebrand lebte auf dem schönen Stückchen Erde, welches durch das Wesergebirge hervorgebracht ist. Namentlich verweilte sie oft in dem kurhessischen Städtchen Rinteln, das eine wahre Perle landschaftlicher Schönheit genannt werden kann, auch das reizende Rehburg mit seinen köstlich duftenden Tannenwäldern und das

liebliche Eilsen, das in dem tiefen Thalkessel mit seinen rothen Dächern wie eine Schale frischer Aepfel in grünen Blättern liegt, besuchte Charlotte alljährlich mit ihren wohlhabenden Eltern. Das beliebteste Sommervergnügen war aber eine Reise nach dem damaligen stolzen Modebad Pyrmont. Unter dem Lindendom der berühmten Pyrmonter Allee sollte das junge Mädchen den Mann kennen lernen, durch den es eine berühmte Frau wurde.

Auf einer der Bänke, welche durch die Nähe der schönen kühlenden Fontaine besonders beliebt sind, saß Charlotte eines Morgens mit ihrem Vater. Beide knüpften alsbald ein Gespräch an mit einem jungen Mann, der sich zutraulich neben sie gesetzt hatte. Man wurde damals leichter bekannt in Badeorten, weil man nicht mißtrauisch war, wie man es jetzt leider sein muß; binnen wenigen Minuten hatte das schöne junge Mädchen den unscheinbaren Nachbar in ein philosophisches Gespräch verwickelt. Sie bemerkte wohl, daß er einen schlechten Rock hatte, aber seine guten Manieren fielen ihr dadurch nur noch mehr auf, auch fand sie ihn häßlich, aber er sah geistvoll aus, sie erkannte seine innere Schönheit und lauschte auf seine Worte, als kämen sie aus einer besseren, bisher nur von ihr geahnten Welt. Auch der junge Mann empfand eine sichtbare Freude, daß er ein so liebliches Ohr und einen so holden Mund gefunden hatte, die verständnißvoll hören und anregend reden konnten.

Der Pfarrherr fand ebenfalls viel Gefallen an dem jungen Mann, den er für einen Studenten aus Göttingen hielt, er lud ihn mit herablassender Miene zum Mittagessen ein, und man ging gemeinschaftlich in den Speisesaal. Dort enthüllte es sich denn bald, daß der interessante Sprecher allerdings ein Student aus Göttingen war, aber den vornehmen Namen Wilhelm von Humboldt trug.

Es ist bekannt, daß er damals und auch später ein sehr unschönes Aeußere besaß, im besten Frack sah er aus wie ein Schneiderlein, grau, klein, dünn und linkisch, wie mußte er erst im schlechten Reiseanzug sich ausnehmen! Aber er machte doch einen schönen Eindruck auf das junge Mädchen durch die klare Ruhe seines Wesens und die geistige Wirkung seiner Worte.

Nach einem halben Jahrhundert erinnerte sie sich noch an die „geheiligten Empfindungen“, die er in ihr erregt hatte.

Drei glückliche Tage eines freien, unbeschäftigten Badelebens, in dem man stets die dreidoppelte Stundenzahl anderer Tage besitzt, flossen den beiden jungen Leuten wie ein angenehmer Traum dahin. Humboldt schrieb nach damaliger Sitte eine pathetisch-sentimentale Sentenz in Charlottens Stammbuch, reiste aber ab, ohne eine Wort von Liebe zu sagen, obwohl sein ganzes Wesen durchglüht schien von ihrem seelischen Liebreiz. Sie selbst fühlte sich unendlich bereichert und hing noch mehr als früher ihren schwärmerischen Empfindungen nach; sie war zu bescheiden, zu demüthig und ächt weiblich zurückhaltend, um Hoffnung auf eine nähere Verbindung mit dem vornehmen, geistig bedeutenden Jüngling zu hegen, in welchem ihr liebevoller Scharfblick schon den einst berühmten Mann erkannt hatte. Sie verschloß „die vorüber gegangene schöne Erscheinung in das Allerheiligste ihres Innern und sprach nie darüber, sicherte dieselbe auf diese Weise vor Entweihung durch fremde Berührung“, wie sie später geschrieben hat.

Diese Begegnung fand am 16. Juli 1788 statt. Humboldt hatte versprochen, im Herbst das Heimathsdorf von Charlotte Hildebrand zu besuchen. Er kam aber nicht, sondern verweilte länger, als er beabsichtigt hatte, in Pempelfort bei Düsseldorf, wo Jacobi damals alle großen Geister so gern festhielt.

Wie mag das junge Mädchen sehnsüchtig auf den verheißenen Besuch geharrt habin; einsam wandelte sie bei Mondenschein im Garten des Pfarrhauses, wo Rosen und Kartoffeln idyllisch zusammen blühten, dann las sie beim Schlafengehen wie ein Gebet ihr geliebtes Stammbuchblättchen durch, auf welches Wilhelm von Humboldt schrieb:

„Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz, aber was ist es selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!“

Aber diese „mitempfindende Seele“ blieb aus; statt dessen kam ein unwillkommener Freier. Wie mancher Mädchentraum wird durch einen solchen zerstört!

Sie hatte in Rinteln im Hause ihrer Jugendfreundin einen Doktor Diede aus Kassel kennen gelernt und sich mit ihm verlobt, ohne die Zustimmung ihrer Eltern zu haben. Welche Beweggründe sie, obwohl auch sie den Doctor nicht liebte, zu der Heirath veranlaßt haben, ist nicht zu ermitteln gewesen. Sie selbst spricht in ihren Briefen an Humboldt in folgender melancholischer Weise von diesem Ereigniß:

„Ich w u r d e verheirathet im **Frühling** 1789, lebte nur fünf Jahre in dieser **kinderlosen Ehe** und ging keine zweite ein.“ Daß sie **verheirathet** w u r d e, spricht doch nicht für ihren **freien Ent-**

schluß! Wer aber konnte sie zwingen, wenn nicht einmal die Eltern es wünschten? Ein angeblicher Verwandter von ihr hat unlängst etwas über diese Heirath drucken lassen, jedoch ohne eine wirkliche Klarlegung zu geben.

Als beglaubigt kann das Gerücht angesehen werden, daß der Doktor Diede seine junge schöne Frau sehr unglücklich gemacht hat, aber nachdem die Scheidung stattfand, sich mit einer andern Dame verheirathete und eine sehr zufriedene Ehe mit ihr führte.

Charlotte wünschte so dringend von ihm geschieden zu werden, daß sie sich freiwillig als schuldigen Theile erklären ließ. Damit hatte sie ihren Ruf unwiederherstellbar vernichtet. Dazu war es bekannt geworden, daß ein sehr schöner adliger Offizier mit ihr in einem Liebesverhältniß stand. Dasselbe dauerte mehrere Jahre und Charlotte hoffte immer, daß eine Heirath daraus entstehen würde. Aber sie hatte sich in dem Charakter des Geliebten getäuscht, er löste das Verhältniß und schloß eine Ehe mit einer Dame seines Ranges. Wie niederschmetternd dies Verfahren auf Charlotte wirkte, läßt sich nicht beschreiben, sie hatte durch ihre Ehescheidung zudem alle Mittel einer gesicherten Lebensstellung verloren und wurde in Kassel von allen Bekannten gemieden. Sie zog nach Braunschweig, wo sie billiger leben konnte und auch noch einige Hülfsquellen besaß, weil ihr väterliches Erbtheil in Braunschweigischen Papieren bestand. Durch den Tod des Herzogs und die Siege Napoleons verlor sie ihr ganzes Vermögen. Ganz hilflos, alternd und kränklich wußte sie nirgend unterzukommen. In ihrer Verzweiflung fiel ihr ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem sie den Namen Wilhelm von Humboldt lobend erwähnt fand. Derselbe war damals Bevollmächtigter des Königs von Preußen beim Kongreß in Wien.

(Schluß folgt).

## Der Fahnenschmied.

Sieben Jahre saß und spann
An dem Fenster Marie-Ann'
Schweigend von dem schlanken Wocken
Ab des Flachses seid'ne Flocken.

Sieben Jahre sind es heut',
Kam ein Reiter um die Zeit
Der ersehnten Vesper munter
In dem Dorf den Weg herunter.

Eben trat der Nachbar Klaus
Aus der Schmiedenthür heraus,
Blasend blaue Ringelreifchen
Aus dem Ulmer Maserpfeifchen.

Grüßte nach dem Fenster hin
Die geliebte Nachbarin,
Die erröthend tief sich neigte,
Als er in der Thür sich zeigte.

Ritt der fremde Reitersmann
Zu dem Feiernden heran:
„Nehmet Hammer, Zang' und Feile,
Meister, und folgt mir in Eile!

Nägel, werther Meister mein,
Viel' der neuen steck't auch ein;
Denn manch' Rößlein, laßt's Euch sagen!
Giebt es heut noch zu beschlagen."

Flugs nahm Meister Klaus darauf
Hammer, Zang' und Feile auf,
Und mit Nägeln füllt die rasche
Hand schnell seine Schurzfells-Tasche.

„Nun, mein Meister, schwinget Euch
Hinter mich auf's Roß in's Zeug!
Könnt Ihr, Meister, denn auch traben
Ueber Stock und Stein und Graben?"

„„Traben ich, — der Fahnenschmied,
Wie er leibt und lebt im Lied, —
Der in zwanzig lust'gen Jahren
Diente bei den Leib-Husaren?! . . .""

Jener d'rauf mit Gertenhieb
An das edle Rößlein trieb,
Daß es stolz die Glieder reckte
Und zu raschem Trab sich streckte.

Auf zum Odenbergsgeheg
Bog es in den hohlen Weg
Und hinein die weite Spalte
An der steilen Bergeshalde.

„Fürchtet, werther Meister, Ihr
Nicht im wilden Felsrevier
Euer Leben zu verlieren,
Wann d'rauf los wir galoppieren?"

„„Fürchten ich — der Fahnenschmied,
Wie er leibt und lebt im Lied —
Ein Galöppchen? . . . Braucht die Sporen!
Schaut, der Gaul spitzt schon die Ohren! . . .""

Wie das schnob den Berg hinein!
Funken sprühte das Gestein!
„Meister, kennt Ihr auch den Quinten?"
„„Ammen-Märchen! Narren-Finten! . . .""

Hellung zeigte bald der Schacht,
Ward zum lichten Tag die Nacht,
Wehte frisch herein vom Thale
Es ganz nah mit einem Male.

Und da — vor der Felsschlucht sah'n
Sie sich auf dem schönsten Plan
Und durch's Hängegrün von Birken,
Blaue Höh'n ein Thal umzirken.

Sah'n inmitten dem Gefild
Reiten blank mit Schwert und Schild
Ein Geschwader Panzerreiter,
Lauter echte Quintenstreiter.

Und voran dem reis'gen Troß
Karle Quint auf weißem Roß,
Der sie überragte Alle,
Wie ein Thurm die Kirchenhalle. —

Trug auf goldig-gelbem Haar
Einen Hut, der wunderbar
Prangte in der Purpurfarbe
Wilden Mohnes einer Garbe.

„Wer mag, werther Meister mein,
Wohl des Hutes Träger sein?“
„„Wer's auch sein mag; ohne Zweifel,
Gott sei bei uns! nicht der † † † Teufel!...““

Und das Roß in raschem Flug
Zu ihm hin die beiden trug:
„Das ist Euch zu Nutz und Frommen,
Daß Ihr ungesäumt gekommen!

Abgesessen!! Und sodann
Zeigt Euch als der rechte Mann!
Denn, mein Meister, laßt's Euch sagen,
Jedes Roß ist zu beschlagen. —“

Wie der aus dem Sattel flink
Rüstig an's Hanthieren ging;
Hier die Hufe zierlich stutzend,
Dort mit neuen Eisen putzend.

Stolz und in erhab'ner Ruh
Sah indeß der Führer zu,
Tadelnd hier und lobend dorten
Sachgemäß mit kurzen Worten.

Und als jener nun behend
War gekommen bis an's End',
Thät er seinem Mundschenk winken:
„Gebt dem Meister Eins zu trinken!“

Sprach's und spornte rasch das Roß,
Stob davon mit seinem Troß;
Nur der Mundschenk blieb, der alte,
Daß er seines Amtes walte.

„Nun, mein Meister, schwinget Euch
Hinter mich auf's Roß in's Zeug;
Denn je flinker, um so schneller
Sind wir vor dem Spund im Keller!“

Klaus hob noch in raschem Lauf
Ein paar alte Eisen auf,
Schob sie in die Schurzfells-Tasche,
Daß er aus dem Berg sie pasche.

D'rauf zum dunklen Felsgestein
Hurri schurri ging's hinein
Bis zum Keller in der Ecke
Mit der Ampel an der Decke.

Fässer — hundert — riesengroß,
Lagen da im Erdenschooß,
Tausendjähriges Getränke,
Nur gewärtig, daß man's schwenke.

„„Wisset, werther Schenke mein,
Habet da ein Trinkhorn fein,
Laßt das Rößlein seiner Straßen
Und uns fest das Hörnlein blasen!...““

Und das Hörnlein bliesen sie,
Bis die Hähne krähten früh,
Bis sie alle beide trunken
Vor den Faßhahn hingesunken. — — —

Indeß aber saß und spann —
Seiner harrend — Marie-Ann';
Spann vom glatten, gold'nen Wocken
Ab des Flachses seid'ne Flocken.

Saß bis zu der Nacht hinein,
Bis der Mond durch's Fensterlein
Halben Auges lächelnd blickte,
Wann sie sich zur Spule bückte.

Spann, bis daß im Ost der Tag
Wie in Rosen-Daunen lag,
Doch verschlossen blieb die Schmiede,
Die doch früh sonst Funken sprühte.

Blieb verschlossen — Tag für Tag —
Das ertrage, wer's vermag!
Marie-Ann' hat nichts gesprochen,
Doch ihr Herzchen frug mit Pochen:

„Schätzte er mich so gering,
Daß er ohne Abschied ging? —
Draußen giebt es reich're Mädchen;
Wenn er — —“ ach! da riß das Fädchen — — —

Das ertrage, wer's vermag!
Armes Herz, was soll Dein Schlag?!
Marie-Ann' hat nichts gesprochen,
Doch ihr Herz ist schier gebrochen.

Freud-' und wortlos saß sie dann
Sieben Jahre lang und spann
Zwischen Hangen, zwischen Bangen,
Bleiches Grämen auf den Wangen.

Sieben Jahre sind es heut
Wieder um die Vesperzeit,
Kömmt mit einem Male munter
Klaus im Dorf den Weg herunter.

Lenkt zur Schmiede seinen Lauf,
Stößt die ruß'ge Schalter auf,
Legt ab seine Siebensachen,
Frisch die Esse anzufachen.

Da — von drüben — welch' ein Schrei!
Stürzet Marie-Ann' herbei:
„Wo hast, Böser, Du die sieben
Jahre Dich umher getrieben? . . .“

„„Sieben Jahre? . . . Bist wohl nicht — —
Mädchen, sieh mir in's Gesicht! . . .
Antwort nimm auf Deine Frage:
Bei dem Quint' zum Hufbeschlage. —

Lächelst, Mädchen? . . . Na, merk' auf!““
Greift zur Schurzfells-Tasche drauf,
Mit den jüngst gepaschten Eisen,
Was er sprach, schnell zu beweisen.

Doch wie staunte er und sie,
Goldgedieg'ne waren die
Und an Werth, man könnte Haufen
Eiserne wohl dafür kaufen.

Das jagt Zweifel ihm durch's Hirn,
Falten furchen seine Stirn:
„„Sieben Jahre bei dem Quinten?““
Frägt er sich, „„im Berg dahinten?““

Doch — als echter Fahnenschmied,
Wie er leibt und lebt im Lied —
Jauchzt alsbald er laut'ster Weise,
Schwenkend sie dabei im Kreise:

„„Marie-Ann', wie dem auch sei,
Hielt Dir Liebe, Schwur und Treu!
Sieh, dies reicht zu Haus und Scheuern,
Juchhei! nun geht es an's Heu'ren!

Backe, brat' und lade ein!
Rüst' Dein Hochzeitskämmerlein;
Als Frau Fahnenschmied des Quinten
Soll der nächste Tag Dich finden! . . .““

Ludwig Mohr.

## Nekrologe.

### August Wilhelm Eichler.

Schon wieder haben diese Blätter den Tod eines bedeutenden Sohnes unseres engeren Vaterlandes zu melden. Nicht an der Grenze, welche dem menschlichen Leben gesetzt ist, oder zu einem Zeitpunkt, wo des Lebens Schatten länger geworden, nein, im kräftigsten Mannesalter, im Zenith des Lebens, beschloß am 1. März, Morgens $6^1/_2$ Uhr, zu Berlin nach schwerem Leiden sein irdisches Dasein Dr. August Wilhelm Eichler, Professor der Botanik, Direktor des k. botanischen Gartens und des botanischen Museums in Berlin. Noch lag ein weites Feld segensreicher Thätigkeit vor ihm offen, noch schien ihm vor etlichen Monaten, wenigstens nach menschlicher Berechnung, ein reiches Wirken beschieden zu sein — und nun deckt ihn der Schooß der märkischen Erde.

Der Verblichene war geboren am 22. April 1839 zu Neukirchen als Sohn des jetzigen ersten Oberlehrers an der Realschule zu Eschwege Eichler. Nach Absolvirung des Gymnasiums widmete er sich dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, pflegte jedoch von Anfang an mit besonderer Vorliebe die letzteren, namentlich unter Leitung des vor Kurzem verstorbenen Professors Wigand die scientia amabilis, die später sein Spezialstudium werden sollte, und in deren Elemente ihn sein Vater, selbst ein tüchtiger Pflanzenkenner, eingeführt hatte. Im Jahre 1860 legte er in Marburg das Gymnasiallehrerexamen ab und am 7. Oktober desselben Jahres wurde er als Praktikant des Gymnasiallehreramtes in den Vorbereitungsdienst am Marburger Gymnasium eingeführt. Hier blieb er nur kurze Zeit. Im folgenden Jahre berief ihn der Geheime Rath von Martius, der berühmte Münchener Botaniker, zu sich als Assistenten. Der damals beinahe 70 Jahre alte, aber geistig wie körperlich ungemein rüstige Gelehrte lebte nur seinen Privatstudien und den Interessen der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Sein Universitätsamt, sowie die Direktion des botanischen Gartens hatte er niedergelegt, weil man ihm trotz seinen Gegenvorstellungen den letzteren, der unter seiner Leitung ein Musterinstitut von europäischem Rufe geworden war, durch Einbau des Glaspalastes in Plan und Anlage vollständig verdorben hatte. Unter seinen Arbeiten nahm ihn hauptsächlich in Anspruch die Herausgabe der „Flora brasiliensis“. Für dieses großartig angelegte botanische Prachtwerk hoffte er in Eichler einen tüchtigen Mitarbeiter zu bekommen. Daß er keine bessere Wahl hätte treffen können als durch Heranziehung des jungen kurhessischen Gymnasialpraktikanten, hat er selbst wiederholt ausgesprochen, hat die Zukunft bewiesen.

Der Mitarbeiterschaft an diesem Werke,*) dem großartigsten botanischen Werke, welches bis jetzt existirt, verdankte Eichler seine eminente Pflanzenkenntniß und nicht minder seine verdiente Carrière. Wir können es nicht unterlassen, mit einigen Zeilen näher darauf einzugehen, wenn es auch schwer ist, dem Nichtbotaniker namentlich nur in kurzen Andeutungen einen Begriff von der Größe und Bedeutung des Werkes in Rede zu geben. Sie gründen sich zum Theil auf Eichler's eigene Mittheilungen, mit welchem der Schreiber dieser Zeilen während seines Studiums in München in freundschaftlichem Verkehr stand und Gelegenheit hatte, den hingebenden und erfolggekrönten Antheil des älteren Freundes an dem Unternehmen zu verfolgen.

Von der großen wissenschaftlichen Reise, welche Martius mit dem Zoologen Spix nach Brasilien unternommen und welche sich üch über den Zeitraum vom April 1817 bis Dezember 1820 ausdehnte, hatte ersterer als Ausbeute nahezu 7000 Pflanzenarten mitgebracht. Erst im Jahre 1839 faßte Martius mit dem berühmten Wiener Botaniker Endlicher den Plan (und zwar auf Anregung des Fürsten Metternich), auf Grundlage der Riesenausbeute jener Reise sowie überhaupt des aus Brasilien zusammengetragenen Materials die gesammte Flora dieses Landes einer wissenschaftlichen Bearbeitung zu unterziehen und begleitet von zahlreichen ikonographischen Darstellungen in Gestalt eines Prachtwerkes zu einem systematischen Ganzen zu vereinigen. Die Potentaten Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich, Don Pedro II. von Brasilien, König Ludwig I. von Bayern, bezw. ihre Nachfolger, nahmen das Werk unter ihre Aegide und sicherten damit dessen finanzielle Grundlage. Naturgemäß konnte ein solches Unternehmen nur langsam vorwärts schreiten und, wenn wir uns recht entsinnen, war im Jahre 1861, als Eichler in die Reihe der Mitarbeiter eintrat, ungefähr Fasc. 30 in der Bearbeitung. Wenn wir anführen, daß Brasiliens

*) Sein vollständiger Titel lautet: Martius et Eichler, Flora brasiliensis. Enumeratio plantarum in Brasilia hactenus detectarum, quas suis aliorumque botanicorum studiis descriptas et methodo naturali digestas, partim icone illustratas edd. Bis jetzt sind 94 Fasc., mit ca. 3000 Foliotafeln illustrirt, erschienen. Der Preis eines Fasc. beträgt 72 Mark.

Pflanzenwelt fast sechsmal soviel Arten enthält als die ganze mitteleuropäische Flora zusammengenommen, daß unter der Martius'schen Ausbeute eine große Zahl bis dahin noch ganz unbekannter, nie beschriebener Spezies sich befand, kann sich auch ein Nichtfachmann eine Vorstellung von der Größe der zu bewältigenden Aufgabe machen. Dazu kommt noch, daß die Mehrzahl der Haupttypen des ganzen Gewächsreiches in dieser brasilischen Flora repräsentirt ist, und viele der natürlichen Pflanzenfamilen in ihr den Schwerpunkt haben. Der Bearbeiter muß also auch jene Typen in ihren außerbrasilischen Formen studiren, muß ferner die Gruppen monographisch untersuchen. Durch überaus fleißige Betheiligung an der großartigen Arbeit und zwar in dem eben angedeuteten Sinne wurde Eichler sowohl zur Ausbreitung als zur Vertiefung seines Wissens geführt und gelangte so allmählich zu der umfassenden Formenkenntniß und der großen Anschauungsweise des Pflanzenreiches, welche ihn eine der ersten Stellen in der Reihe der lebenden Botaniker einnehmen ließ. Freilich heißt jetzt eine andere Art der Forschung, die mikroskopische, wissenschaftlicher und wird höher gestellt; ob mit Recht, ist eine andere Frage.

Nachdem Martius (am 13. December 1868) gestorben war, fiel Eichler die Leitung des großen Unternehmens zu, welche er bis zuletzt in seiner Hand behielt. Nur kurze Zeit noch blieb er in München, wo er sich bald nach Antritt seiner Assistentenstelle auch als Privatdozent habilitirt hatte. Er wurde 1871 als Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens nach Graz berufen. Zwei Jahre später leistete er einem Rufe nach Kiel Folge, um dort in den gleichen Aemtern zu wirken. Fünf Jahre gehörte er der holsteinschen Universität an. Im Jahre 1878 wurde er Nachfolger Alexander Braun's auf dem Lehrstuhl der systematischen Botanik und in der Direktion des botanischen Gartens der Universität Berlin.

Hier entfaltete Eichler eine überaus segensreiche und fruchtbare Thätigkeit als akademischer Lehrer, Organisator, wie Forscher. Unter seiner Leitung erreichte der botanische Garten seine jetzige Vollendung, unter ihm wurde das botanische Museum gebaut und eingerichtet. Von seiner literarischen Thätigkeit geben Zeugniß das zweibändige epochemachende Werk „Blüthendiagramme, konstruirt und erläutert“ (Lpz., Engelmann. 23 M.), sein in 4 Aufl. erschienener „Syllabus der Vorlesungen über spezielle und medizinisch-pharmazeutische Botanik“, sein „Jahrbuch des k. botanischen Gartens und Museums zu Berlin“, welches neben fachwissenschaftlichen Abhandlungen, Bericht über die Arbeiten und Veränderungen im botanischen Garten in der Zeit 1878—81 und eine Beschreibung des neuen botanischen Museums enthält; ferner zahllose Abhandlungen in fachwissenschaftlichen Zeitschriften, in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, zu deren wirklichem Mitgliede er schon in verhältnißmäßig jugendlichem Alter gewählt worden war, in den Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde, den Sitzungsberichten des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg, der Monatsschrift des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus in den Preuß. Staaten 2c. 2c. Zu dem großen Handbuch der systematischen Botanik „Engler und Praetl, die natürlichen Pflanzenfamilien“ (Lpz., Engelmann), dessen Erscheinen bevorsteht, hatte der Verewigte die Bearbeitung zahlreicher, von ihm ganz besonders eingehend studirter Familien übernommen, und, soviel uns bekannt ist, u. A. die der Coniferen auch bereits fertiggestellt.

Trotz der kolossalen Arbeitslast, welche in Berlin auf seinen Schultern lag, und der er sicherlich so früh zum Opfer gefallen ist, war er doch stets der hülfsbereite Freund, der gern aus dem reichen Schatze seines Wissens mittheilte.

Alle, welche ihm näher getreten, werden ihm ein freundliches Andenken der Liebe und der Hochachtung bewahren. Und wenn sich auch so früh des Vaters Homer botanischer Spruch an ihm erfüllt hat: „Wie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen“, so wird doch sein Leben in der Geschichte der Wissenschaft große und nachhaltige Spuren zurücklassen. A.

* * *

## Rudolf Busch.

Am 6. März starb hier in Kassel der Inspektor der Mädchenfreischule Pfarrer Rudolf Busch. Derselbe ist geboren zu Haina im Kreise Frankenberg am 11. Oktober 1821. Sein Vater war der dortige Metropolitan Dr. theol. Karl Friedrich August Busch. Vom Herbst 1835 bis Ostern 1844 besuchte Rudolf Busch das Gymnasium in Hersfeld. Hierauf bezog er die Universität Marburg, die er im September 1847 nach wohlbestandenem theologischen Examen verließ. Nachdem er an verschiedenen Orten Kurhessens als Privatlehrer und als Pfarrgehilfe thätig gewesen war, bestand er im August 1852 in Marburg die Prüfung pro rectoratu und übernahm im Jahre 1854 auftragsweise das Inspektorat über die 6 stiftungsmäßigen und 5 städtischen Freischulklassen in Kassel. Seine definitive Bestellung als Inspektor und erster Lehrer der städtischen Freischule erfolgte im Jahre 1857. Als diese Anstalt im Jahre 1883 eine Ausdehnung gewonnen hatte, die eine Theilung nothwendig erscheinen ließ, behielt Busch die Leitung der Mädchenfreischule. Busch erfreute sich bis wenige Wochen vor seinem Tode des besten Wohlseins, ein Bronchial-Katarrh führte sein Ende herbei. Er hat es in seltenem Maße verstanden, sich nach allen Seiten hin Liebe zu erwerben. Den Schülern war er ein liebevoller Lehrer, den Eltern derselben ein freundlicher Berather, den Lehrern ein humaner Vorgesetzter und Freund. An seinem Leichenbegängniß am 9. März betheiligten sich außer den Lehrern aller Schulgattungen, Geistlichen und Bürgern die Vetreter Königlicher Regierung und der städtischen Behörden, und viele theilnehmende Menschen bildeten Spalier vom Trauerhause bis zum Todtenhofe. Unter den zahlreichen Kranz- und Blumenspenden heben wir hervor einen Palmenzweig und Blumenstrauß mit der Widmung: „Dem Pfarrer und Schulinspektor Rudolf Busch gewidmet von der Residenzstadt Kassel“ und einen

Palmenzweig mit Lorbeerblättern und schwarz-weiß-goldener Schleife von der christlichen Studentenverbindung Wingolf in Marburg, die der Verstorbene vor 40 Jahren mitbegründet hatte und der er bis zu seinem Tode mit Liebe und Treue anhing. Literarisch hat sich Busch durch Herausgabe einer biblischen Geschichte und einer Katechismuserklärung bethätigt. In Gemeinschaft mit dem verstorbenen Schulinspektor Dr. Chr. Röth und dem Weisenhausinspektor Hebel hat er auch ein Volksschullehrbuch herausgegeben. Seine Verdienste wurden schon vor Jahren allerhöchsten Ortes durch Verleihung des Kronenordens anerkannt. A. Gild.

* * *

## Ludwig Sigismund Ruhl.

Am 8. März starb dahier der vorhinnige Direktor des Museums und der Akademie der bildenden Künste, Geheimer Hofrath L. S. Ruhl, im 93. Lebensjahre. Unsere älteren Leser werden sich gewiß noch des Mannes erinnern, den man vor etwa dreißig Jahren, auf einem kleinem Schimmel, gefolgt von einem reitenden Bedienten, gewöhnlich in der Wilhelmshöher Allee spazieren reiten sehen konnte. Es kannte ihn Jeder von Ansehen den Geheimen Hofrath Ruhl, aber gewiß war die Zahl derer, denen es vergönnt war, ihm persönlich näher zu treten, eine sehr geringe, und so kam es, daß er, als er sich im reiferen Alter immer mehr vom Leben und von der Kunst zurückzog, bald ganz aus dem Gedächtniß der Lebenden verschwand. Ruhl war ein Mann von unleugbar bedeutenden Anlagen, geist- und talentvoll in hohem Grade. Zu seinen frühesten Arbeiten gehören eine Anzahl kleiner mit miniaturartiger Feinheit ausgeführte Gemälde, religiöse und romantische Scenen darstellend, wobei es ihm freilich weniger um ein frisches Erfassen der Natur zu thun war als um die Nachahmung altdeutscher und niederländischer Künstler. Auch in späteren größeren Gemälden „Tod der Bianca Capello“, „Jakob II. in Versailles“ u. A. ist das Bemühen, die Figuren nach bestimmten Regeln aufzubauen und die Gewänder akademisch richtig zu legen vorherrschend. Bedeutenderes leistete Ruhl als Zeichner, wie seine Umrisse zu Shakespeares Dramen und seine allegorische Geschichte Roms beweisen. Früh schon gab der Künstler das Malen auf; er zog sich immer mehr, fast bis zur Unnahbarkeit, zurück, um sich ganz und gar auf die literarische Thätigkeit zu legen. Ruhl schrieb unter dem Namen „Cardenio“ und veröffentlichte mehrere Bände Erzählungen. Sein langes Leben, er war am 10. Dezember 1794 geboren, umfaßt eine so hoch interessante, ereignißreiche Geschichtsepoche, daß man wohl mit Sicherheit annehmen darf, er habe als geistvoller Beobachter und vielen bedeutenden Menschen persönlich Nahestehender, Aufzeichnungen hinterlassen, deren Veröffentlichung früher oder später zu erwarten sein dürfte. L. K.

Ferner ist uns von befreundeter Seite folgende interessante Mittheilung über den Geh. Hofrath L. S. Ruhl zugegangen:

Der Geheime Hofrath Ludwig Sigismund Ruhl neigte sich in seinem Ideengang den Anschauungen des Grafen August von Platen zu und trat aus diesem Grunde zu dem Letzteren in ein freundschaftliches Verhältniß. Die Stellen aus dem Tagebuch Platen's, soweit dasselbe veröffentlicht ist, lauten bezüglich Ruhl's folgendermaßen: „19. November 1823. Ein Brief von Ludwig Sigismund Ruhl aus Kassel. Der dunkle Zusammenhang der Wesen, den man Sympathie nenne, sey ihm etwas Unerklärbares, dem er nicht länger nachgrübeln wolle. Er selbst habe, von dem Augenblick an, da er mich in meinen „Lyrischen Blättern“ kennen gelernt, etwas für mich empfunden, wa nur wenige für wenige fühlten. Schon lange, ehe ich es ahnen konnte, sey er meinem vergeistigten Selbst verbunden gewesen, und scheue sich nicht dieser Stimme Worte zu geben. Vielleicht würde künftig ein persönliches Zusammentreffen mich überzeugen, daß sein Geist und Leben dem meinigem verwandt seyen. Er bitte mich ihn mit einem Blatte zu beglücken, das Nichts enthalten solle, als die Genehmigung seiner Gefühle.“

1824. 1. Februar. Ruhl hat mir mit einem Brief voll Dank und Freunde sein Bild geschickt, das ich verlangt hatte. Ruhl und Grimm urtheilen sehr günstig über den „gläsernen Pantoffel.“

„25. Juli. Einen kurzen Spruch aus Hafis für Ruhl gesucht, den sich derselbe auf ein Petschaft stechen lassen will.“

„1825. 21. Mai. Ruhl schreibt mir, daß man auf dem Königsstädter Theater in Berlin durch Vermittelung eines Baron Minutoli den „gläsernen Pantoffel“ und den „Berengar“ wahrscheinlich aufführen werde, den ersten mit Auslassung der Stelle gegen Friedrich II., der „Rhampsinit“ dagegen habe weder bei den Theatern, noch bei anderen Personen in Berlin Glück gemacht.“

Anknüpfend an diese Auszüge aus dem Platenschen Tagebuche dürfte die Mittheilung eines Briefes von Interesse sein, den Ruhl vor sieben Jahren schrieb, als Schreiber dieses ihn um eine Auskunft über Platen bat. Die Handschrift ist fest und deutlich, für die völlige geistige Frische des damals 86jährigen Mannes zeugt der Inhalt. Derselbe lautet: „Kassel, 6. Oktober 1880. Euer Wohlgeboren geehrtes Schreiben hatte ich die Ehre zu erhalten und bedauere nur daß ich jetzt nach so langer Zeit außer Stande bin dem mir ausgedrückten Wunsch entsprechen zu können. Bald nach dem Tode des Grafen Platen bat mich Professor Wilhelm Grimm um dessen an mich gerichteten Briefe. Ich konnte ihm dieses Ersuchen nicht abschlagen, namentlich nicht zu dem mir angegebenen Zweck. Somit ist denn nichts mehr von diesem Besitz in meinen Händen und ich kann auch nicht angeben, ob Herr Hermann Grimm als Miterbe, diese Briefe der Aufbewahrung werth gehalten. Doch dies bedürfte ja nur einer Anfrage von Ihrer Seite. Berlin sah ich bald ein, war nicht der Ort wo Platen, der mir mehrere Seiner Arbeiten im Ms. zusandte, auf Anerkennung rechnen konnte; das von Savigny'sche Haus und ein kleiner Kreis anderer Personen ausgenommen, wo ich diese Sachen vorgelesen, verhielt sich das Publikum sehr theilnahmlos dagegen, woran denn auch der

Versuch der Aufführung des gläsernen Pantofel scheiterte. Indem ich Ihnen zu Ihrem Unternehmen ein besseres Glück wünsche u. s. w. Der Ihre Ruhl.“ -e.

## Aus alter und neuer Zeit.

Die diesjährigen Oster-Programme der höheren Lehranstalten unseres Gebietes werden folgende Abhandlungen bringen:

Kassel, Friedrichsgymnasium: Lehrplan für den Deutschen Unterricht.

Kassel, Wilhelmsgymnasium: Heußner, das neue Wilhelms-Gymnasium und die Eröffnungsfeier.

Kassel, Realschule: Walter, zur neuen Methode des neusprachlichen Unterrichts.

Hanau, Gymnasium: Endemann, die Erziehungsgrundsätze der Hohenzollern.

Eschwege, Realschule: Steudell, die reichsritterschaftlichen Familien.

Hersfeld, Gymnasium: Schotten, über Fußpunktkurven.

Fulda, Realprogymnasium: Hengesbach, eine literarhistorische Studie.

Die Programme der nicht aufgeführten Schulen werden lediglich Schulnachrichten enthalten. n.

* * *

Ein von R.—L. unterzeichneter Rückblick in Nr. 5 des „Hessenlandes“ weckte das Gedächtnis an den Einbruch französischer Aufruhrs-Scharen im Spätherbste des Jahres 1792, sowie an die wahrhaft großartige, echt volksthümliche Erhebung unseres Stammes: eines Volkes in Waffen, wie es auch die Befreiungs-Kriege nicht frischer, stolzer, kräftiger gezeigt haben.

Wer sein hessisches Herze einmal so recht an Bildern ferner Tage laben, und seinen Sinn in vaterländische Erinnerungen tauchen will, dem ist über jene Zeit und ihre Weihe ein hinterlaßenes Werk Ditfurth's freundlich und angelegentlich zu empfehlen, das in 1881 bei Elwert zu Marburg erschien.

„Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine während der Jahre 1792, 1793 und 1794.“

Ein alter Herr, gebürtiger Marburger: Ober-Amts-Richter Hille, äußerte sich einst: Das Buch wirke pathologisch auf ein heimathlich treues Gemüthe. In der Tat weiß Verfaßer den Leser zu packen, und von manchem Abschnitte möchte man kühnlich behaupten, die Schilderung ergreife die Seele gleich als ein Zauberlied. v. Pfister

* * *

Vom „Berliner dramatischen Verein“ wurde in dieser Saison neben Stücken von Fitger, Voß u. A. ein Werk unseres Landsmannes Ludwig Wolff-Kassel zur Aufführung gebracht. Des Genannten Originaldrama in 3 Akten „Rachegeister“ oder „Dämon uns'rer Zeit“ gelangte am 28. Februar zur Darstellung und erzielte guten Erfolg, der im dreimaligen Hervorruf der Darsteller am Schlusse gipfelte. Für nächsten Winter wurde desselben Verfassers „Pietro Aretino“ in Aussicht genommen.

* * *

Die praktischen und materiellen Amerikaner geben zu idealen Zwecken Summen her, wie die Angehörigen keiner anderen Nation. Wir nennen aus der großen Zahl solcher Stifter nur Smithson, den Gründer der unermeßlich reichen Smitsonian institution zu Washington, James Lick, den am 1. Oct. 1876 verstorbenen Bürger von San Francisco, der für Errichtung und Ausrüstung einer Sternwarte ein Jahr vor seinem Tode die Summe von 700 000 Dollars aussetzte und zur würdigen Unterhaltung dieses Instituts dem Staate Californien dann noch die Kleinigkeit von gegen 3 Millionen Dollars vermachte, ferner aus der jüngsten Zeit H. H. Warner, der in Rochester ebenfalls eine Sternwarte gegründet und dieselbe auf's Opulenteste ausgestattet hat. Der Letztere hat vor ca. Jahresfrist einen Preis von 200 Dollars sowie einige goldene Medaillen von je 60 Dollars Metallwerth ausgesetzt für die beste Erklärung der rothen Dämmerungserscheinungen, die im Jahre 1883—1884 so gerechtfertigtes Aufsehen erregten. Unter den 36 Bewerbern, von denen nur einige wenige prämiirt wurden, hat auch ein Hesse den Preis davon getragen, der Astronom Dr. Karl Braun zu Mariaschein „for the excellency of your essay“. Braun ist zu Neustadt (an der Main-Weser-Bahn) geboren, besuchte von 1843 bis Herbst 1849 das Fuldaer Gymnasium und widmete sich dann dem Studium der Theologie. Er ist dabei ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom und war längere Zeit Direktor der Sternwarte zu Kalocza. —n.

* * *

Großalmerode, die altberühmte Töpferstadt am Weißner, erhält nunmehr auch ein Grimm-Andenken. In dem dortigen Kirchenbuch hat man nämlich gefunden, daß Wilhelm Grimm am 13. April 1800 in Großalmerode vom Pfarrer Martin Wilhem Koppen konfirmirt worden ist; es soll nunmehr im Orte eine auf diesen Vorgang bezügliche Gedenktafel angebracht werden. H.

* * *

Der 15. März ist in der hessischen Geschichte in so fern ein Erinnerungstag, als an demselben im Jahre 1450 dem in Rom zur Feier des vom heiligen Vater ausgeschriebenen Jubeljahres anwesenden Landgrafen Ludwig I., dem Friedsamen, einem der hervorragendsten in der langen Reihe der durch Regententugenden ausgezeichneten hessischen Fürsten, von dem Papste Nicolaus V. dem Stifter der vatikanischen Bibliothek, von dem man sagte, daß er Griechenland nach Italien verpflanzt habe, am vierten Fasten-Sonntage Lätare, dem sog. Rosen-Sonntage, nach der alten Stiftung des Papstes Innocenz III. die feierlichst geweihte „goldene Rose“ verliehen wurde. Es hielt den Abgesandten des Papstes schwer, den in frommer Bescheidenheit und demüthiger Eingezogen-

heit in Rom weilenden hessischen Landgrafen, dessen Ruhm als Feldherr, Gesetzgeber und Staatsmann die Welt erfüllte, aufzufinden. In feierlicher Versammlung der Fürsten der Kirche wurde ihm die „goldene Rose“ verliehen und der Papst Nicolaus V. gab ihm zugleich den beneidenswerthesten Titel, den weltliche Fürsten erwerben können, eines „Fürsten des Friedens“ (Princeps pacis), daher der Name „Ludwig der Friedsame“. Z.

## Hessische Bücherschau.

Im Verlage von W. Kohlhammer (Stuttgart) ist im vorigen Jahre aus der Feder der Schriftstellerin H. Keller-Jordan ein Roman unter dem Titel „Hacienda Felicidad“ erschienen, in welchem das schöne, eigenartige Talent der Verfasserin zu voller Geltung kommt. Es werden uns die Erlebnisse eines jungen deutschen Gelehrten in Mexiko erzählt, der mit einer edeln mexikanischen Familie in Berührung kommt und schließlich die Tochter des Hauses als Gattin nach Deutschland führt. So findet die Erzählung, in deren Vordergrund das tragische Geschick der mexikanischen Familie steht, einen befriedigenden Abschluß. Die Verfasserin, die Jahre lang in Mexiko gelebt hat, versteht sich auf lebenswahre und farbenwarme Schilderung; aber der Hauptvorzug des Werkes liegt u. E. in der meisterhaften Charakterisirung der Hauptpersonen, insbesondere Consuelo's, der Mexikanerin mit dem deutschfühlenden Herzen. S.

* * *

In Nr. 206 und 207 bringt die in Wien erscheinende „Oesterreichische Alpenzeitung“ aus der Feder W. Kellner's „Bilder aus der hohen Rhön“. Besonders muthet uns darin an die Beschreibung des Klosters Kreuzberg. In dessen gastlichen Mauern hat gewiß mancher Leser dieses Blattes genußreiche Abende verbracht und erinnert sich gern der unerschöpflichen Gastfreundschaft, welche von den Klosterherren stetig geübt wird. Aus den interessanten, dem Fremdenbuche entlehnten Aufzeichnungen mag hier Erwähnung finden, daß auch Victor v. Scheffel wiederholt den Kreuzberg besucht hat. Seine erste Kreuzbergfahrt hat er am 19. Juni 1877 im Klosterbuche markirt durch den Spruch „stat crux dum volvitur orbis“ und bei einem späteren Besuche im Juni 1883 rühmt er die oben gedachte Tugend der Klosterbrüder mit den treffenden Worten „Gastfreundschaft — Freunde schafft.“ A.

* * *

Soeben ist der „Dritte Bericht über die Thätigkeit des Vereins „Rhönclub“ in den Jahren 1883 bis 1886, in Fulda bei L. Uth, erschienen. Der übersichtlichen, auf die Verhältnisse des durch seine Leistungen ausgezeichneten, von Jahr zu Jahr mehr gedeihenden und zunehmenden Vereins, speciell eingehenden Schrift ist eine „Beschreibung der Milseburg“, des interessantesten unter den Rhönbergen, von dem Präsidenten des Rhönclubs Herrn Dr. Justus Schneider, beigefügt, auf welche wir hier ganz besonders aufmerksam machen wollen.

* * *

Wie uns mitgetheilt wird, soll die Broschüre „Die Schwalm“, historisch-romantisch beschrieben von Reinhold Schrödter, Lehrer in Wanfried, demnächst in zweiter Auflage erscheinen. Das ist ein günstiges Zeichen für die Aufnahme, welche dies interessante Büchlein, dessen erste Auflage aus dem Jahre 1886 datirt, gefunden hat. Z.

## Briefkasten.

S. L. Nr. 1, 2, und 5 gefallen uns am besten. Nr. 3 und 4 leiden zu sehr an unreinen Reimen. Näheres in Kürze, vorläufig besten Dank.

Tr. Wien. Reiche Sendung mit Vergnügen empfangen; war sehr willkommen, wie schon aus heutiger Nummer zu ersehen ist.

Dr. F. L. Stuttgart. M. H. Melsungen. L. M. Nordhausen. Die freundlichst gesandten Beiträge werden alsbald Verwendung finden.

L. M. Marburg. Wir wiederholen, daß uns Mittheilungen aus unserem Leserkreise stets willkommen sind. Es ist wünschenswerth, daß unsere Leser mehr und mehr unsere Mitarbeiter werden.

W. H. Berlin. Nicht halbjährlich, sondern halbmonatlich erscheinen die „Neuen poetischen Blätter“ in Mainz zu dem Abonnements-Preise von 1 Mk 60 Pfg. für das Vierteljahr.

C. L. in Wiesbaden. Von fachmännischer Seite ist uns folgende Antwort auf Ihre Anfrage zugegangen: Von dem berühmten Mathematiker und Mechaniker Justus Byrgi oder Jobst Byrg, dessen in Nummer 3 des „Hessenland“ Erwähnung gethan ist, befinden sich in den Sammlungen des Kasseler „Museums“ mehrere sehr werthvolle astronomische Apparate, z. B. die große astronomische Kunstuhr; eine andere Uhr, welche Stunden, Viertel und Minuten, den Monatslauf, Ab- u. Zunahme der Tage ꝛc. zeigt; ein großer kupferner Himmelsglobus; eine kupferne Planisphäre; der Originalproportionalzirkel Byrgi's; ein vergoldeter Kaliberstab; ein großes Triangularinstrument u. a. m.

Pfr. H. in H. bei Friedewald. Warum so schweigsam?

---

Inhalt der Nummer 6 des „Hessenland“: „Zwischen Gräbern“, Gedicht von A. Trabert; „Philipp Ludwig II.“, ein Lebensbild aus der Hanauer Grafen-Geschichte, (Schluß) von F. W. Junghans; Georg Ferdinand Freiherr von Lepel (1779—1873.)“; „Die Doktorin Diede“, eine biographische Skizze von Fr. von Hohenhausen; „Der Fahnenschmied“, Gedicht von Ludwig Mohr; Nekrologe: August Wilhelm Eichler †, Rudolf Busch †, Ludwig Sigismund Ruhl †; Aus alter und neuer Zeit; Hessische Bücherschau; Briefkasten.

---

**Anläßlich des bevorstehenden Quartal-Wechsels bitten wir die verehrten Post-Abonnenten des „Hessenland“, das Abonnement rechtzeitig zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zustellung der einzelnen Nummern unserer Zeitschrift eintritt. Ein Bestellungs-Formular für die Post liegt der heutigen Nummer bei. Die Red.**

---

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.

Kassel. № 7. 1. April 1887.

# Hessenland.

## Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, am 1. und 15. jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.

## Einladung zum Abonnement.

Unsere Zeitschrift „Hessenland" kann sich rühmen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen die günstigste Aufnahme gefunden zu haben. Dies berechtigt uns zu der Hoffnung, daß unsere Zeitschrift, die es sich zur Hauptaufgabe gestellt hat, den hessischen Sinn wachzuhalten und die Anhänglichkeit an die engere Heimath zu kräftigen, die, kurz gesagt, die Vertreterin aller geistigen Interessen Hessens sein will, immer mehr Wurzel faßt im hessischen Volke und heimisch wird in jeder hessischen Familie. Namhafte hessische Gelehrte und Schriftsteller zählen zu den Mitarbeitern unserer Zeitschrift. Wir nennen hier nur:

Dr. K. Ackermann, W. Bennecke, Dr. H. Brunner, A. Gild, S. Hahndorf, Maler L. Katzenstein, Dr. Ludwig Knorz, Dr. Th. Köhler, J. Lewalter, Dr. Ed. Lohmeyer, Professor Friedrich Müller, Karl Neuber, Dr. Sigmund Paulus, W. Rogge-Ludwig, Major von Stamford, Franz Treller, Emilie Wepler in Kassel; Professor Gegenbaur, Jos. Grau, Bibliothekar A. von Keitz, Dr. J. Schneider in Fulda; Armand-Strubberg in Gelnhausen; Pfarrer Junghans, Banquier Neumüller, Landgerichtsrath J. Reul, Dr. G. Wolff in Hanau; Kurt Nuhn in Kesselstadt; Major von Gironcourt in Marburg; Th. Kellner in Melsungen; Hofrath Preser in Wächtersbach; Julius Braun, Nataly von Eschstruth, E. von Hohenhausen, Dr. Julius Rodenberg in Berlin; Professor Dr. Adolf Müller in Chemnitz; Major H. von Pfister in Darmstadt; Direktor Julius Gräfe in Dresden; E. von Goeddaeus, Dr. Hugo Goldschmidt, Otto Kanngießer, D. Saul zu Frankfurt a. M.; Gymnasialdirektor Dr. Leimbach in Goßlar; Hans Paulus in Halle a. d. S.; Gustav Kastropp in Hannover; Jul. Bösser in Köln; H. Keller-Jordan in München; Ludwig Mohr in Nordhausen; Feodor Löwe in Stuttgart; A. Trabert in Wien; Major August von Baumbach in Wiesbaden. —

Ihnen allen, die uns mit Rath und That unterstützt, sind wir zu größtem Danke verpflichtet, nicht minder dem Publikum, das uns mit so freundlichem Wohlwollen entgegen gekommen ist. Möge uns dasselbe auch ferner erhalten bleiben. Und so laden wir denn zum Abonnement auf das II. Quartal des „Hessenland" ergebenst ein.

Kassel, im März 1887.

Die Redaktion: F. Zwenger.

## Frühling am Rhein.

Tiefblau ist der Himmel! es woget der Rhein,
Ergläuzend im funkelnden Sonnenschein.
In knospendem Grün steh'n die Berge am Rand,
Es duftet der Frühling so wonnig durch's Land,
Am Rhein!

Die Burgen rings stehen mit Söller und Thurm,
Vergessen Jahrhunderte, Winter und Sturm,
Und schlingen um's Haupt sich den blühenden Kranz
Von Zweigen und Ranken, als ging' es zum Tanz,
Am Rhein!

Der Knabe nimmt's staubige Horn von der Wand
Und steigt auf die Höhe und schwingt's in der Hand,
Laut schmettert den Gruß er aus schwellender Brust,
Den Gruß der glückseligsten Frühlingslust,
Am Rhein!

„Willkommen hier oben, o Maienzeit du!"
Jauchzt leuchtenden Blicks ihm die Winzerin zu.
Schnell löst sie das Fürtuch und weht's durch die Luft,
Durch güldene Strahlen und Veilchenduft,
Am Rhein!

Dahin zog ein Nachen zur Mittagsstund',
Drin küßtest du leise und traut meinen Mund,
Du sagtest kein Wort mir, doch hat dir gelacht
Im Auge die sonnigste, wonnigste Pracht,
Am Rhein!

Nataly von Eschstruth.

# Georg Ferdinand Freiherr v. Lepel.

(1779—1873.)

(Fortsetznng.)

Im Jahre 1818 hatte sich Lepel zum zweiten Male vermählt, mit der Freiin Elise von Günderode. Die Verbindung mit der Frankfurter Patriciertochter brachte ihm das Recht der Aufnahme in die Ganerbschaft Alt-Limpurg. Er behielt nach seiner Verabschiedung seinen Wohnsitz in der freien Stadt, deren Bürger er geworden war.

In die gesetzgebende Versammlung Frankfurts gewählt, führte er zeitweise den Vorsitz, wurde Senior des evangelischen Kirchenvorstandes und mit der Verwaltung bedeutender Vermögen von Korporationen und Privaten betraut.

Bei einem Besuche der alten pommerschen Stammgüter, den Lepel um jene Zeit unternahm, trat die Frage und Aufforderung an ihn heran, ob er nicht bei einigen derselben, welche damals leider Schulden wegen subhastirt wurden, das agnatische Vorkaufsrecht ausüben solle. Aber bei allem Familiensinn, den er bis an sein Lebensende für die Geschichte seines Geschlechts und nicht nur für die direkten Angehörigen allein, sondern auch für die weit zerstreut lebenden Träger des Namens warm bethätigte, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß man in vorgerückten Jahren das bis jetzt fremd gebliebene Gebiet der Landwirthschaft nur selten mit Erfolg betritt. Die Güter blieben in fremder Hand.

Die Ehe wurde mit Kindern reich gesegnet und die Sorge um die spätere Existenz der vier Söhne, für deren Zukunft die Stadt Frankfurt nur die Aussicht auf die Anwaltscarrière bot, bestimmte Lepel, aus den lieb gewordenen Verhältnissen mit ihrer Unabhängigkeit zu scheiden. Der im Jahre 1831 zum Mitregenten seines Vaters, des Kurfürsten Wilhelm II. ernannte Kurprinz Friedrich Wilhelm hatte dem treuen Diener seines Großvaters Vorschläge zum Wiedereintritt in den Staatsdienst gemacht. Dieselben betrafen zunächst die Uebernahme der Ministerien der Justiz und des Innern. Lepel lehnte diese Anerbietungen ab, weil er weder in Justiz noch Verwaltung gedient hatte und sich deshalb nicht für geeignet hielt. Als aber im Jahre 1836 das auswärtige Amt frei wurde und ihm dasselbe und gleichzeitig, um eine höhere Dotirung der Stelle zu ermöglichen, die Oberhofcharge des Oberkammerherrn angetragen wurde, entschloß er sich zur Annahme. Die nie verleugnete Liebe zur Heimath mag in seiner Brust das entscheidende Wort gesprochen haben. Auf keiner Seite und in keiner Weise wurden indessen die Hoffnungen erfüllt, die sich an seinen, namentlich in Hessen allseitig mit Freuden begrüßten Wiedereintritt in den Dienst, knüpften und auch von den zwei Söhnen, welchen dadurch die Wege für künftige Carrière auf heimischem Boden geebnet werden sollten, hat nachmals jeder einem anderen Herrn in Ehren gedient.

Nur zwei und ein halbes Jahr konnten die unter glänzenden Auspicien übernommenen Stellen von ihm behauptet werden. Die Charaktere des Regenten und seines Ministers waren zu verschieden. Lepel war kein Verehrer der 1831 gegebenen Verfassung, mußte dieselbe aber bei Uebernahme seines Amtes beschwören und konnte und wollte nichts befürworten und ausführen, was sein Eid ihm nicht zulässig erscheinen ließ; er glaubte, die Schranken die durch die selbstgegebene oder vereinbarte Verfassung gezogen waren, aufrecht erhalten zu müssen. Durch und durch Monarchist betrachtete er das Recht des Fürsten mit dem des Landes identisch, in Fällen aber, in welchen das persönliche mit dem Staatsinteresse kollidirt, ging seiner Ansicht nach das letztere voran.

Meinungsverschiedenheiten, ob die heimgefallene Rotenburger Quart dem Staats- oder Familien-Fideikommiß gehöre, und ein aus gewichtigen Gründen nicht ausgeführter Befehl in Betreff des Anschlusses der Grafschaft Schaumburg an den Zollverband führten, nachdem andere Friktionen vorangegangen waren, zum Bruch. Abforderung des Oberkammerherrnschlüssels, nöthigen-

falls mit polizeilicher Hülfe, nöthigte Lepel im Januar 1839 auch seine Entlassung als Minister zu erbitten und ein Portefeuille niederzulegen, zu dessen Erlangung er selbst keinerlei Schritte gethan hatte.

Außer der ihm von seinem ersten Herrn sicher gestellten Pension von 1200 Thlr. erhielt er nur 300 Thlr. Staatspension.

Dem in seinen Gefühlen durch solchen Ausgang der Dinge wenig gehobenen Mann eröffneten sich unerwartet im Herbste 1840 Aussichten seine Lage zu verbessern und wieder ein Feld der Thätigkeit zu erlangen.

Der regierende Herzog Ernst I. von Coburg-Gotha bot ihm die, durch den Tod des Ministers von Carlowitz erledigte Stelle eines dirigirenden Geheim-Raths und Staatsministers an. Er zögerte nicht mit der Annahme des gut dotirten Vertrauenspostens und nachdem er seine Loslösung aus hessischem Verbande durch Verzicht auf die Staatspension und Niederlegung der Kammerherrnwürde — bei welcher Gelegenheit er jedoch erklärte, „sich immer noch als Kammerherrn des hochseeligen Kurfürsten zu betrachten", erlangt hatte, siedelte er zu noch 33 Jahre dauerndem Aufenthalt nach Coburg über.

So lange der damalige Herzog lebte, welcher die konservativen Grundsätze seines ersten Beamten billigte und theilte, ging Alles vortrefflich. Im Januar 1844 starb aber der Herzog, und sein Sohn Ernst II. folgte ihm in der Regierung. Der junge, von liberalen Ideen durchhauchte, zu Neuerungen neigende Fürst mußte mit seinen Anschauungen vielfach in Widerspruch treten mit den Ansichten des peinlich gewissenhaften, von den Rechten und Pflichten fürstlicher Autorität im höchsten Grade durchdrungenen und wenig zu Konzessionen neigenden Vertreters der alten Schule. Namentlich trat diese Verschiedenheit der Ansichten bei Abwägung der Rechte hervor, die der Herzog seinen Ständen gegen den Rath Lepels einräumte. Dies veranlaßte ihn, zurückzutreten. Der erbetene Abschied wurde ihm zu Anfang 1846 in gnädiger Weise und unter, für damalige Verhältnisse sehr günstigen Bedingungen gewährt.

Auf den Wunsch des Prinzen Albert, Gemahls der Königin Victoria, übernahm der nun für immer aus dem Staatsdienst Geschiedene die Vertretung dieses nächsten Agnaten und präsumtiven Thronerben des Hauses, in allen seinen heimischen Angelegenheiten, namentlich die Fideikommißverwaltungen der Coburgischen Besitzungen. Eine sehr freigebig angebotene Entschädigung für seine Mühewaltung lehnte er ab.

Dann kam das Jahr 1848 mit seinen Hoffnungen und seinen Alles in Verwirrung bringenden Umstürzen und Enttäuschungen. Es brachte in seinem Gefolge auch für Lepel manchen Kampf. Im Interesse seines Mandanten und der übrigen Agnaten: des Königs Leopold der Belgier und des Herzogs Ferdinand kämpfte er für die Rechte derselben am Domainen-Vermögen, welches der Herzog in eine Allodialrente umwandeln wollte. Es liegt ein umfangreicher Briefwechsel über diese Fragen mit dem Prinz Gemahl vor, der sich indessen der Benutzung resp. Veröffentlichung aus mancherlei Gründen entzieht. Es ist aber doch daraus zu ersehen, daß der Prinz später in seinen Ansichten sich dem herzoglichen Bruder anschloß und daß Lepel, welchen die Erlebnisse in den Jahren 1848 und 1849 nur noch mehr in seinen Grundsätzen des Beharrens auf konservativer Basis bestärkt hatten, deshalb auch dies letzte Amt im Sommer 1851 niederlegte. Kurz vorher hatte er den Schmerz erlitten, seine treue Gattin zu verlieren.

Lepel blickte auf ein ungewöhnlich langes und erfahrungsreiches Dienstleben, welches ihn in Beziehungen mit den meisten der für Deutschland maßgebenden Persönlichkeiten gebracht hatte, zurück. War seinem redlichen Wollen, seiner rastlosen Thätigkeit, nicht immer Anerkennung und Erfolg verliehen, so hat er doch genug Gutes geleistet, um sich für alle Zeiten das rühmlichste Andenken zu erhalten. An äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt, beide Hessen, Baden, die thüring'schen Staaten, sogar Portugal hatten ihm ihre höchsten Orden verliehen.

Noch eine lange Reihe von Jahren dauerte der Lebensabend des Greises. Im 86ten Lebensjahre schloß er das dritte Ehebündniß mit Wilhelmine Freiin von Meyern-Hohenberg. Der Mann, der dem alten Reiche gedient hatte, der aufrichtige Anhänger Oesterreichs und des Staatenbundes sah noch, wenn auch nicht leichten Herzens die Wandlungen, welche das Jahr 1866 brachte, er sah noch die Entstehung des neuen Reiches und einer seiner Söhne hat durch seinen Heldentod mit dazu beigetragen, daß es wieder einen Kaiser über Deutschland gibt.

Daß die Größe des Vaterlandes erreicht wurde, obgleich auf anderem Wege wie auf dem von ihm eingeschlagenen und für richtig gehaltenen — mußte dem alten deutschen Patrioten die letzte Freude bereiten.

Er starb am 10. November 1873 im fast vollendeten 94. Lebensjahre in Coburg. —

## Anhang.

Die als Anhang vorstehenden Artikels beigegebenen Aufzeichnungen G. F. von Lepel's haben folgenden Inhalt:

I.

**Die Unterzeichnung der deutschen Bundes-Akte am 10. Juni 1815.**

So Vieles auch über den Wiener Kongreß geschrieben und gedruckt worden ist, so habe ich doch nirgends aufgezeichnet gefunden, auf welch' wenig würdige, ich möchte sagen unanständige Weise die Unterfertigung der deutschen Bundes-Akte vor sich ging und wie sie, zum Theil wenigstens in blanco unterfertigt wurde. Da ich vorzugsweise dabei thätig war, so fühlte ich mich auch vor Allen berufen, den Vorgang als ein Curiosum zu erzählen.

Der Wiener Kongreß nahte seinem Ende, die Monarchen waren schon sämmtlich abgereist, ihre ersten Minister sollten ihnen folgen; doch die vielen Stipulationen, welche noch in die Kongreß-Akte aufzunehmen waren, verzögerten den Schluß von einem Tage zum anderen. Nach zehn, zum Theil nächtlichen Konferenzen war der definitiv festgestellte Entwurf der deutschen Bundes-Akte in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni 1815 paraphirt worden. Der Bemerkung des Fürsten Metternich, daß eine Urkunde von solcher Wichtigkeit doch auch in angemessener Form auszufertigen sei, und daß die Kanzlei dazu des ganzen folgenden Tags bedürfen werde, trat Niemand entgegen und kam man überein, daß die feierliche Unterfertigung am 10. Juni um 12 Uhr Mittags geschehen sollte.

Zur bestimmten Stunde versammelten sich auch die deutschen Bevollmächtigten in der Staatskanzlei und nur die beiden großen Mächte blieben aus; es hieß, sie seien anderweit beschäftigt. Nach 1 Uhr fuhren mehrere bepackte Reisewagen, namentlich die des preußischen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg und des niederländischen Bevollmächtigten, Freiherrn von Gagern, auf dem Ballhausplatze an, weil deren Eigenthümer unmittelbar nach der Unterzeichnung abreisen wollten. Endlich um 2 Uhr traten die Erwarteten ein, Fürst Metternich entschuldigte die Verzögerung in seiner bekannten verbindlichen Weise und forderte dann den Königl. hannoverschen Geheimen Legationsrath von Martins, der bei den deutschen Konferenzen das Protokoll geführt hatte, auf, die auf Pergamentbogen sehr sauber geschriebene, mit seidenen Schnüren geheftete Urkunde zu verlesen.

Auf den Eingang, welcher die Namen der 34 Bevollmächtigten sammt deren Titel und Orden enthält, gaben Wenige Acht, vielleicht war ich der Einzige. Da fiel mir denn auf, daß Namen und Titel des königlich sächsischen Bevollmächtigten nicht nach denen des königl. bayerischen verlesen wurden; ich dachte, er würde später kommen, als aber die Namen der königlichen Bevollmächtigten vorüber waren, unterbrach ich den Lesenden mit der Frage: ob er vielleicht den königlich sächsischen Bevollmächtigten aus Versehen übergangen habe? er sah nun genau nach und fand zu seiner Bestürzung, daß derselbe gänzlich fehle. Nun war die Verlegenheit groß. Herr von Globig, obwohl er selbst das Versehen gar nicht bemerkt hatte, bestand mit Eifer darauf, daß sein allergnädigster König und Herr unter den Paciscenten und er als Bevollmächtigter ausdrücklich aufgeführt werde. Zu einer Einschaltung am gehörigen Orte fehlte jedoch schlechterdings der erforderliche Raum und zu einer anderweiten Mundirung die nöthige Zeit. Gleichwohl mußte Rath geschafft werden. Nach langem Hin- und Herreden wurde auf meinen Vorschlag beschlossen, daß der dritte Bogen der Urkunde, auf dessen erster Hälfte die Omission begangen war, sofort herausgenommen und dafür ein frischer Pergamentbogen eingeheftet werden solle, Herr von Martins aber auf Ehrenwort die Verpflichtung zu übernehmen habe, dafür zu sorgen, daß auf die zweite Hälfte des eingezogenen Bogens, buchstäblich geschrieben werde, was die zweite Hälfte des herausgenommenen Bogens, nämlich mehrere Artikel des Kontextes, enthalten hatte, auf der ersten Hälfte aber die Titel so zusammengezogen würden, daß der, glücklicher Weise nur wenige Zeilen erfordernde Namen und Titel des königlich sächsischen Bevollmächtigten an gehöriger Stelle eingeschaltet werden könne.

Ueber diesen Verhandlungen und der Realisirung des gefaßten Beschlusses verging fast eine Stunde. Erst um drei Uhr kehrte Herr von Martins mit der zur Unterfertigung hergerichteten Urkunde aus der Kanzlei zurück, verlas sie und gab die feierliche Versicherung, für die Ausfüllung des leeren Bogens auf oben vermerkte Weise Sorge tragen zu wollen, und nun erst konnte die Unterfertigung beginnen.

Neben der Bundes-Akte war noch eine Urkunde zu unterfertigen. Die königl. württembergischen Kongreß-Bevollmächtigten waren nicht autorisirt worden, den Konferenzen beizuwohnen und die Bundes-Akte zu unterschreiben, hatten sich aber schriftliche Versicherung ausgebeten, daß, wenn ihr allergnädigster König und Herr sich noch entschlösse, dem Bundesvertrage, wie er vorläge, beizutreten, er als Mitpaciscent be-

trachtet werden solle. Diese Versicherung war auf einem Papierbogen ausgefertigt und die Bevollmächtigten der Königlichen Höfe hatten sie, während der Zurichtung der Bundes-Akte bereits unterfertigt. Nachdem die österreichischen und preußischen Bevollmächtigten die Bundes-Akte unterzeichnet hatten, hielt Fürst Metternich noch eine kurze Anrede, bat um Entschuldigung, wenn sie wegen dringender anderweiten Geschäfte dem Akt der Unterzeichnung nicht weiter beiwohnen könnten, und sagte der Gesellschaft Lebewohl. Darauf verließen alle vier gemeinschaftlich den Saal.

Von allen Bevollmächtigten hatte keiner seine Ungeduld lebhafter an den Tag gelegt als der Freiherr von Gagern; jetzt bat er um die Erlaubniß, sofort unterschreiben zu dürfen, that das, für die Unterschriften der königl. dänischen, bayerischen und sächsischen Bevollmächtigten einen etwa vier Finger breiten Raum lassend, vertraute mir sein Petschaft, um es an gehöriger Stelle aufzudrücken, und eilte zu seinem, freilich schon seit mehr als zwei Stunden wartenden Wagen.

Unglücklicher Weise brauchten die beiden Grafen von Bernstorff zu ihren Siegeln so viel Platz, daß sie den ganzen vom Freiherrn von Gagern freigelassenen Raum einnahmen, wodurch dann der Mißstand veranlaßt wurde, daß zwar die Unterschriften der Bevollmächtigten von Bayern und Sachsen noch über der des Freiherrn von Gagern angebracht werden konnten, deren Siegel aber *nicht neben, sondern weit unter ihren Namen*, und nun zwischen der Unterschrift des Freiherrn von Gagern und der des Grafen Münster ein drei Finger breiter leerer Raum blieb.

Die nicht königl. Bevollmächtigten überließen nach Maßgabe eines früheren Vorgangs größtentheils mir, ihr Siegel aufzudrücken und setzten dann ihre Namen daneben. Während ich damit beschäftigt war, ereignete sich am Nebentische, wo die Versicherung für Württemberg unterfertigt wurde, ein neues Mißgeschick. Auf der ersten Seite hatten noch die Namen und Siegel der königlichen Bevollmächtigten in zwei Kolumnen Platz gefunden, auch die erste Kolumne der zweiten Seite keine Schwierigkeit dargeboten; die zweite Kolumne gebot Behutsamkeit; da hatte jedoch einer der fürstlichen Bevollmächtigten, ohne zu bedenken, daß das auf der Rückseite befindliche Siegel durch die Hitze nothwendig erweicht werden müsse, sein Siegel aufgedrückt und mittelst des auf der Rückseite befindlichen Siegels des Grafen von Münster die Urkunde auf den Tisch oder richtiger gesagt die grüne Tischdecke festgesiegelt. Ich wurde zu Hülfe gerufen, es gelang mir mit Hülfe eines spitzen Federmessers die Urkunde von der Tischdecke abzulösen, freilich nicht ohne Beschädigung derselben. Man ging nun behutsamer zu Werke.

Nach dem Beispiele der höheren empfahlen sich übrigens sämmtliche Bevollmächtigte, sobald sie unterschrieben hatten; nur die vier städtischen hielten bei mir aus, es war 4 Uhr vorbei, als wir den Saal verließen.

Wer es der Mühe werth hält, das Original der Bundes-Akte sich zeigen zu lassen, der wird im Vorstehenden die Aufklärung finden, weshalb die erste Hälfte des dritten Blattes etwas enger geschrieben ist als der übrige Theil und wodurch der große leere Raum nach der Unterschrift des *Freiherrn von Gagern veranlaßt worden ist*, sowie auch die vielen grünen Fasern auf dem plattgedrückten Siegel des Grafen Münster unter der ohnfehlbar im Staatsarchiv in Stuttgart aufbewahrten Versicherungs-Urkunde von der Wahrhaftigkeit meiner Erzählung zeugen werden.

gez. G. F. Frhr. von L.

(Schluß folgt).

# Mittheilungen

## als Beitrag zur Geschichte des früheren kurhessischen I. (Leib)-Husaren-Regiments, jetzt königl. preußisches I. hessisches Husaren-Regiment Nr. 13.

Von einem früheren Officier dieses Regiments.

Unter den hessischen Truppen, welche sich auf so vielen Schlachtfeldern unvergänglichen Kriegsruhm erworben haben, nimmt das Regiment, welches zuletzt den Namen 1. (Leib-) Husaren-Regiment führte, keine der letzten Stellen ein. Mehr als 40 Jahre hat es in hessischer Zeit im Felde gestanden und in mehr als 20 Schlachten und Gefechten sich ruhmvoll bewährt. Die im früheren kurhessischen, jetzt preußischen, Kriegsarchiv aufbewahrten Rapporte und Berichte geben uns Kunde, wie oft gerade das Verhalten dieses Regiments in allen seinen Kämpfen die größte Anerkennung, auch bei den obersten Heeresbefehlshabern, gefunden hat.

Dort aufbewahrt ist auch noch die Urkunde über die Errichtung des Regiments.

In einem Schreiben vom 9. Oktober 1688 theilt Landgraf Carl dem Obersten Alexander Hermann von Wartensleben Folgendes mit:

„Wir, von Gottes Gnaden, haben beschlossen, um Unsere auf den Beynen habende Milice zu verstärken, ein Regiment Dragons von 6 Compagnien, jede von 70 Köpfen, aus Leuten, welche schon zu Felde gedient haben, zu errichten.“ Es wird dann bestimmt, daß die Leute mittelmäßigen Alters und Deutsche sein sollen, auch genau angegeben, worin die Montirung und Bewaffnung zu bestehen habe. Für letztere wird die Bewaffung von Degen und Bajonetten, Flinten von Mousquetten und guten Pistolen angeordnet, „damit durchgehens ein Blei geschossen werden könne.“ Zum Sammel- und Laufplatz werden dem Obersten die Aemter an der Diemel und in der Grafschaft Schaumburg angewiesen und als Werbegeld dem Obersten für jeden Dragoner 30 Thaler berechnet. Das alsbald errichtete Regiment erhielt nach dem damaligen Gebrauch den Namen seines Chefs, hieß anfangs Wartensleben- dann Graeffendorf- und seit 1695 Erbprinz-Dragoner-Regiment. Nachdem Erbprinz Friedrich den schwedischen Thron bestiegen hatte, wurde es Königs-Dragoner-Regiment genannt und vertauschte diesen Namen 1751 mit „Leib-Dragoner-Regiment,“ welchen es bis zum Jahre 1806 geführt hat. Im Jahre 1788 wurde dem Regiment das aus 2 Schwadrons bestehende, im Jahre 1702 errichtete Regiment Miltitz und bei seiner im Jahre 1813 erfolgten Wiedererrichtung das im Jahre 1688 errichtete Landgraf Friedrichs-Dragoner-Regiment einverleibt. Im Jahre 1821 wurde es bei der Neuformirung des kurhessischen Armeekorps zu einem Husaren-Regiment (2. Husaren-Regiment) umgeformt. Im Jahre 1832 gab das Regiment eine Eskadron an die Garde du Corps ab und wurde mit dem 1. Husaren-Regiment vereinigt und unter dem alten Namen wieder als Leib-Dragoner-Regiment dessen 1. Division es bildete, formirt.

1840 wurden beide Divisionen getrennt. Jede formirte ein Dragoner-Regiment zu 4 Escadrons, und zwar die 1. Division das 2. Dragoner-Regiment, welches 1845 in das 1. (Leib-) Husaren-Regiment umgewandelt wurde und dann 1866 geschlossen in den Verband der preußischen Armee überging.

Das mitten in der Kriegszeit errichtete Regiment nahm schon im Jahre nach seiner Errichtung 1689 und in den folgenden Jahren bis zum Ryswiker Frieden 1695 an allen Kämpfen gegen Frankreich, am Rhein, an der Maas und in den Niederlanden theil, namentlich auch am 4. Januar 1693 am Entsatze der Feste Rheinfels, welche von 4000 Hessen gegen 18000 Franzosen rühmlichst vertheidigt wurde.

In dem bald darauf (1702) begonnenen spanischen Erbfolgekrieg hatte das Regiment vielfach Gelegenheit, sich in den blutigen Kämpfen am Rhein, in den Niederlanden, Bayern und Italien besonders hervorzuthun. In der für die hessischen Truppen so unglücklichen Schlacht am Speyerbach, 15. November 1703, war es wie schon sein in dieser Schlacht erlittener Verlust erkennen läßt, an Muth und Standhaftigkeit hinter den anderen Truppen nicht zurück geblieben. Auf dem Schlachtfelde fanden den Tod zwei Rittmeister, ein Kornet, dreiundzwanzig Unteroffiziere und Dragoner, verwundet wurden zwei Rittmeister und zweiundzwanzig von der Mannschaft. (Verlustlisten in der Wilhelmshöher Bibliothek.) Den größten Ruhm aber erwarb sich das Regiment, sowie überhaupt die hessische Kavallerie am 13. August des folgenden Jahres in der Schlacht bei Hochstaedt.

Lange hatte der Kampf bei Blindheim, welches von 27 französischen Bataillonen und 4 Dragoner-Regimentern besetzt war, geschwankt, als der Erbprinz Friedrich mit der auf dem linken Flügel der Schlachtlinie gestandenen hessischen Kavallerie die Schlachtlinie der Franzosen durchbrach und den Feind gegen Hochstaedt zurücktrieb. An der Brücke kam es zu einem furchtbaren Handgemenge, eine große Anzahl Franzosen wurde niedergehauen und 30 ihrer Schwadronen in die Donau getrieben, in der fast alle ihren Tod fanden. Hier war es auch, wo 2 Dragoner des Regiments den französischen Marschall Tallard gefangen nahmen. Als er dem Erbprinzen Friedrich von dessen Adjutanten, Oberstlieutenant von Boyneburg, vorgeführt wurde, redete dieser ihn mit den im Regiment sprichwörtlich gewordenen Worten an: „Ah, bon jour, Monsieur Tallard, c'est revanche pour Speyerbach.“ Groß war der Erfolg der Schlacht. 20000 Franzosen blieben todt oder schwer verwundet auf dem Schlachtfeld, 16000 wurden gefangen, davon 13000 von den Hessen, 3000 waren in der Donau ertrunken. Erbeutet wurden 100 Kanonen, 30 Fahnen und Standarten, 14 Paar Pauken, sowie die Kriegskasse des Feindes. (Sorgel, Geschichte der europäischen Kriege, Beck, Kriegsgeschichte der Hessen.) —

Zahlreich waren die in diesem Kriege und auch in den früheren und späteren Kämpfen vom Regiment erbeuteten Kanonen, Fahnen und Standarten. Sie wurden im Kasseler Zeughause

aufbewahrt, aber sämmtlich von den Franzosen im siebenjährigen Kriege bei ihrer wiederholten Besetzung Kassels nach Frankreich hinweggeführt. Nur eine Trophäe des Regiments ist in Kassel zurückgeblieben. Im Kasseler Museum, (Erdgeschoß der Bildergallerie) werden noch Hut und Schwert aufbewahrt, welche Tallard bei seiner Gefangennahme getragen hat.

Im Jahre 1706 kämpfte das Regiment in Italien, namentlich in der Schlacht bei Castiglione und machte dann den Zug gegen Toulon mit. Auch an den letzten Schlachten des spanischen Erbfolgekriegs bei Oudenarde und Malplaquet war das Regiment betheiligt, insbesondere in letzterer Schlacht am 11. September 1709 in welcher Erbprinz Friedrich die hessische Kavallerie zum Siege führte und mit ihr in erbittertem Kampfe die französische Infanterie aufrieb.

Im österreichischen Erbfolge-Krieg (1741—48) kämpfte das Regiment dann wieder in Bayern, am Rhein und in den Niederlanden. Das Journal des Regiments, welches hierüber spezielle Auskunft giebt, erwähnt u. A., daß kurz nach dem Ausmarsch des Regiments eine Abtheilung desselben, bestehend aus 1 Rittmeister, 2 Lieutenants und 120 Dragonern den hauptsächlichsten Antheil an der Gefangennahme von 4—500 Oesterreichern in der Stadt Barkhausen gehabt hat. Besonders wird auch in dem Journal der wesentliche Antheil des Regiments an der Erstürmung der Kron-Weißenburger Linien hervorgehoben. Aus einer Notiz des Journals ergiebt sich, daß dem Regiment damals schon als besondere Auszeichnung das Recht, Pauken zu führen, verliehen war. Es wird darin erwähnt, daß einer von den 9 alten venerabelen Dragonern „der Paukenwart" gestorben sei, deren Lebensalter zusammen 554 Jahre betragen habe. Mit ihren grauen Häuptern und weißen Bärten hätten sie dem Regiment nicht wenig zur Zierde gereicht. Den größten Ruhm erwarb sich das seit 1751 „Leib-Dragoner-Regiment" genannte Regiment im siebenjährigen Kriege, wie aus den noch vorhandenen Berichten über seine hervorragende Thätigkeit in den glücklichen und unglücklichen Schlachten dieses Krieges hervorgeht.

So berichtet General Wutginau über die vortreffliche Haltung der Leib-Dragoner und der andern hessischen Kavallerie-Regimenter in der Schlacht bei Hastenbeck (26. Juli 1757). „Der Herzog von Braunschweig hat öffentlich seine Bewunderung über die von den Hessen im heftigsten Geschützfeuer bewährte Standhaftigkeit ausgesprochen. Als die Retraite befohlen war, machte die hessische Kavallerie eine sehr contenançirte Schwenkung. Die Infanterie, welche bereits auf dem Rückzuge war, zog sich zum Theil durch die Intervallen der haltenden Kavallerie zurück. Das Schwenken und Stillhalten dieser imponirte dem Feind und machte ihn stutzen. Hierdurch gewann Alles Zeit, sich in bester Ordnung zurückzuziehen, so daß der Feind nicht die Kühnheit hatte, nur im mindesten nachzusetzen, wohl aber noch einige Kanonenschüsse auf die Kavallerie zu thun, wobei auch Lieutenant von Eschstruth vom Leib-Dragoner-Regiment todtgeschossen wurde."

(Schluß folgt.)

# Die Doktorin Diede.

## Eine biographische Skizze von Fr. von Hohenhausen.

(Schluß).

Die Erinnerung an die drei glücklichen Tage in Pyrmont gab ihr den Muth, sich in ihrer großen Noth an den jetzt so berühmten, mächtigen Mann zu wenden. Sie schrieb unter Herzklopfen und Thränen folgenden Brief:

„Nicht an Eure Excellenz, nicht an den königlich preußischen Minister — nein an den unvergessenen, unvergesslichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das ihm einst begegnete, mit dem er drei glückliche fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns später in der Erinnerung wohl noch beide beseligt haben. Der Name, auf den die Welt mit so großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie so früh durch geistige Begabung gestellt sind, machte es mir nicht schwer von Ihnen oft zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. . . . Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen anderen bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen, das ich mir zurückerbitte, wird Eurer Excellenz an eine Bekanntschaft

erinnern, welche vielleicht die großen Bilder und Ereignisse Ihres Leben längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüth sind solche Eindrücke tiefer und unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit könnte mich zurückhalten, Ihnen nach sechsundzwanzig Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben), die ersten ungekannten Regungen erster erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es von höchster Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Die Gefühle wandelt die Zeit; das tief ins Gemüth gesenkte Bild aber erbleicht nie. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fortan mein Ideal von Männerwerth und Hoheit. Hier ruhte ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war, hier richtete sich mein Muth auf, wenn mein Glaube an die Menschheit schwankte! Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund, (Sie verzeihen dem Herzen diese Benennung), ich bin gereift unter großen Schmerzen, aber nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht."

So hatte denn dies arme Wesen doch noch das Liebesgefühl sich klar eingestanden, welches sie damals in den schönen Tagen von Pyrmont beseligte, und welches sie ein Vierteljahrthundert verschwiegen hatte. Man kann wohl fragen, was wäre geschehen, wenn sie sich früher dem Erwählten ihres Herzens mitgetheilt hätte, anstatt einem ungeliebten Manne anzuhören. Höchst wahrscheinlich würde Humboldt dem holden Geständniß Gehör geschenkt haben und Charlotte wäre gewiß seine Gattin geworden. Er hat sich erst drei Jahre später als diese vermält mit dem Fräulein von Dacheröden, einer reichen Erbin; sie ward als geistvolle Schönheit, obwohl etwas verwachsen, von vielen Männern bewundert, namentlich huldigte ihr der Baron von Burgsdorf, Tieck's genialer Freund und auch ein Baron Senft-Pilsach. Varnhagen schrieb über diese Ehe: „Niemals war Jemand anmuthiger verheirathet als Humboldt, jede Freiheit gern gebend und nehmend." Jedoch ist dies Wort wohl vollkommen widerlegt durch Humboldt selbst, denn er sprach von seiner Frau stets mit der größten Achtung und Liebe; sie schenkte ihm zwei Söhne Söhne und drei Töchter und führte ein harmonisches glückliches Familienleben mit ihm.

Auf den rührenden Brief, den die arme Blumenmacherin mit ihrem Herzblut geschrieben hatte, antwortete der vielbeschäftige Mann noch am selben Tage, da er ihn erhielt. Er war tief ergriffen von dieser Jugenderinnerung, gewiß zog wohl auch ein leises Bedauern durch seine Seele, daß so liebliche Rosen der Mädchenliebe ungekannt und ungeahnt von ihm einsam dahin welken mußten. Zugleich fühlte er die Verpflichtung, einem unglücklichen Wesen, das auf ihn vertraute wie auf die Vorsehung, wirklich ein Erretter zu werden. Er schrieb ihr mit herzlicher Theilnahme und edlem Zartgefühl, bat sie, sich vorläufig ganz seiner Fürsorge zu überlassen und übersendete ihr eine ansehnliche Summe Geldes, um sie von den peinvollen Nahrungssorgen zu befreien. Sie ging auf Humboldts Wunsch nach Göttingen, weil sie dort von den Jugenderinnerungen zehren sollte, die der geliebte Freund dort hegte. Später zog sie jedoch nach Kassel zurück und begann ihre mühsame Blumenarbeit. Nur auf dringendes Bitten von Humboldt überwand sie ihren Stolz und nahm eine kleine Pension von ihm an, welche ihr den Broderwerb wesentlich erleichterte. Aber eine andere Gabe des Freundes gab ihr wahres Lebensbrod, unvergängliche Seelenspeise, nämlich die Briefe, die er ununterbrochen mehr als zwanzig Jahre an sie richtete. Sie sind jetzt Eigenthum der ganzen gebildeten Welt geworden, ja ein Trostbuch für alle, die in ihr vereinsamten! Wer kennt nicht Humboldts Briefe an eine Freundin?

Mit einer rührend liebenswürdigen Ritterlichkeit und warmer Theilnahme schrieb der Gelehrte an die einsame alte Frau, der er wahren Trost spendete, ja noch mehr als das, er gab ihr auch wirkliche Freude, denn er regte sie zu geistiger Thätigkeit an, indem er Alles mit ihr besprach, was in den Kreis seines eigenen Dichtens und Trachtens kam.

Man hat den edlen Briefschreiber lächerlich zu machen versucht wegen dieser freundlichen Hingabe an eine einsame arme Frau. Man wollte den Beweggrund dazu in der Eitelkeit und Selbstüberschätzung suchen; es ist jedoch ganz unzweifelhaft, daß Humboldt das schöne Bewußtsein hatte, der einzige Lichtpunkt in dem dunklen Leben seiner vereinsamten Freundin zu sein. Wie wahr ist der Ausspruch der Gräfin Hahn-Hahn: „Nichts fesselt den Menschen so innig an einen anderen, als das Bewußtsein, denselben bis ins Herz zu beglücken." Zweimal machte Humboldt der Einsamen auch die große Freude, ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu treten; die beiden alten Herzen genossen wehmüthig die verblichenen Erinnerungen ihrer Jugend zusammen, und der briefliche Verkehr wurde nach diesem mündlichen nur noch inniger.

Niemand ahnte es, daß ein so berühmter Mann die ärmliche Wohnung in der Wilhelmshöher Allee aufgesucht hatte, um bei der einsamen vergessenen, einst so hart getadelten Doktorin Diede zu verweilen; selbst die wenigen Bekannten, die sie noch in Kassel besaß, erfuhren nichts davon. Ebenso verborgen hielt sie ihr theures Briefgeheimniß; erst nach Humboldts Tode enthüllte sie es, weil sie es für Pflicht hielt den reichen Geistesschatz nicht eigennützig für sich allein zu behalten, sondern ihn der Mit- und Nachwelt zu überliefern,

Mit Eifer ging die Freundin an die Herausgabe von Humboldts Briefen, beinah zu ängstlich entfernte sie daraus jedes Urtheil über andere. Eine damals junge Literatin, Therese von Bacharacht, geborene Struve, war ihr bei der Arbeit behülflich und erhielt dieselbe als eine Art Schenkung für ihr früher gewährte Unterstützungen.

Diese liebliche Therese war eine frische Rose in dem verdorrten Lebenskranz der armen alten Frau. Den Namen Therese hatte sie als Pathenkind von der einst berühmten Schriftstellerin Therese Huber erhalten, mit welcher ihr Vater als russischer Gesandte in Stuttgart nah befreundet war. Die reizende junge Therese wurde dadurch gewissermaßen zur Schriftstellerin prädestiniert. Sie lernte die Doktorin Diede als Lehrerin kennen und begeisterte sich für die geistvolle Dulderin in wahrhaft liebenswürdiger Weise. Leider traten später Zwistigkeiten zwischen Beiden ein, denn der Lebenswandel Theresens erregte die Mißbilligung der streng moralisch gewordenen und moralisirenden Doktorin Diede. Bekanntlich ließ sich Therese von ihren Manne scheiden und wurde Gutzkows Geliebte. Aus diesem Verhältniß erlöste sie später ein Herr von Lützow, der sie heirathete und nach Japan führte, wo sie bald nachher gestorben ist.

Es ist zu beklagen, daß die Briefe der Doktorin Diede an Humboldt, auf ihren eigenen Wunsch, verbrannt worden sind; einzelne ihrer Aussprüche, die als Bruchstücke gedruckt wurden, erinnern an den Geistreichthum von Rahel und Bettina.

Die Doktorin Diede gerieth nach Humboldts Tode wieder in Nahrungssorgen, weil das Jahrgehalt des Freundes aufhörte. Es ist unbegreiflich, daß die reiche Familie desselben sie darben ließ; Alexander von Humboldt soll sich sogar in sarkastischer Weise über die alte Frau geäußert haben „die Pfarrerstochter von Taubenheim“, nannte er sie und meinte, sein Bruder hätte ihr weniger schreiben und mehr geben sollen. In ihrer Noth bekam die Doktorin Diede wieder einen rettenden Einfall; sie sendete das wohlgeordnete Manuskript der schönen Briefe von Humboldt an den König Friedrich Wilhelm den Vierten, den sie mit Recht für den echten Schirmherrn des „Wahren, Guten und Schönen“ erkannt hatte, aber ihr Vertrauen wurde auf eine harte Probe gestellt; sie erhielt keine Antwort! Monatelang harrte sie vergebens darauf, sie mußte fürchten, daß die kostbaren Briefe verloren seien! Da entschloß sie sich noch einmal zu schreiben und richtete einen flehenden Brief an die Königin Elisabeth; diese Wohlthäterin für alle Leidenden antwortete sogleich und sendete eine reiche Geldspende, versicherte auch, daß der König mit wahrhafter Begeisterung Humboldts Briefe gelesen habe und dieselben umgehend zurücksenden würde. Ein Jahrgehalt wurde der Dulderin aus der Königlichen Chatoulle zugesichert und die bekannte Verlagsbuchhandlung von Brockhaus übernahm es, Humboldts Briefe heraus zu geben. So schien das Glück noch ihren Lebensabend zu verschönern zu wollen, — aber leider sollte sie es nicht lange genießen, sie starb in Folge eines Beinbruchs, den sie in ihrem eigenen Stübchen erlitt, am 16. Juli 1846, dem sechzigsten Jahrestage ihrer Begegnung mit Humboldt. —

# Krieg im Frieden.

## Ein Genrebild aus der Rococozeit von Joseph Grineau.

Im Residenzschlosse zu Fulda liefen die Lakaien hin und her und raunten einander scheu in die Ohren: „Seiner hochfürstlichen Gnaden steht der Busch.“

Als der dienstthuende Kammerherr, aus dem Cabinet des Fürsten kommend, in einem Corridor dem Hofmarschall begegnete, da blinzelte er bedeutungsvoll und strich sich zugleich mit einer seltsamen Handbewegung über den Kopf.

„Steht der Busch?“ fragte erschrocken der Hofmarschall. „Aus welcher Veranlassung.“

Der Kammerherr flüsterte: „Muß wohl mit einem Briefe zusammenhängen, der heute früh von Wien eingetroffen ist.“

„Und hat man keine Ahnung von dem Inhalt dieses Schreibens?" forschte gespannt der Andere.

Der Kammerherr zuckte die Achseln: „Ein Geheimniß der Diplomatie." Damit eilte er geschäftig weiter.

Doch war seine Vermuthung richtig gewesen. Am Morgen hatte ein Courier einen großen Staatsbrief abgegeben an den hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Herrn Amandus, Bischof und Abten zu Fulda, des heil. Röm. Reichs Fürsten, Ihrer Majestät der Röm. Kaiserin Erzkanzler, durch Germanien und Gallien Primaten; und als den der hohe Adressat mit erregter Miene durchgelesen, da war er sich mehrmals mit einem energischen Strich durch die mächtige Perrücke gefahren, so daß der Puder in einer Wolke davon gewirbelt war und die Haare sich kerzengerade in die Höhe gesträubt hatten. Dieses Zeichen aber kannte Jeder bei Hofe: es war der erklärte Ausdruck einer allerhöchsten Mißlaune und Verstimmung.

Nachdem der Fürst einige Male hastig im Gemache auf- und abgeschritten, hatte er befohlen: „Eine Staffette eile sogleich auf die Feste Bieberstein und entbiete den Hauptmann Lindenau zu Uns."

Der Hauptmann und in Kriegssachen bestellte Rath — wie sein voller Titel lautete — war der Mann, der im höchsten Grade das fürstliche Vertrauen genoß, vorab seitdem ihm die bedeutsame Aufgabe zugefallen war, das hochgelegene Jagdschloß Bieberstein kriegerisch zu befestigen, denn Amand von Buseck wollte auch in seinem Ländchen eine Festung haben. Er hatte es erlangt, daß die reichsunmittelbare gefürstete Abtei Fulda von Papst Benedict XIV. zum Bisthum erhoben worden war, nun galt es natürlich, die erhöhte Machtstellung auch nach Außen zu repräsentiren; — dazu aber war ein bischen kriegerische Ausrüstung unerläßlich. Bei den geistlichen und weltlichen Reichsfürsten des 18. Jahrhunderts waren ja solche harmlose militärische Spielereien Mode, sie gehörten zum Glanze eines Hofes, und wenn der Markgraf von Bayreuth zu der bizarren Grille sich verstieg, Kriegsschiffe en miniature auf einem kleinen See, nächst seiner Residenz zu halten, — warum sollte da der Fürstbischof von Fulda sich nicht den Luxus einer Festung gestatten?

Am Mittag sprengte der Hauptmann Lindenau auf schaumbedecktem Rosse durch das Petersthor und ließ sich, nachdem er am Schlosse abgestiegen, sogleich anmelden.

Es war ein Männchen wie ein Nußknacker, das da in eigenthümlich strammer Haltung in's Cabinet des Fürsten trat. Die gewaltige, bepuderte Perrücke und der lange, pechschwarz gewichste Schnurrbart kontrastirten so auffallend mit der zierlichen Gestalt in Galauniform, daß man sich kaum eine Figur von mehr komisch-groteskem Aussehen denken konnte.

„Mein lieber Lindenau, wie steht es mit den Festungswerken?" fragte der Fürst lebhaft.

„Vortrefflich, hochfürstliche Gnaden", rapportirte der Hauptmann. „Die erbauten Kassematten sind fest wie Ziegenhain und die schweren Geschütze sind nun aufgestellt. Auch haben wir bereits mit den Erdarbeiten am Kuhlberg begonnen, die Sternschanze soll ein Meisterwerk, der Glanzpunkt der Fortifikation, werden und für einen Kriegsfall" —

„Triumphiren Sie nicht zu sehr," unterbrach ihn der Fürst wehmüthig. „Wir müssen unsere Feste schleifen."

„Schleifen?" rief der Hauptmann aus, indem er unwillkürlich an seinen Degen faßte. „Nimmermehr, sie wird in Kriegsgefahr jedem Angriffe siegreich widerstehen." Und seine kleinen schwarzen Augen leuchteten ordentlich vor Heldenmuth bei diesen Worten.

Der Fürst wandte sich jetzt schweigend zu seinem, auf vergoldeten Löwenklauen ruhenden Schreibtische und ergriff einen großen Brief, den er dem Kriegshelden überreichte. „Mein lieber Lindenau, ich eröffne Ihnen hiermit ein Staatsgeheimniß — Sie müssen schweigen gegen Jedermann.

Der Hauptmann legte feierlich betheuernd die Hand auf die Brust und verneigte sich tief.

„Vom Reichshofrath zu Wien?" entfuhr es ihm staunend, als er das große Siegel angeblickt, dann entfaltete er das Schreiben, um es mit hochaufgezogenen Brauen zu durchlesen.

Ja, es war eine Ordre vom Reichshofrathe, die den Fürsten von Fulda zwar vertraulich, aber immerhin sehr nachdrucksvoll bedeutete, seinen Festungsbau einzustellen, da die angrenzenden Reichsfürsten, der Landgraf von Hessen und der Fürstbischof von Würzburg, entschieden dagegen protestirt hätten.

„Unerhört!" stieß der Hauptmann zwischen den Zähnen hervor, als er den verhängnißvollen Brief zu Ende gelesen.

„Jawohl, unerhört", wiederholte Amandus indem er sich wieder heftig durch die Perrücke fuhr.

„Diese anmaßenden Nachbarn, die doch selbst so stolze Festungen besitzen und stets mit scheelen Blicken nach Uns sehen, wagen es, gegen die Ausführung unserer Lieblingsidee Einsprache zu

erheben! Ist diese Niederlage nicht schmählicher als eine Kapitulation? Denn wir sind lächerlich gemacht vor unserem ganzen Lande, wenn Wir den seither mit so großem Eifer betriebenen Plan nun wieder aufgeben sollen."

„Ach, der herrliche Plan, es wäre ein Jammer", stöhnte Lindenau.

Der Fürst durchmaß mit raschen Schritten das Gemach, plötzlich blieb er vor dem Hauptmann stehen und sagte sehr gnädig: „Mein lieber Lindenau, wenn auch Ihr Meisterwerk nicht zur vollen Ausführung kommt, Ihre Verdienste bleiben ungeschmälert. Sie sind und bleiben trotz alledem der erste Ingenieur im Lande. Aber zeigen Sie sich nun auch in diesem Falle — ingeniös und rathen Sie Uns, wie Wir einen Vorwand finden, um die weitere Befestigung aufzugeben, ohne daß unser Ansehen und unsere Würde dabei Einbuße leidet."

„Zu Befehl, hochfürstliche Gnaden", stotterte der „in Kriegssachen bestellte Rath" und blickte nachdenklich zu der mit Stuck-Amoretten verzierten Gipsdecke auf.

„Ich hab's", rief er endlich von einem Gedanken durchblitzt. „Euer hochfürstlichen Gnaden müßten sich den Anschein geben, als ob Hochdieselben freiwillig von dem glorreichen Vorhaben abständen, weil die Sache nicht zu dero hoher Zufriedenheit ausgefallen." —

„Aber dann müßte ich doch motiviren können, warum ich mit einem Male die Lust verloren hätte", warf der Fürst ein.

„Mit Verlaub, wenn Eure hochfürstlichen Gnaden mir gnädigst gestatten wollten, den Bau nur zum Schein ein wenig weiter fortzuführen, dann würde ich noch eine Kassematte anlegen, die bald von selber wieder — einfallen müßte."

„Ah, ein brillanter Einfall, mein lieber Lindenau", witzelte der Fürst, sich vergnügt die Hände reibend. „Aber wissen Sie auch, daß Sie auf diese Weise sich compromittiren würden?"

„Zu Befehl, hochfürstliche Gnaden, und ich weiß, daß ich dieses für meinen gnädigsten Fürsten und Herrn thue", versetzte der kleine Kriegsheld, indem er sich stolz auf die Fußspitzen hob.

„Bravo, mein lieber Lindenau", sagte Amandus ganz gerührt, und reichte dem Hauptmanne die feine von einer Spitzenmanschette umwogte Hand, das will ich Ihnen nicht vergessen, und wenn ich Sie nun auch leider nicht zum Festungskommandanten ernennen kann, so werde ich Ihrer seltenen strategischen Befähigung doch gerecht werden, denn Sie sind ein geborener Feldherr, wie der Prinz Eugenius".

Mit dieser gnädigen Anerkennung war der Hauptmann auf seinen Posten zurückgekehrt und hatte dort seine Anordnungen getroffen.

Einige Tage später spähte er aus einem Fenster des massiven Schloßbaues nach einer nahen Anhöhe hinüber, wo die schwachen Anfänge einer geschlossenen Schanze sichtbar waren, doch arbeitete augenblicklich nur ein einziger Mann dort.

„Bomben und Granaten! Was treibt sich da drüben am Kuhlberg für ein verdächtiges Individuum herum?" rief der Hauptmann plötzlich, und bald darauf knarrte auf seinen Befehl die Zugbrücke nieder und er eilte hinüber.

„Wer war der Kerl, der eben hier war?" fragte er scharf den mit großem Phlegma Schaffenden.

„Der — Herr Hauptmann? Muß wohl so eine Art Musikant gewesen sein, denn er trug so ein Blasding auf dem Buckel", versetzte der Arbeiter, indem er gleichmüthig die Mütze von einem Ohr zum anderen schob.

„Ein Musikant — wo war er her?"

„Er hat von der Stadt Würzburg gesprochen, Herr Hauptmann."

„Bomben und Granaten! das ist verdächtig, höchst verdächtig", brauste der Hauptmann auf. „Und was suchte er hier?"

„Das weiß ich auch nicht. Er hat mich nur gefragt, was das für eine Bergfeste sei, und ob ich hier ganz allein eine Schanze bauen wollte, da würde sie wohl so bald noch nicht fertig werden. Dann hat er ein bischen mit mir gegessen und auch einen Schluck aus meiner Bouteille gethan, wofür er mir zum Dank ein Stückchen vorgeblasen hat. Nachher hab' ich wieder fleißig geschafft und mich nicht weiter um ihn gekümmert, als er dort unter der Buche gesessen und auf ein Blatt Papier, ich weiß nicht was, gekritzelt hat" berichtete der Werkgeselle gedehnt.

„Bomben und Granaten! Der hat den Festungsplan aufgenommen! Warum hast Du den verfluchten Spion nicht gleich gepackt?"

„So, ein Spioner war das? Ja, das hat er mir nicht gesagt", versetzte der Andere mit der größten Seelenruhe.

„Esel! Wo hat er sich hingewendet? der darf uns um keinen Preis entwischen. Mach' dich auf die Beine, wir müssen ihm nach", schrie vor Aufregung bebend der Kriegsgewaltige, der schon die Lorbeeren eines glorreichen Eroberungszuges winken sah, und in wilder Hast stürmte er, dem Bedächtigen voran, den Burghang hinab.

## II.

Derjenige, dem diese tolle Verfolgung galt, war unterdessen bergabwärts durch's Waldesdickicht geschritten. Es war ein junger Bursch, der so frei und fröhlich aus seinen braunen Augen in die Welt schaute, daß man ihm gar nicht zutrauen mochte, er trage sich mit kriegsgefährlichen Plänen.

Und in Wahrheit fiel ihm solches auch gar nicht ein. Sein frischer, burschikoser Sinn war mit ganz anderen Dingen beschäftigt, und wenn er auch wirklich von Würzburg gekommen war, so wollte er doch nichts Anderes auskundschaften, als einzig — wo sein herzlieber Schatz sich befinde. Ihr Vater hatte sie verbannt zu einem Onkel, der irgendwo in der Rhön in einem Jägerhause mitten im Wald wohnen sollte, denn der Alte wollte nichts von ihrem Liebesverhältniß wissen, weil er den Studenten nun einmal nicht grün war, und sie sammt und sonders für lockere Zeisige hielt. Im Allgemeinen hatte er ja auch Recht, aber man kann doch nicht gleich ein Mann von Rang und Würden sein; — die vorgeschriebenen Semester mußten doch der Alma mater geopfert werden!

Und es war eigentlich Alles so ganz von selbst gekommen: Kilian Frank hatte in derselben Gasse mit dem schönen Nanderl gewohnt — und da hätte man doch einem flotten Burschen die Augen verbinden müssen, wenn er ein so reizendes Gegenüber nicht hätte wahrnehmen sollen. Und daß er, der so prächtig das Waldhorn blasen konnte, dann dem schönen Kinde zu Gefallen allabendlich seine einschmeichelndsten Weisen über die enge Gasse hin tönen ließ, — nun, das war doch auch natürlich, um so mehr, da der feingeformte Mädchenkopf dann jedes Mal an's offene Fenster gebannt blieb. Da mußten freilich die Klänge immer zarter, immer inniger, immer sehnsuchtsvoller werden, so daß sie schon längst ausgesprochen hatten, was er mit Worten erst zu gestehen wagte, als er einmal in der Dämmerung ihr begegnet und sie ein Stückchen Weges begleitet hatte. Von da an hatten sie sich öfters heimlich gesprochen, aber das junge Glück dauerte nicht lange, der Vater kam dahinter und machte ihm, wie gesagt, ein rasches Ende.

Doch Kilian vergaß das Nanderl nicht; als die Sommerferien anbrachen, da machte er sich auf, um sein Lieb in der Rhön aufzusuchen.

Das Waldhorn mit sich führend und ein grünes Reis am Hute, so war er auf gut Glück hineingewandert in die oft ganz unwegsame Bergwildniß, über weite, kahle Hochflächen und waldbekrönte Höhen, durch stille Dörfer und einsame Schluchten. Aber schon wochenlang hatte er diese Gebirgswelt durchstöbert, ohne eine Spur von der Gesuchten zu entdecken. Da war er endlich heute in eine bergumschlossene Waldeinsamkeit gerathen, wo er zwischen hohen, dichtstehenden Buchen jeden Pfad verloren hatte. Mit einem Male sah er durch die alten Stämme eine Mauer schimmern, mit keckem Wagen kletterte er hinüber und wurde am jenseitigen Boden von einem lieblichen Anblicke gefesselt: ein Rudel der stolzesten Damhirsche graste am Saume einer Lichtung innerhalb des umschlossenen Bezirkes.

Ganz vertieft in dieses Bild, hatte er nicht wahrgenommen, wie ein ältlicher Mann in grüner Kleidung aus den Büschen hervortrat, bis letzterer mit rauher Stimme fragte:

„Was will Er hier und wie ist Er hier herein gekommen?"

„Ueber die Mauer", sagte Kilian lakonisch, indem er grüßend sein dreieckiges Hütlein zog.

„Was? Ueber die Mauer?" wiederholte der Andere grimmig. „Wie kann Er sich unterstehen, hier einzudringen, wo Er gar nicht hingehört? Hier ist der T h i e r g a r t e n!"

„Verzeihen Sie, das wußte ich nicht; ich hatte mich verirrt. Aber ist vielleicht hier in der Nähe ein Jägerhaus?"

Das höfliche „Sie" hatte den Grünrock milder gestimmt. „Was soll's denn mit dem Jägerhaus? fragte er weniger barsch.

„Nun, ich dachte, ich könnte dort ein bischen rasten und vielleicht auch einen Imbiß finden, wenn ich einige Stückchen auf meinem Waldhorn vortragen würde."

„Was ist Er verrückt?" schnaubte aber jetzt der Andere im hellen Zorn. „Geh' Er nach K l e i n s a s s e n! dort führt der Weg hinaus; bei uns ist kein Wirthshaus." Und er zeigte gebieterisch nach einem Gitterthore, das zum Wildpark hinaus auf einen Fahrweg führte.

Der junge Mann war diesem Wege eine kleine Strecke gefolgt, als plötzlich, etwas abseits, hinter den hohen Waldbäumen ein einsames Haus auftauchte. Ein mächtiges Hirschgeweih über der grünangestrichenen Hausthüre verrieth dem Ueberraschten, daß es ein Jägerhaus sei, und erfüllt von freudigster Ahnung, setzte er jetzt sein Waldhorn an, um die Geliebte, — wenn wirklich hier ihr Aufenthalt war — mit frohen Klängen herbei zu locken.

Es war ihr Lieblingslied, das er zu blasen anhub:

„Und die Würzburger Glöckli
Haben schönes Geläut',
Und die Würzburger Mädli
Sein kreuzbrave Leut'".

Prächtig schallte es durch die grüne Einsamkeit, und siehe, da erschien auch wirklich jetzt im dunklen Fensterrahmen ein liebreizender Mädchenkopf, der erglühend und mit leuchtenden Augen herausspähte.

„Nanderl!“ jauchzte Kilian, und mit einem Satz stand er unter dem niedrigen Fenster, um sein Lieb zu begrüßen, sie aber machte ihm ein abwehrendes Zeichen und zog sich blitzschnell wieder zurück.

Er sollte nicht im Zweifel über ihr sonderbares Benehmen bleiben, denn in demselben Augenblicke hatte ihn eine unsanfte Hand von hinten am Kragen, und der Alte aus dem Wildpark schrie ihm in die Ohren: „Treibt sich denn der unverschämte Landstreicher noch hier herum? Ich hab's Ihm schon einmal gesagt: hier ist kein Wirthshaus, und wenn Er sich nicht augenblicklich von der Stelle packt, so hetz' ich ihm die Hunde auf den Balg.“

Kilian schüttelte die derbe Faust ab und schlug einen Fußpfad ein, der von dem Fahrwege abzweigend, durch dichtverschlungenes Gebüsch sich wand.

Er war glücklich, daß er endlich Nanderl's Aufenthalt entdeckt hatte; weit aber wollte er sich nicht davon entfernen, vielleicht konnte sie ihrem grimmen Hüter heute doch noch einmal entschlüpfen und war dann ungestört zu sprechen.

„Wenn mich nur der verwünschte Hunger nicht so quälte in dieser Wildniß!“ seufzte Kilian, und er versuchte das gesunde Verlangen nach Speise mit Bucheckern, die er unter den Bäumen auflas, zu befriedigen, aber das war doch eigentlich nur eine Kost für Eichhörnchen.

Da öffnete sich mit einem Male eine Lichtung, und von jähem Bergeskegel grüßte ein stolzes Schloß herab. Dort oben konnte er vielleicht etwas zu essen finden! Er stieg die steile Höhe hinan, aber wie er auf dem Plateau angelangt war, da verwehrte ihm die aufgezogene Zugbrücke den Eintritt in die befestigte Burg. Enttäuscht streifte er um die mit Schießscharten versehenen Mauern herum, aus denen die Mündungen von schweren Geschützen drohend blickten, dann wandte er sich seitwärts nach einer kleinen Anhöhe, wo ein Mann im blauen Kittel am Boden saß und behaglich sein Vesperbrod verzehrte; für einen Kreuzer überließ ihm dieser gern die Hälfte desselben. Aber lange rastete Kilian nicht dort oben, so sehr ihn auch der Ausblick entzückte in die sonnenbeglänzte Landschaft, in der sich so schöngeformte Berge zusammen drängten; nachdem er ein Brieflein geschrieben, das er Nanderl heimlich zuzustellen hoffte, zog es ihn wieder hinab in den kühlen Waldesgrund, wo sie weilte.

Voll Sehnsucht war er abermals dem vom Wipfelgrün überrauschten Hause nahe gekommen, aber — o weh! — da erschien auch schon wieder der alte Cerberus auf der Bildfläche. Um sich seinen Blicken zu entziehen, schritt Kilian geschützt vom Dickicht des Unterholzes, rasch auf der schon früher betretenen breiten Straße fort, die nach einer kleinen Windung direkt in den runden Bogen eines überthürmten Thores einführte.

Von dem Thurme mußte man gewiß unbeschränkten Ausguck nach dem nahen Jägerhause halten können, deswegen stürmte er die enge, dunkle Wendeltreppe hinan und stieß oben eine Thüre auf, die klirrend hinter ihm in's Schloß zurück fiel. —

Er schaute sich um in dem kleinen, runden Gemach; es war ganz leer, nur oben in der Mauer befand sich eine Fensterluke, durch die der Tagesschein auf die nackten, blos mit Spinnweben bedeckten Wände fiel. Behend schwang er sich zu dem breiten Simse auf; das Jägerhaus war nicht sichtbar, aber statt dessen eröffnete sich eine märchenschöne Scenerie: Auf einer duftigen Wiese ruhte im Glanze der Nachmittagssonne ein behagliches, weißes Schlößchen und ein kleiner See blinkte davor, auf dem ein Schwanenpaar majestätisch stille Kreise zog.

In tiefer, süßer Traumesruhe lag das Bild in *seinem grünen Rahmen*. Aber mit einem Male wurde ein seltsames Leben wach. Aus dem gegenüberliegenden Thore, — an das sich, wie am diesseitigen hohe, steile Laubwände gleich Coulissen anschlossen, — sprengte plötzlich eine glänzende Cavalcade: ein Häuflein kriegerischer Gestalten in prächtigen Husarenuniformen, die in stolzer Haltung auf wohlgepflegten Pferden saßen. Ihnen folgte ein sechsspänniger reichvergoldeter Galawagen, dem dann noch eine stattliche Reihe anderer Wagen über den gepflasterten Thorweg nachrasselte.

Vor dem Schlößchen machte der Zug halt. Die in Gold und Sammt starrenden Cavaliere stiegen aus und verschwanden Einer nach dem Anderen hinter dem wappengeschmückten Portale, während die Husaren ihre Thiere in einem gegenüberliegenden Stallgebäude unterbrachten.

Doch war die frühere Traumversunkenheit nun verflogen. Lakaien und Heiducken in farbenbunten Livreen rannten hin und her, und der abgeschiedene Ort wurde von einer kleinen Hofwelt belebt, auf die Kilian mit weitgeöffneten Augen herabschaute. (Fortsetzung folgt).

## Schloß Spangenberg.

Am Thurm empor der Eppich Aeste windet —
Die wilde Rose rankt sich in's Gestein,
Die runden Fenster glotzen halberblindet
Aus andern Zeiten in die Welt hinein.
Des Ringes Mauern bröckeln Tag für Tage,
Im Graben schießt die Erle dunkel vor
Und heimlich zweifelnd, ob den Fuß sie trage,
Schreit' ob der Brücke ich hinauf zum Thor.

Das Wappen Hessens seh' ich drüber schweben,
Schon decket Moos geheimnißvoll den Schild —
Die Löwen trauern! Meines Volkes Leben,
Ist dies dein Zeichen? Ist so grau dein Bild?
Doch nein, mein Volk! Hier lebten deine Helden!
Mit stillem Schauer trat zum Hof ich ein —
Hier zog der Schütz, von dem die Lieder melden,
Mit Margaret von Cleve herrlich ein.

Die Wendeltreppe führt hinauf zum Saale —
Wie hallt mein Schritt in dieser Grabesruh!
Ich öffne ringsum Zimmer, öde, kahle
Und stöhnend fallen schwere Thüren zu!
Durch lange Gänge und durch nackte Räume,
Durch der Gefang'nen Zellen geht mein Fuß.
Vergess'ne Sagen, Spukgeschichten, Träume
Entbieten aus den Ecken staub'gen Gruß.

Wie schaurig ist der Ort, an dem ich weile!
Ein enges Zimmer ohne Licht und Luft!
Nur Moderduft und als ich fröstelnd eile,
Mich zu entziehen dieser feuchten Gruft,
Bleibt an der grauen Wand mein Auge hangen,
Zwei Zeilen stehn dort oben festgebannt:
„Ich bin seit fünfzehn Jahren hier gefangen"
Das schrieb er hin — dann sank ihm stumpf die Hand.

Ein Mensch ist der Verzweiflung hier erlegen —
War vor dem Tode hier lebendig todt!
Horch — wie sich rings die wilden Klagen regen,
Geweckt vom unbegrab'nen Schrei der Noth!
Und hoch aufathmend flieh' ich von der Schwelle
Sala's y Gomez in der Menschen Reich.
O gebt den Tod dem Mörder auf der Stelle,
Denn solche Gnade kommt der Hölle gleich.

Zum Erker trugen mich die Schritte wieder —
Wie groß und freundlich schimmert das Gemach!
Die Fenster gehen in das Thal hernieder —
Hollunderzweige winken licht vom Dach.
Einst schmückten bunte Fresken hier die Wände.
Es sind noch Spuren seltsam rings zu sehn. —
Ein Ritterharnisch; dort erhob'ne Hände —
Ein droh'nder Speer, vor dem sie angstvoll flehn.

Und dort — o Wunder! Aus Zerstörungsmitte —
Ragt unversehrt ein Frauenangesicht,
In großen Augen dringend heiße Bitte:
„O Zeit — verwische meine Schönheit nicht!"

Hat sie gelebt? Ist sie dereinst gewesen
Des Künstlers Lieb, sein süßer Erdentraum?
Hat er in ihren Augen Glück gelesen?
Ward sie sein eigen? Ward die Hoffnung Schaum?

Vorüber längst! . . Sie schauet traumverloren
Herab auf mich aus ihrer Einsamkeit. —
Hast du die holde Schönheit dir erkoren,
Sie zu bewahren, schnelle Frau — o Zeit?
Bewahr' sie gut! Und wenn die Mauern fallen
Und Wappen, Schrift und Bildniß untergehn,
Pflanz' Blumen auf die hingesunk'nen Hallen —
Doch ob dem Bild laß eine Ros' erstehn.

**Th. Kellner.**

## Die Spennstow.[1]

(Schwälmer Mundart.)

Bann de Bür höt äusgedräsche,
Ö die Kärmes es verbei,
Alles Weißzeik fresch gewäsche,
Knächt ö Mähre werre frei.
Dos Gebäulzig[2]) weckgeschnerre,
Kemmt die liewe Spennstow werre.

Bann die Glock es äwe sewwe[3])
Nemmt die Ann dos Spennrod schweng,
Get zü Nochbersch Elz do drewwe,
Bo die ahnre Mäje seng.
Em dos Licht in Krees see mache,
Spenn ee Spül voll, senge, lache. —

Höt de Hedd (Hirt) die Ring[4]) gebloſe,
Hon die Bosch sich igestahlt,
Ö so mancher kecke lose
Stehlt in Monz[5]) sich met Gewahlt,
Froht: „Na, schiene Mäje, wolle
Mer net dahnze mol in Dolle?" —

Em zah Öhr müß alles rauwe.[6])
Jehrer brengt seng Mäje heem,
Da demm Schätzche därfs net grauwe
Weil söst licht ze Schohre kähm.
Heembegleere![7]) bei de Menste
Gelt dos noch fers Allerschenste.

**Kurt Uuhn.**

[1]) Spinnstube; [2]) kurzes, ährenreiches Futterstroh; [3]) sieben; [4]) neun Uhr; [5]) einen Kuß; [6]) ruhen; [7]) Heimbegleiten.

## Schneeglöckchen.

Ein reizendes Blümchen an zartem Stiel,
So weiß wie der Schnee, der vom Himmel fiel,
Und zart wie seine Flöckchen:
Das grüßet mich wieder im stillen Hain
Und läutet den lieblichen Frühling ein
Mit allen seinen Glöckchen.

Es ruft mir entgegen: „Wach auf, wach auf,“
Es naht der Frühling in eiligem Lauf!
Laß sein dein ewig Träumen:
Laß leben die Liebe, laß leben den Wein,
Es könnte dein letzter Frühling sein —
Willst diesen du versäumen?

**Karl Weber.**

## Aus alter und neuer Zeit.

Der 90. Geburtstag des deutschen Kaisers Wilhelm, des jetzigen Landesherrn des ehemaligen Kurstaates Hessen, ist allerorts in unserem engeren Vaterlande auf das Feierlichste begangen worden.

* * *

Nekrologe. Am 16. März d. J. endete ein plötzlicher Tod das Leben des Oberlandesgerichts-Raths Eduard Köhler, eines hochbegabten, durch seine juristischen Kenntniße hervorragenden und durch sein freundliches, liebenswürdiges Wesen allgemein beliebten Mannes, eines echten Sohnes des Hessenlandes, welcher vor einigen Jahren eine ihm angebotene höhere Dienststellung außerhalb Hessens und ihm dadurch in Aussicht gestellte weitere Auszeichnungen und Beförderungen nicht annahm, sondern es vorzog, seine Dienste dem von ihm so geliebten engeren Vaterlande bis an sein, leider so frühes Lebensende zu widmen. Wie schwer von dem Kollegium der Verlust eines durch unermüdeten Fleiß, scharfen Verstand und umfassende Kenntnisse ausgezeichneten Mitgliedes, empfunden wurde, von welchem bei anscheinend voller Gesundheit und Rüstigkeit sich noch eine lange segensreiche Thätigkeit in seinem Beruf erwarten ließ, zeigt der von jenem dem Andenken des Verstorbenen in den Blättern gewidmete, warme Nachruf. Groß ist aber auch die Zahl derer, welche in ihm den Verlust eines ihnen stets treuen und wahren Freundes beweinen und ihm in ihren Herzen ein bleibendes Andenken bewahren werden. **R.-L.**

Am 25. März starb zu Hersfeld nach langen und schwerem Leiden im 44. Lebensjahre der Gymnasialoberlehrer Bruno Berlit, ein ausgezeichneter Gelehrter und anerkannt tüchtiger Schulmann. In den letzten Jahren seines Lebens ist er für die Errichtung des Hutten-Sickingen-Denkmals eifrigst bemüht gewesen und das Zustandekommen desselben dürfte vornehmlich seiner Thätigkeit zuzuschreiben sein.

* * *

Die Jägertruppe in Hessen zuerst erwähnt. Bis zum Jahre 1631 war Hessen-Kassel nicht am 30jährigen Kriege betheiligt, hatte aber durch die längere Einlagerung des zügellosen Tilly'schen Heeres alle Schrecken eines Krieges auszuhalten. Erst als im genannten Jahre Landgraf Wilhelm V. sich unter schweren Gefahren persönlich zu Gustav Adolf von Schweden in das Lager von Werben begab und dort ein folgenschweres Schutz- und Trutzbündniß mit ihm abschloß, war es Hessen beschieden, in dem großen Kriege eine einflußreiche Rolle zu spielen. Von diesem Zeitpunkt an datirt die Errichtung des ersten stehenden Heeres in Hessen, da sich Landgraf Wilhelm verpflichtet hatte, 12000 später 15000 Mann zu dem Heere des Königs stoßen zu lassen. Unter den zuerst errichteten Truppen finden wir auch drei Jäger-Compagnien genannt, welche mit Büchsen, d. h. gezogenen Gewehren, bewaffnet waren und zu deren Formation das hessische Forstpersonal benutzt wurde. Diese Jägertruppe ist die älteste in Deutschland, fand aber bald Nachahmung; so in Bayern, wo 1645 Kurfürst Maximilian drei Jäger-Regimenter errichtete, so in Brandenburg, wo der große Kurfürst im Rheinfeldzug 1674 den Infanterie-Compagnien einige „Scharfschützen“ zutheilte. Zu nennenswerthen Formationen der Jägertruppe kam es in Preußen erst unter Friedrich dem Großen.

In den Nachrichten über das hessische Heer im 30jährigen Kriege verschwinden die Jäger bald; das Theatrum Europaeum erzählt nur im II. Band von der Theilnahme der Jäger-Compagnien an dem Sturm auf Fritzlar im August 1631 und an dem Sturm auf Volkmarsen, wo für den Ueberfall des hessischen Korps unter General von Uslar am 17. Juni 1632 Rache genommen wurde, ohne sie später nochmals zu erwähnen. Der Ersatz durch geeignete Forstleute oder, wie wir heute sagen würden, von gelernten Jägern scheint bei den starken Verlusten auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Allem Anscheine nach wurden die Jäger-Kompagnien nicht zu den größeren Feldzügen, wie am Rhein und Main 1631, herangezogen, sondern blieben zum Schutze des Landes zurück, wo sie bei Aufhebung von Marodeuren oder kleineren Streifschaaren geeignete Verwendung fanden. Vielleicht sind die bald darauf in wechselnder Zahl vorkommenden Frei-Compagnien, auch neue Compagnien genannt, als eine Fortsetzung der ersten Jäger-Compagnien zu betrachten, jedenfalls scheinen diese Compagnien den Dienst der leichten Truppe versehen zu haben. **v. W.**

* * *

In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde in der Haupt- und Residenzstadt Kassel ein bürgerliches Schützen-Korps errichtet, welches unter dem Gouvernement stand und für das am 1. April 1594 eine besondere Ordnung, ein Exercierreglement erlassen wurde, wie die Schützen, namentlich Sonntags, zum rechten Gebrauch ihrer Wehren abgerichtet werden sollen. Die Uebungen im Schießen wurden durch den Drillmeister geleitet. Die Schützenkompagnien bestanden bis zur westfälischen Zeit, wo sie als Schützenbataillon der Nationalgarde einverleibt wurden. Durch Kurfürst Wilhelm I. nach seiner Rückkehr in sein Stammland wieder hergestellt, gingen sie 1830 in der Bürgergarde auf, für welche am 23. Juni 1832 das Bürgergarde-Gesetz erlassen wurde, bis auch die Bürgergarde durch Verordnung vom 19. Dezember 1854 aufgehoben wurde. Der gegenwärtig hier blühende „Kasseler Schützenverein“ verdankt seine Gründung dem am 11. Juli 1861 in Gotha unter dem Präsidium des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha abgehaltenen Schützentage, auf welchem der „Deutsche Schützenbund“ gegründet wurde.

Von einer Frau von Dalwigk erzählt G. Landau im zweiten Bande seines bekannten Werkes „Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer", dieselbe habe um das Jahr 1604 ihre Kinder und Kindeskinder bis in den sechsten Grad, noch wohl und gesund, bei sich gehabt. Es wurde hierauf folgender Vers gemacht:

Mater ait natae: dic natae, filia, natam
Ut moneat, natae plangere filiolam.

D. h.: „Die Mutter sprach zur Tochter: Meine Tochter: sage deiner Tochter, daß sie ihre Tochter erinnere, daß ihrer Tochter Töchterchen weine."

S.

## Hessische Bücherschau.

W. J. A. Frhr von Tettau, Geschichtliche Darstellung des Gebietes der Stadt Erfurt und der Besitzungen der dortigen Stiftungen. 14. Heft der Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt (265 S. mit Karte). 1886.

Wir erwähnen dieses uns soeben zu Händen gekommene Werk hier deshalb, weil es S. 109—117 eine ausführliche Geschichte der im Gebiete der Stadt Erfurt gelegenen Fuldaischen und Hersfeldischen Lehen enthält. Unter den bei der Abtei Fulda zu Lehn gehenden Orten des Erfurter Gebietes befanden sich insbesondere die seitens der Stadt von den Grafen von Schwarzburg erworbenen Ortschaften Sömmerda, Schallenburg und Wenigen-Sömmern, die gegenwärtig zum Kreise Weißensee gehören, ferner die Dörfer Ranstedt, Ober- und Niedermarpach, jetzt Wüstungen. Die Lehnbriefe Friedrichs, Abts zu Fulda, aus dem Jahre 1388 befinden sich in dem Staatsarchiv zu Magdeburg. Hersfeldische Lehen waren Gebesee (Gebenhausen), eine gegenwärtig zum Kreise Weißensee gehörige Stadt, welche sich bereits 786 im Besitze der Abtei Hersfeld befunden hat. Das dortige Schloß, der Bärenstein, wurde im Jahre 1353 von der Abtei Hersfeld dem Rathe zu Erfurt für 800 Mark käuflich abgetreten, jedoch 1366 mit 787 M. wieder eingelöst. Bei diesen Verhandlungen überließ der Abt zu Hersfeld gleichzeitig dem Rathe für 735 M. alle ihm zu Allendorf, Zimmern, Pferdingsleben und Ermstedt zustehenden Gerechtigkeiten. Auch das Dorf Werningshausen, eine jetzt zum Herzogthum Gotha gehörige, zwischen Sachsen-Weimar und dem Kreise Weißensee belegene Enklave, gehörte theilweise der Abtei Hersfeld, theilweise den Grafen von Gleichen, welch' letztere ihren Antheil bloß als Hersfeldisches Lehn besessen zu haben scheinen, wenigstens erklären sie in einer Urkunde aus dem Jahre 1230 „quia iuris erat Hersfeldis ecclesiae, quam pheodi nomine possideramus in bonis nostris Weringes husin." Von derselben Abtei gingen auch die Dörfer Ingau und Willgenau zu Lehen, über welche Erfurt von der Abtei Hersfeld 1409 (5. Nov.), 1440 (29. Septbr.), 1454 (7. Mai), 1474 (26. April) 2c. 2c., zuletzt von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen als Administrator des säkularisirten Stiftes Hersfeld am 11. Dez. 1617 Lehnbriefe erhalten hat, die sich sämmtlich im Magdeburger Archiv befinden. Die genannten Orte sind zunächst 1507 wieder käuflich, dann in Folge des Leipziger Recesses vom Jahre 1665 definitiv in den Besitz des fürstlichen Hauses Sachsen gelangt.

Wir halten bei dieser Gelegenheit die Mittheilung für angebracht, daß in eben diesen Zeiten auch zwischen Kassel und Erfurt eine innige Beziehung bestand, indem viele Jahre lang die Erfurter Universität (bekanntlich bereits 1378 von Papst Clemens VII. gestiftet, 1392 von Benedikt IX. eingeweiht und 1816 aufgehoben) von Kasselanern mit besonderer Vorliebe besucht wurde. Auch hatte die Stadt Kassel dort mehrere Stipendien.

A.

## Briefkasten.

A. T. in Wien. Den hochinteressanten Artikel erhalten. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

W. F. in Gersfeld. Die angekündigten Artikel sind uns sehr willkommen.

A. V. in Brückenau. Wird berücksichtigt werden.

X. Y. in Bebra. Gestatten Sie uns einige kleine Abänderungen.

E Br. in Rauschenberg. Warum so schweigsam?

G. H. in Hanau. Nochmals unseren verbindlichsten Dank für Ihre gütigen Bemühungen im Interesse unserer Zeitschrift.

X. Y. in Schwarzenfels. Ungeeignet.

G. L. in Kassel. Ihrem Wunsche um nähere Mittheilung über die Verleihung der goldenen Rose an fürstliche Persönlichkeiten am sog. Rosen-Sonntage durch den Papst werden wir in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift willfahren. Für diesmal mangelte es uns an Raum.



**☞ Um doppelte Zusendungen unserer Zeitschrift und sonstige Weitläufigkeiten zu vermeiden, ersuchen wir unsere geehrten auswärtigen Streifband-Abonnenten, ihre Bestellungen, soweit nicht andere Gründe bestimmend sind, bei der Post ihres Wohnortes aufzugeben und uns hiervon durch Korrespondenzkarte gefälligst Mittheilung zu machen. Zugleich bitten wir die geehrten auswärtigen Streifband-Abonnenten, welche noch mit Begleichung des Abonnements auf das 1. Quartal im Rückstande sind, uns den betreffenden Betrag durch Posteinzahlung gütigst übermitteln zu wollen.**

**Die Redaktion.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.




№ 8. Kassel, 15. April 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, am 1. und 15. jeden Monats, in dem Umfange von $1\frac{1}{2}$ **Bogen** Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „**Hessenland**“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.

## Das heimliche Leid.

Es giebt geheime Schmerzen,
Sie klaget nie der Mund,
Getragen tief im Herzen
Sind sie der Welt nicht kund.
Es giebt ein heimlich Sehnen,
Das scheuet stets das Licht,
Es giebt verbor'gne Thränen —
Der Fremde sieht sie nicht.

Es giebt ein still Versinken
In eine inn're Welt,
Wo Friedensauen winken,
Von Sternenglanz erhellt.
Wo auf gefall'nen Schranken
Die Seele Himmel baut
Und jubelnd den Gedanken
Den Lippen anvertraut.

Es giebt ein still Vergehen
In stummem, ödem Schmerz;
Und Niemand darf es sehen,
Das schmerzgepreßte Herz.
Es sagt nicht, was ihm fehlet
Und wenn's im Grame bricht,
Verblutend und zerquälet —
Der Fremde sieht es nicht.

Es ist ein sanfter Schlummer,
Wo süßer Frieden weilt,
Wo stille Ruh' den Kummer
Der müden Seele heilt.
Es giebt ein schönes Hoffen,
Das Welten überfliegt,
Da wo am Herzen offen
Das Herz voll Liebe liegt.

**Ernst Koch.***)

*) Dieses unseres Wissens ungedruckte Gedicht des allbekannten hessischen Poeten Ernst Koch, des Verfassers von „Prinz Rosa-Stramin“, wurde uns von freundlicher Hand zur Veröffentlichung übergeben.



# Georg Ferdinand Freiherr v. Lepel.

(1779—1873.)

(Schluß).

## Anhang.

### II.

### Meine Bekanntschaft und Verhandlungen mit dem Minister Freiherrn von und zum Stein.

Als nach dem Allianzvertrag von Kalisch die vereinigte russische und preußische Heeresmacht nach dem Königreich Sachsen vorrückte, verfügte sich auch der Freiherr von Stein, welcher an die Spitze des Verwaltungs-Departements der besetzten Länder gestellt worden war, nach Dresden. Von dort ließ er durch den eben dahin gekommenen nassauischen Minister Freiherrn v. Gagern, meinem Herrn, dem Kurfürsten, schreiben beziehungsweise fragen: ob er denn ganz unthätig bleiben und abwarten werde, daß ihm die Alliirten sein verlorenes Land wieder eroberten?

Dieser hatte kurz zuvor in Breslau den alliirten Monarchen aufgewartet und seine Interesse empfohlen; der Gagernsche Brief setzte ihn jetzt in Verlegenheit, denn was konnte er von Prag aus, wo er seit 1808 unter österreichischem Schutz lebte, thun? Er schickte mich also am 21. April 1813 nach Dresden, um direkt oder indirekt zu erfahren, welche Thätigkeit man denn von ihm begehre? und diese Mission brachte mich dann in Bekanntschaft mit dem berühmten Mann. Durch Gagern vom Zweck meiner Mission unterrichtet, ging er sogleich auf die Sache ein. Der Kurfürst solle Truppen anwerben, Waffen anschaffen und vor Allem Geld zur gemeinschaftlichen Kriegs-Kasse zahlen, das war sein Begehren. Auf meine Vorstellung von der Unmöglichkeit der Truppenwerbung, so lange Oesterreich noch nicht der Allianz beigetreten sey, abstrahirte er davon, desto mehr aber bestand er auf den Geldleistungen, und ohngeachtet der Remonstration, daß meinem Herrn, der seit länger als sechs Jahren von dem Wenigen, was er gerettet, sich und seine ganze Familie unterhalten müsse, keine bedeutenden Mittel zu Gebote ständen, fertigte er mich mit einer Antwort zurück, worin er begehrte, der Kurfürst solle unter der Hand Gewehre und sonstige Armatur anzukaufen suchen und bis zur Wiederbesetzung von Hessen monatlich 50,000 Thaler zu den Kriegskosten beitragen.

Nicht gering war der Schrecken meines Herrn über diese Anforderung, indessen auf mein dringendes Zureden, wobei mich seine Suite unterstützte, wurde ich schon in den letzten Tagen des Aprils mit der Erklärung wieder nach Dresden geschickt, daß er zwar nicht versprechen könne, auf längere Dauer so ansehnliche Beiträge aufzubringen, daß er aber innerhalb sechs Wochen 200,000 Thaler in die Kriegs-Kasse einzahlen wolle. Höchlich erfreut war Stein über diese Botschaft. Wie haben Sie es nur angefangen, den geizigen Herrn so schnell zu einer solchen Verwilligung zu bringen? rief er; nimmermehr hätte ich das erwartet, es ist mehr als ich erwarten konnte, denn offen gestanden, ich hatte etwas viel begehrt, um nicht zu wenig zu erlangen, denn Geld ist uns vor Allem nöthig. In 4 Monaten sind wir hoffentlich in Kassel und dann kann er mehr thun; danken Sie ihm aber recht sehr in meinem Namen.

Ich war angewiesen, im Hauptquartier zu bleiben, als aber nach der Schlacht bei Lützen die Armee genöthigt wurde, die Elbe zu verlassen, ließ mich Stein rufen. Die Schlacht ist zwar nicht eigentlich verloren, sprach er, allein so viel hat sich doch ergeben, daß die französischen Streitkräfte den unsrigen, namentlich an Infanterie, überlegen sind; die russische Armee ist viel schwächer, als man vermuthete, freilich sind bedeutende Verstärkungen unterwegs, sowie auch die Truppen aus Preußen anrücken, vor der Hand aber fühlt man sich nicht stark genug zu einer zweiten Schlacht und geht zurück, wie weit? weiß man noch nicht, das hängt von Umständen ab; was wollen Sie im Hauptquartier machen? Kehren Sie lieber nach Prag zurück, trösten und beruhigen Sie Ihren alten Herrn,

und bringen Sie uns bald Geld; wir brauchen es sehr. Wohl that es Noth, meinen Herrn zu trösten, indessen es gelang mir nicht das allein, sondern ich betrieb so unablässig den letzten Befehl Steins, daß ich schon am 20. Mai Abends mit 100,000 Thalern in guten Wechseln von Prag abfahren konnte. Es war der Tag der Bautzener Schlacht. Mit großer Noth gelangte ich am 22. Abends zu Stein in dem von Truppen überfüllten Lauban. Da in keinem Gasthof Unterkunft zu finden war, ließ ich mich direkt vor sein Quartier fahren. Daß er nicht in der besten Laune war, brachten die Umstände mit sich. Wo kommen Sie her? was wollen Sie? fuhr er mich ziemlich unsanft an. Ich bringe die Hälfte des versprochenen Geldes, Ew. Excellenz, erwiderte ich. Wirklich? schrie er, und in diesem Augenblick? das erwartete ich nicht, und die Thränen traten ihm in die Augen. Nun setzen Sie sich und erzählen Sie mir, wie steht's in Prag? sind die Oesterreicher bald fertig? Ich stehe zu jeder Auskunft zu Befehl, entgegnete ich, doch vor Allem muß ich Ew. Excellenz Verwendung anrufen, damit ich weiß, wo ich mein Haupt niederlegen kann. O, rief er, dafür ist bald Rath gefunden, ich habe eine ganze Etage zur Verfügung; es soll Ihnen sogleich ein Zimmer angewiesen werden, lassen Sie Ihre Sachen hinaufbringen und dann kommen Sie wieder zu mir. Ich ermangelte nicht, das zu thun. Später kam noch der General von Carlowitz zum Thee, auch Fürst Anton Radziwill. Die Unterhaltung war ernst, der Lage der Dinge angemessen; es wurde sehnlich der baldige offene Zutritt Oesterreichs zur Allianz gehofft, der damals wohl noch sehr zweifelhaft war. Kurz nach 9 Uhr wünschte Stein allerseits gute Nacht.

Den andern Morgen sehr früh war schon großer Lärm im Hause, auf Erkundigung erfuhr ich, daß der Minister im Begriffe sei abzureisen. Ich eilte zu ihm und nun entspann sich folgendes Gespräch:

„Guten Morgen Ew. Excellenz, warum denn so früh schon im Geschirr?"

„Es sind schlechte Nachrichten eingegangen; die alliirte Armee ist in vollem Rückzuge und wird zum Theil diese Straße ziehen, da muß man Platz machen. Sind Sie reisefertig?"

„Das bin ich jederzeit, nur werde ich Ew. Excellenz wohl bitten müssen, mir zu Pferden zu verhelfen."

„Wie so? haben Sie denn keine Pferde bei sich?"

„Ich bin mit Postpferden von Zittau gekommen."

„Warum haben Sie die nicht behalten?"

„Wie hätte ich das gekonnt?"

„Ei was, das thut jetzt Jedermann. Noth kennt kein Gebot. Ich vermag nicht, Ihnen Pferde zu schaffen, und wenn erst die Armee kommt, erhalten Sie gar keine mehr. Doch ich will Ihnen einen Vorschlag machen, setzen Sie sich zu mir; viel Gepäck werden Sie wohl nicht bei sich haben."

„Sehr wenig, aber was wird aus meinem Wagen?"

„Den lassen Sie hier stehen. Nehmen ihn die Franzosen weg, so mag der Kurfürst Ihnen den Werth ersetzen."

„Dessen bedarf es nicht, denn der Wagen ist sein Eigenthum."

„Desto besser. Sie riskiren wirklich mit Ihrem Gelde den Franzosen in die Hände zu fallen."

„Das verhüte der Himmel; ich will schon sehen, wie ich nachkomme, denn ich kann mich nicht entschließen, anvertrautes Gut im Stich zu lassen. Wohin gehen denn Ew. Excellenz."

„Ueber Bärenberg nach Goldberg, wo wir hoffentlich bleiben können."

„Ich hoffe Ew. Excellenz dort aufzuwarten, und mich meiner Wechsel und meiner Briefe an verschiedene Personen im Hauptquartier zu entledigen."

„Nun meinetwegen, zwingen kann ich Sie nicht, doch meine Schuld ist es nicht, wenn Sie von den Franzosen gefangen, oder von Marodeurs geplündert werden, und wie gelangen die Kriegs-Kassen nachher zu dem Gelde?"

„Erlauben Ew. Excellenz mir eine Bitte, nehmen Sie meine Reise-Chatoulle mit, darin liegen die Wechsel, nach Ihrem Befehle zur Hälfte auf die russische, zur anderen auf die preußische Kriegs-Kasse endossirt. Gelingt es mir nicht nach Goldberg zu kommen, so autorisire ich Ew. Excellenz sie zu öffnen und die Wechsel abzugeben.

„Es wäre gewiß besser, Sie führen selbst mit; doch wenn Sie durchaus nicht wollen, so bringen Sie mir die Chatoulle."

Das that ich denn und er fuhr ab.

Mit welcher Mühe und welchem Aufwand es mir gelang fortzukommen, gehört nicht hierher, genug ich traf den andern Morgen unbeschädigt in Goldberg ein.

Noch war das Städtchen ziemlich leer, allein die Hauptquartiere waren angesagt, Stein seit gestern dort. Er bewillkommnete mich sehr freundlich, doch gleich zum Geschäft übergehend fragte er: Ich kann Ihnen nicht zumuthen in dieser Verwirrung den Vorstand der russischen Kriegs-Kasse aufzusuchen und will es übernehmen, die

50,000 Thaler an ihn sicher gelangen zu lassen; allein es liegt mir daran, daß Sie die preußische Hälfte selbst dem Minister Graf Hardenberg behändigen, er wird noch hier sein, ist da und da einquartiert, verfügen Sie sich also gleich zu ihm und bitten Sie ihn in meinem Namen, noch auf einen Augenblick zu mir zu kommen, ich möchte über Ihren Herrn mit ihm reden, es ist nicht mehr als billig, daß etwas für ihn geschehe, da er sich seines Versprechens auf so edle Art entledigt hat; kommen Sie später à la fortune du pot zu Mittag zu mir, dann wollen wir das Weitere besprechen.

Dankend eilte ich mit meinen Wechseln in das angegebene Quartier, doch es hieß: der Minister sei bereits ausgegangen und werde auch nicht wieder nach Hause kommen; sein Wagen werde gerade zurecht gemacht, ihn abzuholen und direkt auf das Gut eines alten Freundes zu bringen, wo er die Nacht bleibe, wo? gab man vor nicht zu wissen.

Mit diesem Bescheid kam ich zu Stein zurück. Der fuhr auf: ich will Ihnen sagen, wo er ist, ohnfehlbar bei seiner dermaligen Schönen, der Staatsräthin X zum Dejeuner; die ist da und da einquartiert, suchen Sie ihn dort auf und lassen Sie sich nicht abweisen; er soll und muß Sie sprechen. Es war wirklich so; Hardenberg war eingeschlossen, und man wollte mich abweisen, doch auf mein Drängen ließ er mich ersuchen, ihn in seiner Wohnung zu erwarten, wohin er alsbald kommen würde und auch wirklich kam.

Mittags war Stein ganz aufgeräumt, bewunderte meinen Appetit und lachte herzlich, als ich ihm meine Fata auf der Fahrt bis hierher und namentlich erzählte, daß ich seit 3 Tagen weder zu Mittag noch zu Abend gegessen, sondern bloß von Kaffee, Brod und Obst gelebt hätte. In Bezug auf die damalige Lage der Dinge, sagte er: sie ist nicht so schlimm als sie scheint. Wir sind geschlagen, aber nicht entmuthigt, der Rückzug geht in größter Ordnung auf Schweidnitz und Neiße, große Verstärkungen an Truppen aller Gattungen sind im Anmarsch und zum Theil schon nahe, an dem Beitritt Oesterreichs zweifeln wir nicht, und dann werden die Dinge eine ganz andere Wendung nehmen. Kehren Sie nach Prag zurück und beruhigen Sie Ihren alten Herrn, und wenn Sie uns die anderen 100,000 Thlr. bringen, die wir sehr brauchen, so bringen Sie Vollmachten mit, dann wollen wir einen Vertrag mit dem Kurfürsten abschließen, wodurch ihm auch Entschädigung für die erlittenen Verluste durch Vergrößerung seines Landes zu Theil wird. Ich habe mit Hardenberg gesprochen und er ist einverstanden. Das Fürstenthum Fulda, welches ihm am gelegensten wäre, können wir ihm nicht zusagen, da es dem Fürsten von Nassau-Oranien gehört, allein das Fürstenthum Aschaffenburg darf der undeutsche Erzkanzler nicht behalten, darin wird er Ersatz finden.

Leider kam es zu diesem Vertrage, wozu ich einen Entwurf aufgesetzt hatte und den ich mit einiger Aenderungen von Steins Hand noch besitze, nicht. Der Rückzug der alliirten Armee, der Waffenstillstand von Reichenbach rc. hatten meinen Herrn entmuthigt, ich vermochte nicht ihn zur Bezahlung der weiteren 100 mille Thlr. zu bereden, was preußischer Seits übel vermerkt wurde, das russische Kabinet war ihm niemals sehr gewogen. Als endlich nach dem Abbruch der Prager Konferenzen, Oesterreich der Allianz beigetreten war, klopfte ich zwar bei Stein, der sich einige Wochen in Prag aufhielt, wieder an, wurde aber mit der Bemerkung abgefertigt, daß nunmehr nichts ohne Einverständniß mit Oesterreich und England zu machen sei.

Drei Tage nach der Leipziger Schlacht sah ich den Minister dort auf wenige Minuten, er hatte zu viel mit der Organisation der Central-Departements, der Verwaltung von Sachsen u. s. w. zu schaffen, um ein Mehreres zu thun, als dringend anzuempfehlen, in Hessen soviel Truppen als nur immer möglich auf die Beine zu bringen. Hier war es, wo Graf Nesselrode meiner Einwendung, daß es dem Kurfürsten sehr schwer fallen würde in dem ausgesogenen, durch den russischen Feldzug entvölkerten Lande, eine bedeutende Truppenmasse aufzustellen, mit dem bon-mot begegnete ah: l'Electeur est riche, et pour de l'argent, ils se trouvent toujours des gens qui se font tuer pour vivre

Ich folgte damals den Hauptquartieren nach Frankfurt. Mittlerweile war Hessen als erworbenes Land in Besitz genommen worden und wäre nicht der Kurfürst ohne Weiteres und gegen die ausdrücklichen Vorstellungen des nach Prag geschickten Gesandten v. Kosten in sein Stammland zurückgekehrt, so hätte man es ihm wahrscheinlich bis zum allgemeinen Frieden vorenthalten. Als er in den letzten Tagen des November nach Frankfurt gekommen war, den dort weilenden Monarchen seinen Dank zu sagen, wollte man ihn sogar hindern früher nach Hanau zu gehen, als bis der Accessionsvertrag, worüber damals unterhandelt wurde, unterzeichnet wäre. Stein war sehr aufgebracht darüber; sagen Sie ihm, erwiderte er auf meine Klage, er solle nur hingehen, ich verantwortete es bei den Monarchen.

Eben so mißbilligte er auch, daß man begehrte, der Kurfürst solle 24,000 Mann ins Feld stellen, und meinte 15—18000 seien das Richtige, doch Humboldt beredete den Herrn, mich zu Ersteren zu autorisiren. Mehr als 21,000 Mann zusammenzubringen, war jedoch unmöglich, obwohl man eine Anzahl verheiratheter Männer vom Pfluge und aus der Werkstatt riß.

So oft ich in dieser Zeit dem Minister aufwartete, war er artig und freundlich gegen mich, dessen sich nicht Jedermann rühmen konnte.

Späterhin hatte ich jedoch eine heftige Scene mit ihm, deren günstiger Ausgang den Beweis gab, welches Rechtsgefühl ihn belebte.

Als im Herbst 1806 alle Rhein-Bunds-Mitglieder über die unmittelbare Reichsritterschaft herfielen, hatte auch der Kurfürst, obwohl dem Rheinbunde fremd, vier theils in seinen Staaten enklavirte, theils angrenzende ritterschaftliche Orte in Besitz genommen, und als Bestandtheile von Hessen waren sie erst unter französische Administration, dann 1807 zum Königreich Westphalen gekommen.

Weil es fuldaische Lehen waren, hatte das französische Gouvernement von Fulda sie reklamirt, indessen nach langem Streit hatte Napoleon schon im Jahre 1810 entschieden, daß sie zu Westphalen gehörten. Als daher im Spätherbst 1813 der Kurfürst zurückkehrte, wurden auch diese Orte in Besitz genommen, die waffenfähige Mannschaft den Linientruppen und der Landwehr einverleibt, Steuern erhoben u. s. w. Plötzlich im Mai 1814 erschien dort ein Commissarius des Central-Verwaltungs-Departements und nahm sie im Namen der alliirten Mächte in Besitz. Ich that damals Kammerherrndienste und hatte mit inneren Angelegenheiten nichts zu schaffen, erfuhr also von obigem Vorgang nichts. Da ließ mich eines Tags mein Herr eilig rufen. Stellen Sie sich vor, redete er mich an, der Minister Stein hat mir vier Dörfer weggenommen, da müssen Sie gleich zu ihm nach Frankfurt, damit er sie wieder heraus und mir Satisfaktion giebt. Das ist ein kitzliger Auftrag, entgegnete ich, denn Stein thut nichts ohne Gründe.

Erlauben E. K. D., daß ich mich auf dem Ministerium genau aus den Akten unterrichte, finde ich darin, daß Höchstdero Recht wirklich gekränkt ist und ich das aktenmäßig zu erweisen vermag, so übernehme ich den Auftrag, sonst nicht, denn der Minister Stein weicht nur Rechtsgründen.

Die Akten waren wirklich befriedigend und so reiste ich wohlgemuth ab. In Frankfurt vernahm ich, daß Stein auf etliche Tage nach Nassau gegangen sei und reiste dahin. Mit sehr grausem Gesicht empfing er mich, wie kommen Sie hierher? fragte er. In Auftrag des Kurfürsten, meines Herrn, erwiderte ich. So? das ist mir gerade recht, was treibt der Kurfürst für Zeug? setzt wohlverdiente Leute ab, läßt Wittwen und Waisen verhungern, eignet sich Dinge zu, die ihm nicht gehören, depossedirt ehrliche Käufer, nimmt der katholischen Gemeinde in Hanau ihren Seelsorger, und so gings in einem fort, bis ihm der Athem ausging. Excellenz, hub ich nun an, reden da von Dingen, die mir zum Theil ganz unbekannt sind, worüber ich also Auskunft zu geben nicht vermag. Wegen der vier ritterschaftlichen Orte bin ich geschickt, und da ist meinem Herrn Unrecht geschehen. Wie können Sie das zu behaupten wagen? schrie er, wer hat ihm das Recht gegeben, sie sich zuzueignen? meint er, daß die alliirten Mächte sich das werden gefallen lassen? und so gings wieder fort. Als er ausgetobt hatte begann ich: Ich habe Ew. Excellenz ausreden lassen, ohne Sie zu unterbrechen, nun aber muß ich bitten, mich auch ruhig anzuhören. Im voraus will ich bemerken, daß, wenn Sie nach demjenigen, was ich vortragen und beweisen werde, auf Ihrer Ansicht beharren, der Kurfürst sich beruhigen wird, allein, hier erhob ich meine Stimme, das können und werden Sie nicht. Hoho, erwiderte er, Sie reden sehr anmaßend; im Gefühle des guten Rechts, versetzte ich fest. Nun so setzen Sie sich und erzählen Sie.

Kaum hatte ich den Thatbestand vorzutragen angefangen, unterbrach er mich: das ist unrichtig; es ist nicht unrichtig, Ew. Excellenz sehen Sie hier den Beweis, und damit legte ich ein Aktenstück vor, hm, hm, murmelte er, nun fahren Sie fort, das ist wieder falsch, unterbrach er mich bald wieder; es ist keineswegs falsch, hier der Beweis, so gings noch öfters, mit jedem Beweise eines angeblichen Irrthums wurde er ruhiger und freundlicher. Als ich vollendet hatte, fragte er, können Sie mir den Aktenfascikel da lassen? Mit Vergnügen. Nun so kommen Sie zu Mittag wieder zu mir, dann wollen wir überlegen, wie die Sache beizulegen ist.

Als ich mich wieder einstellte, war er ein ganz anderer Mann. Hören Sie, sagte er sehr verbindlich, ich habe mich überzeugt, daß ich durch falsche Berichte des Commissarius in Fulda zu einer Verfügung verleitet worden bin, die ich nicht getroffen haben würde, wenn ich die wahre Sachlage gewußt hätte.

Sie werden einsehen, daß ich mir oder vielmehr den alliirten Monarchen kein offenes

Dementi geben und die Besitzergreifung zurücknehmen kann. Allein ich werde Befehl ertheilen, daß man die kurfürstlichen Behörden in der Justiz- und Civil-Verwaltung, Steuererhebung ꝛc. in jenen Ortschaften in keiner Weise störe, dann mögen die affigirten Patente hängen bleiben, bis Regen und Wind sie herabfallen machen. Sind Sie damit zufrieden? Begreiflich war ich es und sprach meinen Dank aus. Das verdanken Sie Ihren Akten, lachte er. Nun von etwas Anderem.

Beim Mittagsessen war er sehr aufgeräumt, und ich schmeichle mir, daß es mir gelang noch einige meinem Herrn nachtheilige Ansichten zu berichtigen. Wir schieden im besten Vernehmen. Während des Wiener Kongresses wartete ich ihm etlichemal auf, ihm das Interesse meines Herrn zu empfehlen, doch sein Einfluß war damals schon sehr im Sinken. Für die deutschen Angelegenheiten, insbesondere die Herstellung von Landständen in den einzelnen deutschen Staaten interessirte er sich vorzüglich. Darum ließ er mir auch für die Note der nicht königlichen deutschen Bevollmächtigten vom 16. Oktober 1814, wozu ich den ersten Entwurf gemacht hatte, Anerkennung zu Theil werden.

Im Jahre 1819 besuchte ich ihn in Nassau, er war sehr freundlich, zeigte mir seinen Thurm und Garten, von Geschäften war aber nicht die Rede, so wenig als späterhin in Frankfurt, wo er im Allgemeinen verstimmt und mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten wenig zufrieden war. Vielleicht entfremdete mich auch die Opposition gegen Preußen, welche ich damals im Interesse meines speciellen Vaterlands Hessen zu manuteniren half, dem vormaligen preußischen Minister, doch glaube ich seine persönliche Achtung behalten zu haben, und bin stolz darauf.

gez. G. F. Frhr. von Lepel.

---

# Mittheilungen

## als Beitrag zur Geschichte des früheren kurhessischen I. (Leib)-Husaren-Regiments, jetzt königl. preußisches I. hessisches Husaren-Regiment Nr. 13.

Von einem früheren Officier dieses Regiments.

(Schluß).

Derselbe General Wutginau berichtet über die hessische Cavallerie in der siegreichen Schlacht bei Crefeld (23. Juni 1758):

„Die hessische Cavallerie hat sich unvergleichlich gehalten. Das Leib-Dragoner- und das Leib-Cavallerie-Regiment haben großen Antheil an dem errungenen Siege, indem sie die feindliche Cavallerie, auf die sie trafen, über den Haufen warfen und zur Flucht nöthigten. Zuletzt noch ritten sie unter wesentlicher Unterstützung der von Lieutenant von Ende kommandirten Artillerie des Infanterie-Regiments Prinz Karl zwei französische Cavallerie-Regimenter nieder und eroberten 3 Standarten, eine davon Oberst von Stein mit eigener Hand."

Nicht minder wird das Verhalten der Leib-Dragoner- und aller hessischen Truppen in der Schlacht bei Minden (13. August 1759) gerühmt.

Wutginau berichtet darüber an den Landgrafen: „Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht treuen Hessen, vom höchsten bis zum niedrigsten, Cavallerie, Infanterie, keinen ausgenommen, muß nach meiner Pflicht das Lob beimessen, daß jeder seine Schuldigkeit mit ausnehmender Bravour gethan und mit solchem Muthe und Tapferkeit dem Feinde unter die Augen und in's Feuer nicht gegangen, sondern gelaufen ist. Die hessische Cavallerie hat sich sehr distinguirt und ausnehmende Proben ihrer Tapferkeit erwiesen, wovon sie eroberte Kanonen, Fahnen, Standarten und Pauken aufzuweisen hat."

Das Leib-Dragoner-Regiment selbst hatte eine Fahne erobert, und kommen auf die ihm später einverleibten Truppentheile an Trophäen dieses Tages außerdem noch: 3 Kanonen, 3 Fahnen und ein Paar Pauken. Nach dem Journal des Regiments haben die Leib-Dragoner und andere hessische Cavallerie an diesem Tage auch noch unter dem Kommando des Generals von Urff bei Verfolgung des Feindes dessen schwere Begage erbeutet und 6 bis 700 Mann der Bedeckung gefangen genommen. Nach einem Bericht des Regiments-Komandeurs General von Hanstein haben die Leib-Dragoner in dem Gefecht bei Duderstädt am 2. und 3. Februar 1761 mitgefochten und am 15. Februar bei Langensalza ein sächsisches Bataillon attaquirt und gefangen genommen, dabei auch 1 Fahne und 3 Kanonen erobert. Der Berichterstatter schließt mit den Worten:

„Ew. Hochfürstliche Durchlaucht werden mir also zu Gnaden halten, daß dem löblichen

Regiment das Lob beilegen muß, daß es sich in der Attaque ganz extraordinair gehalten hat. Ich nehme mir daher die unterthänigste Freiheit Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht dasselbe zu fernerer hohen Gnade unterthänigst zu rekommandiren."

Nachdem das Leib-Dragoner-Regiment an den Schlachten bei Vellingshausen am 16. Juli 1761, bei Wilhelmsthal am 24. Juni 1762, bei Grueningen am 25. August 1762 rühmlichen Theil genommen, war ihm noch am Schluß des blutigen Krieges ein besonderer Ehrentag am 11. September 1762 unter den Augen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in der Affaire bei Atzenheim beschieden.

In dem Journal des kommandirenden hessischen Generals vom 9. bis 14. September wird darüber gesagt:

„Bei dem Rückzug kam die Arrièregarde ruhig bis Atzenheim, wurde aber hier von dem Feinde beunruhigt. Die Affaire wurde je länger, je serieuser. Der Feind, wenigstens 1000 Pferde stark, attaquirte unsere zu äußerst marschirenden Truppen dergestalt, daß sie sämmtlich in Konfusion zurückgingen und dem Leib-Dragoner-Regiment dergestalt nahe kamen, daß selbiges fast keine Zeit hatte, sich zu formiren. Inzwischen that solches alles, was man von braven Leuten erwarten konnte, es behielt alle contenance, formirte sich in der äußersten Geschwindigkeit und hieb in die feindlichen Escadrons so furioso ein, daß es selbige trennte, eine außerordentliche massacre unter denselben anrichtete und sie dergestalt zurückschlug, daß sie sich nicht unterstanden, den Marsch unserer Arrièregarde weiter zu beunruhigen. Gefangene wurden wenige gemacht, da die Leib-Dragoner sich mehr bemühten, die Feinde niederzuhauen, als gefangen zu nehmen.

Da das ganz außerordentlich brave Betragen dieses Regiments im Angesicht des Herzogs geschehen, so haben Hochdieselben noch an diesem Abend im Hauptquartier zu Schweinsberg dem Prinzen von Anhalt mit ganz besondern Ausdrücken und Elogen Ihre Zufriedenheit hierüber bezeigt und befohlen, dem Regiment in Höchstderselben Namen Ihre Danksagung abzustatten, und daß die bezeigte Bravour und Conduite der ganzen Armee bekannt gemacht und angerühmt zu werden meritirte." —

In den für die hessischen Truppen so beschwerlichen und unglücklichen Feldzügen gegen das französische Revolutionsheer in den Jahren 1792 bis 1795 in der Champagne, am Rhein, in Flandern und Westphalen haben Mißgeschicke aller Art die Manneszucht, den Muth, die Treue und Ausdauer der braven Dragoner niemals zu beugen vermocht, wohl aber werden zahlreiche Beispiele ihrer vortrefflichen Haltung io der Geschichte dieser Kriege erwähnt..

So theilt von Ditfurth in seinen Erzählungen aus der hessischen Kriegsgeschichte Folgendes mit:

Am Morgen des 19. April 1794 passirte die hessische Kavallerie (bei Denain) vor sehr überlegenen Streitkräften einen Engpaß im gestreckten Galopp. Da erscholl plötzlich von hinten der Ruf: Hessen Leib-Dragoner Kehrt schwenken, den Oberst heraushauen, der Oberst ist gefangen. Wie auf Kommando machte das Regiment Kehrt und jagte zurück, stieß aber auf eine ebenfalls im Galopp zurückgehende Escadron der hessischen Carabiniers, wodurch ein furchtbares Gedränge entstand. Allein das Regiment ließ seinen geliebten Kommandeur Oberst v. Schenk nicht im Stich, wenn auch bei dem erfolgten Zusammenstoß mit dem Feinde 6 Offiziere und 70 Dragoner theils den Tod fanden, theils in Gefangenschaft geriethen.

Ein österreichischer Offizier, Rittmeister von Nasty, erzählt von den Leib-Dragonern in Flandern in seiner Schrift „Züge aus dem Soldatenleben", Folgendes:

Ein aus hessischen Leib-Draganern bestehendes Kommando machte ganze sieben Wochen lang in dieser Zeit die Arrièregacde, kein Pferd wurde abgesattelt und jedes den Abend aufgezäumt. Offiziere und Soldaten legten sich neben ihre Pferde, um auf den ersten Schuß bereit zu sein.

Das Regiment hat den ganzen Krieg über mit den österreichischen Regimentern den gleichen Dienst gethan, während es doch nur die halbe Stärke hatte, also alles Ungemach, das unglaublich groß war, doppelt getragen. Mit der größten Munterkeit haben sie allen Elementen, Hunger und Durst Trotz geboten und es sich nie zu Schulden kommen lassen, überfallen zu werden."

Wie das gesammte hessische Heer, wurde auch dieses Regiment im Jahre 1806 beurlaubt. Seine letzte Garnison war Fritzlar (3 Escadrons) und Gudensberg (2 Escadrons).

Im Jahre 1809 erichtete Kurfürst Wilhelm I. in Prag eine Escadron des Regiments, welche aber noch in demselben Jahre nach Besiegung der Oesterreicher wieder beurlaubt wurde. Diese Escadron hatte an den Streifzügen nach Sachsen und Bayern, an der Einnahme Dresdens und dem Wilsdruffer Gefecht theilgenommen. Das nach Wiederherstebung des Kurstaates wieder einberufene Regiment war in den Freiheitskriegen im Jahre 1814 bei den Belagerungen von Metz und Thionville und im Jahre 1815 bei den Be-

lagerungen von Mezières und Montmorency, sowie der Einnahme von Sedan und Longwy thätig gewesen.

Als Standarte führte das Regiment in diesen Feldzügen und dann bis zum Jahre 1866 die der Escadron im Jahre 1809 von dem Kurfürsten verliehene.

Im Jahre 1866 fand der Uebergang des alten Leib-Dragoner-Regiments, (zuletzt 1tes (Leib-) Husaren-Regiment) in einer Stärke von 17 Offizieren, 47 Unteroffizieren, 48 Gefreiten, 11 Trompetern und 172 Soldaten mit 42 Offiziers- und 282 Dienstpferden in die preußische Armee statt. Es wurde als 1. hessisches Husaren-Regiment Nr. 13 formirt.

Am 10. November 1866 wurde ihm die Leib-Escadron der aufgelösten kurhessischen Garde du Corps als fünfte Escadron zugewiesen. Da aber Mannschaft und Pferde sich alsbald als zu schwer erwiesen, wurden diese unter andere Regimenter vertheilt und am 1. August 1867 aus der eigenen Manschaft die fünfte Escadron des Regiments gebildet.

In ehrender Erinnerung an seine ruhmreiche Vergangenheit erhielt das Regiment am 24. November 1866 die Standarte und die silbernen Pauken der ehemaligen Garde du Corps von dem General-Gouverneur Hessens, General der Infanterie von Werder, zum Geschenk.

Daß die Hessen sich auch unter der neuen ihnen am 3. Juli 1867 von Sr. Majestät dem König von Preußen verliehenen Standarte dos Kriegsruhms ihrer Väter würdig gezeigt haben, davon geben die dem Regiment im Kriege 1870/71 verliehenen 5 eisernen Kreuze 1. und 101 eiserne Kreuze 2. Klasse Zeugniß.

Es bildete die Divisions-Cavallerie der 22ten hessischen Division. Unter der bewährten Führung des gegenwärtig kommandirenden Generals von Heuduck nahm es an allen Kämpfen dieser sich unverwelkliche Lorbeeren errungen habenden Division theil.

Wie bei allen Menschen die Abstammung aus edlem Geschlechte ein mächtiger Antrieb ist, dem Beispiele der verdienten Vorfahren zu folgen, so wird auch dieses Regiment sich stets bewußt bleiben, daß es eine ruhmreiche Geschichte ererbt und weiter zu führen hat. Das walte Gott!

# Wie mein Vater um 1825 die Schwälmer fand.

## Die männliche Tracht.

Die filzenen Hüte sind sehr platt. Von der Einsegnung an tragen solchen Hut die Männer; allgemeine und gewöhnlichste Kopfbedeckung Erwachsener sind jedoch runde pelzene Mützen. Die Burschen, d. i. Unverheiratete, haben hinwider rote tuchene mit Seeotters-Verbrämung, oder aber grüne sammetne. Will ein Verheirateter einmal keine pelzene Mütze tragen, so wählt er eine grüne tuchene; desgleichen auch ein älterer Junggeselle. Schnüren und Büschel sind golden und silbern. Dritte Art der Kopfbedeckung sind die Fuchspelze, mit und ohne Rute.

Die Hosen sind kurz; stets von weißem Leinen oder von Leder. Daran befindet sich das lange lederne Hosen- (oder Knies-) Band.

Die Strümpfe zumeist von blauer Wolle, ohne Zwickel.

Ein wichtiges Stück der Schenkels-Bekleidung sind die Gamaschen, wie durch Jahrhunderte bei nahezu allen mitteleuropäischen Bevölkerungen. Als ein Ueberstrumpf bei Kälte und Schmutz, reichen sie zugleich übers äußerste Theil der engen Hosen und vermitteln in vorteilhaftester Weise den gesamten Schluß. Daheim nach kotigem Gange abgezogen, stehet der Mann sauber und trocken da.

Die Schuhe mit breiten messingenen Schnallen, durchstochenen Reihen- (Frist-, Spannen-) Leder und mit Riemen, die weit heraus gehen.

Schwarze seidene Halstücher; schmal; zu vollem State dann mit seidenen gestickten Bändern vorne.

Auf der Brust siehet man das Hemde, mit eingenäheter schwarzer Krone und dem Namen.

Die Westen sind von blauem Tuche, mit hellblauen Knopflöchern und Strichen auf den Taschen. Die Abendmahls-Westen sind schwarz. Die alltäglichen kommen mit der Ermeljacke, die darüber gezogen wird, überein. Keine Kragen. Knopf sitzt an Knopfe in zwiefachen Reihen. Diese sind von gelbem oder blauem Glase, oder stahlen mit messingener Einfaßung, oder aber messingen mit stahlenen Sternchen und kleinen solchen Platten. Hellblaues Glanzleinen ist der Jacke Unterfutter. Hinten keine Puffen, nur aufgeschlitzt; hier auch keine Knöpfe, aber blaue Stickerei. An den Taschen, die oben ebenwohl bestickt sind, und Kreuselklumpen haben, sind unten Zwickel.

Die gewöhnlichen Oberröcke sind von weißer Leinewand — daher in niederhessischer Mundart des Knülles die Schwälmer neben „Weeßburen“ auch „Wighßkirhrel“ heißen — mit einer Reihe großer messingener, eingebogener Knöpfe. Sie werden auch in der Kirche getragen.

Der tuchene Sonntags-Rock ist dunkelblau, ausgeziert wie Weste und Jacke; jedoch gehen Knöpfe auf einer, Knopflöcher auf anderer Seite bis unten hinab. Hinten sind keine Knöpfe.

Der Abendmahls-Rock, als drittes Gewand, ist schwarz, hat große schwarz besponnene Knöpfe und zwar auch hinten zweie, sowie aufgenähete Knopflöcher an beiden Seiten herab. Die Ermel sind umgeschlagen, mit Knöpfen und Knopflöchern.

Das nahezu bei Allen gelbe Haar wird auf der Stirne nicht geschnitten. Gar stattlich sind die Gestalten, obwohl nicht so gewaltig als in manchen niederhessischen und buchischen Strichen (zumal in den Aemtern Wildungen und Großen-Lüder). Oft sitzt der Weißkittel auf hohem nacktem Rosse. —

Hier noch ein älteres Zeugnis. Im Spätherbste des Jahres 1794 ward in ganz Hessen die „Landwehr zweites Standes“ aufgeboten. — Auf den 6. November zur Eides-Leistung nach dem zwischen Ziegenhain und Traisa gelegenen Felde — liechte Eiche genannt — hinbeschieden, erschien sämtliche aufgebotene Mannschaft in bestem Feiertags-Anzuge; nur einige, aber gehörig Entschuldigte ausgenommen. Namentlich waren die aus den vierzehen echten Schwälmer Dörfern (mit Riebelsdorf) Ausgehobenen ganz gleichmäßig in weiße Oberröcke, kurze Hosen und lange Gamaschen gekleidet, auf dem Haupte ihre volkstümliche große Pudelmütze, die sie mit grünen Tannen-Reisern gleichwie mit Federbüschen geziert hatten. So bemerkte dann auch der Gouverneur von Ziegenhain: General-Lieutenant v. Donop, in seinem Berichte, man wäre versucht worden, die Leute nicht für einen Haufen Bauern, sondern für eine auserlesene Grenadier-Schar zu halten. Ueberall der Ausdruck einer, des eigenen Werthes bewußten Wolanständigkeit. Mit lautem Zurufe und Jauchzen begrüßte die Mannschaft die dem Regimente vom Landgrafen verliehenen Fahnen, u. s. w.

Und heute!? Gilt in dieser seichten verblaßten Gegenwart noch ein schwacher Abglanz einstiger Gediegenheit und Schöne? Zerstörung altes hehren Volkstumes, das heißet Menschen-Fortschritt! Angetrunken, liederlich gekleidet, beschmutzt, so kömmt „jung-deutsche“ Mannschaft zur Gestellung. Dank aufgeklärter Erziehung ist solche ja erhaben über Vorurtheile altväterischer Sitte.

## Die weibliche Tracht.

Durchgängig eine Art von Mützen, unten mit sehr breitem seidenem Bande besetzt. Dieses ist zur Trauer allgemein schwarz; desgleichen Zeit Lebens bei Müttern, hinwider bei Jungfrauen und ungesegneten Gattinnen rot. Grund der Mütze ist braunes Glanzleinen, das über mit Zickzacken, Zweigen, Sternen und derlei in roter, oraniger, grüner Wolle bestickt ist. Ein Par breite Zubänder zum Schlunge um Hals befinden sich daran, die aber zur Arbeit über Rücken hangen. Zum Abendmahle wird ein steifes Tuch über die Mütze gewickelt, so daß der Kopf wie in einer Wolke steckt. Auch grüne oder blaue Mützen kommen gelegentlich vor.

Ein weißes Müeder mit Ermeln wird zur Arbeit wie in Niederhessen getragen. Das eigentliche Müeder ist von schwarzem Leinen, weit geöffnet und tief ausgeschnitten mit rothem verkreuztem Schnürbande. Darbei sehen entweder die Hemds-Ermel hervor, oder es sind hellblaue geschmaltete leinene Ermel angenähet. Diese sind aber kurz, oben und unten gepufft, in der Mitte gesteppt und gleichfarbig bestickt. Ein Stats-Müeder solcher Art ist von schwarzem Tuche mit Samte eingefaßt; und hierbei wird der kostbare Brustlatz getragen, von blauem rothem, grünem Samte und golden bestickt. Von den Müedern unterschieden sie die Leiberchen — „Knöppdinger“ genanut — aus schwarzem Tuche, mit schwarz-sammetnen gestickten Umfaßungs-Bändern. Vorne sind solche herzförmig geschnitten, haben auch meistens keine Ermel. Die Knöpfe sind von blauem Glase, oder wollene bunte, mit Sternerchen übernähete; die Knopflöcher blau. Hinten haben die Leiberchen Zipfel. Das Abendmahls-Leibchen ist von schwarzem Tuche, mit besticktem glattem Besatze Samtes vorne, in zwiefacher Reihe; übrigens einfach. Es wird zugehakt. —

Um den Hals werden dicke bernsteinene oder glasperlene Schnüre getragen. Die Halstücher sind von allen Farben und mancherlei Gewebe und Stoffe. Vorne werden sie eingesteckt; hinten mit daran befestigten Bändern zusammen gebunden. Diese hangen den Rücken herab. Die Halstücher sind beinahe Hande breit, reich bestickt, auch mit Golde und Silber. Gerne sind sie von weißem Bildwerke oder grün

oder oranig; auch kommen schwarz-seidene Halstücher vor, die hinten spitz herab hangen mit weißen und gelben Einfaßungs-Strichen. —

Die Röcke, die bei Mäderchen kürzer denn bei Verheirateten sind, werden meistens von schwarzem Leinen gemacht. Zur Arbeit werden auch viel blaue leinene getragen, mit oraniger Borte. An Sonntagen trägt man acht Röcke über einander alle mit andersfarbigen Borten, also daß man solche Anzahl auch gebürend wahrnehme. Im Reigen erscheint die Tanzende dann gleichsam als mit einem Regenbogen umwoben.

Zum Abendmahle schickt sich nur ein schwarz tuchener Rock mit gleichfarber Borte.

Die Schürzen, zum Abendmahle von schwarzem Damaste, sind sonst schwarz, weiß, blau leinene. Weiße gemeiniglich zur Arbeit, mit breiten oranigen Borten eingerahmt. Die Schürzen-Bänder sind wie die Rücken-Bänder. Besondere Auszeichnung aber sind beide viereckige Blätterchen an oberen Enden, bunt gestickt; hier hat ein Tänzer die Hand ligen.

Die Strümpfe sind weiße leinene, mit eingenäheten weißen Zwickeln. —

Schuhe beider Geschlechter sind überein; zum Tanze gelten bei Mäderchen auch Klötzschuhe.

Noch ist wegen der Abendmahls-Tracht einiges anzuführen. Ueber die kurzen Ermel des Leibchens wird ein blauer leinener gezogen, der nur bis zu halbem Arme reicht; darüber kommen noch baumwollene, durchbrochen gestrickte Handschuhe. Auch wird alsdann ein blaues leinenes, viereckiges, gestreiftes Tuch in die Hand genommen. —

Schwälmerinnen machen all ihren Putz selbst, und sind namentlich gar geschickt im Sticken. —

So schrieb also mein 87-jährig gewordener Vater vor nun bald 62 Jahren in sein Reise-Tagebuch durch unsere Gaue. Unser hessisches Volkstum, das Jahrtausenden getrotzt hatte, ist wesentlich der seit dem Jahre 1830 hereinbrechenden neuzeitlichen ungesunden Richtung erlegen. — Was die Tracht angehet, so dürfte diejenige des weiblichen Geschlechtes sich noch einiger Maßen, gegenüber städtischer Allfanzerei, doch behauptet haben. Ist ja das weibliche Geschlecht in allen Dingen doch zäher und bewahrsamer, in vielen Stücken gediegener, in mancher Hinsicht treuer denn das männliche. Obigen Aufsatz wünschte ich aber wohl an der Schwalm verbreitet, damit er vielleicht erhalten helfe, was noch vorhanden ist. Die Toten möchten mahnend heute reden.

v. Pfister.

# Krieg im Frieden.

## Ein Genrebild aus der Rococozeit von Joseph Grineau.

(Fortsetzung.)

Es war der Lieblingsaufenthalt der Fuldaer Fürsten des vorigen Jahrhunderts das kleine Schlößchen, das da wie ein Juwel so reizend versteckt in grüner Waldeshut, unterhalb des Jagdschlosses Bieberstein, lag.

Als der Fürstabt Constantin von Buttlar den von Adalbert von Schleifras begonnenen imposanten Viereckbau auf dem Berge vollendet, da hatte er zugleich das weit ausgedehnte Waldgebiet darunter, in das er ein allerliebstes Bauwerk gestellt, mit einem Plankenzaune befriedigt, um zahlreiches Edelwild dort zu hegen.

Sein Nachfolger Adolf von Dalberg umgab den schönen Wildpark dann mit einer Mauer, und um diese auf billige Weise aufzuführen, hatte er die Gepflogenheit, jeglichem Bittsteller, der sich in immer welcher Angelegenheit an ihn wandte, nur dann willfährig zu sein, wenn derselbe ein Stück Parkmauer errichtet hatte.

Auch Amand von Buseck, wenn er zur Sommerzeit einmal der schwülen Residenzluft entrinnen wollte, kehrte am liebsten im „Schlößchen" ein, wohin er sich aber meistens ein ansehnliches Gefolge von Prälaten und Hofleuten mitnahm.

Kaum war er heute angekommen, so ließ sich auch schon der Hauptmann Lindenau melden. Der Fürst empfing ihn in einem behaglichen kleinen Cabinet mit schönen Gobelinstapeten, wo er immer seinen „Kriegsrath" mit ihm pflog.

Ganz aufgeregt berichtete der Hauptmann das bedeutsame Ereigniß, daß vor ungefähr einer Stunde ein sehr verdächtiges Subjekt in die Außenwerke der Festung geschlichen sei, aller Wahrscheinlichkeit nach von den Würzburgischen ausgesandt, um den Plan auszukundschaften, und daß man deshalb Alles aufbieten müsse, den gefährlichen Spion einzufangen.

„Warum echauffiren Sie sich so sehr", mein lieber Lindenau?" staunte der Fürst. „Der Festungsplan hat ja leider keine Bedeutung mehr; — was liegt daran, wenn sie ihn in Würzburg kennen.

Aber der in Kriegssachen bestellte Rath sah doch weiter als sein Fürst und Herr. „Mit Verlaub, hochfürstliche Gnaden," versetzte er, „wenn die Würzburgischen, die uns ja stets feindlich gesinnt waren, den Stand unserer Operationen auskundschaften, so werden sie sofort nach Wien berichten, daß Ew. hochfürstliche Gnaden den Weiterbau der Festung trotz der Ordre vom Reichshofrath nicht eingestellt hätten; um dieses aber zu vereiteln, darf der Kundschafter nicht zurückkehren, er muß fest gemacht werden."

„Ja, er muß fest gemacht werden," wiederholte der Fürst, der die Kriegserfahrung seines „lieben Lindenau" sehr zu schätzen wußte. „Er muß fest gemacht weeden und sei es auch nur, um unseres Herrn Bruders Liebden in Würzburg zu zeigen, daß Wir Uns solche freche Spionage nicht gefallen lassen. Wir wollen ein Exempel statuiren und damit documentiren, daß auf unserem Gebiete nur unser souveräner Wille gilt."

Mit voller Herrscherwürde hatte Amandus diese Worte gesprochen, dann entließ er gnädig den Hauptmann, damit dieser Alles zur Ergreifung des würzburgischen Spions aufbiete.

Das aber war eine prächtige Gelegenheit für den Hauptmann, sein Feldherrngenie in das hellste Licht zu stellen. Er zauderte dann auch nicht, sogleich einen kleinen fröhlichen Feldzug in Scene zu setzen; die fürstlichen Leibhusaren, die sich's gerade in der Wachtstube bequem gemacht und ihre trockenen Reiterkehlen mit einem kühlen Trunk aus dem Hofkeller anfeuchten wollten, wurden plötzlich alarmirt und erhielten die Ordre, das ganze Waldgebiet abzustreifen und den landesgefährlichen Spion gefangen zu nehmen. Wer ihn ablieferte — todt oder lebendig — dem sollte eine Belohnung von zehn Gulden werden!

Und um das Ereigniß noch ganz besonders effektvoll zu gestalten, wurden sogar die neuen Kanonen auf der Feste eingeweiht, deren Donner an den umgebenden Waldbergen ein vielfältig, dröhnendes Echo weckte. — Auf diese Weise sollte die Landbevölkerung von der Flucht in Kenntniß gesetzt werden.

Doch siehe, alle Nachforschungen blieben vergeblich. Und das war kein Wunder, saß doch der, dem sie galten, bereits in sicherem Gewahrsam, in dem er sich selber unfreiwillig festgesetzt hatte.

Als nämlich Kilian, die schwere Thüre des Thurmgemaches hinter sich zugeworfen, da war der Riegel an dem alten Thürschloß vorgesprungen, und wie er nun, — nachdem er genugsam Umschau von oben gehalten — wieder hinab wollte, war die Thür verschlossen und widerstand allen Kraftanstrengungen. Nachdem er lange gewaltsam daran gerüttelt und geschüttelt hatte, ergab er sich schließlich in sein Schicksal, das am Ende ja auch gar nicht so schlimm war, da es ihm wenigstens ein freies Nachtquartier gewährte; — am anderen Morgen wollte er sich schon bemerkbar machen, da sollte sein Horn erschallen wie die Posaune von Jericho, damit sie ihn hörten und aus seinem Gefängnisse befreiten.

An Unterhaltung fehlte es ihm indessen nicht, wenn er sie auch nur aus der Vogelperspektive genoß. Unten hatte sich die glänzende Hofgesellschaft jetzt um eine Kegelbahn versammelt, die sich längs einer barock verschnittenen Taxuswand hinzog. Denn Amand von Buseck betrieb das Kegelschieben mit Leidenschaft und seine frohe Laune hob sich mehr und mehr, als er heute fast alle seine Cavaliere übertraf, und nachdem er geworfen, der aufstellende Lakai jedes Mal „Sieben G n ä d i g e!" oder „Acht G n ä d i g e!" ausrief.

Aber der Meisterwurf sollte noch kommen. Wieder flog die Kugel, geschleudert von der hohen Hand mit kraftvollem Schwung rappelnd in's Volle, und „Alle g n ä d i g e Neune!" ertönte es jubelnd und langgezogen vom Ende der Kegelbahn her.

Mit tiefen Reverenzen beglückwünschten nun die Cavaliere den fürstlichen Sieger, aber die sich gesenkten Köpfe hoben sich verwundert, als plötzlich eine schmetternde Siegesfanfare geblasen wurde, die aus den Lüften — man wußte nicht woher? — zu kommen schien. —

Doch vergaßen die Herren über ihrem Sporte auch nicht die großen Pokale, welche der Mundschenk mit köstlichem Naß gefüllt hatte; denn in in dieser Beziehung hätte es am Fuldaer Höfchen nicht besser bestellt sein können, und selbst die Würzburger mußten hierin die Segel streichen; — so stolz diese auf ihren „Stein" und „Leisten" sein konnten, die Krone blieb doch Fulda: — der edle, edle J o h a n n i s b e r g e r! In mächtigen Stückfässern lag er in dem Keller des Schlößchens aufbewahrt und auch eine andere Sorte von höchster Vortrefflichkeit fand sich daneben: der S a l e c k e r, der gleichfalls ein v a t e r l ä n d i s c h e s Gewächs war.

Als es dunkel geworden, zogen sich die Zecher in's Schlößchen zurück, aus dem noch lange ihre fröhlichen Stimmen ertönten, und die Fenster hellen Schein warfen.

Dann verlöschten die Lichter und tiefe Ruhe umfing den kleinen Bau. Nur in den Wipfeln

der hohen Bäume rauschte es traumhaft, und die Wellen des mondbeglänzten Teiches schienen schlummertrunken zu flüstern. Wie verzaubert lag jetzt die ganze Herrlichkeit in feenhafter bläulicher Beleuchtung. Der junge Mann am Thurmfenster aber nahm sein Horn und ließ die schönsten Melodien darüber hinziehen: ein Gruß seinem Lieb! —

Es war Morgenfrühe. In dem Waldschlößchen regte sich noch nichts, nur aus dem Marstalle klang das Stampfen und Wiehern der Pferde. Der Herr Wachtmeister wollte gerade einmal nachsehen, ob dort Alles in der gehörigen Ordnung sei, doch änderte er rasch die Richtung seiner sporrenklirrenden Schritte, als er am Waldessaume eine zierliche Mädchengestalt erspähte. Alle Wetter, das war ja das hübsche Kind, das sich seit einiger Zeit bei dem alten Wildmeister Buchmann befand. Die kam doch auch nicht so von ungefähr daher, das geschah gewiß dem schönsten Mann der Schwadron zu Gefallen, und der war der Herr Wachtmeister selber!

Eroberungslustig wirbelte er die spitzen Enden seines langen Schnauzbartes in die Höhe und eilte der Kleinen entgegen, die in dem thaufeuchten Grase graziös das Kleid geschürzt hatte, so daß die niedlichsten Füßchen sichtbar wurden, die je in kokett beschleiften Hackenschuhen steckten.

„Guten Morgen, mein allerschönstes Jungfräulein", grüßte der schönste Mann der Schwadron galant, indem er gravitätisch die Hand an die hohe Bärenmütze legte, von der ein langer rother Sack herabbaumelte. Ich hätte Ihr gestern schon gern einmal in die Blitzaugen sehen mögen, aber da war ja der Teufel los mit dem Malefizspion, und kaum hier angekommen, hatten wir keine Ruh' und mußten ihm auf die Fersen."

„Und seid Ihr dem gefährlichen Menschen auf die Spur gekommen, Herr Wachtmeister?" fragte das hübsche Mädchen gespannt.

„Nein, holdseliges Jungfräulein, der Henker mag wissen, wo der Kerl sich hinversteckt hat. Alle Büsche haben wir vergebens abgesucht, und die dummen Bauern haben ihn auch nicht festgehalten, — die haben geglaubt, als die Kanonenschüsse dröhnten, es sei Krieg im Lande. Heut' soll nun der Tanz von Neuem losgehen."

„Ach, Herr Wachtmeister, der arme Bursche hat Ihm doch eigentlich gar nichts zu Leid gethan — laß Er ihn doch entschlüpfen", bat die Kleine mit einem unwiderstehlichen Augenaufschlag.

Aber sie kannte doch sein Pflichtgefühl schlecht. „Schwerenoth, was verlangt das Jungfräulein vom Wachtmeister der fürstlichen Leibhusaren?" rief er, stolz in die Brust sich werfend. „Der Sappermenter hat ja den Plan zu unserer Landesfestung in der Tasche! Weiß Sie es, was das heißt? das ganze Land ist in Gefahr, wenn wir ihn nicht unschädlich machen, diesen Erzgauner. Hängen muß er an dem höchsten Baum, daß dort noch nach hundert Jahren seine Knochen rappeln sollen."

Die Kleine war bei diesen grimmigen Worten ganz bleich geworden. „Er ist doch ein recht böser Mann, Herr Wachtmeister", schmollte sie mit bebender Stimme.

„Was?" Kleine Hexe schau' Sie mich doch einmal an mit Ihren verteufelten Augen, ob Sie mir wirklich böse sein kann?" fragte der schönste Mann der Schwadron siegesbewußt, indem er sich jetzt zärtlich herabneigte und das gesenkte Köpfchen aufzurichten suchte.

Aber was war das? Ein heller Klang ertönte plötzlich, und das schöne Jungfräulein fuhr blitzschnell herum und starrte sekundenlang nach der Fensterlucke des Thorthurms, wo ihr eifersüchtiger Schatz mit seinem Waldhorn sichtbar war. Dann setzte sie in raschen Sprüngen wie ein flüchtiges Reh über den Wiesengrund, während es von oben schier wehmüthig und anklagend durch die morgenstille Luft hallte:

„Und e bisele Lieb',
Und e bisele Treu',
Und e bisele F a l s c h h e i t
Ist alleweil dabei."

„Wettermädel!" rief der Herr Wachtmeister aus, und blickte ihr ganz verdutzt nach, bis sie in dem dunklen Thorbogen verschwunden war.

Nanderl aber stürmte mit fliegendem Athem die Thurmtreppe hinan.

„Kilian, mach auf", rief sie heftig an der Thüre pochend.

„Herzensschatz!" tönte es von innen. „Ja, wenn nur das verwünschte Schloß nachgäbe! Ich hab' mich selber eingesperrt und sitze schon seit gestern hier."

Beide rüttelten nun mit vereinten Kräften an der Thüre, aber sie ging nicht auf.

„Ach Kilian, verhalte Dich um Gotteswillen nur ruhig und blase nicht wieder auf dem Horn", bat Nanderl ängstlich. „Wenn Dich der Husarenwachtmeister entdeckt —"

„Meinst Du den martialischen Kerl mit der rothen Nase, mit dem Du eben so schön gethan?" unterbrach seine Stimme sie zornig. „Nanderl, Nanderl, was hast Du mit dem zu schaffen? Machst Du seinetwegen so frühe Promenaden?"

„Wie kannst Du so was denken?" eiferte sie gekränkt. „Deinetwegen, nur um Dich zu suchen, bin ich aus dem Haus geschlüpft, während der Onkel das Wild füttert. Ich wußte ja, daß Du in der Nähe, gestern Abend hörte ich lange Dein Horn erklingen, aber die Angst, daß sie Dich finden würden, hat mich bald umgebracht. Ach Kilian, sie suchen Dich überall und der Onkel hat gestern getobt vor Zorn, daß er Dich nicht festgepackt. Du seist ein gefährlicher Spion, der die Festung verrathen wolle —" Die Stimme erstarb beinah im Schluchzen. „Ach Kilian, ich will zum Fürsten gehen und fußfällig für Dich bitten. —"

„Aber Herzenzschatz, wie kannst Du Dir nur solchen Unsinn vorschwatzen lassen", lachte seine frische Stimme ganz übermüthig in ihr Wehklagen. „Mich scheert keine Festung der Welt, das will ich dem Fürsten selber sagen, und daß ich nur Deinetwegen hergekommen bin. Schatzerl, so weine doch nicht, Donnerwetter, wenn nur die verwünschte Thür aufging; nun sind wir uns so nah' und ich kann Dir doch keinen Kuß geben! Ich muß Lärm machen, daß man mir aufmacht.

„Ach Liebster, Einziger, ich bitte Dich, verrath' Dich nicht selber und bleib' in Deinem sichern Unterschlupf", flehte Nanderl erschrocken. „Wenn der Hof wieder fort ist, dann laß' ich durch einen Wildwärter, der verschwiegen ist, die Thüre aufbrechen."

„Und da soll ich wohl bis dahin verhungern, vom Durst gar nicht zu reden", klang es wehmüthig von innen.

„Wart' Liebster, ich bring' Dir was zu essen — ach, ja so, die abscheuliche Thüre" — ich kann es Dir ja gar nicht zustecken."

„Weißt Du was, Nanderl", rief er plötzlich vergnügt aus. „Hier liegt ein Seil in der Ecke, das lasse ich zum Fenster hinaus, und Du kannst mir dann unten etwas Genießbares daran binden — willst Du, Schatzerl?"

„Freilich, freilich. Ob ich will, mein Bester?" jubelte Nanderl und sie flog schon die Stiege hinab. Dann huschte sie nach dem Jägerhaus, das nur durch ein kleines Stückchen Wald von dem Thor getrennt war. Der Onkel war zum Glück noch im Wildpark; hurtig schlüpfte sie in die Speisekammer, um einen Handkorb mit einigen ausgewählten Vorräthen zu bepacken, mit dem sie dann wieder rasch zurück durch die Thorfahrt schlüpfte.

Richtig, da baumelte auch schon das Seil von oben herunter. Nanderl sah sich ein wenig scheu nach allen Seiten um — der Wachtmeister war glücklich fort und sonst auch Niemand sichtbar! — Dann öffnete sie den Korb und langte zuerst einen Schwartenmagen von respektabler Größe heraus, um den sie das Seilende wickelte und fest verknüpfte, bevor es, von Kilian aufgezogen, seine Luftreise antrat.

„Paß auf, Schatz", rief sie hinauf und blickte dann, das flechtengekrönte Köpfchen in Nacken zurückwerfend, dem schwebenden Gegenstand nach, als plötzlich eine laute Stimme ertönte: „Ei, was ist denn das hier für ein seltsamer Transport?"

*Nanderl fuhr herum und wäre vor Schrecken* beinahe in die Kniee gesunken: vor ihr stand kein Anderer als — der Fürst!

(Schluß folgt.)

## Erinnerung.

Gebettet bist Du längst in Ruh'
Und fern der Erde Kümmernissen,
Doch ist mir oft, als lägest Du
Noch bleich und sterbekrank im Kissen,
Als ob ich noch wie einstmals fände
An Deinem Lager dumpfe Rast,
Als hielt' ich immer noch umfaßt
Still weinend Deine heißen Hände.

So saß ich Tag und Nächte lang
Und lauschte Deines Odems Wehen,
Ich hielt Dich in den Armen bang
Und sah und fühlte Dich vergehen.
Bis zu der Stunde, da der letzte
Mir ward, der halberstarrte Kuß
Und meiner Thränen heißer Guß
Dein stilles theures Antlitz netzte.

Die Zeit verrinnt! O Menschenblut,
Wer bändigt uns das rothe, rasche!
Der Lebensfreude flüchtig Gut,
Wer ist, der gierig es nicht hasche!
Auch mich umwand mit goldner Kette
Fest des Genusses süße Macht:
Gott weiß, dann hab' ich nicht gedacht
An Dich und an Dein Schmerzensbette.

Nun aber blutet, die sich schloß,
Auf's Neu' die tiefe Herzenswunde,
Nun klagt mich an, daß ich genoß,
Laut jede froh verlebte Stunde,
Ob schmeichelnd meine Stirn umwehe
Der Hauch des Glücks: mir ist bewußt,
Das zwischen mir und jeder Lust
Dein lieber Schatten traurig stehe.

P. Saul.

## Lenz.

Hast du, wärmende Lenzessonne,
Heißen Abschiedskuß auf das silberhaarige,
Sterbende Haupt
Greisen Winters gedrückt

Und bei Zephyrs Gesang durch helle,
Gold'ne Strahlen Blumen und Gräser, Wiesen und
Auen und Hag
Langem Schlummer erweckt;

Dann entsprießet des Dichters Busen
Manches Lied von minnigem Gruß, und sehnende
Liebe entquillt
Ueberströmend der Brust.

Still! die Nachtigall jubelt. Hörst du,
Wie der Abendwind in den Bäumen lispelt und
Flüstert und raunt?
Hörst du, hörst du es wohl?

Und da drunten im Thale einsam
Ruht und träumt beim Ton der Schalmei der
fröhliche
Hirte, nur dich,
Dich im Herzen, Natur!

Johann Lewalter.

## Aphorismen.

Wenn wir immer nur dem Verstande folgen wollten, so würde manche schöne und edle That ungeschehen bleiben. Auch die Stimme des Herzens weist uns oft auf den rechten Weg, räth uns was wir zu thun oder zu lassen haben und leitet uns als sicherkundiger Führer zum Ziele.

* * *

Die Thorheit liebt zu schwatzen, die Weisheit aber kargt mit Worten, weil ihr diese als Vermittler von Gedanken gelten.

* * *

Wer Null und Nichts zu verbinden sucht, wird immer einen glatten Rechnungsabschluß haben, ein Facit, das an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt.

* * *

Drei Dinge sind, die jedem Manne zur Zierde gereichen. Nur selten von sich selbst, von den Verdiensten Anderer mit rückhaltloser Anerkennung und niemals um des Redens selbst willen zu reden.

Wie auch das klarste Bild in erkrankten Augen getrübt oder verzerrt erscheint, so gerathen in konfusen Köpfen selbst die einfachsten Wahrheiten in Verwirrung, verwandeln sich in Seltsamkeiten oder Marotten, die besonders da bedenklich werden, wo sie Anspruch auf eine ernste Würdigung erheben.

* * *

Aller Gesänge mächtigsten nenne ich Dich, urewiger Dreigesang der Zeittöchter, deren die älteste vom Gewesenen, die andere von dem was ist und mit tiefherabgezogenem Schleier die dritte vom Zukünftigen singt; — inhaltlich verschiedene, aber in gleichen Rhythmus tönende, sich gegenseitig ergänzende und erklärende Strophen, wie die dreigestaltige Mutter sie lehrte, die end- und anfanglose, Alles bewältigende, den Willen der Menschen und Götter zwingende Zeit.

* * *

Um den Weg zum wahren Glücke finden zu können, müssen uns zwei Gefährten zur Seite gehen, zur linken die Liebe und zur rechten die Freundschaft.

* * *

Ein kluger Musiker stimmt erst sein Instrument, ehe er seine Weisen spielt, und ein Verständiger bedenkt und prüft zuvor, was er sagen und gehört wissen möchte.

Feodor Löwe.

## Aus alter und neuer Zeit.

Nekrolog. Wenige Wochen sind verflossen, seit wir das Hinscheiden eines rühmlichst bekannten hessischen Künstlers, des Geheimen Hofraths Ludwig Sigismund Ruhl, des ehemaligen Direktors der hiesigen Akademie der bildenden Künste, zu melden hatten, heute liegt uns die Pflicht ob, einem seiner hervorragendsten Schüler den Nachruf zu widmen. Am 31. März starb zu Düsseldorf an Herzlähmung der Landschafts- und Genremaler August Levin von Wille. Derselbe war 1829 zu Kassel geboren, wo sein Vater als Konsistorialdirektor wirkte. Seine Mutter, eine geborene v. Hachenberg, war vom Landgraf Friedrich II. über die Taufe gehalten worden, und seine Großmutter versah die Funktionen einer Hofdame bei der Landgräfin Philippine. Schon frühzeitig zeigte A. L. v. Wille Neigung und Talent für die Malerei. Sich für diesen Beruf vorzubereiten und auszubilden, hatte er an der kurfürstlichen Akademie der bildenden Künste die beste Gelegenheit. Sein specieller Lehrer wurde der noch lebende hochbetagte, als Künstler Lehrer und Schriftsteller gleich ausgezeichnete Professor Friedrich Müller. Nachdem Wille seiner — als Künstler einjährigen — Militärpflicht bei dem hessischen Jäger-Bataillon genügt, wandte

er sich nach Düsseldorf, um auf der dortigen Akademie seine künstlerische Ausbildung zu vollenden. Daß schon das, was er an Arbeiten mit nach Düsseldorf brachte, höchst beachtenswerth war, beweist der Umstand, daß jüngeren Schülern seine Landschaften zum Kopiren übergeben wurden. Abgesehen von einer Unterbrechung von wenigen Jahren, die er in Weimar verbrachte, hat Wille bis zu seinem Tode in Düsseldorf gewirkt und ist selbst als einer der hervorragendsten Vertreter der nach dieser Stadt benannten alten Schule anzusehen. Mit reichem technischen Können verband der Verewigte eine warme poetische Auffassung. Mit besonderer Vorliebe behandelte er romantische Vorwürfe. Zuerst zeichnete er u. A. phantastische Park-Kompositionen. Zu prächtigen Mondscheinlandschaften suchte er die Sujets am Rhein und an der Mosel auf und versah sie oft mit mittelalterlicher Staffage. Auch in seinen späteren figürlichen Werken ist er dem ihm von Jugend auf eigen gewesenen Zug der Romantik treu geblieben. Kräftige Farbe und musterhaft sorgfältige Zeichnung sind besondere Vorzüge seiner sehr zahlreichen Arbeiten, von denen auch eine sich im Besitz des Kunstvereins zu Kassel befindet. Von seinen Werken wollen wir hier die folgenden besonders hervorheben: Der Elisabeth-Brunnen auf der Wartburg, das Wartburgthor, Hundefütterung, (Genrebild), Waldlandschaft mit Jagdstaffage, der innere Hof der Wartburg mit Luther's Ankunft, Wirthshausleben im 17ten Jahrhundert, Luther in Haft gebracht, Besuch im Kloster, Straße in Marburg bei Mondschein und Brand der Düsseldorfer Akademie. A. L. v. Wille war auch von Charakter ein edler liebenswürdiger Mensch. Seine ihm schon längere Zeit im Tod vorausgegangene Gattin — die bekannte Thiermalerin Clara v. Böttcher — beschenkte ihn mit drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter. Die letztere starb in noch sehr jugendlichem Alter und der älteste Sohn, welcher Offizier war, wurde vor mehreren Jahren im Pistolen-Duell getödtet, welcher Schicksalsschlag den Vater auf das Schmerzlichste traf. Der ihn überlebende Sohn ist ebenfalls Maler und dürfte eine bedeutende Zukunft haben. Z.

* * *

Ueber die Rathhäuser der Stadt Kassel. Die in einer der letzten Sitzungen des Bürger-Ausschusses vorgekommene Besprechung der Rathhaus-Frage giebt Veranlassung, die Geschichte der Rathhäuser in unserer Stadt zu erörtern. Bekanntlich hatte jeder der beiden älteren Stadttheile: Altstadt und Unterneustadt, sein besonderes Rathhaus, und mit Erhebung des dritten Stadttheils, der sog. Freiheit, um das Jahr 1330 unter Landgraf Heinrich II., dem Eisernen, kam noch ein drittes hinzu. In Folge der einige Jahrzehnte später ausgebrochenen Unruhen wurde nach deren Beilegung durch Vertrag der bisherige dreifache Rath der Stadt Kassel abgeschafft und bestimmt, daß künftig nur ein Rath sein solle (1378). Folgeweise bedurfte es nunmehr auch nur eines Rathhauses, und dies war denn das Rathhaus der Altstadt auf dem Altmarkt. Dasselbe befand sich an der Stelle, wo jetzt das Haus des Kaufmanns Lorentz ist, Nr. 29 Altmarkt am Eingange der unteren Marktgasse. Von diesem ältesten Rathhause der Stadt ist aus der Geschichte nur bekannt, daß daselbst im Jahre 1375, also noch zur Zeit der obigen Unruhen eine Versammlung von Bürgermeistern und Abgeordneten der Städte Hessens „diesseits des Spießes", also der niederhessischen Städte tagte, um über die vom Landgrafen gestellte Forderung eines allgemeinen Ungelds auf Lebensbedürfnisse einen Beschluß zu fassen, welcher natürlich dem Landesherrn nicht zusagte.

Im Jahre 1408 wurde ein neues Rathhaus nicht weit vom alten in der Fischgasse aufgeführt, welches bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts bestand, wo es zur Verbreiterung der Straße abgerissen wurde. Seitdem wird das ursprünglich nur für die Oberneustadt bestimmt gewesene und dazu auch genügende Rathhaus als solches für die ganze Stadt benutzt. Die von Vielen gehegte Hoffnung, ein den Verhältnissen entsprechendes, auch durch seine äußere Schönheit hervorragendes Gebäude mitten in der Stadt zu erschauen, ist leider bis jetzt nicht erfüllt worden, obgleich sich manche kleine Städte eines derartigen Schmucks erfreuen.

Der Zweck dieser Zeilen ist:

1. Näheres über das erwähnte älteste Rathhaus der Altstadt, sowie über die Lage der Rathhäuser der Unterneustadt und der Freiheit zu erfahren;
2. Die Anlegung eines Rathhauses in der Mitte der Stadt, etwa durch Benutzung und Ausbau desselben für Aufgebung des Einquartierungs-Freiheits-Privilegs überlassenen bisherigen Regierungsgebäudes anzuregen. R. U.

* * *

Am 1. d. M. schied aus dem Amte der Direktor des Gymnasiums zu Koburg, Oberschulrath Dr. Karl Weismann. Nach einer über 30jährigen reich gesegneten Wirksamkeit in unserem Hessenlande folgte derselbe dem ehrenvollen Rufe als Direktor an das Gymnasium illustre zu Koburg. Am 9. November 1885 feierte er unter allgemeinster Theilnahme seiner früheren Schüler das fünfzigjährige Dienstjubiläum. Seine letzten Schüler brachten ihrem hochverdienten und geliebten Direktor an dem Tage seiner Amtsniederlegung einen imposanten Fackelzug, welchem sich ein Kommers anschloß. Möge dem hochverehrten Manne als Lohn für sein der Erziehung und Bildung der Jugend geweihtes, arbeitsreiches Leben ein heiteres Alter in rüstiger Gesundheit und ungetrübter Geistesfrische beschieden sein. A.

* * *

Mit dem 1. April ist der Präsident der Justizprüfungskommission und vortragende Rath im Justizministerium Dr. Adolf Stölzel zum ordentlichen Honorarprofessor in der juristischen Fakultät der Universität Berlin ernannt worden. An der Berliner Universität ist diese unserem Landsmanne zu Theil gewordene Auszeichnung eine seltene. Seit Errichtung der Universität wurden bis jetzt nur 9 Gelehrte zu

Honorarprofessoren gewählt: der Philosoph Hartig; die Theologen Theremin, Frommann, v. d. Goltz, Brückner; ferner Generalarzt Lauer, Aegidi, Lazarus und der Chirurg Edm. Rose. A.

* * *

Gegen Ende März d. J. stieß in Ertzebach; einem kleinen Waldorte bei Hersfeld, ein Bauer beim Graben auf einen mit Brakteaten, d. h. blattartig dünnen Silbermünzen, gefüllten Topf. Im Ganzen mögen es gegen 150 Stück gewesen sein, die aber nicht alle in einer Hand vereinigt werden konnten. Die meisten gehörten ihrer Umschrift nach den Aebten Siegfried von Hersfeld 1180—1200 und Johann I. von Hersfeld 1201—1213 an. Außer diesen sind noch einige Dynastenbrakteaten vorhanden. Die Größe der Stücke beträgt etwa diejenige eines 2 Thalerstücks, nur sind sie natürlich viel dünner; die Erhaltung und Prägung ist vortrefflich, überhaupt gehören diese Brakteaten zu den schönsten, welche jemals in Hessen gefunden sind. Dr. G.

## Hessische Bücherschau.

„Der Born der Liebe. Eine hessische Sage. Dichtung in zehn Gesängen von Hugo Frederking. Bromberg. Mittler'sche Buchhandlung (E. Fromm) 1885.“ Der Inhalt der hessischen Sage, welche der Verfasser seinem Epos zu Grunde legt, ist kurz der folgende:

Ein junger Handwerksmeister liebt die einzige Tochter des Bürgermeisters von Spangenberg. Letzterer sucht seinen Lebensruhm darin, den Mitbürgern eine Quellenleitung zu verschaffen; diese Aufgabe kostet Geld und unsägliche Schwierigkeiten. Der Alte läßt sich zur Verbindung seiner Tochter mit dem von ihm gehaßten Neffen unter der Bedingung herbei, daß letzterer in einem Jahre das Brunnenkunststück vollbringe. Die Fertigstellung des Brunnens wird schließlich durch den Tod der beiden Liebenden erreicht, welche an den Folgen der überanstrengenden Arbeit sterben. Der halb wahnsinnige Bürgermeister sieht sein schwer errungenes Werk dastehen und endet dann gleichfalls.

Ort und Zeit, in welcher der Dichter uns versetzt, sind uns durch Kinkels Dichtung „Otto der Schütz“ nahegerückt. So haben wir einen festen Boden unter den Füßen und Frederking versteht es, diesen historischen Hintergrund in geeigneter Weise zu verwerthen. Gut ist die Charakteristik der einzelnen Personen, die in lebensvoller Wirklichkeit vor uns treten; die Behandlung zeugt von poetischer Begabung und Formtalent, nicht zum Mindesten in den eingestreuten Lieder, obwohl diese den epischen Charakter des Ganzen zu durchbrechen scheinen. In Bezug auf die Behandlung des Reimes möchten wir wünschen, daß der Verfasser bei einer zweiten Auflage noch etwas nachfeilen wollte. Wir glauben, daß das Buch (dessen Preis bei elegantem Einband 4 M. beträgt), in Hessen viele Freunde gewinnen wird, um so mehr, als es ein erfreuliches Zeichen ist, daß auch in unserer Zeit die strengere epische Dichtung noch Jünger findet. S.

Heimathskunde von Kassel und Umgegend. Bearbeitet von A. Gild, Kassel. Verlag von Ferdinand Keßler. 1885. Preis 60 Pfg. Die vorliegende Schrift ist keineswegs nur Schulbuch, sie bietet vielmehr auch des Interessanten genug für jeden Bewohner von Kassel und Umgegend, dann aber auch für jeden Auswärtigen, der Kassel und seine Umgegend kennt oder genau kennen lernen will, wie insbesondere noch für jeden Lehrer, der seinen Heimathsort und dessen Umgegend, gemäß den neuesten Forderungen der Methodik an den hochwichtigen Gegenstand der speziellen Heimathskunde, bearbeiten will. Dazu enthält das Büchlein eine Beschreibung des Regierungsbezirks Kassel, die für jede Schule in der vorliegenden Form benutzt werden kann. Der Bewohner von Kassel findet in demselben den wesentlichen Inhalt der Geschichte von Kassel (man könnte das Büchlein in diesem Sinne den „Kleinen Piderit“ nennen), der Auswärtige einen „Führer“, der nichts Wesentliches unerwähnt und unerklärt läßt, der Lehrer ein brauchbares Unterrichtsmittel. Wir empfehlen daher das Büchlein auf das Angelegentlichste. B.

---

## Briefkasten.

Mehrere Mitarbeiter. In Folge eines Versehens, das wir zu entschuldigen bitten, erfolgt theilweise erst heute an dieser Stelle die Beantwortung mehrfacher an uns gerichteter Briefe u. s. w.

F. T., J. L. in Kassel, C. Pr. Wächtersbach, H. Fr. Bromberg. Wird baldigst benutzt.

R. T. Kassel, E. B. Marburg, J. T. Sontra, A. S. Arnstadt. Bereits Gedrucktes können wir nicht verwenden. Wir bitten Sie daher, uns recht bald durch Einsendung von Originalbeiträgen zu erfreuen.

Ehemaliger Hersfelder Gymnasiast, Kassel. Würden Sie uns nicht Ihre Adresse angeben? Wir hätten mit Ihnen wegen etwaigen Abdruckes Ihrer Einsendung Rücksprache zu nehmen.

R. Hanau. Wird nach Wunsch besorgt.

Nach Frankfurt a. M. Mit dem Artikel „Die Schätze des alten Kurfürsten“ beginnen wir in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift.

R. J. Colima (Mexiko). Freundlichsten Dank und hessischen Gruß „Ueber's Meer.“ Die Einsendung wird demnächst verwendet werden.

---



Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.




№ 9. Kassel, 1. Mai 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, am 1. und 15. jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das **„Hessenland“** eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.

## Auf Wilhelmshöhe.

Auf Wilhelmshöh' beim Sonnenneigen
Da rauscht's in aller Bäume Zweigen
Mit tiefgeheimnißvollem Klang
Und hallt's im Wind wie Geistersang:

Als vor des Todtenrichters Throne
Der Dritte der Napoleone
Entkrönten Haupts und in der Hand
Nicht mehr das Kaiserscepter stand —

Da sprach zu ihm, der Werk' und Tage
Der Menschen wägt mit strenger Wage:
Auf wechselvoller Lebensbahn
Hast du der Uebel viel gethan.

Gebrochne Schwüre, frevle Spiele
Sie waren Staffeln dir zum Ziele,
Zur Höhe, die dein Stolz begehrt,
Zur Macht, der keine Schranke wehrt.

Viel ward des Bluts durch dich vergossen,
Das deinem Ergeiz nur geflossen.
Dir, der vors Auge sich der Welt
Als Fürst des Friedens hingestellt.

Doch deinem kecken Frevelmuthe
Erschien mit ehrner Flammenruthe
Der Rächer, der dein Haus mit Schmach
Belud und deinen Schild zerbrach.

So hoch du stiegst, bist du gefallen,
Als eine blut'ge Warnung Allen,
Die auf des Glückes Treue baun
Und thöricht ihrem Stern vertraun.

Doch einer deiner Thaten wegen,
Die deinem Willen du entgegen,
Allein nach höher'm Schluß vollbracht,
Sei milder deiner Schuld gedacht.

Weil du das deutsche Volk geeinigt
In Fahr und Noth, soll, nicht gereinigt,
Doch mehr entsühnt von Haß und Fluch
Dein Name stehn im Schiksalsbuch.

Steig nieder in das Reich der Schatten
Mit jenen, die gefrevelt hatten
Wie du, im ew'gen Dämmerlicht
Zu warten auf das Weltgericht . . . .

So rauscht's in Zweigen, die vor Jahren
Einst den gefangenen Cäsaren,
Den Schmuck der Herrschaft abgethan,
In ihrem Schatten wandeln sahn.

Leodor Löwe.

# Von den Schätzen des alten Kurfürsten.

„Von den Schätzen des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen wollen Sie erzählen? Der hatte ja keine Schätze, überhaupt nichts; war, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen, ein armer Mann.“

„„Wie kommen Sie zu einer solchen absonderlichen Meinung?““

„Ja, das ist die Ansicht, welche in einer in dem Prozesse gegen die Philippsthaler Agnaten eingereichten Denkschrift verfochten worden ist, in welcher es ausdrücklich heißt, es sei nur eine Phrase, von einem reichen hessischen Fürstenhause zu sprechen.“

„„Darauf habe ich Ihnen zu entgegnen, daß einzelne Prozeßschriften eine höchst unzuverlässige Geschichtsquelle sind, daß bekanntlich, wer zuviel beweist, nichts beweist, und daß ich über die betreffenden thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse besser unterrichtet bin, als der Verfasser der Denkschrift, mag nun die Abfassung dieses Opus an der Fulda oder an der Spree entstanden sein.““ —

Der alte Kurfürst besaß, namentlich wenn man den damaligen Werth des Geldes veranschlagt, vor der französischen Occupation ein enormes Vermögen, insbesondere auch baare Mittel. Allerdings war er nicht Eigenthümer aller dieser Schätze. Ein großer Theil, die sog. Kriegskasse, gehörte dem Lande, d. h. der alten Landgrafschaft Hessen; Schaumburg und Hanau hatten daran kein Recht, wohl aber die niedere Grafschaft Katzenellenbogen, Kasseler Antheils. Der Landesherr konnte über die Revenuen der Kriegskasse, wenn auch keineswegs nach Willkür, verfügen. Im Jahr 1806 belief sich der Bestand derselben auf rund 52 Millionen jetzigen Geldes.

Der Kurfürst besaß nun aber weiter ein sehr bedeutendes Kapitalvermögen, welches er zum bei weitem größten Theile während seiner zwanzigjährigen Regierung erworben hatte, und worüber er frei unter Lebenden und von Todeswegen verfügen konnte, nur den kleineren von seinem Vater bereits ererbten Theil war er seinem Regierungsnachfolger zu hinterlassen schuldig. Ohne Nachforschung in den Archiven wird sich der Bestand dieses Vermögens, des ererbten sowie des erworbenen, nicht ermitteln lassen; daß derselbe sich jedoch auf mehr als 30 Millionen Mark belaufen hat, ergiebt sich daraus, daß die Franzosen einen Kapitalbestand von 30 oder 33 Millionen Francs erbeuteten.

Bezüglich der Schätze des Kurfürsten hat sich nun die Mythe gebildet, dieser habe sie im Jahr 1806 dem alten Rothschild, der damals noch in der Judengasse zu Frankfurt wohnte, zur Aufbewahrung übergeben, und dieser habe sie 1813 dem Kurfürsten nebst inmittels gelaufener Zinsen ehrlich und prompt restituirt. So ist die Sache aber nicht gewesen. Allerdings bestand schon eine alte Verbindung zwischen, wie die Rothschilds sich auszudrücken belieben, den Häusern Hessen und Rothschild. Der alte Amschel hatte als hessenkasselscher Schutzjude vom frankfurter Senat die Permission erlangt, in Frankfurt zu wohnen. Er mochte schon mannigfache Geschäfte mit der Kammerkasse in Hanau gemacht haben, aber ein so unvorsichtiger Mann war der Kurfürst nicht, daß er sein ganzes Kapitalvermögen einem zu jener Zeit noch ziemlich unbedeutendem Geschäftsmanne in einem so exponirten Ort wie Frankfurt anvertraut haben sollte. Der wahre Hergang war vielmehr folgender. Die Kriegskasse, fast gänzlich aus englischen Inhaberpapieren bestehend, wurde noch rechtzeitig über die Elbe nach Itzehoe gerettet. Später nahm sie der Kurfürst mit nach Prag, und benutzte 1813 die durch Verpfändung der Papiere erhaltenen Summen, wie erzählt wird, zur Unterstützung Preußens, welchem ein Darlehn von 13 Millionen Thaler zu geben, er sich noch in Kalisch anheischig gemacht haben soll. Die Kriegskasse war also bei Rothschild nicht hinterlegt. Ebensowenig war dieses mit dem größten Theile der Kapitalien der Fall, die dem Kurfürsten auch dem Eigenthume nach zustanden. Dieser Theil 30 oder 33 Millionen Franken war zinstragend an deutsche Fürsten, Reichsgrafen, Reichsstädte und an reichsritterschaftliche Korporationen verliehen. Nun war es im Jahre 1806 unmöglich, diese Kapitalien flüssig zu machen. Nach der Occupation mußte man sich damit trösten, daß diese Schuldverhältnisse den Franzosen nicht bekannt werden würden, worüber unten noch einiges gesagt werden soll. Hier genügt die Darlegung, daß dieser weitere erhebliche Theil des kurfürstlichen Kapitalvermögens bei Rothschild nicht hinterlegt sein kann. Das ganze, diesem anvertraute Kapital wird sich kaum auf einige Millionen Mark belaufen haben. Der Kurfürst Wilhelm I. war ein viel zu guter Haushalter, um große Baarbestände nutzlos liegen zu lassen. Dessenungeachtet hat sich die Mythe gebildet und wird hartnäckig festgehalten, der Kurfürst habe *seine* Schätze bei Rothschild

niedergelegt. Auch Schlosser drückt sich so aus, und im Besitze der Rothschilds soll sich ein Bild befinden, auf welchem der Kurfürst in das Rothschild'sche Haus in der Judengasse eintretend dem Amschel Rothschild eine ganze Anzahl Geldfässer überweist. Nur soviel ist gewiß, die Judengasse wäre nicht groß genug gewesen, die Wagen aufzunehmen, welche zum Transport der kurfürstlichen Schätze in Silber nöthig gewesen wären. Nun ist zwar richtig, daß, was die Beurtheilung von Rothschild's Handlungsweise betrifft, es ganz gleichgültig ist, wieviel ihm der Kurfürst anvertraute; es ist jedoch bezeichnend, daß man Rothschild, weil er so handelte, wie man es von jedem ehrlichen Manne erwarten darf, so gepriesen hat und noch preist. Die Nachkommen hätten das, richtig angesehen, als Beleidigung aufnehmen müssen. Wir wollen seinem Andenken als eines ehrlichen Mannes nicht zu nahe treten, aber er könnte sich die Sache doch auch als Kaufmann überlegt haben. Wollte er die Sache den Franzosen und zwar in der Hoffnung verrathen, einen erheblichen Theil des Kapitals nachgelassen zu erhalten, so konnte diese Hoffnung doch täuschen. Sein guter Ruf als Geschäftsmann wäre auf immer vernichtet gewesen, nnd endlich konnte er mit dem Gelde des Kurfürsten, der sicherlich nicht mehr als drei Prozent erhielt, während er selbst fünzehn damit verdiente, eben mehr verdienen, als die Franzosen ihm nachgelassen hätten, was doch noch gar nicht feststand. Napoleon konnte auch das Ganze und sofort verlangen.

Wir wollen wie gesagt, das Lob des alten Rothschild, es war der Vater der fünf Brüder, das er sich erworben, nicht schmälern, zumal er ehrlicher und verständiger handelte, als manche Schuldner des Kurfürsten, denen das Prädikat Durchlaucht zukam, wir wollten nur darlegen, daß er die Schätze des Kurfürsten nicht gerettet haben kann. Daß dennoch an der einmal angenommenen Mythe festgehalten werden wird, davon sind wir im Voraus überzeugt. —

Wir haben bereits erwähnt, daß der Kurfürst einen Betrag von 30 oder 33 Millionen Francs in Deutschland verliehen hatte, und daß es nicht möglich gewesen, diese Kapitalbestände vor den französischen Räubern zu retten. Die Hoffnung, diese würden von den betreffenden Schuldverhältnissen nichts erfahren, ging nicht in Erfüllung. Es fand sich in Kassel, die näheren Umstände sind nicht bekannt geworden, ein fast vollständiges Verzeichniß der vom Kurfürsten ausgeliehenen Kapitalien. Schwerlich ist von den Franzosen das Kabinetsarchiv durchforscht worden. Ein Verräther wird das Verzeichniß den Franzosen ausgehändigt haben.

Von archivalischer Thätigkeit der Franzosen in Kassel ist, nebenbei bemerkt, nichts bekannt geworden, als daß die silbernen Siegelkapseln an den kaiserlichen Lehnbriefen fehlten, als 1813 die hessischen Beamten das Archiv wieder übernahmen. Die Richtigkeit dieser Mittheilung wird ja leicht zu konstatiren sein. Napoleon erklärte die Kapitalien für Bestandtheile des domaine extraordinaire, d. h. für Privatvermögen seines kaiserlichen Hauses, wobei er wenigstens von der richtigen Ansicht ausging, daß diese Vermögensobjekte mit dem Staate nichts zu thun hätten. Die Schuldner wurden nun zur Zahlung aufgefordert, die Mahnungen wurden namentlich noch dem Rückzug von Moskau immer dringender, hatten aber wohl in keinem Falle vollständigen Erfolg. Abgesehen von den Fällen, in denen nicht einmal Zinsen bezahlt werden konnten, versuchte ein Theil der Schuldner dadurch der Schuld ledig zu werden, daß sie einen Theil derselben bezahlten, sich aber über das Ganze quittiren ließen. Kurz die ganze Sache gewährte das unerfreuliche Bild einer Anzahl theils halb bankerotter, theils schachernder und mäkelnder Schuldner, welche den rechtmäßigen Gläubiger, dessen gutes Geld sie erhalten, und der sie aus Noth und Verlegenheit gerissen, um das Seinige bringen wollen. Das wurde nun mit dem Abzug der Franzosen durchaus nicht anders. Im Gegentheil, das Gebahren vieler Schuldner wurde noch auffallender, als nun der Kurfürst sein Geld forderte. Es entstand eine Anzahl von Prozessen. In mehrfacher, namentlich juristischer Beziehung wäre es nicht uninteressant, eine aktenmäßige Darstellung dieser Händel zu besitzen. Hier soll nur von einem solchen erzählt werden. Der Kurfürst hatte etwa im Jahre 1802 der badenschen Regierung ein Kapital von 1,200,000 Fl. in der Weise vorgeschossen, daß für diesen Betrag Papiere auf den Inhaber angefertigt, und diese sämmtlich dem Kurfürsten ausgehändigt wurden. Die badensche Regierung wird diese Summe gewiß nutzbringend angelegt haben. Es liegt die Vermuthung nahe, daß auch dieses Geld zu den Bestechungen in Paris verwendet worden ist (bekanntlich war Talleyrand ein Hauptnehmer), von denen der badensche Minister von Edelsheim sagte, das Geld zu diesen unsaubern Transaktionen sei frachtwagenweise nach Paris gesandt worden. Die Generaldirektion des domaine extraordinaire wird nun die badensche Regierung ebenfalls zur Zahlung aufgefordert haben, wenn nicht auch hiervon wegen der nahen Verwandtschaft der Zähringer mit den Bonaparte Abstand genommen

worden ist. Jedenfalls war die badensche Regierung, die Sache mochte liegen wie sie wollte, höchlichst dabei interessirt, die für die Schuld hingegebenen Inhaberpapiere zu erlangen, und so erschien denn im Jahre 1812 in Prag ein Individuum, Namens Elkan Reutlinger, welches sich als Agent der badenschen Regierung auswies, und mit dem Kurfürsten wegen Aushändigung der Papiere in Unterhandlung treten wollte. Auffallender Weise ging man darauf ein, sich mit einem, seiner bürgerlichen Stellung nach untergeordneten Menschen einzulassen; rein unbegreiflich war es aber, daß die beiden kurfürstlichen Kommissare, Kabinetsrath Schminke und Kriegsrath Knatz, die Behauptung Reutlinger's, das Geld sei an Napoleon bezahlt, für baare Münze nahmen. Am 7. September 1812 (Schlacht bei Borodino), verständigte man sich schließlich dahin, daß eine verhältnißmäßig geringe Summe, irre ich nicht, 150,000 oder 250,000 Gulden von Baden bezahlt wurde, und dieses dafür die Papiere erhielt.

Man hielt nun die Sache für abgemacht. Dem war aber nicht so. Im Jahre 1818 erschien Herr Elkan Reutlinger in Kassel und machte dort die Mittheilung, daß er damals in Prag gelogen, wenn er gesagt habe, das Geld sei an Napoleon bezahlt, und daß er, diese Unwahrheit vorzubringen, in Karlsruhe ausdrücklich instruirt worden sei. Baden habe an Napoleon keinen Heller bezahlt. Reutlinger war immittels in Konkurs gerathen, er glaubte, einen Anspruch darauf gehabt zu haben, daß die badensche Regierung seinen Vermögensverfall abwende, wollte sich an derselben rächen, und rechnete wohl auch darauf, in Kassel eine ansehnliche Belohnung zu erhalten. Kurz er war keineswegs ein vollgültiger Zeuge, und es wäre deshalb unbillig, hier das zu wiederholen, was er über die Person, welche ihn instruirt haben sollte, die erwähnte Lüge vorzubringen, aussagte. Die Sache gewann nun eine andere Gestalt. Selbstverständlich verlangte Hessen von Baden das Darlehn, abzüglich des in Prag gezahlten Betrags, zurück. In den deshalbigen Verhandlungen beharrte Baden bei der Behauptung, an Napoleon Zahlung geleistet zu haben. Die Richtigkeit dieser Behauptung mußte festgestellt werden. Auch an die Bundesversammlung war die Sache durch den Antrag Kurhessens gediehen, ein Gericht zu bestimmen, welches die Sache entscheiden solle. So zog sich die Sache jahrelang hin, und es war schon Guizot in Frankreich an die Spitze der Geschäfte gelangt, als der hessische Gesandte um Nachforschung in den Archiven darüber bat, ob die behauptete Zahlung stattgefunden. Guizot schlug das unter der Motivirung ab, daß er keinen Grund habe, Schritte zu unterstützen, die gegen Baden gerichtet seien. Der deshalbige Vorschlag des hessischen Gesandten, sich nun der Hülfe eines zu verschiedenen Zeiten oft genannten, Mannes zu bedienen, wurde gebilligt. Dieser Mann war der von dem abgesetzten Herzog Karl von Braunschweig zum Staatsrath ernannte Herr Klindworth. Derselbe versprach die Herbeischaffung der erforderlichen Nachweisungen Als nun der Gesandte längere Zeit von Klindworth nichts hörte, und diesen deshalb interpellirte, antwortete derselbe das travailler pour le roi de Prusse sei seine Sache nicht, zunächst müsse bezahlt werden. Klindworth erhielt nun einige tausend Francs; es dauerte nun nur kurze Zeit, und er überbrachte Dokumente, aus welchen sich die Unwahrheit der Zahlungseinrede unwiderleglich ergab. Die Sache wurde nun, jedoch erst, nachdem wieder Jahre verstrichen waren, was sich aus den damaligen Zeitverhältnissen, wenigstens zum Theil, erklärt, beim Bundestag wieder angeregt, oder genau genommen, der badenschen Regierung wurde erklärt, daß man dies in aller Kürze thun werde. Es wurden jetzt wieder Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen angeknüpft, die insofern zum Ziele führten, als Baden sich bereit erklärte, noch 200,000 fl. zu zahlen. Trotz des hier geschilderten Sachverhalts kostete es dem damaligen Minister von Meysenbug Mühe, die Genehmigung der 2ten Kammer der badenschen Landstände zu diesem Vergleiche zu erlangen. Meysenbug erklärte bei dieser Gelegenheit in der Kammer, diese höchst fatale Sache müsse endlich aus der Welt geschafft werden. Die gezahlten 200,000 fl. wurden zwischen Haus- und Staats-Schatz getheilt.

Auf die Anfrage, ob die Beilegung dieser Sache nicht Veranlassung zu einem Ordensaustausch biete, welche Anfrage von badischer Seite erging, antwortete der Kurfürst Friedrich Wilhelm, er verleihe seine Orden nicht dafür, daß Kurhessen betrogen sei. Diese Antwort mag der hessische Gesandte wohl nicht wörtlich ausgerichtet haben. —

Ein anderes Bild als das vorstehend entrollte, gewährt das Verhalten der freien und Hanse-Stadt Bremen. Auch diese hatte vom Kurfürsten Geld geliehen, ich weiß nicht mehr, ob es 40,000 Thaler Gold, oder 40,000 Louisdor waren. Die Anleihe muß kurz vor der Kata-

strophe im Jahre 1806 gemacht sein. Dieser Posten war in dem oben erwähnten Kapitalienverzeichniß nicht eingetragen. Trotzdem nun, daß Bremen eine französische Stadt wurde, Weser- und Elbmündung wurden mit Frankreich vereinigt, der es leicht werden mußte, den Nachlaß der Schuld von Napoleon zu erlangen, zumal nach Vereinigung des Staats Bremen mit dem Kaiserreich dieses Schuldner wurde, verlautete über diese Schuld während der Franzosenzeit nichts. Unaufgefordert kam dagegen der Bürgermeister Smidt im Jahre 1814 nach Kassel, und zahlte dem Kurfürsten persönlich das Kapital und siebenjährige Zinsen. Auf die Frage, was denn der Kurfürst gesagt habe, erwiderte Smidt: er sagte zu mir, Sie sind ein Ehrenmann, leider kann ich das nicht von allen meinen Schuldnern sagen.

—s.

# Kasseler Maler in den Jahren 1840 bis 1850.

Von

Louis Katzenstein.

Wenn man zurückblickt auf die stattliche Reihe von Künstlern, talentvolle und zum Theil hochbegabte Männer, welche in dem obigen Decennium theils längere, theils kürzere Zeit in Kassel thätig waren, so muß man sich wundern, daß ein eigentliches Kunstleben trotzdem hier niemals hat zur Blüthe kommen können, daß wahrhaft Bedeutendes in Bezug auf Malerei in jener Zeit hier nicht entstand. Und doch war unsere schöne Stadt mehr wie manche andere von gleicher Bedeutung dazu angethan, um eine anregende Heimstätte für die bildenden Künste zu werden. Die Bedingungen dazu waren vorhanden, in so fern eine herrliche landschaftliche Natur und ein Schatz von Meisterwerken der Malerei aus der Blüthezeit der niederländischen Kunst, wie ihn kostbarer kein Ort der Welt aufzuweisen hat, genügt hätten, um Künstler heranzuziehen. Aber freilich, was nicht vorhanden war und ohne welches ein Gedeihen der Kunst nicht denkbar ist, das war eine lebendige Theilnahme der Bevölkerung an künstlerischen Dingen und die Gunst und das Verständniß eines kunstsinnigen Fürstenhauses.

Kassel besaß schon seit vielen Jahren eine Akademie der bildenden Künste, in deren Statuten noch der Geist jenes kunstfreundlichen Landgrafen Karl zu leben scheint, der es verstanden hatte eine bedeutsame Künstlerthätigkeit in Kassel hervorzurufen.

Ich kann mir es nicht versagen, aus einem „Regulativ für die Akademie der bildenden Künste" vom Jahre 1839 einige Paragraphen anzuführen, zum Beweise für den Ernst und das Wohlwollen, mit welchen man die Künste fördern wollte. Es heißt da:

§. 26. Um ihrem angegebenen Zwecke zu entsprechen, bildet die Akademie den Mittelpunkt eines weitern Vereins von in- und ausländischen Künstlern, Kunstfreunden, Gelehrten und überhaupt von solchen Personen, welche durch Talent, Geschmack, Wissenschaft und sonst geeignete Verhältnisse im Stande sind, der Kunst zu nützen und durch Mittheilung theoretischer und praktischer Kenntnisse, Kunst und Kunstindustrie zu befördern.

Das Streben dieses Kunstvereins und jedes einzelnen Mitgliedes desselben wird dahin gerichtet sein, sich von allen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst Kunde zu verschaffen, verborgene Talente aufzufinden und überhaupt alles sonst vereinzelte Kunststreben, zunächst im Inlande um einen festen Mittelpunkt zu sammeln, damit Kunst und Künstler vor jedem einseitigen und beschränkten Streben bewahrt bleiben. u. s. w.

§. 27. Die Akademie ist verpflichtet, auf Anordnung des Ministeriums bei allen Gegenständen des Geschmacks, bei Errichtung von Gebäuden und Denkmälern, namentlich von öffentlichen, bei Einrichtung größerer öffentl. Feste, bei Verfertigung von Modellen, Münzen, nicht nur ihren Rath zu ertheilen, sondern auch eine geeignete Mitwirkung eintreten zu lassen. —

Wie wenig in neuerer und neuester Zeit im Sinne dieses letzten Paragraphen in unserer Stadt verfahren wurde, bezeugen die zahlreichen Geschmacklosigkeiten, die wir in Bezug auf plastischen Schmuck haben entstehen sehen. — Jene von wahrer Kunstliebe diktirten Bestimmungen scheinen aber bald in Vergessenheit gerathen zu sein, oder wurden nur in kümmerlichster Weise erfüllt. Die Ungunst der Verhältnisse war so groß, daß man in Kassel kaum Kenntniß von der Existenz der Akademie hatte. Der kurfürstliche Hof verhielt sich gleichgültig, ja ablehnend gegen alle Kunstbestrebungen, und es kam so weit, daß unsere herrlichen Sammlungen dem Studium

ganz verschlossen wurden. Wie sich diese unsinnige Maaßregel gerächt, wie der Münzendiebstahl im Museum, der wohl noch in aller Gedächtniß ist, nur dadurch möglich war, bewies schließlich der immer mehr zu Tage tretende Verfall der Kunst-Anstalt.

Niemand in der Umgebung des Fürsten scheint den Muth gehabt zu haben, Vorstellungen zu machen gegen das Verbot, die Gemäldegallerie dem Publikum und dem Studium offen zu halten, trotzdem es unserer Stadt empfindlich schadete. Uns Schülern der Akademie war es nur in langen Pausen gestattet, unter Führung des Inspektors, einen flüchtigen Blick auf die Meisterwerke zu werfen, ohne den geringsten Nutzen von diesen Besuchen zu haben. — Ueberdies waren die Lokalitäten der Akademie (im Hanusch'schen Hause) durchaus ungenügend und die Lehrkräfte mochten auch durch die allgemeine Gleichgültigkeit mürbe gemacht, Lust und Energie verloren haben, um hier Wandel zu schaffen. Es wurde wenig gelehrt und noch weniger gelernt.

Die damalige Direktion der Akademie hatte sicherlich den besten Willen, die Eleven zu bilden und den Studiengang zu regeln, befand sich aber in beständiger Meinungsverschiedenheit mit dem Leiter der Malklasse. Wir Schüler dieser Klasse fühlten uns lebhaft angezogen durch das stets freundliche und geistvolle Wesen unseres Lehrers, des als Künstler wie als Schriftsteller rühmlichst bekannten Professors **Friedrich Müller**, für den wir eifrig Partei nahmen, gegenüber dem vornehm zugeknöpften Auftreten des Direktors, wenn auch, wie wir nicht verkennen wollen, die Absichten des Letzteren nur gut gemeint sein mochten.

Es war dies der kürzlich verstorbene Geh. Hofrath **S. Ruhl**, ein hervorragender Künstler, der gleichfalls als Schriftsteller mit Erfolg thätig war. Sein erstes Schaffen fällt noch in die Zeit der romantischen Richtung der 30er Jahre, später wandte er sich der Geschichtsmalerei zu und zeigte sich besonders in der Wahl seiner Stoffe als geistvollen Künstler.

Trotz aller dieser wenig erfreulichen Zustände war Kassel nahe daran, in den vierziger Jahren eine Kunststadt zu werden. Schon lange hatte unsere herrliche Waldlandschaft Künstler in unsere Nähe gezogen, um Studien zu machen und Düsseldorfer Maler füllten ihre Mappen und Skizzenbücher mit Darstellungen hessischen Bauernlebens. Unter diesen, und an ihrer Spitze kein Geringerer als **Louis Knaus**, entstand der Gedanke, nach Kassel überzusiedeln und noch andere namhafte Genossen mitzubringen. Nach eingehenderen Erkundigungen über hiesige Verhältnisse, nachdem man erfahren, daß in Kassel kein einziges Maleratelier zu finden sei und the last not least, nach dem, was von den höheren Ortes herrschenden Eigenthümlichkeiten verlautete, beschloß man zu Hause zu bleiben.

Von Malern, welche um jene Zeit in Kassel thätig waren, erfreute sich keiner größerer Beliebtheit, als **August von der Embde**. Er war so recht der Maler, um dem großen Publikum zu gefallen, seine rosigen Kindergesichtchen mit den lachenden Augen, seine reinlichen Bauernmädchen wurden in überschwenglicher Weise gelobt und als Portraitmaler war er lange Zeit der gesuchteste. Heute freilich würde selbst das große Publikum sich kühler gegen seine Malerei verhalten.

Eine künstlerische Persönlichkeit eigener Art war der vor einigen Jahren verstorbene **Glinzer**. Er hatte in jüngeren Jahren noch die strenge französische Schule von Gros genossen und Studien nach dem Leben von seltener Vortrefflichkeit gemacht. Er war vielleicht der einzige Kolorist, den Kassel zu jener Zeit besaß, kam aber nie zu einer ruhigen Ausnützung seines Talentes und zersplitterte sich in allen möglichen Versuchen auf Gebieten, die ihm fern lagen.

Unter allen hiesigen Malern war aber keiner bekannter, als **Friedrich Müller**, der „rothe Müller" genannt, ebenso hoch begabt als Landschafter, wie gesucht als geistvoller und witziger Gesellschafter. Er hatte eine Reihe von Jahren in Italien gelebt und sich durch seine meisterhaften Studien nach der dortigen Natur rühmlichst hervorgethan, und hatte wohl das Zeug dazu, einer der ersten Landschaftsmaler unserer Zeit zu werden. Leider fehlte ihm der Ernst und die Stetigkeit bei der Arbeit. In seiner besten Zeit malte er wirkungsvolle Waldbilder (den heiligen Hubertus) und seine Studien mochten es wohl erklären, daß er ein leidenschaftlicher Jäger wurde. Sein scharfer Witz und sein Sarkasmus zeigten sich in glänzendster Weise in den Karrikaturen fast aller bekannten Persönlichkeiten der Stadt, sie sind in ihrer Art nie erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Müller starb 1859 in München.

Ein glückliches Künstlerdasein wurde **Louis Des Coudres** zu Theil, der durch eisernen Fleiß und strenges Studium sich einen geachteten Namen erwarb. Zu seinen Gemälden historischen Inhalts machte er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit eine Masse von Studien nach der Natur, so daß dann dem ausgeführten Bilde in der Regel die ursprüngliche Wärme abging. Er ging, als Professor berufen, nach Karlsruhe, wo er 1878 starb.

Zur Zeit seines Kasseler Aufenthaltes arbeitete er in Gemeinschaft mit seinen Freunden Fr. Gunkel, dem Historienmaler, und dem Bildhauer Gustav Kaupert in einem überaus bescheidenen Raume am Steinweg.

Gunkel, aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, war ein tüchtiger Zeichner und hatte einen feinen Farbensinn. Er komponirte seine geschichtlichen Darstellungen mit seltener Noblesse und galt unter uns für die eigentliche Perle der Kasseler Maler. Seine weitere Kunstthätigkeit bewies indeß, daß ihn seine Freunde überschätzt hatten. Er ging nach Rom und bekam dort durch Fürsprache einflußreicher Gönner einen Auftrag vom König Ludwig von Bayern, für das Maximilianeum in München, ein Kolossalbild — die Hermannsschlacht, zu malen. Das Bild wurde gemalt, entsprach aber den Erwartungen nicht. Das Können des Künstlers reichte dafür nicht aus. Vielleicht war es dies Gefühl und daß man ihn allmälig fallen ließ, was ihn immer trübsinniger machte und schließlich zum Selbstmord trieb.

Der Dritte in diesem Bunde, noch lebend und rüstig schaffend als einer der genialsten deutschen Bildhauer, gegenwärtig in Frankfurt, war Gustav Kaupert, wenn ich mich recht erinnere, ein Schüler Schwanthalers. Die Gestalten dieses gemüthvollen Künstlers zeigen bei aller Kraft eine seltene Grazie und Innigkeit der Empfindung. Kaupert ist der jüngere Bruder vor einigen Jahren verstorbenen ausgezeichneten Goldschmieds, der ein ächter Künstler in seinem Fache und eine Zierde unserer Stadt war. Seine sympathische, Allen bekannte Persönlichkeit erinnerte in ihrer schlichten Einfachheit wohl an jene unsterblichen Kunsthandwerker, welche das alte Nürnberg berühmt gemacht, an Adam Krafft und Peter Vischer.

(Schluß folgt.)

# Krieg im Frieden.

## Ein Genrebild aus der Rococozeit von Joseph Grineau.

(Schluß).

Erglühend und dann wieder jäh erbleichend schlug sie die Augen nieder wie eine ertappte Diebin.

„Was treibt denn die Demoiselle für Contrebande?“ fuhr der Fürst fort, indem sein Blick den Korb am Boden streifte, aus welchem verrätherisch ein Flaschenhals hervorlugte.

„Ach Gnade, hochfürstliche Gnaden, Gnade!“ Mehr brachten die bebenden Mädchenlippen nicht hervor.

Da raschelte es mit einem Male hinter der hohen regelrecht gezogenen Laubwand, und Einer, der dort schon eine ganze Weile auf der Lauer gestanden und sich nun den Ruhm einer stolzen Kriegesthat sowie auch die für die Entdeckung ausgesetzten zehn Gulden nicht entgehen lassen wollte, trat hervor und meldete:

„Hochfürstliche Gnaden, der Wachtmeister von den Leibhusaren macht die allersubmissefte Meldung, daß er den Spion auf dem Thorthurm entdeckt hat.“

Der Fürst blickte überrascht den Krieger an.

„So nehm' er ihn gefangen,“ kam es dann kurz von seinen Lippen. „Doch halt, ein paar von seinen Leuten sollen ihn begleiten.“

„Barmherzigkeit, allergnädigster Herr Fürstbischof,“ schrie Nanderl, jetzt wirklich in die Knie sinkend. „Er ist ja gar kein Spion, er ist bei meiner Seel' der ehrlichste Mensch von der Welt, denn sonst wär' er nicht gekommen.“

„Und wer ist die Demoiselle?“

„Ich heiße Nanny Buchmann aus Würzburg und bin die Nichte des Wildmeisters —“

„Auch aus Würzburg!“ unterbrach sie der Fürst mit einem durchbohrenden Blick. „Und da ist Sie wohl in heimlichem Einverständniß mit dem Burschen?“

„Ja, gnädigster Herr Fürst, das bin ich,“ schluchzte Nanderl. „Schon seit zwei Jahren haben wir uns heimlich gern und er ist mir immer treu gewesen. Und wenn er das Examen erst gemacht hat, dann wird auch gewiß der Vater nichts mehr dagegen haben; — er mag nur die Studenten nicht, — ach, der Kilian ist doch gar so brav.“

„Stehe Sie auf,“ sagte Amandus, denn der Wachtmeister nahte jetzt mit vier Leibhusaren, die alle auf des Letzteren lautes Kommandowort den Karabiner vor ihrem Fürsten präsentirten.

„Nehme Er dem Gefährlichen gleich alle Schriftstücke ab, und bringe Er ihn einstweilen in die Wachtstube, später soll er denn auf die Festung transportirt werden, wo wir sichere Verließe haben,“ befahl der Fürst und wandte sich, um rasch dem Schlößchen zuzuschreiten.

Nanderl aber weinte so kläglich aus Herzensgrund, daß der Herr Wachtmeister nicht umhin konnte, ihr im Vorbeimaschieren zuzuflüstern: „Ja, schönstes Jungfräulein, der Musje Liebste wird

jetzt vor ein Kriegsgericht gestellt werden und das wird ihm den Hals brechen — aber sei Sie nur ruhig, ich will Sie schon trösten."

Und er leckte sich die Lippen, indem er zugleich mit der aus dem Korbe blickenden Flasche liebäugelte. —

Eine Stunde später saß der Hauptmann Lindenau bei dem Fürsten in dem kleinen Kabinet mit den hübschen Gobelinstapeten, denn wieder wurde Kriegsrath gehalten.

„Ja mein lieber Lindenau, nun sitzen wir gründlich in der Patsche," seufzte Amandus, den lockenumwogten Kopf in die schwellenden Polster des Fauteuils zurücklegend. „Der Bursche scheint wahrhaftig ganz unschuldig. Nichts haben sie bei ihm gefunden als einen harmlosen Liebes-Brief an die Nichte des Wildmeisters, die auch eine Würzburgerin ist. Das junge Frauenzimmer hat mir sogar eine Scene gemacht und betheuert, daß er nur ihretwegen hergekommen. Wir werden ihn jetzt wieder auf freien Fuß setzen müssen, aber in Würzburg werden sie nun erst recht ihren Spott haben."

„Hochfürstliche Gnaden wollen doch den Verdächtigen nicht ziehen lassen, ohne ihn vor ein Kriegsgericht gestellt zu haben?" warf der Hauptmann erschrocken ein. „Bei so schwerwiegenden Verdachtsgründen wird man ihn gewiß schuldig befinden können, um nach allen Formen Rechtens zu verfahren und ein Exempel —"

„Was nützt es?" unterbrach ihn der Fürst, indem er langsam das Haupt schüttelte. „Hätten wir ihn doch gleich entkommen lassen! — Es hätte ja einen so herrlichen Vorwand geboten, um die Befestigung aufzustecken, denn das hätte Niemand im Lande bezweifelt, daß ich die Freude verloren an einem Plane, der an Würzburg verrathen sei."

„Aber hochfürstliche Gnaden, dieser Ausweg bleibt uns ja immer noch; wenn wir den Kriegsgefangenen entschlüpfen lassen."

„Ah — Sie meinen, man solle ihn vor den Augen des Hofes festsetzen und dann heimlich wieder entschlüpfen lassen? Ein famoser Vorschlag, mein lieber Lindenau, denn so bliebe allerdings der Schein glänzend gewahrt."

Und Amandus klingelte und befahl, den Gefangenen vorzuführen.

Ueberrascht ruhten seine Augen auf dem wohlgewachsenen jungen Mann, der mit Fesseln an den Händen und etwas vernachlässigt in Kleidung — der Aufenthalt in der staubigen Thurmzelle war nicht ohne Spuren geblieben — aber mit fester Haltung und freier unerschrockener Miene in das luxuriöse Gemach eintrat.

„Lindenau, stellen Sie das Verhör an," sagte der Fürst, und der kleine Offizier bemühte sich, eine recht imponirende Stellung anzunehmen. Nachdem er sich erst wieder ordentlich geräuspert, begann er in strengem Tone:

„Wie heißt Er?"

„Kilian Frank."

„Woher gebürtig?"

„Aus Hammelburg."

„Was? — Aus Hammelburg — unsrer lieben und getreuen Stadt?" rief Amandus aus seinem Fauteuil lebhaft dazwischen. „Ich meine, Er sei aus Würzburg."

„Also ein Vaterlandsverräther!" betonte schwer der Hauptmann.

Der Gefangene aber wandte sein lebhaftes offenes Gesicht nun dem Fürsten zu und antwortete frisch und ohne Zagen: „Hochfürstliche Gnaden, in Würzburg studire ich dermalen die Rechte, doch gebürtig bin ich aus der fuldaischen Stadt Hammelburg."

„Und da will Er wohl auch in Würzburg eine Anstellung suchen?" fragte der Fürst aufmerksam weiter.

„Nein, hochfürstliche Gnaden, meine Dienste gehören meinem Vaterland," versetzte der junge Mann, indem er mit Selbstbewußtsein den hübschen Kopf zurück warf.

„Patriotisch gedacht," nickte der Fürst beifällig. „Aber meint Er nicht, da er unsere Alma mater verschmäht, man könne im Fürstenthum Fulda auch Seiner und seiner Kenntnisse entrathen?"

„Ich vertraue auf den Erfolg meiner Studien und auf den Gerechtigkeitssinn meines Fürsten und Herrn," klang es kühn und zuversichtlich zurück.

„Ah, Er scheint ja seiner Sache sehr sicher — nous verrons!" lächelte Amandus nicht eben ungnädig, denn er liebte solche freimüthige Art, und der junge Bursche, der in allen Wirrsalen den Kopf so keck oben behielt, gefiel ihm immer besser.

„Aber hochfürstliche Gnaden, es sollte ja konstatirt werden —" warf der kleine Hauptmann bedenklich ein, denn ganz erstaunt hatte er mit angehört, welche sonderbare Wendung das „Kriegsgericht" nahm.

„Ja so, nun so verhören Sie ihn weiter, ob Sie etwas heraus bringen," sagte der Fürst, sich wieder in seinem Fauteuil zurücklehnend.

Der Hauptmann machte die größten Anstrengungen, um ein befriedigendes Geständniß von Kilian zu erpressen, aber sicher und unbefangen glitt der Letztere über die verfänglichsten Kreuz- und

Querfragen hin, indem er ehrlich und frisch von der Leber weg die volle Wahrheit erzählte.

„Lassen Sie es gut sein, Lindenau," sagte endlich der Fürst. „Der Bursche ist kein Verräther, aber er ist ein arger Schelm, sonst hätte er uns nicht Alle genarrt und nicht gewagt, sich ohne Permission über dem Thore einzuquartieren; ja, er hat sogar die Keckheit so weit getrieben, ohne Permission ein schmetterndes Viktoria zu meinem Kegelglück zu blasen und das sind doch schwere Vergehen wider die Schloßordnung. Lindenau, wir müssen ihm eine strenge Strafe zudiktiren."

„Zu Befehl, hochfürstliche Gnaden," schnarrte der Hauptmann im Tone voller Befriedigung.

Amandus hatte sich ein wenig vorgeneigt und blickte mit einem leisen Lächeln um die Lippen nach dem Studiosus, der jetzt wie ein armer Sünder den Kopf auf die Brust hängen ließ, um stumm sein Urtheil zu erwarten.

„Kilian Frank" hub der Fürst mit scheinbarer Strenge an, „für seine Ungebührlichkeiten soll Er die Verließe unserer Festung kennen lernen und achtundvierzig Stunden bei Wasser und Brod dort im Arrest bleiben; dann aber hat Er sich unverzüglich aus dieser Gegend zu entfernen und nach Würzburg zurück zu begeben, ohne jetzt oder später je ein Sterbenswörtchen von Allem, was sich hier zugetragen, zu erzählen. Gelobt Er dieses?"

„Auf mein Ehrenwort," versetzte Kilian und athmete auf, wie von einer Centnerlast erleichtert.

„Und weil Ihm unsere Haupt- und Residenzstadt Fulda nicht gut genug war, um an der alma Adolphiana daselbst das corpus juris zu erlernen, so soll Er sich nicht unterstehen, je einen Fuß hinein zu setzen oder auch in deren Nähe sich sehen zu lassen, es sei denn, daß ich selbst Ihm dieses gestatten würde."

„Hat er aber in Würzburg seine Studia cum laude absolvirt, wie Er dieses so prahlerisch erklärt," fuhr nach einer kleinen Pause der Fürst fort, „und hat Er Alles genau beobachtet, was ich Ihm befohlen habe, dann werde ich nicht anstehen — seine Bestellung zum Amtsvogt zu verfügen."

„Hochfürstliche Gnaden" — stammelte der junge Mann, seine freudig leuchtenden Augen voll Dank zu dem etwas schalkhaft dreinsehenden Fürsten erhebend.

„Halt, noch eine Bedingung;" rief Amandus rasch, „daß Er mir das junge Frauenzimmer, das so fest auf Seine Treue baut, nicht — sitzen läßt!"

„Das Nanderl!" entfuhr es Kilian, der im glücklichsten Uebermuthe für einen Augenblick sogar die hohe Gegenwart des Fürsten vergaß, aber sogleich stieg ihm die Röthe der Verlegenheit in sein intelligentes Gesicht. Amandus aber lächelte: „Mein lieber Lindenau, führen Sie ihn nun ab auf die Festung."

Nachdem die Hofgesellschaft das ebenso seltene wie interessante Schauspiel genossen, einen gefährlichen Spion unterer sicherer Bedeckung der fürstlichen Leibhusaren gefesselt auf die Feste Bieberstein transportirt zu sehen, kündigte Amandus plötzlich den Aufbruch an zur Rückkehr in die Residenz. Keinem aber fiel es auf, daß Seine hochfürstliche Gnaden heute so sehr froh gelaunt erschienen; — war doch eine große Gefahr vom Vaterland glücklich abgewandt.

Aber o Schrecken! — einige Tage später, nachdem der Hauptmann Lindenau wieder einmal eine geheime Audienz gehabt, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der verwegene Gefangene, der ein Bursche von der schlimmsten Sorte, sei dennoch entkommen, da der Einsturz einer Kasematte ihm die Flucht ermöglicht habe. Kein Wunder, daß da dem Fürsten die kriegerische Befestigung total verleidet wurde und er Bieberstein nun nichts Anderes mehr sein lassen wollte, als wozu es dessen Erbauer Adalbert I. bestimmt: ein behagliches Jagdschloß!

Die Kanonen aber, die Amand in seinem kriegerischen Eifer hatte aufstellen lassen, blieben dort, bis sie im Jahre 1807 von den Franzosen weggeführt wurden; sie hatten durchaus friedlichen Zwecken gedient, denn nur bei fröhlichen Gelagen waren sie abgefeuert worden, um der animirten Stimmung recht lauten Ausdruck zu geben. Jawohl, es wurden frohe Feste dort gefeiert und nicht umsonst hieß es damals im Stiftsländchen:

„Wer geht nach Bieberstein
Und trinkt den fulder Wein,
Kehrt selten nüchtern heim!"

Als Amand von Buseck todt war, fand man in seinem Schreibtisch den Brief vom Reichshofrath zu Wien, und nun erst erkannten die Fuldaer den wahren Grund, der den Fürsten gezwungen, von der Ausführung seines Festungsplanes abzustehen, wovon Niemand eine Ahnung gehabt hatte. —

Das stattliche Bergschloß blickt noch heute von seiner stolzen Höhe weit hinaus über lieblich grüne Wälder und Auen hin, doch von dem kleinen Schlößchen unten ist kein Stein mehr übrig; es wurde im Anfang dieses Jahrhunderts auf Abbruch verkauft. Nur das lange Stallgebäude in dem die schmucken Rosse der Leibhusaren einst

geſcharrt, ſteht noch jetzt und beherbergt zur Sommerzeit muntere Fohlen, welche unter ſtaatlicher Aufſicht im „Thiergarten“ auf die Weide getrieben werden.

Es iſt öde und einſam geworden in jenem prächtigen Waldrevier, ſelbſt die Damhirſche ſind daraus verſchwunden; der kleine Teich aber liegt ſchlummerſtille und mag wohl träumen unter ſeiner grünen Binſendecke von ſtolzen, lebensfreudigen Geſtalten, deren farbenheiteres Bild er einſt zurück geſtrahlt. — Uns aber klingen durch's Gemüth die Worte unſerer größten Dichterin:

„Dahin, dahin, die einſt ſo geſund,
So reich und mächtig, ſo arm und klein,
Und nur ihr flüchtiger Spiegelſchein
Liegt zerfloſſen auf deinem Grund!“ —

## Klärung.

Gähren muß der Traubenſaft,
Soll der Moſt ſich klären;
Laßt nun drum die Jugendkraft
Gleich dem Moſte gähren.

Aber tadelt nicht den Wein,
Der nicht Moſt geblieben:
Scheltet nicht den Kieſelſtein,
Der ſich glatt gerieben.

Lüſtet's euch nach trübem Giſcht?
Geht und ſucht euch einen!
Wo für mich wird aufgetiſcht,
Fordr' ich alten Reinen.

A. Trabert.

## Immer weiter.

Immer weiter, immer weiter,
Schifflein, auf des Lebens Fluth,
Ob es trüb iſt oder heiter:
Immer weiter, nie geruht.

Glück und Wehe, Leid und Wonne
Löſen ab ſich fort und fort
Heute Wolken, morgen Sonne,
Freude hier und Trauer dort.

Schifflein, weiter, immer weiter,
Sei's nun Ebbe oder Fluth,
Leidig, freudig, trübe, heiter:
Weiter, weiter, nie geruht!

Carl Preſer.

## Aus alter und neuer Zeit.

Nekrologe. Am 14. April ſtarb zu Marburg der Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Nathanael Lieberkühn, Direktor des anatomiſchen Inſtituts, plötzlich in Folge eines Schlaganfalls. Geboren war derſelbe am 8. Juli 1822 zu Barby im Regierungsbezirk Magdeburg. Seit 20 Jahren war er an der Marburger Univerſität thätig und zählte zu den hervorragendſten Lehrern der mediziniſchen Fakultät. Vorher war er Profeſſor und Prorektor am anatomiſchen Inſtitut zu Berlin. Die „Oberheſſiſche Zeitung“ widmet dem Verblichenen einen warmen Nachruf dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Lieberkühn war akademiſcher Lehrer in des Wortes vollſter Bedeutung, ihm lag das Intereſſe ſeiner Zuhörer höher als alles Andere, keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, dieſes zu bethätigen. Er genoß dafür aber auch im höchſten Grade die Anhänglichkeit und das Vertrauen ſeiner Zuhörer und erfreute ſich darum ſtets eines aufmerkſamen und großen Zuhörerkreiſes. Er verfaßte mehrere hochwiſſenſchaftliche Schriften und eine Reihe von Abhandlungen für die Sitzungsberichte der naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, welche letztere in Marburgern und in anderen wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften erſchienen. Hohes wiſſenſchaftliches Anſehen genoß er in ſeinen fachmänniſchen Freundeskreiſen, wie er denn auch nach Bennecke's Todt von der Marburger „Naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft“ zum Vorſitzenden derſelben gewählt wurde.“

Gleich ſeinen Vorgängern auf dem Lehrſtuhle der Anatomie, den Profeſſoren Bünger, dem Gründer des anatomiſchen Inſtituts in Marburg, Fick und Claudius hat er ſich einen berühmten Namen in der wiſſenſchaftlichen Welt erworben, der fortleben wird in den Annalen der alma mater Philippina. B.

Wenn auch kein Heſſe von Geburt, ſo doch ein heſſiſcher Sänger iſt am 16. April mit Karl Häſer aus dem Leben geſchieden, denn hier in unſerer Heimath, im Rauſchen unſerer Wälder entſtanden ſeine herrlichen Lieder, ſeine wundervollen ſtimmungsvollen Geſänge. Ein echtes deutſches Herz wohnte in ſeiner Bruſt, und tiefe Innigkeit des Gemüthes war ihm eigen, in ſeinen Kompoſitionen reden beide laut zu uns. Wer häte jemals das Lied: „Du Wald mit deinen duft'gen Zweigen“ gehört und wäre nicht durch ſeine einfache aber warm empfundene Weiſe tief ergriffen wurde! „Seine Frühlingstoaſte“, „der Wanderer an das Vaterland“, „Du lieber Engel mein“, Ich komme bald“, „Drum ſchau in's Auge Deinem Kind“ und die Männerchöre „In vino veritas“ werden geſungen ſo weit die deutſche Zunge klingt und wiederholen ſelbſt fortwährend das Lob ihres Schöpfers, der im 78. Lebensjahre plötzlich ſchmerzlos noch inmitten ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit abgerufen wurde. Wie er als Liederſänger ſich einen weitberühmten Namen gemacht, ſo war er ſpeciell

für Kassel und alle Hessen, welche jemals ihre Residenzstadt und deren Hoftheater besuchten, die beliebteste Künstlerpersönlichkeit. Seine Darstellungskunst sprach unmittelbar zum Herzen, weil sie sich nur an die Natur anlehnte. Sein Humor war liebenswürdig und herzlich, daher der Schwerpunkt seines schauspielerischen Talentes auch in komischen Rollen lag. Namentlich waren es Benedix'sche Figuren, in deren Verkörperung er unübertroffen sein dürfte. Spielte er ernste Episoden, so war es vor Allen der herzlich gewinnende Ton, mit dem er außerordentliche Wirkungen erzielte. Seine weiche sympathische Baßstimme befähigte ihn auch zur Uebernahme kleinerer Baßpartien in der Oper, in welcher er auch bis 1867 die Regie führte. Im Ganzen hat Karl Häser dem hiesigen Hoftheater 54 Jahre als Mitglied angehört. Die großartigsten Ovationen wurden ihm gelegentlich seines 50jährigen Bühnen-Jubiläums dargebracht. Damals war es auch, wo die deutschen Gesang-Vereine zur Gründung einer Häser-Stiftung beitrugen, welche ihm einen sorgenfreien Lebensabend sichern sollte. Schon als Kind kam Karl Häser mit seinen Eltern nach Kassel. Frühzeitig zeigte der Knabe musikalische Begabung und wurde von Dr. Großheim unterrichtet. Trotzdem scheint man ihn für einen prosaischen Beruf berufener gehalten zu haben, indem man ihn bei Meister Henkel als Blechschmied in die Lehre gab. Nachdem er aber ausgelernt, ließ er sich seine Vorliebe für die Bühne nicht mehr zurückdrängen. Zuerst gehörte er dem hiesigen Theater-Chor kurze Zeit an und begab sich sodann nach Stralsund, von wo aus er das Elend des Wanderbühnenlebens kennen lernte. 1833 kam er wieder nach Kassel, wo seinem Talente endlich die verdiente Anerkennung wurde. Wie allgemein die Liebe und Verehrung für den Künstler und Sänger Häser in der Bevölkerung Kassels, zu dessen populärsten Persönlichkeiten er gehörte, Platz gegriffen, zeigte am Besten die großartige Betheiligung an seinem Leichenbegängniß. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze", der treue Sänger aber wird mit seinen Liedern fortleben im Herzen seines Volkes. Molliter ossa cubent!. **M. M.**

* * *

Bei der am 16. April stattgehabten **Uhlandfeier** in **Tübingen** hielt unser Landsmann, Universitätsprofessor Dr. **Sievers**, die Festrede und feierte den großen Dichter als Forscher und Gelehrten. Professor Sievers ist der Sohn unseres Mitbürgers, des Herrn Münzverwalter a. D. Sievers. -n.

* * *

**Kaiser Joseph II. berührt auf einer Reise hessisches Gebiet.** Wer in den Dillenburgischen Intelligenz-Nachrichten, einer Zeitung, welche vom Jahre 1773 an bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in Wochennummern zur Ausgabe gelangte, wichtige politische Nachrichten sucht, wird sich enttäuscht finden. Dagegen enthalten diese Blätter, dem damaligen Zeitungsgeschmack entsprechend, zahlreiche Lokal- und Personalnachrichten, die namentlich für die Geschichte des nassau-oranischen Lande eine reiche Fundgrube bilden. Aber auch aus den angrenzenden Gebietstheilen enthalten sie manche interessante Mittheilung, so z. B. nachstehende, welche das in der damals hessischen Niedergrafschaft Katzenellnbogen gelegene Städchen Nastätten, als Quartier des Kaisers Joseph II. in der Nacht vom 29/30 Mai 1781 bezeichnet:

Dillenburgische Intelligenz-Nachrichten. XXIV. Stück. 16. Juni 1781. pag. 382. Dies ist der Auszug eines Schreibens von Nassau den 1. dieses Mon. Jun. „Vorgestern hatten wir das Glück Ihro Röm. Kayserl. Majestät bei uns zu sehen, welche unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, dahier durchreisten und die Post wechselten, nachdem Höchstdieselbe die Nacht zuvor zu **Nastetten** bei dem **Herrn Hofkammerrath Recken** logiret hatten.

Ihro Majestät kamen schon früh Morgens vor 7 Uhr in einer 6 spännigen Chaise, welcher noch 2 dergleichen jede mit 2 Herrn besezzet und ein Küchenwagen folgeten. Der Kayser stunde in der Chaise und der General Graf Tercy saße zur linken Hand neben ihm, er ließ sich vor und durch Nassau ganz sachte fahren, er sahe sich überall um, er war mit einem ganz simplen maußfarben tüchernen Rock und Weste, gelb ledernen Beinkleidern, gewächsten Stiefeln und silbernen Sporen, sodann einem runden schwarzen Hüthgen und einem hellgrauen Rockelor begleidet. In Nassau stieg er nicht in dem Posthaus, sondern mitten in der Straße, wo solche über das Brückelchen nach Dammau zu gehet, aus der Chaise, und sein Herr Begleiter mit ihm.

Die Gesichtsbildung des Kaisers ist länglich, und so herablassend und huldreich er gegen die geringsten Leute ist, so zeigt doch die Mine und der Blick die Größe der Kaiserlich-Menschen-freundlichen Seele. Sogar haben die Postillons, wo es Berg an gegangen, ganz sachte fahren müssen, um bei der großen Hitze der Pferde zu schonen.

Zu Ems ist ihm der Minister Herr Graf von Metternich entgegen gekommen, mit dem er sich aus der Chaise kurz unterredet hat. Zu Coblenz ist er ohne daselbst zu verweilen durchgefahren." **v. W.**

* * *

In seiner „Chattischen Stammeskunde" theilt **Hermann von Pfister** verschiedene Urtheile und Aussprüche über die Chatten bezw. Hessen mit, von Johannes von Müller, Friedrich dem Großen, Ernst Moritz Arndt, W. H. Riehl. Ich möchte dieselben durch einen Ausspruch des alten **Jahn** ergänzen, der in seiner vorwortlichen „Erklärung" zum „Deutschen Volksthum" die Bedeutung der einzelnen deutschen Volksstämme erörtert und sagt: „Hessen, schon gegen Römer das Deutsche Vaterland, wäre wahrscheinlich auch in den Revolutionskriegsjahren Deutschlands Rettungsvolk geworden, hätte es so viele Millionen gezählt als Hunderttausende; oder nur zwischen Main und dem Westerwald, am Rhein eine feste Gränze gehabt." **H.**

---

Zu dem in der letzten Nummer des „Hessenland" gebrachten Gedicht von **Ernst Koch** „das heimliche

Leid“ müssen wir uns eine kleine Berichtigung dahin gestatten, daß dasselbe nämlich schon im Jahr 1838 öffentlich erschienen ist, und zwar im „Hessischen Album für Literatur und Kunst“ herausgegeben von Franz Dingelstedt. Es befindet sich hier auf S. 177 unter der Bezeichnung „Reliquie eines Verschollenen“, ohne daß dessen Namen genannt wäre. Es führt außerdem noch die Ueberschrtft „Das heimliche Lied“, wohl durch Druckfehler statt „Leid“ gesetzt.

Ferner möchten wir die bezügliche Legende nicht unerwähnt lassen, daß nicht das ganze Gedicht von E. Koch herrühren soll, vielmehr nur die drei letzten Strophen, welcher Zusammenhang folgendermaßen erläutert wird. Der Verfasser soll in einer Gesellschaft die erste Strophe von einer Sängerin haben vortragen hören, und als diese aufgefordert, das Lied doch zu Ende zu singen, erklärt habe, daß sie die weiteren Verse nicht kenne, soll Koch ihr nach einigen Tagen diese von ihm versuchte Vervollständigung des Gedichts überreicht haben. Hieraus würde auch hervorgehen, daß ein Gedicht mit der gleichen Anfangsstrophe von älterem Ursprung vorhanden sein dürfte. Zugleich besagt auch noch die Ueberlieferung, daß es im Original in er zweiten Strophe, Zeile 2 von unten, statt „jubelnd“ eigentlich „nimmer“ geheißen habe, was allerdings dem Sinne nach entsprechender wäre. P.

## Hessische Bücherschau.

Sappho, Drama in 1 Akt von G. Conrad. Berlin. W. Strikker. Der erlauchte Verfasser ist wohl mit Recht zu den Autoren von hessischer Abkunft zu zählen, denn er ist ein Urenkel des Kurfürsten Wilhelm I., nämlich der Prinz Georg von Preußen, geboren 1826 zu Düsseldorf.

In einer hochpoetischen Widmung an Grillparzer, der ebenfalls eine Sappho dichtete, spricht sich die ideale Tendenz des Autors deutlich aus. In der reinen Form der Antike — sapphisches Versmaaß — wird ein blühender lebensvoller leidenschaftlicher Inhalt dargeboten, gleichsam glühende Rosen in weißem Marmor! G. v. D.

* * *

Die bleibende Bedeutung der Brüder Grimm für die Bildung der deutschen Jugend an den Märchen, Sagen, der Heldensage und Mythologie dargelegt von Dr. R. F. Eugen Labes. (4°, 32 S.) Wissenschaftliche Programm-Beilage des Gymnasiums zu Rostock 1887.

Verfasser hat sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt, durch genaueres Eingehen auf einzelne Werke des großen hessischen Brüderpaares, durch Gewinnung eines Einblicks in ihres Geistes Eigenart, ihre bleibende Bedeutung für die Bildung der deutschen Jugend darzulegen. Er zeigt, was die Bildung unserer Jugend ihnen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und Religion verdankt, mit einem Hinweis darauf, daß manches von dem, was sie uns erarbeitet haben, erst noch von uns erworben und angeeignet werden muß, damit wir es in Wahrheit unser eigen nennen und für die Bildung kommender Geschlechter verwerthen können.

Zum Schluß seiner Ausführungen giebt Verfasser den Anfang von Jacob Grimm's in Göttingen (am 13. XI. 1830) gehaltener Antrittsrede „De desiderio patriae“ zum ersten Male in deutscher Uebersetzung. Das Manuskript zu dieser Rede hat Gust. Hinrichs im Jahre 1880 entdeckt und in der Steinmeyer'schen Zeitschrift für deutsches Alterthum N. F. XIII., 3. 1881 veröffentlicht. Bis dahin war nur ein freier Auszug der Rede veröffentlicht worden. Wir können es uns nicht versagen, hier einige Stellen aus der Uebersetzung mitzutheilen. „Nichts gewährt uns größere Sicherheit und wehrt mehr den Sorgen, als das Vaterland. Da heißen wir doch gewiß sicher und geborgen, wo wir zu Land und Leuten das größte Vertrauen haben und nichts von denselben zu fürchten haben. Zu welchem Lande können wir auf dem ganzen großen Erdenrunde volleres Vertrauen haben, als zu dem, das uns nährende Mutter gewesen, in dem wir von Kindesbeinen an jeden Weg und Fußsteig durchwandert? In dem wir verlebt der Jugend goldne Zeit, an deren süße Erinnerung keine andere eines Menschenlebens auch nur von ferne heranreicht. Da schauen Berge und Hügel so freundlich uns an, da reden gleichsam Flüsse und Bächlein so befreundet zu uns eine Rede, welche Auswärtige und Fremde nicht verstehen. Welchen Menschen ferner können wir zuverlässiger Glauben schenken, als denen, die uns erzeugt und erzogen, deren zärtliche Liebe gegen uns leuchtende Zeugnisse auf das deutlichste bezeugen. Reden nicht aus dem Grabeshügel unserer Eltern, deren Asche ruht in der heimatlichen Erde Mutterschooße, Stimmen, deren mächtige Mahnung wir deutlich zu vernehmen glauben? Etwas Großes ist es, durch die gleichen Denkmäler sich der Thaten unserer Vorfahren zu erinnern, Gotteshaus, Gottesdienst und Grabmäler gemeinsam zu haben. U. s. w.“ — Wahrlich Jacob Grimm giebt uns den Beleg dafür, daß die Liebe zur engeren Heimat recht gut in Einklang steht mit der Liebe zum großen deutschen Vaterlande. A.

## Briefkasten.

Schw.; M. F., Kassel; M. H., Melsungen. Dankend angenommen

C. W., Kassel. Von der Jahreszeit bereits überholt.

H. F., Bromberg. Wir werden einige der Gedichte gern abdrucken.

Ph. v. A., Marburg. Wir sehen weiteren Beiträgen gern entgegen.

H. O., Hanau. Natürlich stehen Ihnen wie jedem Leser unserer Zeitschrift, Exemplare derselben in der gewünschten Anzahl, behufs Verbreitung, zur Verfügung.



Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.




№ 10. Kassel, 15. Mai 1887.

## Dem Hessenland.

Am stillen Weltmeer, wo die Welle
An das Gestade schäumend rauscht,
Und wo am Strand die schlanke Palme
Gleichwie im Traum der Brandung lauscht;

Wo durch des Urwald's ew'ge Schatten
Geheimnißvolles Echo zieht,
Und aus der leichten Bambushütte
So trostlos klingt des Indiers Lied:

Da hab' ich, ach, wie oft gestanden,
Wenn auf die Welt der Abend sank,
Fremd all' dem Zauber, denn ich fühlte
Mich wandermüd und heimwehkrank.

So wandermüd, wie jenes Segel,
Das dort am Horizont verschwand,
So heimwehkrank wie jene Wolke,
Die träge hinschwebt über'm Land.

Wenn dann ein Glühen, Duften, Zittern
In dem verschlung'nen Dickicht bebt,
Und von dem Meeresrand sich leuchtend
Des Südens Kreuz verheißend hebt,

Wenn im Gebirg ein Urwaldsriese
Mit dumpfem Krach zu Boden schlägt,
Und sich in hohen Cederwipfeln
Ein bunt' Gevögel träumend regt:

Dann hab' ich an der Sycomore
Gefurchten Stamm die Stirn gelehnt
Und hab' so recht aus Herzensgrunde
Nach meiner Heimath mich gesehnt.

Und sanfter, däucht mir, rauscht die Brandung
Und aus dem Walde säuselt's mild,
Und es entrollt vor mir barmherzig
Erinnerung ihr liebstes Bild.

Dich, Lahnstrom, hör' ich wieder rauschen,
Der oft des Knaben Brust umspült,
Der oft mit seinen Silberwellen
Mein junges Herz hat sanft gekühlt.

Dein Schloß, mein Marburg, seh' ich ragen,
Durch deine Gassen schreit' ich hin
Und fühl', wie Gram und Jahre schwinden
Und wie ich wieder glücklich bin.

Der Eltern Haus — von ihm hier schweig' ich —
Doch, sag' mein Herz, was hemmt dich hie,
Was fesselt dich an diese Mauern? —
— In diesem Hause wohnte sie! —

Dort steht die Linde noch genüber,
Wo ich so manche lange Nacht
Von Weh geschüttelt und von Sehnen
Und zu ihr betend hingebracht!

In jenem Hause wohnt ein Lieber,
Ein and'rer Freund in dem und dem,
Hier das Geländer, dort der Brunnen,
Ach, Alles, Alles, wie vordem!

Was wecket mich der braune Sklave,
Und mahnt mich welsch an meine Pflicht?
Ich war daheim im Hessenlande
Und träumte ein wie schön' Gesicht!

Ach, wie an dir, hängt an der Heimath
Kein Volk der Welt so wunderbar,
Ich glaub' auch nicht, daß je ein Hesse
In fremdem Lande glücklich war!

Colima (Mexico), 1. März 1887.

**Ricardo Jordan.**

# Die Kunstschätze der Gelnhäuser Stadtkirche.

Von
F. W. Junghans.

Die Stadtkirche zu Gelnhausen, jenes schöne Denkmal mittelalterlicher Baukunst, an welchem der Uebergang vom romanischen zum deutschen oder gothischen Baustyl so deutlich zu sehen ist, enthält im Innern eine Anzahl Kunstwerke, die viel zu wenig bekannt sind. Es sind theils Holzschnitzereien, theils Gemälde, die mit den ersteren in harmonischer Vereinigung die Altäre zieren, theils Steinmetzarbeiten, womit Säulen und Wände geziert sind. Sie alle sind trotz hohen Alters gut erhalten, da merkwürdigerweise die Kirche weder in den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs, von denen Gelnhausen so schwer heimgesucht wurde, noch bei den Durchzügen des siebenjährigen, noch endlich bei der Retirade des Jahres 1813 irgend wie beschädigt worden ist.

Gelnhausen war bekanntlich bis zu den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, durch dessen Verwüstungen es zu dem Rang eines elenden Landstädtchens herabsank, ein Ort von viel größerem Umfang, größerer Einwohnerzahl und größerem Reichthum, als es jetzt ist. Noch findet man in dem äußern Mauerring, den jetzt Gärten einnehmen, die Fundamente zahlreicher Gebäude, die damals in Asche sanken und nicht wieder aufgebaut wurden.

Im 13. und 14. Jahrhundert war Gelnhausen ein nicht unbedeutendes Glied der Bündnisse, welche die Städte der Wetterau und des Rheinlandes mit einander abschlossen, um sich und ihren Handel in den Zeiten der Fehden und des Faustrechts gegen die Vergewaltigungen der benachbarten Ritter und Dynasten zu schützen. Seine Bewohner nährten sich theils von dem damals noch schwunghafter als jetzt betriebenen Weinbau, theils von dem Handel, dem auch die damals noch schiffbare Kinzig dienen mußte. Hieran erinnert das noch jetzt stehende Schiffthor, sowie die Thatsache, daß König Ruprecht von der Pfalz im Jahre 1404 bei der Belagerung der Burg Rückingen die dazu nöthigen Schiffe von Gelnhausen kommen ließ.

Der durch Weinbau und Handel gewonnene Wohlstand seiner Bürger, der Reichthum der zahlreichen Adelgeschlechter, welche als kaiserliche Burgmannen zum Schutz der Kaiserburg in Gelnhausen wohnten, der fromme Sinn des Mittelalters, der um der Seelen Seligkeit willen stets bereit war Kirchen und Klöster mit den reichsten Schenkungen zu bedenken, sowie die reichen Opfer, welche die zu der bei der Kirche befindlichen Nachbildung des heiligen Grabes wallfahrenden Pilger dem Heiligthum darbrachten, setzten die Geistlichkeit der 1170 begonnenen und um 1260 vollendeten Kirche in den Stand, das Innere derselben mit allem Aufwand mittelalterlicher Kunst auszuschmücken.

Wer die Meister gewesen sind, welche die unser Auge entzückenden Kunstwerke der Malerei und Skulptur schufen, ist uns leider nicht bekannt. Nur die Gemälde auf den Flügelthüren des Hochaltars werden als das Werk des um 1500 lebenden Meisters Nikolaus Schit bezeichnet. Was die Skulpturen anbetrifft, so läßt die Aehnlichkeit, welche dieselben mit den gleichen Bildwerken in den Kirchen des alten Nürnberg haben, darauf schließen, daß sie wohl dort oder wenigstens von Meistern der Nürnberger Künstlerschulen, vielleicht von Schülern und Gehülfen des Michael Wohlgemuth (1434—1519) gefertigt worden sind, Professor Lübke hat darauf hingewiesen, daß in den Werkstätten dieses Meisters die Anfertigung von heiligen Bildern auf Bestellung in fabrikmäßiger Weise geschah und daß sich in denselben für die einzelnen Heiligen ein gewisser feststehender Typus bildete, welcher, wenn auch modificirt, immer wiederkehrt.

Der Zweck dieser Zeilen ist der, die geehrten Leser und Leserinnen des „Hessenlandes" auf die Kleinodien aufmerksam zu machen, welche die vor einigen Jahren so herrlich restaurirte „Frauenkirche" Gelnhausens birgt. Vielleicht daß dadurch Einer oder der Andere bei rascher Fahrt durch das lachende Kinzigthal sich veranlaßt fühlt, auf ein Stündchen den Bahnzug zu verlassen, um sie einer liebevollen Betrachtung zu unterwerfen. Wenn Sie es gestatten, so will ich den Führer machen.

Wir beginnen mit dem in dem wundervollen Chor stehenden Haupt- oder Hochaltar. Derselbe bildet einen durch doppelte Flügelthüren geschlossenen Schrein, über dem sich die Laterne für das ewige Licht in Form eines gothischen Thürmchens erhebt. Nach geöffneten Thüren zeigt uns derselbe die lebensgroße, vergoldete Statue Marias mit dem Kinde, zur Rechten der Evangelist Johannes, kenntlich an dem Schlangenkelch, sowie der Apostel Paulus, zur Linken Johannes der Täufer mit der Taufmuschel und Petrus, ausgezeichnet durch den Schlüssel, den er in der

Hand führt. Auf der inneren Seite der geöffneten Flügelthüren sehen wir vier Heilige, zwei männliche und zwei weibliche, nämlich rechts St. Valentinus, dem Krankenheiler, zu seinen Füßen einen siechen Mann, unverhältnißmäßig klein dargestellt, vermuthlich um auch bildlich den großen Abstand zwischen dem heiligen Mann und einem gewöhnlichen Menschenkind anzudeuten, und St. Margarethe, zur Linken St. Sebastian von vielen Pfeilen durchbohrt und St. Katharina. Katharina wird gewöhnlich mit einem anderen Marterwerkzeug, dem mit Messern versehenen Rade dargestellt. Hier trägt sie das Schwert, mit dem sie zuletzt hingerichtet wurde. Schließen wir sodann die Flügel, so erblicken wir auf der Außenseite die Verkündigung Marias mit zwei Heiligengestalten, rechts St. Georg mit dem Drachen, links St. Nikolaus, den Kinderfreund. Sämmtliche Figuren sind auf Goldgrund gemalt, um die himmlische Glorie anzudeuten, welche die Heiligen durch ihr Leben und Leiden errungen haben.

Der Namen des schon oben erwähnten Meisters sowie die Zahl der Jahre, welche er zur Vollendung dieser Bilder brauchte, verkünden zwei Distichen, welche wir hier in möglichst wortgetreuer Uebersetzung folgen lassen:

Von der Jungfrau Geburt verflossen fünfzehn der Jahre
Bis zum heutigen Tage, Jubel war damals im Land
Als der Maler dies Werk vollendete. Nikolaus hieß er,
Schit benamet dabei, Meister der löblichen Kunst.

Das Bild des hl. Sebastian führt folgende Umschrift:

Heiliger Sebastian, du einzige Hoffnung der Kranken,
Tapferer Streiter des Herrn, Märtyrer herrlich an Ruhm,
Der dem Erycius gleich die schrecklichen Pfeile der Seuche
— — — — — — — — — — — — — —
Blick uns Elende an, wir flehens, mit freundlichen Augen
Steh' als mächtiger Schutz uns den Sterblichen bei.
Treibe die Pest hinweg und wende schädliche Krankheit
Und in jener Welt spende uns Hülfe und Trost.

Um das der hl. Katharina heißt es so:

Jungfrau aus Königs Stamm, Katharina leuchtend vor Allen
Durch der Tugenden Zahl, keusche Verlobte des Herrn,
Die du nach manchem Triumph als Siegerin, selige Jungfrau,
Jetzt ohne Ende und Ziel himmlische Chöre bewohnst,
Siehe wir flehen dich an bei deinen Martern und Strafen,
Die du für Christum erlittst, schaffe uns Friede mit Gott.
Lenk uns und hilf uns, o laß uns leben reichliche Jahre,
Selige Jungfrau, und gib einst uns dem Himmel zurück.

Das Gebet an St. Valentinus lautet:

Valentinus, du Held des Höchsten und mächtiger Schutzherr,
Dem der allmächtige Gott reichliche Aemter verliehe
Dem er besonders vergönnt zu vertreiben die schrecklich, Fallsucht,
Der mit seinem Verdienst bringet die Seuche zur Flucht,
Deine mächtige Wacht, sie schütze und helfe, wir Armen
Rufen dich flehend an, uns in gefährlicher Zeit,
Daß die scheußliche Pest nicht verderbe die Männer des Volkes,
Gieß, o Selger, vor Gott, gieß deine Bitten uns aus.

Das Bild der hl. Margaretha endlich umgeben folgende Verse:

O du heilige Magd, durch Verdienste glänzend, die größten,
Margaretha, des Lammes herrlich gezierete Braut,
Die als Siegerin nun nach den eitlen Kämpfen des Lebens
Und als Martyrin dort himmlische Freuden genießt,
Christusträgerin du, die geeint mit anderen Jungfrauen
Leuchtende Kränze trägt, rosengeflochtene auch,
Gib, o Jungfrau, auch uns den Drachen, welchen du bändigst,
Daß wir ihn zwingen, und einst steigen zum Himmel empor.

(Schluß folgt).

# Ein Besuch in Wilhelmshöhe.

Es war ein lachend schöner Herbsttag in dem denkwürdigen Jahr 1870, die Blätterfülle in der Aue leuchtete schon im rothgoldenen Farbenspiel, und die Wilhelmshöher Allee wurde durch welke Aeste und staubigen Rasen entstellt. Ein Getümmel von Wagen nnd Fußgängern drängte sich darin zu einem wirren, wilden Knäuel zusammen. Man konnte es als eine Befreiung ansehen, wenn man am Fuß des Berges anlangte, wo ein kundiger Wanderer sehr bald einen der vielen Fußpfade zu benutzen verstand, die in einigen Minuten in die kühle staublose Waldeinsamkeit führen. Das Rauschen der Bäume und das Girren der wilden Tauben unterbrachen allein die köstliche Stille. Die balsamische Waldluft einathmend, stieg ich nur sehr langsam zur Höhe hinauf. Mit Ueberraschung und Bewunderung erblickte ich auf derselben endlich das herrliche Schloß, welches auf der sammetgrünen Rasenfläche sich erhebt und von schönstem Blumenparterre umgeben ist.

Dort oben hatten sich neugierige Zuschauer in großer Menge eingefunden, wie Ameisenschwärme bedeckten sie alle Zugänge des Parkes, denn sie wollten das historische Wunder ansehen, den Kaiser der Franzosen als Kriegsgefangenen auf

einem deutschen Schlosse. Es gab damals Leute genug, die ihn, der aus allen Himmeln gefallen war, noch zu glücklich fanden, sie mißgönnten ihm das allerdings wunderschöne Gefangenhaus und hätten ihn lieber auf einer düstern Festung eingesperrt. Aber es bedurfte keiner solchen, denn zur Flucht hatte der entthronte Kaiser ja keine Veranlassung, wohin sollte er sich wenden? Daß sein großherziger Besieger ihn mit so viel Schonung und Edelsinn behandelte, ihm ein wahres Dorado zum Gefängniß anzuweisen, war sehr großmüthig. Zugleich bildete der Aufenthalt in Wilhelmshöhe für den dritten Napoleon die wunderbarste Ironie, die jemals in der Geschichte vorgekommen ist. Jedoch hatte der gutherzige Kaiser Wilhelm dieselbe gewiß ganz unbewußt ausgeübt, er dachte im Drange des Augenblicks von Sedan sicherlich nicht an die französische Vergangenheit von Wilhelmshöhe, sondern nur an dessen Annehmlichkeit und Schönheit.

Dieselben prangten gerade im Herbst von 1870 in vollster Entfaltung, schöner hatten die Blumen dort noch nie geblüht. Ganz besonders ragten die rothen und blauen Hortensien hervor, dieses Symbol des dritten Napoleon, dessen Mutter, Hortense, die Erbschaft der französischen Krone einst so heiß gewünscht und es doch nicht erlebt hatte, daß diese ihrem jüngsten Sohne zufiel — der älteste war noch offiziell vom ersten Napoleon als Erbe anerkannt worden, ehe dieser einen eigenen Sohn besaß.

In der herrlichen Hortensienlaube, welche einst ein Lieblingstheeplatz der kurfürstlichen Besitzer war, fand ich eine leere Bank und beschloß den Spaziergang Napoleons zu beobachten, er mußte bald vorüber kommen — im Publikum bemerkte man schon die gesteigerte Unruhe der Erwartung. Es war bekannt worden, daß Graf Monts so eben die Nachricht von der Uebergabe Straßburgs dem Gefangenen mitgetheilt habe; zu beobachten, wie er dieselbe aufgenommen hatte, dachten sich die Leute ganz besonders interessant. Es entstand ein wildes Gedränge, als der Exkaiser sich dem Schlosse näherte, die Blumenbeete und der gepflegte Rasen wurden zerstampft, vergebens versuchten die uniformirten Parkwächter, die Ordnung aufrecht zu halten. Da änderte Graf Monts plötzlich die Richtung und schlug einen Seitenweg ein, um das Schloß zu erreichen und dem Menschenstrom zu entgehen. Dicht hinter der Hortensien-Laube wandelte nun das Häuflein der interessanten Gefangenen vorbei; es war mir als hörte ich die ehernen Schritte der Geschichte. Wie viele Blätter ihres Weltbuches sind blutig gezeichnet durch die Napoleoniden! Der dritte und voraussichtlich letzte, hat sogar noch mehr Geschichte gemacht als der erste, schon weil er viel länger das Scepter Frankreichs führte und den großartigen Umschwung der Neuzeit, wenn auch nur durch seinen Fall, veranlaßte.

Da sah ich ihn nun vor mir den kleinen großen Mann, der so oft beschrieben wurde und nun doch so ganz anders mir erschien. Er ging am Arm des General Castelnau, neben dessen hoher Gestalt er noch kleiner als sonst aussehen mußte — er ließ sich bekanntlich fast immer von einem seiner Adjutanten führen. Sein Gang war jedoch sicher, seine Füße schleiften keineswegs den Erdboden, wie so oft behauptet worden ist, er trat fest auf und trug zierliche Stiefeln. Der Rücken war etwas gerundet und hochschultrig, dennoch hatte seine Haltung etwas Würdevolles. Seine auffallend kleinen Hände steckten in eleganten hellgrauen Handschuhen, die man nämlich in Kassel fast noch besser als in Paris haben kann. Sein Gesicht war durchaus nicht häßlich, die Farbe spielte zwar etwas in's Gelbliche, doch sah er nicht kränklich aus. Es ist auch unzweifelhaft, daß er in der herrlichen Luft von Wilhelmshöhe sich rasch erholte, hätte er dort länger bleiben können, lebte er vielleicht noch. Jedenfalls waren die Tage seines Aufenthaltes in der Gefangenschaft die letzten glücklichen seines wechselvollen Daseins. Er vermochte damals noch zu hoffen, daß Frankreich ihn zurückrufen würde. Die furchtbaren Erschütterungen und Erniedrigungen, welche die Communards über das unglückliche Land brachten, wären für ein vernünftiges Volk Gründe genug gewesen, um dem Herrscher sich wieder unterzuordnen, der länger als zwanzig Jahre mit starker Hand den Deckel der Pandorabüchse verschließen konnte. Die Höllengeister, die daraus hervorstürzten, so bald Napoleon fortging, gaben ihm eine volle Rechtfertigung für seine Handlungsweise. Er konnte mit einer Art Satisfaktion auf die Verwüstung Frankreichs sehen, das unter seiner Leitung zu Wohlstand und Macht gelangt war. Den Krieg hatte er allerdings heraufbeschworen aber er gehorchte dabei doch nur dem ungestümen Drängen der Nationaleitelkeit.*)

Was das sogenannte Wohlleben des Gefangenen betraf, von dem die Zeitungsschreiber in Ermangelung anderen Stoffes, so viel gefabelt haben, so beschränkte sich dies nur auf eine etikettenmäßige Bewirthung, wie sie von einem so hohen Gastgeber wie König Wilhelm es war,

*) Obige Ansichten über Napoleon III. dürften denn doch bei einem großen Theile der Leser unserer Zeitschrift auf Widerspruch stoßen. D. R.

wohl nicht geringer dargeboten werden konnte. In dem schönen Gefühl der Achtung vor dem Unglück hatte man von Berlin den Küchenchef der eigenen Hofhaltung nach Wilhelmshöhe gesendet.

Auch die Berichte von dem Schlittschuhlaufen Napoleons stellten sich als unwahr heraus. Er benahm sich stets zurückhaltend und scheute jede Art von Belustigung, nie war er in Kassel im Theater, obwohl ihm eine Hofloge zu Gebote stand. Nur eine feierlich steife Whistpartie machte er zuweilen des Abends mit seinen Generalen, die sich tödtlich dabei langweilen mochten. Unheimlich brausten die Winterstürme um das Bergschloß auf der einsamen Höhe und übertönten die spärliche Unterhaltung, weckten auch gewiß melancholische Reminiscenzen bei den Gefangenen, die sämmtlich bis dahin in Lebensgenuß geschwelgt hatten.

In einer stürmischen dunklen Winternacht fuhr einst eine Miethskutsche aus Kassel langsam die Anhöhe hinauf und hielt vor dem Hotel Schombardt. Eine schwarzverschleierte Dame stieg aus und bestellte sich ein Zimmer, dann ließ sie den wachthabenden Offizier zu sich entbieten, zeigte ihm ihre Legimation, vom Grafen Monts unterzeichnet, und wurde ehrfurchtsvoll nach dem Schlosse geleitet. Es war die stolze Kaiserin Eugenie, die so tief gedemüthigt und trostlos diese Wallfahrt zu ihrem gefangenen Gemahl unternahm. Das Wiedersehen der beiden Gatten war gewiß herzzerreißend, eine Scene für einen Trauerspieldichter der Zukunft. Und doch sollte das Maaß des Unglücks für die einst so glücksverwöhnte Frau noch viel voller werden! Kaum zehn Jahre später wurde ihr Sohn auf die furchtbarste Art ermordet! Die Kaiserin Eugenie und die Königin von Bayern sind gewiß die beklagenswerthesten Mütter! . . . . . . .

Ich verweilte damals noch länger in Wilhelmshöhe und traf auf meinen Spaziergängen oft mit dem General Castelnau zusammen; er besaß in hervorragender Weise das französische Talent der „Causerie.“

Sein schönes ernstes Gesicht, gewöhnlich von Melancholie umwölkt, heiterte sich stets auf, wenn unsere Unterhaltung auf das neutrale Gebiet der Kunst und der Bewunderung von Naturschönheiten überging. Man hat den Franzosen so oft Unwissenheit vorgeworfen, aber dieser napoleonische General konnte es wahrlich mit einem deutschen Gelehrten aufnehmen. Er las den Plato und schwärmte für Youngs Nachtgedanken, ein Dichterwerk, welches in Frankreich überhaupt mehr Geltung hat wie in unserm poetischen Deutschland! Mirabeau nannte es mit Recht ein Trostbuch für Unglückliche.

General Castelnau's Lieblingsschriftsteller waren Bernardin de St. Pierre, der Dichter von Paul und Virginie und Lemaistre, der christliche Philosoph; auf die Aehnlichkeit des Letzteren mit unserm viel zu schnell vergessenen Radowitz machte ich ihn erst aufmerksam. General Radowitz lebte bekanntlich einst in Kassel und hat auf die geistige Strömung daselbst nachhaltig eingewirkt.

Die Schönheit vom Wilhelmshöhe hat kaum einen wärmeren Bewunderer gefunden, als den General Castelnau, er kannte jeden Aussichtspunkt in die blauen Fernen und konnte sich nicht satt sehen an den Prachtbäumen der immergrünen Wildniß bei Moulang und am Lac. Auch die Löwenburg, dieses Phantasiegebilde eines ritterlichen Herrschers, besuchte er mit besonderer Vorliebe. . . . .

Als endlich Metz gefallen war, kamen noch mehrere Kriegsgefangene nach Kassel, u. a. der Marschall Bazaine, der ein Freund war von Castelnau; sie hatten einst in Mexiko sich gefunden. Bazaine konnte als Beweis dienen, daß nur die größte Noth und Entbehrung die Uebergabe von Metz veranlaßt hatten, er sah fast verhungert aus und vermochte an Napoleons reicher Tafel nichts zu essen, weil sich sein Magen der Speise fast ganz entwöhnt hatte. Niemand würde damals die späteren Beschuldigungen gegen den unglücklichen Marschall für möglich gehalten haben. Er hätte doch gern den Ruhm sich errungen, die Festung zu halten, wenn es nur irgend möglich gewesen wäre. Er schwärmte für sein Vaterland nnd ließ sich große Kisten voll Erde nach Kassel kommen, damit sein Kind auf französischem Boden geboren werden konnte. Die deutschen Befehlshaber, welche damals noch in Frankreich standen, gestatteten ihm willfährig diese rührende Spielerei. Seine schöne junge Frau, eine reiche Spanierin liebte ihn leidenschaftlich, obwohl er schon dem Greisenalter nahe stand. Einmal war sie in Kassel im Theater, als „Fidelio“ gegeben wurde, sie zerfloß in Thränen bei den Scenen im Gefängniß, wo Leonore als Befreierin ihres Gatten auftritt. Die muthige Marschallin hat später in ganz ähnlicher Weise aus Liebe zu ihrem Manne gehandelt und mochte damals wohl schon die Gefahren ahnen, die ihm drohten.

Nur ungern beendete ich meinen Besuch in Wilhelmshöhe; ich setzte meinen Verkehr mit dem General Castelnau jedoch brieflich fort, wodurch ich ihn noch höher schätzen lernte, denn er schrieb wie ein Schriftsteller und gewährte mir viel geistige Anregung.

Im März 1871 überraschte er mich mit einem Besuch in Berlin; er war auf Wunsch des Fürsten Bismarck gekommen, um aus dessen Händen den Degen Napoleons zurück zu empfangen. Castelnau wohnte im Hotel royal unter einem angenommenen Namen, damit Niemand seine Anwesenheit erfuhr. Später erst brachte die Kreuzzeitung eine Notiz darüber.

Fr. von Hohenhausen.

# Ein Brief Karl Seydelmann's über das Kasseler Theater
## aus dem Jahre 1832.

Das von Kurfürst Wilhelm II. gleich nach seinem Regierungsantritte im Jahre 1821 errichtete und zu einer der ersten Bühnen Deutschlands erhobene Kasseler Hoftheater hatte einen ebenso kurzen Bestand, als die Regierung dieses kunstsinnigen Fürsten. Wenige Tage, nachdem er am 10. März 1831 seine Residenz auf immer verlassen hatte, erging von Wilhelmsbad die Verfügung, das Hoftheater in ein Nationaltheater umzuwandeln. Ueber diese, in der Zeit der großen politischen Aufregung getroffene Maßregel hatte sich der allgemeine Unwillen so laut kund gegeben, daß man eine Beruhigung der Gemüther für nöthig hielt. Das Ministerium machte bekannt, daß das Hoftheater, zu welchem die Landstände einen jährlichen Zuschuß von 21,000 Thaler bewilligten, nicht aufhören, sondern nur reducirt werden solle.

Diese Lage der Sache änderte sich aber wieder vollständig, nachdem Wilhelm II. am 30. September 1831 seinem Sohne die Regierung des Landes übertragen hatte. Der Kurprinz war ein großer Freund des Theaters und forderte den Generaldirektor Feige und den Kapellmeister Spohr zunächst zu Vorschlägen auf, wie das Theater erhalten werden könne, da die seinem Vater zur Unterhaltung desselben zu Gebot gestandenen Mittel jetzt gänzlich fehlten. Spohr und Feige erklärten einen jährlichen Zuschuß des Hofes von 15 bis 18,000 Thaler für erforderlich, und damit war das Schicksal des Theaters entschieden. Der Kurprinz erließ die Verfügung, daß das Hoftheater mit dem 15. April 1832 zu schließen und das Theater von da an zur Verpachtung auszuschreiben sei.

Das war ein harter Schlag für die Kasseler, welche jetzt schon die reiche Hofhaltung Wilhelm II. schwer vermißten und zu allen Zeiten besondere Vorliebe für das Theater gezeigt haben. Zunächst zeigte sich große Theilnahme an dem traurigen Schicksal der Vielen, welche durch die Aufhebung des Theaters brodlos geworden waren. Das besonders schwer betroffene Chorpersonal veranstaltete im Stadtbausaale eine Reihe von Vorstellungen, in welchen sie kleine Lustspiele zur Darstellung brachten. Diese wurden anfangs zahlreich besucht, konnten aber im Laufe des Sommers keinen langen Bestand haben.

Den bedeutenderen Mitgliedern des früheren Hoftheaters fiel es nicht schwer, an anderen Bühnen vortheilhafte Engagements zu finden, erfolglos blieben aber alle Bemühungen anderer, früher angesehener und beliebter, jetzt aber zu alt gewordener Künstler. Zu ihnen gehörte ein Schauspieler aus der alten Iffland'schen Schule, Carl Schmidt, welcher im Anfang der 20er Jahre noch die ersten Rollen in den Iffland'schen Stücken mit Erfolg dargestellt, zuletzt aber nur in kleineren Rollen als Bösewicht zweiten Grades Verwendung gefunden hatte. —

In seiner Noth wendete er sich an seinen früheren Kollegen Carl Seydelmann mit der Bitte, ihm ein Engagement zu verschaffen. Dieser war von dem Generaldirektor des Hoftheaters Feige, im Jahre 1822 mit lebenslänglichem Engagement für die Kasseler Bühne gewonnen worden, hatte aber im Jahre 1828 seinen Kontrakt gebrochen und hat dann nach kurzem Engagement in Darmstadt und später in Stutgart das Ziel seines Strebens in Berlin erreicht.

Seine frühere Kasseler Kollegin, Henriette Schmidt, läßt ihm als Künstler in ihren hinterlassenen Aufzeichnungen über das Kasseler Theater alle Gerechtigkeit widerfahren, entwirft aber sonst von ihm ein weniger günstiges Bild. Sie schreibt:

„Noch glaube ich ihn zu sehen, als er das erste Mal unser Versammlungszimmer im Theater betrat. In einer damals modernen erbsengelben Chenille, die goldblonden, etwas röthlichen Haare künstlich zu einem Lockenkopf geordnet, lenkte er seine großen blauen Augen, welche Schüchternheit und Mißtrauen zeigten, prüfend bald rechts, bald links auf die versammelten Kollegen, um zu prüfen, welchen Eindruck er machte. Mißtrauen war überhaupt drr hervorstechende Zug seines Charakters. In steter Unruhe, unzugänglich, ungenügsam, unzufrieden, und dabei im

hohen Grade ehrsüchtig, stand er stets isolirt und hat sich in Kassel nie glücklich gefühlt. Nur daraus erklärt sich auch das gewiß allzu herbe Urtheil, welches er über das dortige Publikum nach der Schrift Rötschers „das Leben Seydelmanns“ mit den Worten gefällt hat: „Neubegier und nichts als Neubegier ist es, welche hier die Verbindung zwischen Publikum und Künstler knüpft. Gaffen, hör.n, Stoff zu Klatschereien will man, sonst auch gar nichts. Sonst ist ihnen Kunst ein leerer Namen und die Künstler sind ein müßiges fatales Volk, das frevelhafter Weise Geld wie Heu kriegt.“

In der Antwort auf Schmidts Brief zeigt sich Seydelmann von einer weit vortheilhafteren Seite. Er theilt ihm mit, wie er sich um ein Engagement für ihn bemüht, bis jetzt aber noch vergeblich, und schreibt dann weiter:

„Ich will Euch (die damals beliebte Anrede unter Schauspielern) aber nicht länger auf Antwort warten lassen. Glaubt mir, daß ich nichts unversucht lassen werde, was Euch irgend wie frommen könnte. Schreibt mir bald, lieber Alter, was Ihr denn eigentlich in Beziehung auf fernere Beschäftigung vorhabt und welche Beschränkungen Ihr Euch würdet gefallen lassen. Seid aufrichtig und vertraut dem redlichen Willen Eures alten Freundes.“

Seydelmann theilt dann seine Ansichten über die Auflösung des Kasseler Hoftheaters mit. Er schreibt darüber:

„Man wird schwerlich unrecht thun, wenn man die Gräfin Reichenbach als die Schöpferin der Kasseler Prachtanstalt, wie man dieses Theater seit dem Regierungsantritt des Kurfürsten nennen kann, betrachtet. Daß ein allem Anschein nach so festbegründetes Institut so bald absterben würde, ließ sich wohl Niemand träumen. Feige hat offenbar große Schuld dabei, Konsequenz ist eine herrliche Tugend, nur darf sie nicht in knabenhaften Eigensinn ausarten, mit der Knute in der Hand kann man wohl eine Viehheerde, aber nicht eine Kunstanstalt dirigiren. Das Schicksal hat den Feige gleich dem Hugo Graf von Oerindur (in Müllners „Schuld“) auf einen falschen Weg geführt, wäre er Zuchthausinspektor geworden, so hätten sich gewiß Manche gefürchtet, Spitzbuben zu werden.“

Diese gewiß grundlosen Angriffe Seydelmanns auf den als vortrefflichen Leiter der Bühne allgemein anerkannten Generaldirektor Feige lassen erkennen, daß ihm die wahren Gründe der Schließung der Bühne unbekannt geblieben, zugleich aber auch, daß das üble Verhältniß zu Feige ihn hauptsächlich zum Kontraktbruch veranlaßt habe.

Die große Vorliebe des Kurprinzen für das Theater führte es indessen herbei, daß schon im folgenden Jahre, am 10. November 1833, das Hoftheater, wenn auch mit weit beschränkteren Mitteln, als sie Wilhelm II. zu Gebot standen, wieder eröffnet wurde. Bei dem Engagement der Mitglieder für die neue Bühne zeigte man sich nun pietätsvoll gegen verdiente alte Mitglieder des früheren Hoftheaters; Madame Häser, die Mutter unseres Karl Häser, der alte Gerlach und auch L. Schmidt wurden wieder engagirt, letztere mit geringerer Gage für kleinere Rollen. Weniger Glück hatten andere ihrer früheren Kollegen, deren wiederholtes Gesuch um Wiederannahme abgelehnt wurde. Es waren dieses namentlich die früher sehr beliebt gewesenen und sehr tüchtigen Schauspieler Gerber und Schmale. Als Grund der Ablehnung wurde damals allgemein angenommen, daß beide bei der im Jahre 1830 errichteten Bürgergarde eingetreten waren, und sich bei den Unruhen in Kassel besonders bemerklich gemacht hatten.

Es gab dies Seydelmann, welcher davon gehört und der die für seine früheren Kollegen daraus entstehenden nachtheiligen Folgen voraussah, Gelegenheit, sich sehr scharf über die Theilnahme der Schauspieler an politischen Bestrebungen in seinem Briefe auszusprechen. Er schreibt:

„Ob neben der Schuld Feige's nicht auch von Seiten einiger Mitglieder Manches geschehen ist, das füglich hätte unterbleiben können, ist eine Frage, die ich von vielen Seiten mit „ja“ beantworten höre. Der Künstler soll sich meiner Meinung nach so lange von allen politischen Händeln fern halten, als er es mit seiner Ehre irgend thun kann. Tritt der höchste Moment ein, dann zeige auch er seine Farbe, die ersten Kämpfe lasse er aber um so mehr außeracht, als man ihm ohnehin nicht viel Vertrauen entgegenbringt, wenn er eher nach dem Schießprügel greift, als nach der Rolle. Mißtrauen liegt gar zu nahe. Der ernstere Bürger, wie der rohe Haufen sind noch lange nicht geneigt, unsere Theilnahme an Volksinteressen für voll anzusehen. Weshalb sich früher vom Burgunder erheben und die Posaune blasen!*) Ich meine, die Kasseler Kunsthelden hätten ihre Lorbeern auf den Brettern oder im Orchester suchen können,

*) Diese Bemerkung bezieht sich auf den ausgezeichneten ersten Violoncellisten der Hoftheater-Kapelle, Hasemann, welcher als Posaunenbläser bei dem Musikcorps der Kasseler Bürgergarde eingetreten war und als solcher schon im Jahre 1812 in dem Regiment eines Fürsten des Rheinbundes in dem Kriege gegen Rußland gedient hatte.

nicht auf dem Friedrichsplatz. Was hat der Künstler mit der Politik zu schaffen!

Ich weiß auch, wie liebevoll mir einige Freunde unter den Kasseler Kollegen nachgesungen haben, als ich nicht wiederkam. Arme Mäuse! Nur Thoren können es als einen Grund mit für das schnelle Ende des Theaters ansehen, daß ich nicht wieder kam und die Heinefetter wegblieb. Das ist dummes, albernes Geschwätz, wenn es auch meiner Eitelkeit schmeichelt."

Die beiden Bürgergardisten Gerber und Schmale fanden alsbald auswärts Engagement, ersterer übernahm die Direktion des Stadttheaters in Bremen und Schmale wurde Mitglied des Hoftheaters in Schwerin, in welcher Stellung er, von allen Seiten anerkannt und geschätzt, bis zu seinem vor etwa 2 Jahren erfolgten Tod geblieben ist. Das Engagement des alten Schmidt war nur von kurzer Dauer, schon nach 2 Jahren wurde er mit einer Gnadenpension von 5 Thalern monatlich entlassen. Da er damit sich, Frau und Tochter nicht ernähren konnte, war er auf die Unterstützung alter Freunde und Bekannten angewiesen, die ihm dann auch zu theil wurde. Mancher erinnert sich wohl noch der originellen Erscheinung des alten Künstlers, wenn er in Kniehosen, hohen Stiefeln, grünem Bieberrock und Pelzmütze Bekannte begrüßte und Loose zu einer, von ihm veranstalteten Ausspielung eines Papagei, einer Kiste Cigarren, eines von Napoleon getragenen Hosenträgers und dergl. anbot. Man beruhigte sich gern, wenn man nachher auf Befragen von ihm hörte, daß seine Tochter Carolina oder ein Göttinger Student den Gegenstand gewonnen habe.

Auf das Theater war er noch seinem Abgang schlecht zu sprechen, es sei jetzt dramatischer Kloak, früher das wäre eine Bühne gewesen, Seydelmann und er, und was hätte er Geld gehabt, manchmal für 1000 Thaler Silber auf dem Leihhaus.

Glücklicherweise sind die Zeiten vorüber, wo einst verdiente Hofschauspieler ein unverschuldet trauriges Ende nehmen, jetzt, wo Pensionsanstalten und die Bühnengenossenschaften so segensreich wirken.

R.-L.

# Kasseler Maler in den Jahren 1840 bis 1850.

Von

**Louis Katzenstein.**

(Schluß).

Nur kurze Zeit der Kasseler Akademie angehörend, waren damals noch einige Maler, welche später zu Ruf und Ansehen gelangten, August von Wille, vor wenigen Wochen in Düsseldorf gestorben, ebenso tüchtig als Landschafts- wie als Genremaler, Carl Arnold seit vielen Jahren in Berlin, ein vielseitiger Künstler, hervorragend besonders in der Darstellung von Hunden und endlich Gustav Süß, der sich ein bescheidenes Genre erwählt hatte, in diesem aber wahrhaft Geniales leistete. Seine Hühnerbilder sind der ganzen Welt bekannt geworden; wen hätte nicht schon jenes kleines Bild gefesselt, welches ein eben aus dem Ei gekrochenes Küchlein darstellt und wer hätte sich nicht ergötzt an dem „Wettlopen tüschen dem Hasen und dem Swinegel auf der Lüneburger Haide." Süß zählte zu den namhaftesten Düsseldorfer Künstlern. Er starb im Jahr 1882.

Auf der Gemäldeausstellung in 1842 machte das lebensgroße Bildniß einer Italienerin, in dem malerischen Kostüm von Procida, das Werk eines kasseler Malers, Eduard Ihlée, berechtigtes Aufsehen und hatte das seltene Glück, in den landesherrlichen Besitz überzugehen. Ihlée war ein talentvoller, ernster und fleißiger Künstler und wandte sich, nicht ohne Erfolg, der Geschichtsmalerei zu. Aber auch er gehörte zu Denen, die in Kassel weder Anerkennung noch Anregung fanden. Er lebte längere Zeit in Frankfurt, geschätzt als Portraitmaler und ging dann nach Italien, wo er sich fast ausschließlich dem Kopiren der alten Meister hingab. Zum Professor an der hiesigen Akademie ernannt, kehrte er zurück und wirkte noch einige Jahre als solcher. Die Gemälde-Gallerie hat die zahlreichen Kopien des Verstorbenen erworben und in einem eigenen Saale aufgestellt; Ihlée ist aber in diesen Gemälden nur unvollkommen repräsentirt, es sind nur kühle Erinnerungen an die Originale, deren Farbenzauber nicht erreicht ist.

Ganz abseits von allem Verkehr mit anderen kasseler Malern lebte und arbeitete Karl Nahl, aus einer, an bedeutenden Künstlern reichen Familiie hervorgegangen. Mir ist es nicht bekannt, wem er seine Ausbildung verdankt, ich vermuthe nur, daß er wesentlich Autodidakt war. Bei der Wahl des Stoffes zu seinen Gemälden, hatte er in erster Linie solche im Auge, die ihm Gelegenheit gaben, seine Geschicklichkeit in der Malerei von prächtigen Gewändern, blitzenden Geschmeiden und vor Allem in wirksamer Lampen- und Mond-

scheinbeleuchtung zur Geltung zu bringen. Das sogenannte historische Genre, welches er kultivirte, bot ihm hierzu reichlichen Stoff, wie „der Cid", „Wallenstein u. Seni", „Kunz v. Kaufungen" ꝛc. ꝛc. Das erste dieser Bilder, „Der Cid", dem die überwundenen Mauren Geschenke bringen, erregte auf der Ausstellung einen wahren Enthusiasmus, es wurde in den Himmel gehoben. Man wurde nicht müde immer wieder von den köstlich gemalten goldenen Gefäßen, von dem zum Greifen natürlichen Perlmutterkästchen ꝛc. zu sprechen und übersah darüber den gänzlichen Mangel an Charakteristik und die ganze komödienhafte Darstellung. Allem aber wurde die Krone aufgesetzt durch den Beschluß des Vorstands des Kunstvereins, dieses Meisterwerk durch den Kupferstich zu verewigen. Was das Originalgemälde noch einigermaßen bestechend gemacht hatte, die Pracht der Farbe und die Lichtwirkung, ging selbstverständlich in dem Stiche verloren, der ohnehin saft- und kraftlos ausfiel, eine bleibende Erinnerung an die Weisheit des damaligen Kunstvereins-Vorstandes. Nahl starb in S. Franzisko (Kalifornien.)

Von Malern, welche in jener Zeit hier thätig waren, sind besonders noch zu erwähnen, der vor einigen Jahren gestorbene E. Stiegel, welcher sich anfangs der Genremalerei zugewandt, später aber mit mehr Erfolg Landschafsbilder malte und besonders in der Aquarellmalerei Treffliches leistete. H. Ely verließ die Akademie im Jahr 1845 und ging nach Paris, wo er die Glasmalerei erlernte, vornehmlich in ihrer Anwendung auf kirchliche Dekoration. Sein Fleiß und seine Energie machten ihn bald zum Meister in diesem Fach und verschafften ihm zahlreiche Aufträge. Nach dem Kriege ward ihm der Aufenthalt in Frankreich verleidet, er kehrte zurück in die Vaterstadt, gründete mit seinen zwei begabten Söhnen, ein Atelier für Glasmalerei, welches bald aufblühte. Leider starb er schon im vorigen Jahre, zu früh entriß ihn der Tod seinem regen Schaffen. Schließlich sei noch genannt K. Fink, der nach einem längern Aufenthalt in Italien, mit vielversprechenden Architekturbildern auf der Ausstellung erschien. Er wandte sich später mit Erfolg der Darstellung von Katzen zu, die ihm den Ehrennahmen „Katzenfink" eintrugen.

Wenn hier im Ganzen von der Wirksamkeit der kasseler Akademie ein keineswegs sehr erfreuliches Bild gegeben wird, so ist es nur gerecht, zu sagen, daß die übrigen deutschen Akademien auch einem gewissen Schlendrian anheim gefallen waren, der wenig Hervorragendes zu schaffen vermochte. — Da trat ein Ereigniß ein, welches einen so mächtigen Eindruck auf die deutsche Malerwelt machte, daß es wie mit einem Schlage anders wurde und die trübe akademische Luft wie von einem Gewitter gereinigt wurde. Es war die Ausstellung der zwei belgischen Kolossalgemälde, „Der Kompromiß der niederländischen Edelleute" von de Biefve und „Die Abdankung Karls V." von Gallait. So etwas hatte man in neuerer Zeit nicht gesehen, es fiel uns wie Schuppen von den Augen.

Da konnte man sehen, was eine Kunst hervorbringen mochte, die von wahrhaft nationalem Geiste getragen und sich ihrer großen Vergangenheit bewußt war. Angenehme Erinnerungen an Rubens und Van Dyk wurden wach, die großen Flamänder lebten fort in ihren Epigonen, man verstand in Belgien noch zu malen.

Wie in Folge des Eindrucks, den diese Bilder in Deutschland gemacht, sich die Meisterateliers von Antwerpen, Brüssel und Paris mit jungen deutschen Künstlern füllten, wie sie den Nachbarn das Geheimniß ihrer Technik absahen und mit welchem Erfolg mit in die Heimath nahmen, das hat die neuere Zeit in erfreulicher Weise gezeigt.

Ich kann dieses kurze Stückchen kasseler Kunstgeschichte nicht abschließen, ohne noch eines freundlichen Zuges in unserem damaligen Leben zu gedenken. Mit wenigen Ausnahmen sind sie aus dem Leben geschieden, die alten Genossen, und wehmüthig gedenke ich der Zeit, die uns in kollegialer Freundschaft einte. In fröhlicher Geselligkeit wußten wir uns mit allerlei lustigen Scherzen zu unterhalten und wenn wir mit künstlerischen Aufführungen und Lustbarkeiten vor ein größeres Publikum traten, waren wir des freundlichsten Entgegenkommens sicher, und gewiß erinnert sich Einer oder der Andere meiner Leser unserer Leistungen. Es war ein harmloses, harmonisches Zusammenwirken aller Künstler, ungetrübt durch büreaukratische Steifheit und vornehme Abgeschlossenheit. —

# Der Sängerkrieg auf Spangenberg.

Von

**A. Trabert.**

Als ich einst mit Friedrich Hornfeck, dem Verfasser des „Schenkenbuchs", das aber damals erst werden sollte, meine Residenz auf der Bergfeste Spangenberg aufgeschlagen hatten *), kamen wir auf den Gedanken, wieder ganz ebenso, „zu halten", wie wir das schon am Fuldaer Gymnasium gemeinsam mit unserem Freunde, dem sinnigen Johannes Abel gethan hatten, der als katholischer Pfarrer zu Neuhof gestorben ist und ein geborener Poet war. Unser „Halten" bestand nämlich darin, daß wir Sonntags nach dem Gottesdienste in Hornfecks Wohnung zusammenkamen, die Verslein vortrugen, die wir im Laufe der Woche geschmiedet hatten und so der Eine dem Anderen Gelegenheit gab, den kritischen Scharfsinn zu üben.

Hornfeck war, als unser Halten von Neuem beginnen sollte, mit seinem Schenkenbuchplan schon im Reinen und wenn er nun ein Liedchen kaum halb fertig hatte, brannte er, meine Meinung darüber zu hören, obschon ihm diese nicht selten schweren Kummer bereitete. „Dummes Zeug!" mußte er öfter von mir hören, als ihm lieb war, denn höflich sind wir als Kritiker nie gewesen. Aber das „Dumme Zeug" hatte sein Gutes; denn wenn Hornfeck auch anfänglich immer wüthend war und mich einen Menschen schalt, der von Poesie „auch gar Nichts, ich sage Dir auch gar Nichts" verstehe, so ging er dann doch immer in sich und machte seine Verse enschieden besser.

Ich selbst hatte damals verteufelt wenig Lust zum Dichten, wurde schließlich aber doch wieder veranlaßt, auch meinen Hippogryph zu satteln. Einmal ließ ich mich sogar zu einem förmlichen Wettgesang bereden, der darin bestehen sollte, daß Jeder von uns in der nächsten Nacht, in der wir mittelst der von meiner Braut uns besorgten Nachschlüssel heimlich auf meiner Zelle Nr. 5 zusammenkommen wollten, ein beliebiges Trinklied zu liefern hatte.

Die verabredete Nacht brach an, mein Zellenfensterchen war dicht verhängt und meine Schlüssel walteten ihres Amtes.

Bei einem Glase ächten Rüdesheimer, den mir ein Frankfurter Patricier, der Vater des Sozialdemokraten v. Schweitzer, gespendet hatte, hub Hornfeck zu singen, oder vielmehr zu deklamiren an:

---

*) Wir bemerken, daß Trabert und Hornfeck im Jahre 1851 kriegsgerichtlich zu 3½ bezw. 2 Jahren Festungshaft wegen Preßvergehens verurtheilt wurden, die sie auf Schloß Spangenberg verbüßten. Im Jahre 1862 erklärten die Stände einstimmig nachträglich die Verurtheilung für rechtswidrig und nichtig.

Wärst Mädchen eine Perle Du,
So möcht' das Meer ich sein;
Dann rauscht' und stürmt ich immerzu:
Auf ewig bist Du mein!

Und wärest Du der Thau im Thal,
So möcht' die Sonn' ich sein;
Wie küßt' ich Dich mit heißem Strahl
Und ewig wärst Du mein!

Und wärest Du ein lichter Stern,
Die Nacht dann möcht' ich sein,
Und ewig wärst, ob nah, ob fern,
Du mir, nur mir allein!

Und wärst die junge Erde Du
Im holden Maienschein,
In Dir dann fänd' ich Glück und Ruh'
Und möcht' begraben sein.

Das wünscht' ich mir wohl tausendmal
Und wünscht' es ewig neu
Und werd' auch wieder tausendmal
Mir selber ungetreu.

Denn flösse von Sankt Gotthard's Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein,
Dann möcht' ich nur der Bodensee,
Doch ohne Boden sein.

„Prächtig!" sagte ich, „ich streiche die Segel; aber ich will auch m e i n Trinklied doch vorlesen. So höre denn!

Schlechte Zeiten! Schlechte Zeiten!
Immer knapper wird das Geld
Und die letzten Kreuzer läuten
Bald ins Grab der ganzen Welt.
Morgen müßt' ich wahrlich borgen;
Bring ein Letztes, Wirth! und morgen
Wird das Trinken eingestellt.

Schlechte Zeiten! Schlechte Zeiten!
Doch der Wein ist wahrlich gut;
Seine goldnen Tropfen gleiten
Zündend in mein altes Blut.
Lodernd schlägt's im Kopf zusammen,
Wirth, noch Eines in die Flammen!
Oder mich verzehrt die Glut.

Schlechte Zeiten! — Hei ein Drittes
Und zum Teufel schlechte Zeit!
Geh'n die Füße schwanken Schrittes,
Schwebt der Kopf in Seligkeit.
Wenn ich stolp're, wenn ich wanke,
Ha, wer sagt, mein Weibchen zanke?
Lügner, platzt in eurem Neid!

Heben mich des Weines Flügel,
Glaub' ich fast, ein Gott zu sein.
Seid gesegnet, Rebenhügel!
Wirth, noch Eins, sie einzuweih'n!
Aber Liebster, laß Dir sagen:
Kommt mein Weibchen morgen fragen,
Sprich ihr nicht von mehr als Zwei'n.

Beide Lieder wurden hernach noch ein wenig kritisch benörgelt und als wir damit fertig waren, faßten wir den Beschluß, daß das nächste mal der Eine von uns ein Lied zu bringen habe mit dem Anfangsverse: „Ein Schifflein ist das Menschenherz": das des Anderen aber solle beginnen, „Ein Glöcklein ist das Menschenherz." Es wurden Hölzchen gezogen; Hornfeck griff das Schiffleinshölzchen und mir blieb also das Glöcklein.

Die Nacht des Vortrags kam und diesmal hatte ich zu beginnen. Mein Lied aber lautete so:

Ein Glöcklein ist das Menschenherz,
Ein Meister hat's gegossen
Und in die Form ist mit dem Erz
Die heitere Lust geflossen.

Wie lieblich tönt das Glöcklein dann
In goldnen Maientagen,
Wenn es mit einem andern kann
In Lieb' zusammenschlagen.

Doch will zum hellen Glockenklang
Ihr Lied die Sorge singen,
Da hallt das Glöcklein schmerzlich-bang,
Als sollt' es gar zerspringen.

So wechseln allzeit Lust und Leid
In dieses Glöckleins Schlägen,
Wie Frühlingsglanz und Winterzeit,
Wie Sonnenschein und Regen.

Zu bald nur hält's zu läuten ein;
Dann tritt in schwarzer Hülle
Der Tod ins Glockenkämmerlein
Und bringt Charfreitagstille.

„Die Schlußstrophe ist famos", sagte Hornfeck; „die zweite freilich könnte besser sein; aber nun höre mich!

Ein Schifflein ist das Menschenherz,
Fährt ohne Rast und Ruh
Mit seiner Lust und seinem Schmerz
Dem Land der Hoffnung zu.

Das Leben ist das weite Meer,
Das Schicksal ist der Wind,
Der treibt die finstren Wolken her
Darin die Thränen sind.

Das Segel ist die Phantasie,
Die Ehre heißt der Mast;
Wohl Schifflein dir, wenn du ihn nie
Im Sturm verloren hast.

Das Ruder führen Wunsch und Wahn,
Die Lieb' ist der Magnet;
Windrose Freundschaft zeigt dir an,
Wenn sich der Wind gedreht.

Und der Gedanke führt und lenkt
Vorbei an Fels und Riff,
Das Aug' auf den Magnet gesenkt,
Als Steuermann das Schiff.

Fahr zu, mein Schifflein, immer zu,
Getrost und wohlgemuth;
Den sichern Hafen findest du
Trotz Ebbe, Sturm und Fluth.

Ich rief mit Vergnügen Bravo und der Wettkampf gefiel uns so sehr, daß wir sofort einen dritten Gang beschlossen. Nur machten wir uns die Sache für diesmal schwerer. Es wurde nämlich genau das Metrum, die Strophenbildung und die Reimverschlingung festgesetzt und weiter zum Gesetz gemacht, daß das Gedicht, das Jeder liefern habe, ein Liebeslied von nur zwei Strophen sein müsse. „So ein kleine Probe", wie es Hornfeck nannte.

Als die Nacht der Proben kam, sollte ich beginnen, protestirte aber, indem ich sagte: Die Reihe ist an Dir! Und Hornfeck recitirte nun, wie folgt:

Der Königin von Wald und Flur,
Der stolzen Rose gleichst Du nicht;
Du bist das stille Veilchen nur,
Aus dem die Anmuth der Natur
In Duft und Farbe lieblich spricht.

Und fiel ihm nicht das schönste Loos,
Dem ersten Kind der Wonnezeit?
Es ist so klein und doch so groß,
Drum wirft der Lenz ihm in den Schooß
Die Krone der Bescheidenheit.

Als Hornfeck sein schönes Liedlein vorgetragen hatte, sah er mich mit stolzer Siegeszuversicht an und rief: „Mach' auch so Eins, wenn Du kannst."

„„Warum nicht?"" entgegnete ich; „es kommt nur auf's Probiren an. Sei nur so freundlich, recht artig zuzuhören."" Und nun las ich mein Liedchen, das so lautete:

An meiner Brust als Blume nur
Und doch, wie herrlich ruhst Du hier!
Vergessen könnt' ich der Natur,
Denn schöner als in Wald und Flur
Wird's grün im eig'nen Innern mir.

Du mußt ein Schlüsselblümlein sein,
Das heimlich mir das Herz erschloß.
Wie käm' der Frühling sonst hinein,
Daß auch so ganz von Sonnenschein
Und Blüthenduft es überfloß?

Diesmal wurde nicht kritisch genörgelt, obschon Hornfeck stark in der Versuchung war, denn eigentlich ärgerte er sich ein wenig, weil sein Sieg nicht so zweifellos war, wie er sich's gedacht hatte. Schließlich aber beschlossen wir, da wir auf der Bergfeste Spangenberg einen Richter doch nicht gut finden konnten, alle sechs Gedichte heimlich, auf verbotenen Wegen, meiner Braut zu schicken. Diese aber schrieb auf demselben Wege dem Zellenbewohner Nr. 6: „Ich finde Ihre drei Gedichte ganz ausgezeichnet schön;" und mir auf Nr. 5 schrieb sie noch viel heimlicher, nur für mich allein: „Die Deinigen aber gefallen mir doch noch viel besser!" Was konnten wir noch mehr wollen? Das Urtheil dieser Richterin machte uns alle beide glücklich.

---

## An der Küste.

Von schroffer Felsenküste blick ich hinab auf's Meer,
Der Brandung lautes Tosen schallt machtvoll um mich her!

Und weiterhin, da schimmert's so ruhig hoheitsvoll,
Mein Herz, o Meer, fragt stürmisch, ob es dich lieben soll!?

Doch hinter mir, da rauschet der Buchenwald mir zu:
„Dort drunten haust Verderben, hier findest Leben Du!"

Da gellet aus der Brandung ein wilder Todesschrei,
Doch eh' ich kam zu retten, war alles längst vorbei!

Und wie ich von dem Felsen nun trauernd niederschau',
Da glänzt es nicht mehr ruhig, 's ist alles leichengrau,

Und schwefelhafte Wolken, die hängen schwer herab,
Und Blitze sausen zuckend in's wüste Wellengrab!

Die Hölle scheint entfesselt, der Sturm braust über's Meer
Und zerrt und peitscht die Wogen allmächtig vor sich her!

Gespenstisch jagt ein Schiff dort wild schwankend durch die Fluth:
„Gott schütze euch, ihr Armen und stähle euren Muth!"

Nun bricht der Mast! Entsetzlich! „Herr, lenke ihr Geschick!"
Ist's Regenfluth, — sind's Thränen, was mir getrübt den Blick?

„Zurück! Zurück zum Walde!" mein Herz nun schaudernd spricht:
„Das Meer, ich kann's bewundern, doch lieben kann ich's nicht!"

**Hugo Frederking.**

## Eine Uhlands-Nachfeier

in Rauschenberg (Kr. Kirchhain).
(27. April 1887).

Droben, wo die Tannen rauschen auf des Rauschenberges Höhen,
Seh' im Geist ich einmal wieder alte Herrlichkeit erstehen:
Jenes Schloß mit soviel Fenstern, als das Jahr an Tagen zählt,
Wo für keinen Tag an neuem Luginsland es hat gefehlt.

Doch „wo blieben nun die Fenster Rauschenbergs?", fragt man in Hessen,
Wenn versunkne Pracht so bald schon, ach so bald schon wird vergessen,
Wenn der Großen Trotz und Hochmuth kommt zu solchem jähen Fall,
Wie uns Uhland singt von eitlem Glück und Glas von Edenhall.

Unser Uhland! Also tönt's herüber aus dem Festessaale
Wo bei seiner Jubelfeier gestern noch in Silberschale
Gold'ne Früchte hell erglänzten, wo des „Schäfer's Sonntagslied",
Wo das Glöcklein der „Kapelle" wiegten uns in Himmelsfried!

Aber horch! Regt sich's nicht dorten in den altersgrauen Mauern?
Hörst Du da nicht Schwerter klirren, fühlst Du nicht geheimes Schauern?
Ja, der Rauschebart, der Greiner, steigt dort aus des Grabes Bann,
Sammt dem Heldenwort: „Mein Sohn, der fiel, ist wie ein and'rer Mann!"

Neben ihm der junge Siegfried, Roland und die Helden alle,
Schwabens, Bayerns Ritterblüthe, ziehen nun mit Waffenschalle
Hier vorüber; hoch zu Rosse schau' ich Dich, o Taillefer,
Dich auch, wackrer Schenk von Limburg, der so wuchtig schwingt den Speer!

Doch wie dort der Friedensbogen jetzt nach kurzem Regenschauer
Ob der Kirche bunt sich wölbet und in Freude wandelt Trauer:
So steigt aus den Kampfeswettern mild das Friedenslied empor,
Und statt dumpfen Schwerterschlages hört man hellen Jubelchor!

Da, wo wilde Stürme brausten, wehen nun die linden Lüfte,
Lerchenwirbel statt Drommeten, Minnesang und Veilchendüfte,
Es erblüht das fernste Thal, die Blumen sprießen sonder Zahl,
„Alles, alles muß sich wenden, banges Herz vergiß der Qual!“

Uhland! Wo in Volkesweise Dein Kam'radenlied erklungen,
Hast Du selbst als Kamerad Dich in das deutsche Herz gesungen,
Und wo deutsche Jugend wandert in dem lichten Maienschein,
Tönt das Lied von den drei Burschen, die gezogen über'n Rhein!

Das ist unser treuer Eckhardt, der Poet „von Lenz und Liebe,
„Und von sel'ger goldner Zeit, von Männerwürd und Freiheitstriebe“
So, wie du, hat kaum ein Andrer deutscher Herzen Glut geschürt,
Dank Dir, „Deines Geistes hab' ich droben „einen Hauch verspürt.“

Dr. W. L. (Kassel).

## Aus alter und neuer Zeit.

Nekrologe. Am 30. April verschied dahier nach langem Leiden einer der angesehensten Bürger Kassel's, dessen Namen weit hinaus über die Grenzen unseres Heimathlandes bekannt ist und mit Achtung genannt wird, der Justizrath Dr. Hermann Weigel in seinem 59ten Lebensjahre. Von Jugend auf erfreute sich der Verblichene vermöge seiner persönlichen Liebenswürdigkeit der allgemeinen Beliebtheit. Er war ausgestattet mit den vorzüglichsten Gaben des Geistes und des Herzens, reich an Kenntnissen, wohlwollend gegen Jedermann, ein treuer Freund und angenehmer Gesellschafter, und so konnte es denn auch nicht fehlen, daß sein Hinscheiden tief empfunden und allgemein beklagt wird. Ueber seinen äußeren Lebensgang mögen uns folgende Notizen gestattet sein. Hermann Weigel war am 20. December 1828 hier in Kassel geboren, er genoß in seiner Jugend die sorgfältigste Erziehung, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte von 1847 bis 1851 in Bonn, Marburg und Berlin Rechtswissenschaft, war von 1852—1856 Referendar am hiesigen Obergerichte, trat dann aus dem juristischen Vorbereitungsdienste aus, um sich volkswirthschaftlichen Studien zu widmen. Von 1858 bis 1862 war er Sekretär der Handelskammer und Syndikus der Börse in Breslau, verfaßte in jener Zeit mehrere nationalökonomische Schriften, über welche sich die Kritik sehr günstig aussprach. Er nahm hervorragenden Antheil an den Verhandlungen des volkswirthschaftlichen Kongresses, dessen ständigem Ausschusse er angehörte. Im Herbst 1862 ließ er sich als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Von 1863 bis 1866 war er Mitglied der kurhessischen Ständekammer, im Jahre 1867 war er Vertreter des Wahlkreises Kassel-Melsungen in konstituirenden Reichstag. Zum ersten Reichstag gleichzeitig in den Kreisen Kassel-Melsungen und Hanau-Gelnhausen als Abgeordneter gewählt, nahm er die Wahl im letztgenannten Kreise an und vertrat denselben ununterbrochen bis zum Jahre 1878. Er war Mitglied der Deputation, welche im December 1870 vom Reichstage nach Versailles entsendet wurde, um dem König von Preußen die „Kaiseradresse“ zu überbringen. Am 1. April 1876 wurde Weigel an des verstorbenen Oberbürgermeisters Nebelthau Stelle auf Präsentation der Stadt Kassel als Mitglied auf Lebenszeit in das Herrenhaus berufen, in das er am 18. Mai desselben Jahres eintrat. Seit 1863 bis an sein Lebensende war er Mitglied der Kasseler Gemeindeverwaltung, von 1870 bis 1873 bekleidete er die Stelle des zweiten Bürgermeisters. Eine lange Reihe von Jahren war er auch Vertreter der Stadt Kassel im hessischen Kommunallandtage. — Weigel hat sich vielfach um seine Vaterstadt verdient gemacht, die in ihm einen ihrer besten Söhne verloren hat. Ehre seinem Andenken.

Gleichfalls am 30. April starb im Kapuzinerkloster zu Eichstädt der Pater Bruno Freiherr von Korff, der frühere Präfekt des Priesterseminars und Direktor des Knabenseminars zu Fulda. Einem altadeligen Geschlechte Westfalens angehörend, — er war ein naher Verwandter des Bischofs v. Ketteler von Mainz —, widmete er sich zunächst der militärischen Laufbahn. Er war Offizier im brandenburgischen (Zieten'schen) Husaren-Regiment Nr. 3 und machte u. W. als solcher 1849 den badischen Feldzug mit. Als Premierlieutenant nahm er hiernach seinen Abschied, um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Am 23. Januar 1852 wurde er in Fulda zum Priester geweiht, und verblieb in dieser Diözese, bis er zu Anfang des Kulturkampfes im vorigen Jahrzehnt zu Würzburg in den Kapuzinerorden trat. Als Präfekt des fuldaer Knabenseminars hatte er sich die Liebe und die Anhänglichkeit seiner Zöglinge in seltenem Grade erworben, als Kapuzinerpater wirkte er namentlich als Beichtvater und Volksmissionar. Er war ein frommer,

sittenstrenger Priester, wohlwollend und mildthätig, und stets des Spruches eingedenk: „noblesse oblige“. R. i. p.

Am 2. Mai verschied plötzlich in Folge eines Schlagflusses zu Buchenau der Rittmeister a. D. Guts- und Patronatsherr Ernst Moritz Ludwig Freiherr Schenk zu Schweinsberg im Alter von 49 Jahren. Seit dem 27. März 1857 Offizier im kurfürstlich hessischen Leib-Husaren-Regiment, nachmals königl. preußischen ersten hessischen Husaren-Regiment Nr. 13, nahm er 1871 als Rittmeister den Abschied, um sich der Verwaltung seiner Güter und ausgedehnten Forsten zu widmen. Zugleich beschäftigte er sich seit dieser Zeit eifrigst mit Kommunalangelegenheiten. Er war Mitglied des Kreistages des Landrathsamtes Hünfeld, des Eisenbahnrathes, der hessischen Landessynode u. s. w. und erfreute sich weit und breit der größten Hochachtung und Beliebtheit. Am 5. Mai fand die Beisetzung der irdischen Reste des Dahingeschiedenen in der neu angelegten Familiengruft zu Buchenau unter großer Betheiligung von Leidtragenden statt. Pfarrer Bode vollzog das kirchliche Rituale und hielt eine ergreifende Rede, in welcher die Verdienste des edlen Verblichenen volle Würdigung fanden.

* * *

Der in diesen Tagen zum Regierungs-Präsidenten von Danzig ernannte Hr. A. v. Heppe ist der Sohn des in den 50er Jahren verstorbenen Regierungs-Direktors v. Heppe zu Fulda und hat Ostern 1856 daselbst sein Maturitätsexamen abgelegt. A. von Heppe hat eine außergewöhnlich rasche Carrière gemacht, 1870 war er noch Kreissekretär in Schmalkalden, wurde dann Landrath in Schleusingen, und von da zum Stellvertreter des erkrankten Polizei-Präsidenten von Madai nach Berlin berufen; hierauf wurde er zum Landdrosten in Aurich ernannt, um jetzt zum Regierungs-Präsidenten in Danzig befördert zu werden.

* * *

In der Schloßbibliothek zu Birstein befinden sich die Stammbücher von Gliedern des fürstlichen Hauses aus dem Anfang des 17. Jahrhundert, in die sich auch das damals noch jugendliche Ehepaar, der ritterliche Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel und seine nachmals so schwer geprüfte Gattin Amelia Elisabeth, eine geborene Gräfin von Hanau, eingetragen haben. Wir theilen hier diese Stammbucheinträge mit, weil wir überzeugt sind, daß sie für unsere hessischen Leser von Interesse sein werden. Landgraf Wilhelm schreibt in einem Stammbuch unter der Jahreszahl 1624:

Santé et longue vie
Bon cheval et bell amie
Cent escyis quand je voudray
Et Paradis quand je mouray
Vostre tres affectionne
pour vous servir
Guillaume L. de Hessen.

In einem anderen lautet sein Eintrag:

A Dieu complaire — jamais mal faire — A touts servir — pour une seule mourir — cest mon plaisir.

Monsieur mon frère cest petit tesmoynage de mon affection servira pour vous monstre que je meurs v. tres affectionné serviteur et frere
Guillaume Landgrave de Hessen.

Der Spruch, den Amelie Elisabeth beidemale zum Eintrag gewählt hat, ist die Devise:

Pure et loyale,

unterzeichnet: Amelie Elisabeth Princesse de Hessen née Comtesse de Hanau.

Die alterthümliche von der jetzigen verschiedene Schreibweise des Französischen haben wir mit Absicht beibehalten. W. F.

* * *

Landgraf Wilhelm IX. hatte durch Sparsamkeit und sorgfältige, umsichtige Verwaltung den hessischen Staatsschatz schon in den ersten Jahren seiner Regierung bedeutend vermehrt. Im Jahre 1794 wurde der jährliche Zinsertrag desselben auf etwa 900,000 Thaler geschätzt. Nach dem für dieses Jahr aufgestellten Kriegsetat betrugen für den Monat die Ausgaben 43,735 Thlr. 12 Alb. 1 Hlr., die Einnahmen 116,727 Thlr. 18 Alb. 3 Hlr., so daß monatlich ein Ueberschuß von 72,992 Thlr. 6 Alb. 2 Heller verblieb. Bei diesen Ausgaben kommt wesentlich in Betracht, daß für das der Krone England in Sold überlassene Hülfskorps, bestehend aus

dem Leib-Dragoner-Regiment
Dragoner-Regiment Prinz Friedrich,
Regiment Gensdarmes,
„ Karabiniers,
3 Grenadierbataillone von Germann, von Eschwege, von Wurmb,
Garde-Grenadier- und Leib-Infanterie-Regiment,
Die Regimenter Erbprinz, Prinz Carl, von Loßberg, von Kospoth,
Jäger- und Füsilier-Bataillon,
Artillerie Detachement, in Summa 12000 Mann,

Ausgaben nicht zu berechnen waren, wogegen der Ueberschuß der Einnahmen von dem von England zu zahlenden Subsidiengelder monatlich 39,477 Thl. 17 Alb. 3 Hlr. betrug. Für das hessische Heer werden nur berechnet:

1, für die im Lande verbliebenen Truppen Garde du Corps, Regiment Garde, Regiment Hanstein, Kadettencorps, Artillerie- und die Depot-Bataillone monatlich 12,695 Thl. 30 Alb. 9 Hlr.

2, für die zum Kreiskontingent gestellten Truppen, Husaren-Regiment, Feldjäger-Corps und das leichte Infanteriebataillon monatlich 14,418 Thl. 26 Alb. 3 Hlr.

Eine Haupteinnahme bestand aus den Zinsen der ausgeliehenen Kapitalien. Unter den Schuldnern befindet sich eine große Anzahl regierender Herren, darunter des römischen Kaisers Majestät mit 39,333 Thl. (1784) und 116,000 Thl. (1793). Die Zinseneinnahme von diesen verborgten Kapitalien betrug monatlich 20,816 Thl. 19 Alb. 8 Hlr. Die Potentaten hielten sich zu Besorgung ihrer Geschäfte in Kassel Agenten, und auch der Landgraf hatte solche. Es gab deren an 20, sämmtlich Juden, mit dem Titel Hofagent, Oberhofagent, Kriegsagent u. s. w., darunter bekannte Namen wie Büdinger, Feidel, Gold-

schmidt ꝛc. Große Summen waren an Gutsbesitzer und Bauern zu 4% zur Verbesserung ihrer Güter und zu Neubauten ausgeliehen. Dem Kriegskollegium fiel bei der Verwaltung dieses Vermögens eine große Verantwortung und Arbeitslast zu. Daß es dabei zuweilen seine Schwierigkeit hatte, größere Baarsummen vortheilhaft zu verwerthen, zeigt ein uns im Original vorliegender Bericht dieses Kollegiums vom 8 Juni 1789, welcher zugleich den damaligen Werth des Geldes erkennen läßt.

Danach hatte das Kollegium den Auftrag, 10000 Stück neue Louisdor zu verwechseln, in folgender Weise erledigt. Je 1000 Louisdor waren den jüdischen Agenten Abraham Isaak, Herz Meyer, Moses Joseph, Feidel, Levi und Jonas Meyer, 2000 Louisdor den Gebrüdern Abraham zu je 4 1/8% (5 Thl. 7 Sgr.) und 1000 Louisdor dem Michael Simon zu 4 1/3% (5 Thl. 6 1/2 Sgr.) zugestanden. Die Gebrüder Abraham hatten außerdem 1000 Louisdor und ebensoviel Jakob Simon auf Wechsel zu 4% gegen 6 monatliche Kündigung als Darlehen erhalten. Da der Louisdor im gewöhnlichen Verkehr weit höher bezahlt wurde, haben die Käufer offenbar dabei kein schlechtes Geschäft gemacht.

R.-T.

## Hessische Bücherschau.

Soeben ist das neueste Heft „der Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“, Jahrgang 1886, zur Vertheilung gelangt. Dasselbe enthält außer dem Berichte über die Jahresversammlung des Vereins am 19., 20. und 21. Juli 1886 zu Homberg und geschäftlichen Nachrichten, einen in schöner Sprache geschriebenen warmen, tiefempfundenen Nachruf des unvergeßlichen, am 27. Juli 1886 im 43. Lebensjahre verstorbenen ersten Bibliothekars der hiesigen ständischen Landesbibliothek, Oberbibliothekars Dr. Albert Duncker, aus der Feder seines Kollegen und Nachfolgers Dr. Eduard Lohmeyer, worauf wir die zahlreichen Freunde und Verehrer des leider zu früh Verblichenen ganz besonders aufmerksam machen wollen. Diesem Nachruf ist ein wohlgetroffenes Bild Duncker's beigegeben. Außerdem bringt das uns vorliegende Heft noch eine Abhandlung über die juristischen Inkunabeln der ständischen Landesbibliothek zu Kassel, von Dr. jur. G. Mollat, den Bericht des zur Generalversammlung des deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins zu Hildesheim Delegirten von L. Bickell, und das Verzeichniß neuer hessischen Literatur, begonnen von Albert Duncker, nach dessen Tode fortgesetzt in Verbindung mit Dr. Karl Scherer von Dr. Eduard Lohmeyer.

* * *

Das dritte und vierte Heft (Beiheft) des in Berlin erscheinenden Militär-Wochenblatts von diesem Jahre enthält ausführliche Mittheilungen aus dem Kriegsleben des durch ausgezeichnete tapfere Thaten bekannten, am 30. Juni 1851 verstorbenen kurhessischen Generallieutenants Joh. Philipp Bauer von der Hand eines Sohnes desselben, des Generalmajors z. D. Georg Bauer.

Die Darstellung, welche besonders die Theilnahme Bauer's als westphälischen Offiziers an der Belagerung von Gerona im Jahre 1809 und der Vertheidigung Danzigs in den Jahren 1812 und 1813 zum Gegenstand hat, gewinnt dadurch ein ganz besonderes Interesse, daß sie im Wesentlichen in Briefen besteht, welche unmittelbar nach den Kriegsvorfällen von Bauer an seinen Bruder Georg in Kassel, in die Heimath geschrieben sind. Wir erhalten dadurch ein sehr getreues Bild von der vortrefflichen Haltung der westphälischen Truppen und den furchtbaren Leiden, welche diese bei beiden Belagerungen zu erdulden hatten. Dafür hatte es ihnen an Anerkennung nicht gefehlt, und namentlich zeigen die Berichte des ruhmvollen Vertheidigers Danzigs, des Generals Rapp, wie sehr er die Verdienste des 1ten westphälischen Regiments, in welchem etwa ein Dutzend aus Kurhessen gebürtige Offiziere dienten, zu schätzen wußte. In wie hoher Achtung namentlich Bauer, welcher während der Belagerung das Kommando des Regiments führte, bei ihm stand, zeigt ein Brief Bauer's, in welchem er den Abschied von diesem auch von ihm so hochgeachteten Offizier schildert, welcher Alles aufbot, ihn zum Weiterdienen im französischen Heere zu bewegen. Besonders bekannt geworden ist die ruhmvolle Vertheidigung Bauer's von einem Blockhause in der Vorstadt Danzigs, Langfuhr, aus welchem er sich, nachdem es in Brand geschossen war, mit dem kleinen Rest der Besatzung, von allen Seiten von Feinden umgeben, wenn auch mit großem Verluste noch durchschlug. Das Gedächtniß an diese heroische That wurde im Jahre 1845 dadurch wieder aufgefrischt, daß König Louis Philipp, als er bei Besichtigung eines die Belagerung von Danzig darstellenden Bildes erfuhr, daß der Vertheidiger des abgebildeten Blockhauses noch als kurhessischer General lebe, diesem, welcher bereits von Napoleon für seine Verdienste im Kriege das Ritter- und Offizierskreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, das Großoffizierkreuz dieses Ordens verlieh.

R.-T.

* * *

Vor Kurzem erschien in dem Verlage von N. G. Elwert in Marburg ein interessantes Büchlein: „Geschichten aus dem Hessenland von Friedrich Münscher“ (Preis 1 M. 20 Pfg.), das sich würdig an das hessische Historienbüchlein von Vilmar und an das fuldaer Historienbüchlein von Malkmus anschließt. Der Verfasser bemerkt in dem Vorworte, daß er wünsche, durch die Erzählungen, welche er seinen Landsleuten zur freundlichen Aufnahme übergebe, die Erinnerung an wichtige Begebenheiten und merkwürdige Menschen aus früheren Zeiten des Hessenlands zu erneuern und zu beleben, und das ist ihm in rühmenswerther Weise gelungen. Ergänzungen zu den Erzählungen Münscher's sind uns von kompetenter Seite zugegangen und werden wir mit denselben in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift beginnen.

* * *

Frankenstein, Dr. Kuno, Bevölkerung und Hausindustrie im Kreise Schmalkalden seit Anfang dieses Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Socialstatistik und zur Wirthschaftsgeschichte Thüringens.

Mit mehreren in den Text gedr. Abbild. (284 S.) Tübingen, Laupp. 6,60 M. (Bildet Bd. II. der Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit Anfang dieses Jahrhunderts von Professor Dr. Neumann-Tübingen.)

Statistische Untersuchungen über die Lage der Hausindustrie, namentlich über die Lohnverhältnisse, sind bis jetzt nur in sehr beschränktem Maße angestellt worden. Außer den Sax'schen Forschungen über die einschlagenden Verhältnisse bei der Spielwaarenbranche ist uns wenigstens von derartigen Erhebungen nichts bekannt geworden. Das vorliegende Werk giebt eine sehr eingehende Darstellung über die gegenwärtige Lage der Kleineisenindustrie in unserem hessischen Kreise Schmalkalden, dessen hausindustrielle Bevölkerung nicht viel weniger als die Hälfte der gesammten Einwohnerzahl ausmacht. Das Resultat, zu welchem Verfasser gelangt, ist kein erfreuliches. Im Großen und Ganzen ist die Lage der Kleineisenindustrie eine sehr ungünstige, einmal in Folge der erdrückenden Konkurrenz der Fabrikindustrie, dann wegen der ungenügenden technischen Ausbildung der Kleinfeuerarbeiter, ferner durch irrationelle Produktionsweise (Arbeiten mit zu hohen Kosten) und ungünstige Produktionsbedingungen, welche für einzelne Bezirke mit höchst mangelhaften Verkehrsverhältnissen in Zusammenhang stehen. Den durch Konkurrenz der Fabriken bedrohten Zweigen Hülfe zu bringen, hält Verf. für unmöglich; für die anderen Zweige empfiehlt er Errichtung von Fachschulen und Lehrwerkstätten in Verbindung mit permanenten Musterausstellungen, dann Bildung von Genossenschaften einerseits zum Zweck gemeinsamen, billigeren Bezugs der Rohstoffe und andererseits zum Vertrieb der Erzeugnisse im Großen. A.

* * *

„Geschichtliche Entwickelung des Gefängnißwesens; besonders in Hessen" ist der Titel einer Broschüre des Amtsgerichtssekretärs K. Neuber, die soeben dahier erschienen ist. Dieselbe beruht auf eingehenden Studien und ist allen, die sich für den Gegenstand interessiren, auf das Beste zu empfehlen. Z.

* * *

Touristenführer für Kassel und Umgegend von H. F. Lorentz. Kassel, Theod. Kay (16°, 64 S.) 0,40.

Das handliche Büchelchen giebt neben einem Wegweiser durch die Stadt Kassel und deren Sehenswürdigkeiten in genügender Vollständigkeit eine Reihe skizzirter Touren in dem landschaftlich schönsten Theile von Niederhessen. Die knappe Darstellung, das Weglassen aller sentimentalen Betrachtungen geben dem vorliegenden Itinerarium einen Vorzug vor anderen zu gleichen Zwecken verfaßten und herausgegebenen Führern. Warum der Titel die richtige Schreibweise **Kassel** trägt, in dem Texte aber das durch nichts gerechtfertigte C gebraucht wird, ist uns unverständlich. Hat der Verfasser auch die hierorts allerdings amtliche Schreibweise **Cassel** in die Erscheinung treten lassen wollen? Ist **Cassel** amtlich, dann ist **Kassel** amtlicher, denn der „K. Preuß. Staatsanzeiger und Deutsche Reichsanzeiger" bringt in den amtlichen Mittheilungen über Ordensverleihungen, Versetzungen und dergl. stets **K.** Desgleichen das „Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen, herausgegeben vom Minister der Unterr. 2c. Angel." und andere hochamtliche Blätter. A.

## Briefkasten.

Unser heutiges Leitgedicht stammt aus der Feder eines im fernen Westen weilenden Landsmannes, Ricardo Jordan in Colima (Mexiko). Derselbe bekleidet trotz seiner Jugend die angesehene Stellung eines Chefs der Finanzen der mexikanischen Provinz Colima. Jordan, dessen Vatersnamen eigentlich Keller ist, hat den Familiennamen seines in der hessischen Verfassungsgeschichte verewigten Großvaters Sylvester Jordan angenommen. Seine Mutter ist die unseren Lesern wohlbekannte Romanschriftstellerin H. Keller-Jordan in München.

R. T., F. T, Dr. W. F. in Kassel. Dankend angenommen.

B. in N. bei N. (B.) Wir antworten brieflich.

C. W. in Kassel. Senden Sie Einiges zur Auswahl.

F. S. in Kassel. Sofort nach Prüfung wird Ihnen die Entscheidung der Redaktion zugehen. Einstweilen Dank.

P. P. in P. Den neuen Beitrag bringen wir; über die Fassung des zuerst eingesandten Gedichtes werden wir uns schon verständigen.

F. R. in Hanau. Gelangt in einer der nächsten Nummern zum Abdrucke.

K. Z. in Eichen. Wir mußten Ihren Artikel wegen Raummangels für die nächste Nummer zurückstellen. Freundlichen Gruß.

Abonnent, Warburg. Wird in nicht allzulanger Zeit zu Ihrer Zufriedenheit abgeändert werden.

Berichtigung. In dem Leitgedicht der vorigen Nummer, „Auf Wilhelmshöhe" von Feodor Löwe, sind mehrere Druckfehler unkorrigirt geblieben. So muß es Strophe 1, Zeile 2 „alter" statt aller, Strophe 5, Zeile 2 „Ehrgeiz" statt Ergeiz und Strophe 6, Zeile 3 „Haupt" statt Haus heißen.



**☞ Nummer 6 des „Hessenland" vom 15. März ist vollständig vergriffen. Für gefällige Zusendung dieser Nummer würden wir uns zu größtem Danke verpflichtet halten.**

**Die Redaktion.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.



№ 11. Kassel, 4. Juni 1887.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



## Rheinweinduft.

Und wenn auch nicht der grüne Rhein
Hinfließt als gold'ner Rheinwein-Strom,
So schließt er doch im Schooße ein
Des Rheinweins Duftarom.
Denn uns'rer Lieder frischer Geist,
Der Deutschland über Alles preist,
Der steigt zum Alpen-Blau,
Wo Gott ihn niedertropfen heißt
Als süßen Würzethau.

Und weit hinab wo Reben blühn,
Trägt vom St. Gotthard dann der Rhein
Den Liederthau in's Thales Grün
Und würzt den goldnen Wein;
Den Wein, der uns beim Becher-Klang
Begeistert stets zu neuem Sang,
Wie süßer Maienduft,
Und der uns selbst in Sturm und Drang
Erfüllt wie Frühlingsluft.

Und also stürzt aus Gletscher-Schnee,
Durch Schlucht und Alpenrosen-Au,
Herab der Rhein zum Bodensee
Voll würzereichem Thau.
D'rum wer entlang des Rheinstroms zieht
Und nicht des Rheinweins Feuer flieht,
Der trinkt und jauchzt und singt,
Weil deutscher Wein und deutsches Lied
Ihm durch die Seele dringt.

Carl Preser.



# Die Kunstschätze der Gelnhäuser Stadtkirche.

Von

F. W. Junghans.

(Schluß).

Beinahe noch besser erhalten sind die Bildwerke eines zweiten Altars in der Seitenkapelle rechts vom südlichen Eingang der Kirche. Auch er bildet einen Schrein von kleineren Dimensionen, dessen Hauptfiguren in Holz geschnitzt und reich vergoldet, dessen eintheilige Thüren mit zwei Gemälden aus der heiligen Geschichte geschmückt sind. Die Hauptfigur bildet das Jesuskind, aber nicht auf dem Schooß Marias, sondern auf dem Anna's, der Großmutter Jesu. Maria selbst kniet in fast noch kindlicher Gestalt anbetend vor dem Kinde. Mit Unrecht bezeichnet Ruhl in seinem schönen Werk: „Die Gebäude des Mittelalters in Gelnhausen", die sitzende Figur, welche das Jesuskind auf dem Schooße hält, als die Mutter Gottes. Nie wird die heilige Jungfrau, zumal als Mutter mit dem Kinde, in so matronenhafter Art dargestellt. Daß dieselbe vielmehr Anna vorstellen soll, geht aus einem kleinen Pergament hervor, welches bei der Restauration der Kirche in einer Vertiefung des Altarsteins gefunden wurde und welches so lautet: Consecratum est altare istud in honore beate Anne matris marie virgîs, sti augusti, confessoris atque pontificî et sti georgy miris nec non sti alexy confessoris, zu deutsch: Dieser Altar wurde geweiht in die Ehre Anna's, der Mutter Maria's, der Jungfrau, des Bekenners und Bischofs Augustinus, des Märtyrers St. Georg und des Bekenners St. Alexius. Das linke Flügelbild stellt die Geburt des Heilandes, das rechte die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande dar. Dieß Bild ist besonders schön und ansprechend und erinnert lebhaft an einen ähnlichen Holzschnitt Albrecht Dürers. Einer der Könige kniet vor dem von Maria gehaltenen Kinde und bringt ihm ein mit Goldmünzen gefülltes Prachtgeschirr zum Geschenke dar, die Krone liegt zu seinen Füßen am Boden. Im Hintergrunde in der naiven Weise der Alten, Ochs und Eselein, in der Thür die Hirten knieend, die auch gekommen sind, dem Neugeborenen ihre Huldigungen darzubringen. Noch muß eines gewiß nicht zufälligen Zuges in dem tief sinnigen Gemälde gedacht werden, da es die alten Künstler verstanden, oft mit einer Kleinigkeit einen tiefen Gedanten auszudrücken. In der linken Ecke unten am Boden befindet sich zwischen Steinen ein mit besonderer Sorgfalt ausgeführter Erdbeerstrauch, mit Blüthen und Früchten. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir darin eine Anspielung auf das Wort des Propheten finden: Es wird ein Reis aufgehen aus dem Stamme Isai und ein Zweig aus seiner Wurzel wird blühen und Frucht tragen, verbunden mit dem anderen Spruch: Es schießt auf ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich.

Mit dem Altar in der südlichen korrespondirt ein gleicher in der nördlichen Thurmkapelle. 1418 stiftete Katharina von Münnerstadt eine Messe auf diesem Altar, zum Seelenheil ihres Bruders, Hermann von Stockheim. Er war geweiht in die Ehre der heiligen Dreifaltigkeit. Die Figuren, welche auf demselben standen, befinden sich jetzt in der Sakristei, wo bei der Restauration der Kirche die minder schönen und werthvollen Denkmäler reponiert wurden. Es sind Maria mit dem Kinde, welcher St. Martin, den Mantel theilend, zur Rechten und St. Nikolaus, ein Kind segnend, zur Linken stehen. Eigenthümlich ist es, daß St. Martin hier nicht, wie gewöhnlich geschieht, als Reiter oder Ritter, sondern als Bischof dargestellt ist, wozu er ja später gewählt wurde. Ueber der ganzen Gruppe wölbt sich ein Baldachin von schönem Stabgeflecht. Außer diesem Bildwerke findet sich in der Sakristei noch der Aufsatz eines zweiten Altars, der bis vor der Restauration am Eingang der nördlichen Seitenkapelle stand, von geringerem Kunstwerth. Seine Figuren stellen den gekreuzigten Christus dar, umgeben von Johannes dem Evangelisten und Johannes dem

Täufer, der eine kenntlich durch den Schlangenkelch, der andere mit der Taufmuschel in der Hand.

Wenden wir uns nun von den Altären zu einem zweiten Kunstwerk der ehrwürdigen Kirche, nämlich zu dem das Chor von dem Schiff trennenden Lettner. Es ist mit reichen Steinskulpturen geschmückt, welche die Auferstehung und das Endgericht in naiver, aber ernster und erschütternder Weise darstellen. Polygonal nach dem Schiffe zu vorspringend, bildet er eine, von vier Säulenbündeln getragene Halle, unter welcher sich der noch jetzt gebrauchte, mit den kleinen Statuen Christi und der Apostelgeschmückte Laienaltar befindet. In den Ecken der dadurch gebildeten drei Bogen befinden sich die bildlichen Darstellungen des Endgerichtes, eine lebendige Illustration, zu dem ernsten dies irae dies illa. Links beginnen sie mit der Auferstehung der Todten. Die Gräber thun sich auf und jedem Grabe entsteigt ein Todter, am Himmel eine Wolke: Wenn ihr den Menschen-Sohn kommen seht in den Wolken. Auf dem zweiten Bogenfelde sehen wir die Seelen der Gerechten mit emporgehobenen Händen gen Himmel steigen, in der Mitte den Heiland, mit den Engeln auf dem Richterstuhle, rechts endlich, auf dem dritten Bogenfeld die Gottlosen mit einer gewaltigen Kette an einander gebunden von dem, nicht sichtbaren, Satan in den Abgrund der Hölle gezogen.

Nach Betrachtung dieser ernsten Darstellung des Endgerichts versäume es der Besucher nicht, die Kapitäle der vorerwähnten Säulenbündel genauer zu betrachten. Es sind wahre Meisterstücke der Steinhauer-Ar-beit, besonders das eine, auf dem zierliche Vögel zwischen Blättern hängende Trauben picken.

Es würde zu weit führen, der zahlreichen köstlichen Ornamente, womit Säulen und Wände geschmückt sind, der schön geschnitzten Schränke und Chorstühle, von denen einer die Jahreszahl 1489 trägt, der schönen Schmiedearbeit, die uns an den Beschlägen der hinter dem Altar befindlichen, ehedem zur Aufbewahrung der heiligen Gefäße dienenden Schränke, an dem links vom Hauptaltar stehenden Sakramenthäuschen und an dem an der hinteren Seite des Lettners befindlichen Lesepult entgegentritt, sowie der, durch holländische Künstler in ihrer tiefen Farbenpracht wiederhergestellten Glasfenster des hohen Chores zu gedenken.

Wir wollen nur noch zwei alte Teppiche erwähnen, welche wohl einst zum Schmuck der Altäre verwendet wurden und jetzt zur besseren Erhaltung unter Glas und Rahmen in der Taufkapelle aufgehängt sind. Sie sind ein Erzeugniß des frommen und kunstsinnigen Fleißes edler Ritter- und Klosterfrauen, vielleicht der Bewohnerinnen des 1305 von dem Bischof Siegfried von Chur gestifteten und vor dem Haitzer Thor gelegenem Cisterzienserklosters Himmelawe, die mit eigener Hand solche Dinge webten und sie dem Heiligthum zum Geschenke machten.

Der erste und der Steifheit seiner Figuren nach zu urtheilen, ältere Teppich stellt die ganze Passion dar, deren verschiedene Theile in zwei Reihen übereinander abgebildet sind: oben das Abendmahl, unten nebeneinander der Verrath des Judas, Petrus und Malchus, die Geiselung, die Dornenkrönung, Christus das Kreuz tragend, dann der Herr am Kreuz mit Maria und Johannes zur Seite und endlich die Kreuzabnahme. Die verschiedenen Tableaux folgen in der ersten Reihe von rechts nach links, in der zweiten von links nach rechts, nach Art der ältesten Schreibweise.

Der zweite Teppich stellt in drei Abtheilungen nebeneinander, nach der Erklärung des Küsters, die Empfängniß, die Geburt und die Anbetung des Heilandes durch die heiligen drei Könige dar. Ueber der ersten Abtheilung steht auf einem Bande eingewebt die Inschrift: ave Maria, gratia plena, dominus tecum. Räthselhaft ist nur die erste bildliche Darstellung und geht unbedingt nicht auf das vom Küster angezeigte Ereigniß. Hätte sie nicht die angeführte Inschrift und stände sie nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Geburt und Anbetung des Heilandes, so möchte man sich versucht fühlen, darin eine Darstellung der in Frankreich entstandenen Legende von der heiligen Genovefa, zu erblicken, denn sie zeigt eine von Hunden, welche ein Jäger am Bande hält, verfolgte Hindin, welche in den Schooß einer Frau flieht. Wir können uns aber nicht anders denken, als daß das Bild Maria als die barmherzige Mutter der Gnade darstellen soll, welche die von dem höllischen Jäger bezüglich von der Angst der Sündennoth gejagte Seele, die ja in der Bibel nicht selten unter dem Bilde eines Hirsches oder einer Hindin dargestellt wird, bei sich auf und in ihren Schutz nimmt.

Von den in der Kirche noch befindlichen Grabdenkmälern, sind außer dem hinter dem Hochaltar stehendem Grabsteine des Schultheißen Johannes Koch, der in Gelnhausen vom Jahre 1588—1599 22 Hexen verbrennen ließ, nur noch zwei bemerkenswerth: neben dem südlichen Eingang das in edlen Renaissanceformen ausgeführte Epitaph des Ritters Johannes von Lauter und seiner Gemahlin Wilhelma von Colmar und

rechts vom nördlichen Ausgang, ein einfacher, vom Zahn der Zeit zerfressener Stein, der die Ruhestätte eines Selbolder Abtes mit Namen Konrad bezeichnet, welcher im Jahre 1372 am 9. August das Zeitliche segnete und hier begraben ward, denn die Gelnhäuser Frauenkirche war eine Filiale des im Jahre 1108 gestifteten Prämonstratenserklosters zu Selbold. Ein weiteres Epitaph befindet sich endlich noch in der Sakristei, welches zwar keinen großen Kunstwerth besitzt, aber in kulturhistorischer Hinsicht zur Kenntniß der Trachten des 16ten Jahrhunderts nicht ohne Interesse ist. Es ist ein auf Holz gemaltes Bild, welches das evangelische Predigtamt nach den verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit hin darstellen soll und welches die Kinder des ersten evangelisch lutherischen Pfarrers Peter Strupfius, zum Andenken an ihren verstorbenen Vater im Jahre 1571 anfertigen ließen. In der Mitte des Bildes steht der Verstorbene selbst im weißen Chorhemd auf der Kanzel, unter der Kanzel steht der Kantor mit zwei Sängern, einem älteren und einem jüngeren; vor dem Singepult und unter der Kanzel sitzen die drei Söhne des Vollendeten, auf der Bühne rechts die Schöffen und Senatoren der Stadt, links die vier Schwiegersöhne; unter diesen die Frauen der drei Brüder, mit ihren Kindern, diesen gegenüber die Mutter mit ihren Töchtern, alle sicherlich im Porträt, im Vorder- und Mittelgrund aber drängt sich das Volk, Männer und Frauen, theils dem Beschauer den Rücken zukehrend, theils im Profil, theils stehend und theils sitzend, die Männer theils im Barrett und in der Schaube, theils im kurzen Mantel, mit spitzem schmalkrempigen Hut, die Frauen mit weißem Kopftuch. Die überaus kurzen Mäntel und zerschlitzten Beinkleider der jungen Elegants im Gegensatz zu der ernsten, und würdigen Tracht der Alten zeigt uns noch heute deutlich, daß der Gelnhäuser Rath in seiner Stadt- und Polizeiordnung vom Jahre 1575 alle Ursache hatte, um dem allzusehr um sich greifenden Luxus zu steuern, „die leichtfertige Kleidung mit den neuen Bluder- und anderen zerhackten und zersudelten Hosen, wie auch die gar kurze gestumpte Röcke und Mäntel, dadurch dasjenige, so von Ehre und Zucht wegen billig bedeckt werden sollte, entblößet wird,“ den Bürgern, Beisaßen und Handwerksgesellen zu verbieten, desgleichen den Schneidern die Anfertigung solcher Kleider bei einem Gulden Strafe. Auf zwei seitlichen Tableaux sind Taufe und Abendmahl bildlich dargestellt, unter der Taufe die Auferstehung, unter dem Abendmahl in sehr realistischer Weise die Hölle, über dem Ganzen thront der Weltenrichter mit Engeln und Seeligen. Eine längere lateinische Inschrift beschreibt den Lebenslauf des Vollendeten und nennt uns die Namen der Kinder, die das Denkmal errichten ließen, so wie die der im Jahr 1571 regierenden Stadtväter, des Bürgermeisters Konrad Kremer, des Syndicus Melchior Weißenburger und der Rathsherrn Georg Gaudermann, Markus Baumann und Kaspar Regius. —

Gelnhausen hatte sich durch den Fleiß seiner Bewohner rasch von den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges erholt und ist jetzt sowohl durch seine landschaftliche Schönheit, als auch durch den Biedersinn, die Gastfreundlichkeit und den Wohlstand seiner Bürger eine Perle unter den hessischen Städten, wovon sich Jeder, der die alte Reichsstadt besucht, überzeugen wird.

## Mosenthal und Dingelstedt.

Ein Erinnerungsblatt von W. Rogge-Ludwig.

Für uns Schüler der oberen Klassen des Kasseler Lyceums war es eine gar schlimme Zeit, als Minister Haßenpflug im Jahre 1835 das Lyceum aufhob und ein neues Gymnasium errichtete, da bei den viel höher gestellten Anforderungen an die Leistungen die Schüler durchgängig zwei Jahre in ihrem Kursus zurückgesetzt wurden. Wenn es uns nun auch schwer wurde, uns außerdem noch in die von der früheren so sehr verschiedene Behandlung der neuen Lehrer zu finden, so erkannten wir doch bald, daß in den meisten Unterrichtsfächern eine Aenderung durchaus nothwendig gewesen war, namentlich in dem französischen Unterricht. Als Lehrer der französischen Sprache in den drei oberen Klassen und der englischen in Prima trat Ostern 1836 der 22jährige, mehreren Primanern fast gleichalterige Franz Dingelstedt ein. Seine äußere Erscheinung und seine Lehrweise unterschieden sich sehr erheblich von der unserer früheren und der jetzigen andern Lehrer, durch seinen stets anregenden Unterricht und die rücksichtsvollere Behandlung der älteren Schüler gehörte er aber bald zu den beliebtesten unserer Lehrer. In dem im Jahre 1878 von ihm erschienenen literarischem Bilderbuch hat er in dem Artikel „Mosenthal. Ein Stammbuchblatt“

in humoristischer Weise seinen Eintritt in die Kasseler Lehrerstelle geschildert. Mit Widerstreben war er dem Rufe gefolgt und aus der ihm so lieb gewordenen Stellung eines Lehrers an der Privatanstalt in Ricklingen bei Hannover auf den Wunsch seines Vaters geschieden.

Von seinem Eintreffen in Kassel und der ersten Zeit seiner dortigen Lehrthätigkeit erzählt er u. a.

„An einem schönen Maimorgen traf ich in Kassel ein. Um recht pünktlich zu sein, meldete ich mich sofort, noch im Reiseanzuge, bei meinem neuen Direktor, dem braven tüchtigen Weber, der mir aus einem strengen Chef bald ein nachsichtiger Freund geworden. Er maß mit bedenklichem Blicke zuerst meine hochaufgewachsene schmale Gestalt, dann den allerdings verwegenen Morgenrock aus schottischem gewürfelten Stoff, ächt englischen Schnitts. Trauen Sie sich auch, fragte er, den nöthigen Ernst zu, um Disziplin zu halten, und die körperliche Kraft, die der schwere Lehramtsdienst erfordert? Sie finden in Prima und Sekunda Schüler, die älter sind, als Sie.“ Ich erwiderte, daß ich mich bemühen werde, baldmöglichst zu altern. Er duplizirte lachend: „Nur dergleichen Späße nicht auf dem Katheder. Ueberhaupt man weiß hier, daß Sie für ein schöngeistiges Blatt in Hannover gearbeitet haben.“ Für die Posaune, Herr Direktor! — „Unser Herr Minister läßt Ihnen sagen, daß man dergleichen Allotria bei uns nicht liebt, weder höheren, noch höchsten Orts. Sapienti sat.“ Ich empfahl mich, ebenfalls schon satt, noch ehe ich angefangen zu genießen.

Mit den Schülern, die älter als der Lehrer, hatte es übrigens seine Richtigkeit.

„Unser Herr Minister“ hatte in seinen Gymnasien zwangsweise das vertrauliche „Du“ eingeführt. So oft ich mich den bemoosten Häuptern gegenüber schüchtern und halblaut darin versuchte — „Kolbe*) übersetze Du mir die nächste Periode“, oder: „In Deinem thême sind sieben Fehler“, Harnier“ — besorgte ich ein gleich vertrauliches Echo „Mach's besser, Dingelstedt“. Meine Besorgniß ist niemals erfüllt worden. Die Schüler, ältere und jüngere, haben mich in kurzer Zeit liebgewonnen, lange Zeit lieb behalten. Einer von ihnen besonders: der Mosenthal.

Er saß in Tertia auf dee vierten Bank von oben. Er fiel mir bald auf durch durch eine überraschend gute Aussprache des Französischen und durch bemerkenswerthe Gewandtheit im deutschen Ausdruck; er zählte damals 16 Jahre, war in Kassel 1821 von armen, wenngleich jüdischen Eltern geboren. Mehr Knabe als Jüngling, eher klein, als groß, weniger schlank, als untersetzt, von heller, ungewöhnlich frischer Gesichtsfarbe, mit rothem Haar, welches letztere damals noch nicht, wie heutzutage für schön galt. Seine Aufmerksamkeit beim Unterricht war gespannt bis zur Unruhe; er lachte am längsten und lautesten, wenn ich einmal — die Untugend aller jungen Lehrer — einen schlechten Witz riß. So hatten wir uns denn bald stillschweigend gefunden und es währte nicht lange, bis er sich mir vertraulich näherte. Als ihn die Reihe traf, die französischen Exercitien der Klasse, die ich korrigiren mußte, mir ins Haus zu bringen, blieb er, nachdem er seine schwere Bürde auf meinem Schreibtisch abgelegt, an der Thüre verlegen stehen. „Wünschen Sie noch etwas?“ fragte ich freundlich, das officielle „Du“ wie immer außerhalb der Schule ablegend. Nach einigem Stammeln: Ja, ich hätte wohl — wenn ich so frei sein dürfte“, zog er aus seiner Tasche ein paar mit seiner fließenden Handschrift dicht bedeckte Blätter hervor: „Gedichte.“ Ich hieß ihn sitzen, lesen, während ich zuhörte, ermuthigend mit dem Kopfe nickte, hier und da besserte. Es waren, soviel ich mich erinnere, ächte Schülergedichte, Lesefrüchte, Schnabelstudien eines noch nicht flüggen Singvogels. Aber sie mußten etwas versprochen haben, denn als ich ein Jahr später in Kassel eine Wochenschrift „Der Salon“ herausgab, versäumte ich nicht, lyrische Beiträge von Mosenthal heranzuziehen. Er hatte — auch er schon — mit seinen mir dargebrachten Erstlingen eine schlimme Erfahrung gemacht. Mit überfließendem Herzen sprach er einem Mitschüler davon, daß er mir seine Verse gebracht, daß ich sie gelobt. Der erzählte es sofort weiter, die Kunde drang bis zum Klassenlehrer. Der wiederum ließ sich den vorlauten Dichter kommen, vermahnte ihn, daß man dergleichen bei uns nicht liebe, weder hohen, noch höheren, noch höchsten Orts und schloß mit dem Befehle: Uebrigens, wenn Du Verse machst, hast Du sie nicht dem Herrn Dingelstedt zu bringen, der nur französischer Lehrer ist, sondern mir dem Ordinarius, der ich ja auch Deine deutschen Aufsätze korrigire. Sprach's und entließ ungnädig den begossenen Poeten, der stracks zu mir eilte, beschämt und betrübt den Ausgang seiner literarischen Versuche berichtete und mich um Rückgabe der kleinen Blätter bat. Ich glaube, er hat dabei geweint,

---

*) Der verstorbene Sanitätsrath Dr. Kolbe und der gleichfalls verstorbene Landeskreditkassen-Direktor Dr. Harnier gehörten keineswegs zu den bemoosten Häuptern, sie waren 6 Jahre jünger, als Dingelstedt und mit die jüngsten Schüler der damaligen Prima; als hervorragende Schüler mag dieser sie wohl besonders im Gedächtniß behalten haben.

der arme Mosenthal, und ich — nun, ich lachte gewiß auch nicht." —

Ordinarius der Tertia war damals der hochgeschätzte, noch unter uns lebende Prof. Dr. Fluegel. Dieser hat, wie er mir mitgetheilt, damals nicht in Tertia den deutschen Unterricht gehabt und weiß überhaupt nichts von dem, was Dingelstedt von ihm in Beziehung auf Mosenthal erzählt; letzterer habe ihm nur zu der Zeit ein von ihm verfaßtes Gedicht überreicht, welches er bis jetzt aufbewahrt habe.

Wenn nun dieses mir gütigst zur Verfügung gestellte bisher ungedruckte Gedicht Mosenthals auch nur als „Schnabelstudie eines noch nicht flüggen Singvogels" zu betrachten ist, so möchte die hier folgende Veröffentlichung desselben bei der Bedeutung, welche dieser vaterländische Dichter später erlangt hat, doch wohl von Interesse sein.

## Falkenstein.*)

Wenn du auf den Taunus wanderst, über Thal und Berg und Höh'n,
Wird dein Auge, aufwärts blickend, eine alte Feste seh'n.
Von dem Morgenroth bestrahlet, glänzte ehmals sie so hehr,
Aber jetzt ist sie verfallen und sie glänzt, sie glänzt nicht mehr.
Ehmals Feste, jetzt Ruine und ein grau bemoost Gestein
Und ein Horst der wilden Vögel steht dort oben Falkenstein.
Seine Thürme sind zerfallen und dahin ist seine Pracht,
Seine Zimmer sind zertrümmert und der Erde gleichgemacht.
Von dem ganzen Werke raget nur ein Thurm noch riesengroß,
Zeuget von gefallener Größe, zeugt von allem irdischen Loos.
Ach! so sinket alles Große, einem dunkeln Loos geweiht,
Von dem Zahn der Zeit benaget, in den Schooß der Ewigkeit,
Und von allem unserem Ruhme bleibt uns nichts auf dieser Welt
Als des Angedenkens Blume, die der Nachwelt sich erhält.
Hohe Burg, Du liegst zertrümmert, Deines Landes Schutz und Zier!
Schaurig ist mir Deine Nähe, aber heilig ist sie mir.
Wenn auch einsam Deine Mauern, dennoch sind sie sonder Graus,
Und des Staubgebornen Schicksal, offen breitet sichs mir aus.
Sieh' den Fels, in dem der Meisel eine Stiege sich erbaut,
Als der Herzog sein geliebtes Nassau jüngstens überschaut!
Ach! auch dieser Fels zersplittert liegt er bald in einem Nu,
Und auch Du, o Herzog, eilest Deinem Grabe zu!
Hat vielleicht der Feste Gründer auch von hier hinaus geschaut.
Auf das Werk, das er so herrlich auf dem Felsen sich erbaut?
Ach! der Herr und seine Ahnen schlummern im tiefen Grab.
Und da sinkst auch Du, o Herzog, sinket jeder Mensch hinab.
Ruhe aus, mein treuer Führer, lagere Dich ins schöne Grün
Und der greise Führer ruhte, und ich ruhte neben ihm.

II.

Als ich nach der Feste Ursprung ihn zu fragen nun begann,
Wie die hohe Burg entstanden? hub der Führer also an:
Graf Philibert, der Getreue, ist's, der diese Feste hier
Aufgebaut des Landes Wehre und der Gegend Schmuck und Zier;
Denn der Königsteiner drüben, dessen Burg am Berge lag,
War an Höh' ihm überlegen und besiegt ihn jeden Tag.
„Eine Burg will ich mir bauen, sprach Philibert groß und frei,
Die die andern überstrahle und der Schmuck der Gegend sei."
Ritt hinauf zum höchster Gipfel, ließ drei große Stämme hau'n.
„Droben, wo die Bäume liegen, will ich meine Feste bau'n."
Aus den Schlunden ließ er graben Sand- und Kalkstein roth und weiß,
Fensterscheiben ließ er blasen, hell, wie damals Winterreis,
Und schon wölbte sich die Kuppel aufwärts zu des Himmels Blau,
Und schon grenzt die hohe Säule nahe an der Wolken Grau,
Eine Mauer ließ er ziehen, fest, wie sie noch immer steht,
Und es hoben sich die Thürme auf in prächtiger Majestät.
Aber — eh' die Burg vollendet, eh' das Werk noch ganz vollbracht —
Da ertönt wilder Kriegsruf und das Banner winkt zur Schlacht.
„Leb denn wohl, Du traute Feste, ach ich muß von hinnen geh'n,
Aber, wenn ich wiederkehre, werd' ich Dich vollendet seh'n."
Und es fühlt das Roß die Sporen und es zieht Philiberts Macht,
Und es schmettern die Trompeten und das Banner winkt zur Schlacht.
Sieh! Philiberts treuer Falke seinen Käfig schnell verläßt,
An den Arm des theuren Herren klammert er sich fest und fest,
Klatschet freudig mit den Schwingen, hält sich fest mit aller Macht,
„Geh, Du bist zum Jagen tauglich, doch Du taugest nicht zur Schlacht."
Doch der Vogel hält sich mächtig, seinen Herrn er nicht verläßt,
Freudig klascht er mit den Schwingen, klammert fester sich und fest.
„Nun so komm, Du treuer Vogel, zieh' dann mit mir hin zum Krieg,
„Theile mit mir Müh' und Sorge, theile mit mir Ruhm und Sieg!"
Jetzt nun donnert das Geschütze und die blanke Lanze klirrt
Und es fallen viele Schüsse und der scharfe Schwerthieb schwirrt.
Furchtbar knallt die Donnerbüchse, blitzend haut des Schwertes Stahl
Und das Echo wild erdröhnet und voll Schreckens ist das Thal
Und es sieget Graf Philibert und es siegt sein Heldenmuth. —
Doch — er selber stürzt getroffen und der Boden trinkt sein Blut.
So nun lag er — eine Leiche — starr und kalt am Boden da,
Doch das Auge, halbgebrochen, auf den theuern Vogel sah.
Schwarzes Dunkel deckt die Erde, grauserfüllet wird die Nacht,
Aber fest bei seinem Herren der getreue Vogel wacht,
Und er krächzt aus tiefer Kehle, schlägt die Flügel mit Geschrei
Und man hört die Klagetöne; „eilet hilfreich schnell herbei"
Und nun finden sie den Falken, er bewacht des Helden Blick
Und Philibert ruht, wie schlafend, neben ihm in treuer Hut.
Eilig nehmen sie den Grafen, hüllen ihn in Tücher ein,
Bringen ihn mit wilden Flüchen zu der Feste Königstein.
Sorgsam heilt man seine Wunden, denn nicht frommt gebrochenes Herz,
Leben soll er, sehen soll er, fühlen soll er seinen Schmerz
Und was hilft dem Grafen Hilfe, die er bei dem Feinde fand?
Sterben konnte er als Freier, nun lebt er in Feindes Hand,

*) Die Burg Falkenstein liegt im Taunus auf einem Hügel am Fuße des Feldbergs. Die Entstehungsgeschichte ist völlig erdichtet, ich weiß nicht, ob eine andere Sage von der Burg existirt.
Kassel, 3. August 1837.

Muß im dunklem Kerker schmachten, tragen schwerer Ketten Last.
Und das Leben däucht ihm Elend und die Welt ist ihm verhaßt.
Fern von seiner trauten Feste muß er dienen fremdem Herrn,
Fern von seinen Lieben, allen seinen Treuen fern.
Nicht von allen seinen Treuen, denn sein treuer Vogel wacht,
Liebend steht er ihm zur Seite, schützet ihn bei Tag und Nacht.
Heldenmüthig trug Philibert seine Schmerzen, seine Noth,
Doch die in dem Kampf gefallen, neidet er um ihren Tod.
Als er einst so saß im Sinnen, auf die Hand das Haupt gesenkt
Und zurück an seine Heimath, an die lieben Seinen denkt,
Da durchzuckt ihn ein Gedanke, er ergreift das treue Thier
Ziehet aus dem schwarzen Flügel eine Feder schnell herfür,
Nimmt ein Stückchen von dem Linnen, das um seine Wunde ruht,
Ritzet sich an scharfen Steinen, schreibt mit seinem eig'nen Blut:
„Rüstet Euch, Ihr treuen Lieben, Gott mög' Euer Führer sein,
Euer Feldherr ist gefangen auf der Feste Königstein."
Und er knüpft's mit starken Fäden an des Falken Flügel fest
Und der Vogel mit der Botschaft schnell den hohen Thurm verläßt.
Und so rudert er im Fluge seiner lieben Heimath zu.
Ha, Philiberts treuer Falke, welche Botschaft bringest Du!
Ha, gefangen, edler Führer! Sieggekrönt war Deine Schlacht,
Und Du selbst bist nun gefangen in des frechen Feindes Macht!
Schwer hat ihn der Herr geprüfet, doch nun wird er gnädig sein,
Unsere Schwerter wird er führen, auf nun auf nach Königstein!
Hell nun glänzen Schild und Lanze und es kämpft der tapfere Schwarm
Und Philibert sinkt befreiet in der treuen Seinen Arm.
In der Mitte seiner Treuen reitet er in stiller Ruh',
Innige Gebete flüsternd, seiner treuen Heimath zu.
Sieh! da lacht die Burg vollendet ihren lieben Gründer an,
Herrlich ist sie aufgebauet, auch kein Thürmchen fehlt daran,
„Dank Dir heil'ger Gott, Du hast mir diesen Anblick aufgespart,"
Ruft Philibert, Thränen rollen über seinen dunk'len Bart.
Aber Du, Du vielgetreuer, lieber, theurer Vogel mein,
Der Du Retter mir gewesen, wie soll ich Dir dankbar sein,
Du hast mich vom Tod gerettet, fast im Elend mich erfreut,
Du hast menschlich mitgefühlet, aus der Knechtschaft mich befreit.
Nimmer sollst Du von mir weichen, dieses däucht Dir schöner Lohn,
Pflegen will ich Dich, wie 'nen theuren vielgeliebten Sohn,
Sollst in meinem Wappen glänzen; sollst mir stets zur Seite sein
Und nach Deinem Namen heiße diese Feste Falkenstein.
Und er that nach seinem Worte, Falkenstein ward sie genannt,
Lang war sie des Landes Wehre, lange Zier und Schmuck dem Land.
Wohl nun ist die Burg zerfallen; und ein graubemoost Gestein,
Doch es hieß auf ew'ge Zeiten die Ruine Falkenstein.

# „Geschichten aus dem Hessenland."

Unter diesem Titel hat bekanntlich Friedrich Münscher (wohl der frühere Gymnasialdirektor zu Marburg) ein Büchlein heraus gegeben, welches dreiundzwanzig, unser engeres Vaterland betreffende Erzählungen enthält. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in jüngster Zeit die Hessen ihrer Geschichte lebhafteres Interesse zuwenden, als dies vordem geschah. Hoffen wir, daß die bezüglichen Erzeugnisse der Presse nicht als Testamente einer dahinschwindenden Generation anzusehen sind, sondern erwachendem Stammesbewußtsein ihr Dasein verdanken.

Münschers Wunsch, daß sein Büchlein seinen Landsleuten willkommen sein möge, wird in Erfüllung gegangen sein. Ich habe es mit vielem Interesse gelesen, obgleich mir Manches schon bekannt war. Dies Interesse sollen die nachstehenden Zusätze weiter bekunden.

In der letzten Erzählung schildert uns Münscher das Wanderleben eines Marburger Professors, nämlich des Professors der Mathematik, Hauff, von dem Ernst Moritz Arndt in seinen Erinnerungen u. s. w. erzählt, er habe im Jahre 1813 den Verbündeten den Plan zu einem vor der Armee herzuführenden Magnetberg eingesandt, bestimmt, die feindlichen Geschosse (auch die von Blei?) aufzufangen, habe aber die Angabe vergessen, durch welche Kraft dieser Koloß bewegt werden solle. Danach müßte man annehmen, Hauff sei, wenn nicht ein Narr, doch ein ganz unpraktischer Mensch gewesen. Dem muß aber doch nicht so gewesen sein. Bekanntlich entführten die Franzosen von Berlin die Siegesgöttin mit ihrem Viergespann, welche die Preußen sich dann wieder holten, und die nun seit 1814 wieder auf ihrem alten Platze auf dem Brandenburger Thore steht. Der Transport nach Paris ging durch Marburg. Die Landstraße über den Kämpfrasen bestand noch nicht, und so mußte der Wagen, wie alles Lastfuhrwerk, den Steinweg hinauf durch die Wettergasse gelenkt werden. Zwischen den beiden letztgenannten, mit ihren Vorderseiten am Markt stehenden, Häusern der Marktgasse blieb der Wagen stecken. Er war nicht vor-, nicht rückwärts zu bringen. Allerlei Vorschläge tauchten auf, man sprach schon von Niederreißen des einen Hauses. Schließlich entschied man sich dafür, das Denkmal durch Zersägen frei und trans-

portfähiger zu machen. Das war aber für Hauff, den deutschen Patrioten, wenn er auch kein Preuße war, ein Stich ins Herz. Er verlangte und erhielt Aufschub. Er ersann und konstruirte binnen wenigen Stunden ein Hebewerk, mit welchem die Freimachung ohne Beschädigung gelang.

Ich entnehme das Vorstehende Aufzeichnungen, die ein damals in Marburg studirender Augenzeuge in seinen alten Tagen niederschrieb und mir hinterließ.

In der 15ten Erzählung gibt Münscher nähere Nachrichten über den bekannten, wenn auch abenteuerlichen, doch als tapferen und verwegenen Soldaten des Andenken werthen Obersten Emmerich und den von ihm im Jahre 1809 geleiteten Aufstand. Bei der Departementalgarde, einem kleinen, aus Halb- und Ganz-Invaliden bestehenden Corps, welches polizeilichen Zwecken diente, und zur Disposition des Präfekten stand, befand sich nur ein Offizier, ebenfalls Invalide. Dieser soll nun, als Emmerich Marburg überfiel, und es trotz des darin liegenden Bergischen Militärs mit seinem Bauernhaufen nahm, sich vor das Elisabethenthor zurückgezogen haben, und von da, nachdem er von seinem, ihm den Mantel nachbringenden Diener die geringe Zahl der Aufständischen erfahren hatte, wieder in die Stadt marschirt sein, und die Bauern nach kurzem Gefecht auf dem Marktplatz aus derselben verjagt haben. Das habe ich nun anders erzählen hören. Als die Departementalgarde, den Kommandeur an der Spitze, über die Elisabethenbrücke nach Kölbe zu marschirte, trat der schließende Feldwebel, Lauer, von Wittelsberg gebürtig, mit den Worten an seinen Vorgesetzten heran: „Herr Oberst darf ich fragen, wohin wir marschiren?“ „Nun nach Kassel!“ „Was sollen wir denn dort sagen, weshalb wir unsere Garnison verlassen hätten? Wir können doch nicht sagen, daß wir vor dem Haufen Bauern ausgerissen sind.“ „Halt er's —. Geh' er an seinen Platz!“ „Zu Befehl Herr Oberst.“ Es wurde weiter marschirt. An der Knutzbach, wo die vier Linden an der kleinen Brücke stehen, rief der Oberst den Feldwebel herbei und fragte: „Lauer, was sollen wir thun?“ „Herr Oberst kommandiren Sie Halt! Kehrt! Marschiren Sie wieder in die Stadt. Wir feuern ein- zweimal und die Aufständischen laufen auf- und davon!“ So geschah's. Am Steinweg, am Hause, welches vormals dem Landgerichtsrath Hille gehörte, hatte sich ein Haufen Bauern festgesetzt, der als die Departementalgarde feuerte, davon lief. Dasselbe wiederholte sich an der Ecke der Wetter- und Marktgasse bei der vormals Lückschen Apotheke. Die Aufständischen liefen zur Stadt hinaus. — Man wird mich nun fragen, woher ist Ihnen das Vorstehende bekannt geworden? Der ehemalige Feldwebel hat bis zum Jahre 1849 in Marburg ein zwar untergeordnetes, aber doch sehr verantwortliches Amt bekleidet. Er hat den erzählten Hergang, vielleicht nur ein einzigesmal, seinem Freunde, dem Gastwirth Philipp Weiß, mitgetheilt, der mir ihn wieder erzählte. Die ansehnliche Körpergröße Lauer's, seine intelligenten Gesichtszüge, der offene Blick heischten Achtung, welche Forderung durch Ruhe und Schweigsamkeit unterstützt wurde.

Ich fürchte zu ermüden, sonst könnte ich noch einiges von Lauer, dem Franzosenschneider von Roth u. s. w. erzählen. Einiges auf den Aufstand Bezügliches mag noch folgen:

Der, wenigstens bei den Jägern, als Schriftsteller noch in gutem Andenken stehende Oberforstmeister von Wildungen, wohnte zu jener Zeit als Königlich Westfälischer conservateur des eaux et forêts in dem Hause am Heumarkt zu Marburg, in dessen unterem Stock später Falk Erlanger und danach Konrad Klappert ein Ladengeschäft betrieb. Aus den Eckfenstern des Hauses sieht man die Barfüßerstraße hinab. Als nun die Bauern diese Straße herauf nach dem Markte zogen, schoß Wildungen aus einem seiner Fenster, so wurde behauptet, unter sie. Schwerlich entspricht dies der Wahrheit. Wildungen wird nicht unter die Bauern geschossen, sondern nur über sie weg gefeuert haben, um sie zu schrecken. Die von ihm abgeschossene Kugel schlug in die Fensterbekleidung eines damals und noch lange Jahre nachher zum Gasthaus zum König von Preußen gehörenden Nebenhauses, das später der Eisenhändler Arcularius erwarb. Die Kugel steckte da noch nach mehr als dreißig Jahren. Wildungen muß demnach schräg über die Barfüßergasse geschossen haben. Ein Jäger wie er würde sein Ziel nicht verfehlt haben, wenn er in den Haufen hätte schießen wollen. Es war zwar Nacht, aber, wie sich aus dem Späteren ergibt, eine mondhelle. Aber warum scharf geladen, wenn er nur schrecken wollte? Ein Jäger wie Wildungen hat keine mit bloßen Platzpatronen geladenen Gewehre. Wollte er seinen Zweck erreichen, so hatte er keine Zeit, die Kugel aus dem Lauf zu ziehen, oder ein ungeladenes Gewehr nur mit Pulver und einem Papierpfropfen zu laden. Das Laden nahm damals mehr Zeit in Anspruch als heute. Die Bauern waren schon bis zum Bärenbrunnen gelangt, also keine Zeit zu verlieren, wenn Wildungen sie schrecken wollte. Die Volksmeinung stand aber einmal fest: Wildungen hatte unter die Bauern geschossen, und

diese Meinung konnte 1813 für ihn gefährlich werden. Sobald die Franzosen abgezogen waren, versammelte sich im Marburger Rathhaus unter dem Präsidium eines Bäckers Schott, der der Schwanapotheke etwa gegenüber wohnte, ein Volksgericht, vor das Wildungen geholt werden sollte. Er erhielt jedoch davon noch zeitig Nachricht, und entfernte sich für einige Zeit von Marburg. Mittlerweile hatten sich die Gemüther beruhigt.

Münscher erzählt nun weiter, daß Emmerich, der Professor Sternberg und zwei althessische Soldaten Muth aus Ockershausen und Günther aus Sterzhausen zum Tode verurtheilt worden seien, welche Strafe durch Erschießen vollzogen wurde. Münscher gibt dem Günther den Vornamen Mentel, Lyncker in seiner Schrift über die Insurrektionen im Königreich Westfalen nennt ihn Mendel, der Mann hieß Wendel (nach dem heil. Wendelin, dessen Tag der 20. October). Mit diesem Günther, der seine Theilnahme mit dem Leben bezahlen mußte, kommen wir auf die Betheiligung der Sterzhäuser überhaupt. Durch Sterzhausen, nordwestlich von Marburg, geht jetzt die Eisenbahn von Marburg nach Biedenkopf und Laasphe. Fast alles, was ich über diese Betheiligung erzählen werde, habe ich aus dem Munde eines ganz unverwerflichen Autors, der zum Theil Augen- und Ohrenzeuge war, nämlich des damaligen Pfarrers zu Goßfelden, Heinrich Christian Ludwig Bang, dem der jetzt in Darmstadt lebende vorhinnige Oberamtsrichter zu Bergen, Karl Hille, in den konservativen Monatsheften von Nathusius, jetzt von Oertzen redigirt, unter der Ueberschrift „die letzte humanistische Lehranstalt" ein ebenso pietätsvolles wie anmuthendes Denkmal gesetzt hat.

Die Sterzhäuser zogen also in der Johannisnacht 1809 heran, angeführt von ihrem Gemeindeforstlaufer Moog. Zuzug aus anderen Orten scheinen sie nach dem, was sich in Goßfelden ereignete, kaum gehabt zu haben. Emmerich, der Leiter des Ganzen, scheint nur an einzelne Vertraute die Aufforderung, sich an der Wegnahme Marburg's zu betheiligen, gesandt und darauf gerechnet zu haben, daß, wenn diese gelungen, der Zuzug nicht ausbleiben werde. Die Goßfelder lagen, als die Sterzhäuser gegen Mitternacht heranzogen, in tiefem Schlaf. Moog ließ seinen Haufen an der Goßfelder Brücke Halt machen, eilte von Einigen begleitet, zum Schulhaus, ließ sich den Schlüssel zur Kirche geben und läutete. Die Goßfelder eilten auf den hochgelegenen Kirchhof, und hier forderte sie Moog zur Betheiligung auf. Sie bezeigten dazu keine besondere Lust, auch Moog's Drohung, wer nicht mitziehe, werde sofort in seiner eigenen Hausthüre aufgehängt, wollte nicht verfangen. Als Moog wiederholte, sie müßten dem Kurfürst zu Hülfe eilen, und die Goßfelder einwandten, sie wüßten ja gar nicht, wo der Kurfürst sei, rief Moog: Was? da unten der an der Brücke auf dem Schimmel, das ist er. Ja! sagten die Goßfelder, wenn er selber da ist, dann ziehen wir mit, und so geschah es. Der auf dem Schimmel war ein ehemaliger Hessischer Leibdragoner, der geglaubt hatte, die Sache nur zu Pferd mitmachen zu dürfen.

Der vergrößerte Haufe zog nun über den Weißenstein Marburg zu. Als es den steilen Weg an dem westlichen Abhang des Berges hinab ging, sah einer auf dem rechtsgelegenen Wehrdaer Felde einen Menschen laufen. Er wurde als ein Exekutor aus Wetter erkannt, der sich durch seine Härte, zu der er noch Hohn gesellte, verhaßt gemacht. Möglich, daß er nach Marburg die Nachricht von dem bevorstehenden Aufstand gebracht hatte. Einer aus dem Haufen erschoß ihn. Dies hab ich nicht vom Pfarrer Bang, wohl aber von Theilnehmern am Zuge gehört. Sollte damit Günthers Verurtheilung zusammen hängen? Die Bauern waren noch nicht bis an die Deutschhausmühle gelangt, als sie Nachricht von dem Mißlingen des Unternehmens erhielten, worauf sie sich auf Moogs Befehl zerstreuten; und durch den Wehrdaer und Michelbacher Wald nach Haus eilten. Daß darauf zahlreiche Verhaftungen erfolgten, versteht sich von selbst. Moog ließ sich aber nicht so leicht fangen. Er trieb sich in den Wäldern umher. Da es jedoch schwierig war, ihm Nahrungsmittel zukommen zu lassen, so verbarg er sich, als das Korn in Hügeln stand, in einem dieser, und so mochte Ende August oder Septemper herangekommen sein. Das Korn bleibt dort, wenn die Witterung es gestattet, ziemlich lange im Felde. Da geschah es denn, daß eines Nachts ein Mann von Großfelden, Namens Roth, bei dem auf der Großfelder Pfingstweide zum Bleichen aufgelegten Leinen Wache hielt. Es gesellten sich ihm zwei westfälische Gendarmen zu, und Roth verrieth diesen, in welchem Kornhaufen Moog sich diese Nacht aufhielt. Die Gendarmen schlichen sich heran und fesselten den schlafenden Mann. Ob Roth den Verrath um Judaslohn verübt, oder als einfältiger Schwätzer von den Gendarmen überlistet wurde, ist nicht ausgemacht. Die allgemeine Meinung entschied für das erstere. Moog wurde nach Marburg geführt und hier vor das ordentliche Gericht gestellt. Der Generalprokurator des Werradepartements, der spätere kurhessische Minister

des Innern, von Hanstein, vertrat die Anklage. Moog wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, und zur Verbüßung der Strafe nach Magdeburg gebracht, dessen Uebergabe an die Preußen ihn befreite.

Dem Verräther Roth, das ganze Dorf nannte ihn den Judas, ging es nach Verdienst. Kein Goßfelder erwiderte seinen Gruß. Die Kinder schimpften hinter ihm her. Die Hausthüren schlossen sich vor ihm. In's Wirthshaus zu gehen, wäre der eignen Aufforderung, ihn mindestens halb todt zu schlagen, gleichgekommen. Die Plätze auf der Kirchenbank, auf der er auch den seinigen hatte, blieben leer. Schließlich konnte er es nicht mehr ertragen, er zog von Goßfelden weg in das am Wollenberg, Caldern gegenüber, liegende einzelne Haus, das Eichhaus genannt. Im Frühjahr hausirte er mit Rechen, die er im Winter geschnitzt. An der Lahn kaufte von ihm Niemand, er mußte nach Niederhessen wandern, wo man ihn nicht kannte, und so hielt er denn auch jedes Frühjahr seine Rechen auf der Kasseler Fuldabrücke feil.

Wir müssen uns noch einmal nach Moog umsehen. Er hatte Eigenschaften, die ihn zum Führer qualificirten Er hatte Muth und Geistesgegenwart und war in der Wahl der Mittel nicht verlegen. Irgend welche Verlegenheit kannte er überhaupt um so weniger, als eine die Wahrheit verschleiernde Höflichkeit ihm selbst der Bezeichnung nach fremd war. Im Jahre 1817 oder 18 wurde für die Lahn zwischen Sterzhausen und Goßfelden ein neues Bett gegraben, ein für damalige Zeiten bedeutendes Unternehmen. Wildungen, der nun wieder kurfürstlich hessischer Oberforstmeister, und Hanstein, der kurfürstlich hessischer Regierungsrath, beide in Marburg geworden waren, besuchten eines Tags die Arbeitsstelle und stießen hier auf unseren Moog, der dort auch als Taglöhner beschäftigt war. Hanstein, dem eine gewisse Leutseligkeit nicht abzusprechen, klopfte Moog mit den Worten auf die Schulter: „Ei, da ist ja auch der brave alte Hesse! Moog wies jedoch dies Lob mit den an beide Herren gerichteten Worten zurück: „So, sei mer alleweil oach werrer gaud hessisch? Ehr zwö wart verdammt franzesch!"

Durch diese Worte entstand nicht, wie es in Theatersprache heißt, ein tableau, sie wirkten wie eine Versenkung.

In der 17. Erzählung theilt uns Münscher einen Vorfall mit, der sich 1812 in Marburg ereignete. Die Landsmannschaft der Hessen hatte, die Anwesenheit böhmischer Musikanten benutzend, einen Kommers oder dergleichen arrangirt. Im Verlauf dieser geselligen Vereinigung läßt ein Student den Erzherzog Karl, ein anderer den Kurfürsten Wilhelm leben, es fehlt auch nicht an einem Hoch auf Deutschland, an einem Pereat auf die Franzosen. Tags darauf, beziehungsweise einige Tage später werden wegen dieses Vorfalls sieben Studenden gefänglich eingezogen, und von diesen vier nach Kassel transportirt. Unter den letzteren befand sich der 1885 verstorbene Superintendent Schüler zu Allendorf und der Geheime Regierungsrath Schröder zu Kassel. Während nun bei Schüler besonders erwähnt ist, daß er in den Befreiungskriegen mit Auszeichnung gedient, er war freiwilliger hessischer Jäger, ist von Schröders Theilnahme an diesen Kämpfen nichts ausdrücklich bemerkt. Als sich 1815 der Ausmarsch der Hessen verzögerte, trat Schröder in ein preußisches Regiment, in welchem er den Feldzug mitmachte und dann in sein Vaterland zurückkehrte. Aehnlich verfuhr Bach, später Obergerichtsanwalt in Kassel, der in das Füsilierbataillon des fünfzehnten Regiments trat, welches bekanntlich die Spitze der die Franzosen nach der Schlacht bei Waterloo verfolgenden Preußen bildete, und dessen kühnem und rastlosen Draufgehen hauptsächlich die Auflösung der französischen Armee zu danken war.

Nachstehendes habe ich aus Schröder's Mund: Als die nach Kassel transportirten Studenten dort anlangten, wurden sie in eins der Büreaux der hohen Polizei geführt. Sie fanden da einen jungen Schreiber, der sie selbstverständlich ohne dazu das geringste Recht zu haben, mit Vorwürfen über ihr illoyales Betragen empfing; und wissen Sie, sagte Schröder zu mir, wo ich diesen Burschen wieder sah? an der kurfürstlichen Mittagstafel, er war immittelst geadelt, war Geheimrath u. s. w. geworden. Ich überlasse es dem Leser, Vergleiche zwischen den verschiedenen Personen anzustellen, die ich hier vorführte.

v. G.

# Der lange Hennes.

## Eine Geschichte aus dem vorigem Jahrhundert von Franz Treller.

Der Johannes Krug aus Besse war im Jahre des Herrn Eintausend siebenhundertvierzig und sechs der schönste und längste Grenadier in unseres gnädigen Herren Landgrafen Friderici I. Regiment „Maximilian", welches früher „von Haustein" hieß. Sechs Fuß und vier Zoll rheinländisch Maaß stand er in Strümpfen da, und sein Zopf war wohl armesdick.

Der Krug war gleichzeitig der stärkste Mann, nicht nur im Regimente, sondern in allen hessischen Truppen, die dazumal in den Niederlanden mit Engländern und Holländern zusammen gegen die Franzosen fochten, und fand auch, was Körperkraft anbetraf, weit und breit seines Gleichen nicht in deutschen Landen; einen wüthenden Stier mit seiner Arme Kraft zu bändigen, war ihm ein Leichtes. Dabei war er gewandt und thats auch im Laufen und Springen Allen zuvor.

Sie kannten ihn auch Alle bei der Armee den hübschen, baumlangen Burschen, und allgemein hieß er bei Engländern und Holländern: der „lange Hesse", beim Regimente aber nannte man ihn nur den „langen Hennes".

Aber auch beliebt war der Johannes bei all dem wilden Kriegsvolk, denn seiner Stärke und seiner Courage vor dem Feinde, kam eine fast kindliche Gutmüthigkeit gleich; auch unseres gnädigen Herrn Landgrafen Sohn, Prinz Friedrich, der die Hessen kommandirte, war dem Burschen wohlgesinnt.

Nicht zum mindesten waren dem hübschen, reckenhaften Grenadier die Weibsen zugethan und liefen wie toll hinter ihm her. Aber der Hennes schielte nicht nach den Mäderchen, denn er hatte seinen Schatz in Kassel, das Kathrinließ, auch aus Besse, und dem war er treu wie Gold, gar nicht nach sonstiger Soldatenart, welche heißt: „Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen". Das Kathrinließ aber diente beim Geheimen Rath von Schimmelpfennig, auf der Schloßfreiheit in der Residenz und war ein ächtes, treuherzig Hessenblut, und dem Hennes unmenschlich gut.

Wenn die Kathrinließ Ursache hatte eifersüchtig zu sein, so war es auf einen Menschen in der Welt, und zwar auf des Hennes Bruder, den Barthel. Ich glaube, den hatte der Hennes noch lieber, als das Kathrinließ, und das ging so zu.

Des Hennes Vater war Forstlaufer gewesen, wie dessen Vater und Großvater auch, und hatten am Langenberge gehaust; die Krugs unweit des Bilsteins waren redliche Männer gewesen, die den Wald und das Wild kannten und beides vor Schaden behüteten. In der Hütte am Bilstein war auch der Hennes geboren, und später sein Bruder Barthel.

Der Aeltere war gerade zehn Jahre alt, als ein großes Sterben in's Land kam, und den Forstlaufer und sein Weib ergriff's auch und nahm sie mit weg von dieser Erde.

Die beiden Knaben blieben allein auf der Welt. Der Barthel aber war erst drei Jahre alt und ein kränklich Kind, blaß und mager und schwach auf den Beinen.

Der kräftige Hennes, der einer jungen Tanne gleich emporschoß, hatte das Brüderlein von Jugend auf fleißig umherschleppen müssen, und stand nun da als sein einziger Beschützer und Freund.

Die klugen Leute in Besse überlegten, als es die Forstlaufersleute so plötzlich fortriß, daß man die Kinder nicht verhungern lassen könnte, und wollten sie austhun, bei Bauern, hie und da.

Da aber zeigte der Hennes, daß ihm auch der Kamm schwellen konnte, gleich einem Kampfhahn, und er erklärte in heller Wuth: ehe er sich vom Barthel trennen ließe, oder diesen von ihm, eher wolle er mit dem Kinde in den Wald laufen und sich vom Wolfe fressen lassen oder sich vom Bilstein herunterstürzen, der Barthel komme nimmer von seiner Seite. Das verdutzte die Bauern maßlos, denn dem gereizten Jungen, der im Wald aufgewachsen war, konnte man's zutrauen. Schließlich wollten sie Gewalt anwenden, aber da kam der Oberjägermeister, der Herr v. Eschwege, dazwischen, und als der erfuhr, um was es sich handelte, streichelte er dem Hennes den buschigen Kopf und ordnete an: Die Kinder sollten beieinander bleiben, die Forstkasse würde etwas Kostgeld zahlen, und der Hennes könne sich nützlich machen als Hirte und Treiber zur Jagdzeit. Und so geschah's.

Der Bauer Ehler nahm die Beiden zu sich, steckte ein, was die Forstkasse zahlte, und die Gemeinde ließ den Hennes die Gänse hüten.

Der aber war seelenfroh, daß der Barthel bei ihm blieb. Er versah treulich seinen Dienst als Hirte, aber den Barthel schleppte er mit sich in Feld und Wald, Tag für Tag. Von den kärglichen Mahlzeiten erhielt der kränkliche, launische Junge die besten Bissen und im mit Stroh gefüllten Bettkasten den wärmsten Platz.

Am Abend, wenn die Kinder am Heerdfeuer sitzen durften, schnitzte ihm der Hennes aus Holz Mensch und Thier, so gut er's vermochte, baute ihm Häuschen und ließ sich recht quälen von dem kleinen Kerl. Für ihn existirte auf der Welt nur dieser eine kleine Mensch.

Gutmüthig wie ein junges Lamm, konnte den Hennes aber Berserkerwuth ergreifen, wenn man das kränkliche Kind verspottete oder gar schlug.

Nachdem der emporschießende Riese mehrmals seine Körperkräfte gezeigt hatte, hütete sich auch Jedermann dem Kleinen zu nahe zu treten.

So vergingen die Jahre und aus dem schwachen Barthel wurde ein gesunder starker Bursche, der dem Bruder bald in seinen Beschäftigungen zu helfen vermochte. Die Jagd war die Leidenschaft Beider und glücklich waren sie, wenn's zum Treiben ging, wenn Einer oder der Andere einen vornehmen Herrn auf einem Pirschgang führen durfte.

Der Herr v. Eschwege aber hatte die Forstlaufersjungen im Auge behalten und freute sich, daß sie so kräftig emporwuchsen und so gute Jagdbursche waren. Hatten sich auch sonst noch Gönner erworben. Da war der Lieutenant von Donop vom Regimente Maximilian, der gar oft am Langenberg und Burgberg jagte — der wußte die Jungen zu schätzen, denn Keiner kannte Wild, Standort und Wechsel besser.

Auch unser junger Prinz Friedrich war oft draußen zur Jagd, und wurde auf das unzertrennliche Brüderpaar aufmerksam und besonders auf den jungen Riesen, den Hennes. Fand auch Gefallen an ihm, seiner Geschicklichkeit, seinem ehrlichen offenen Wesen. Fast immer sah man die Brüder zusammen, d. h. wo der Barthel war, weilte, wenn's nur irgend anging, auch der Hennes, eine Mutter konnte über einen verzogenen Liebling nicht sorgfältiger wachen, als der lange Bursche über den Bruder. Der Barthel aber, wenn auch im Ganzen ein guter Junge, war verzogen und eigenwillig worden durch die große Nachsicht und Anhänglichkeit des Bruders.

Auf Anordnung des Herrn v. Eschwege waren die Brüder zum Förster gethan, der am Burgberge wohnte und sollten da richtige Jäger werden. Waren auch bald weit und breit bekannt als gar geschickte Weidmänner und treffliche Schützen, besonders der Hennes.

So waren die Jahre hingegangen und die Knaben waren unter Mühsal und Entbehrung emporgewachsen zu stattlichen jungen Männern, der Hennes war nun 26 Jahr alt und der Barthel 19. Der Aeltere hatte auch seinen Schatz, die Kathrinließ, aber als die nach Kassel zog, um dort zu dienen, 's war auch nur armer Leute Kind, ging der Hennes doch gewöhnlich nur nach der Stadt, wenn der Barthel ging.

Weit und breit war das Brüderpaar bekannt, und besonders die riesenhafte Kraft des Hennes, von der er vor hohen Herren oft Proben ablegen mußte, wie seine unversiegbare Zärtlichkeit gegen den Bruder.

Eines Tages war der Barthel nach Kassel gegangen, und der Bruder hatte ihn sehr ungern allein ziehen lassen; doch konnte er nicht an seiner Seite sein, was nebenher bemerkt dem Barthel oft sehr lieb war, weil sein Dienst ihn fesselte.

Spät in der Nacht kam der Jüngere von der Landgrafenstadt zurück und zwar stark berauscht. Voll Unruhe hatte der Bruder seiner gewartet.

„'S ist aus, Hennes", lallte ihm der entgegen, „sie haben mich — Schurri! Unser gnädiger Herr soll leben!" Und dann sang er aus einem alten Soldatenliede:

„Wisch ab liebe Liese, wisch ab Dein Gesicht, Eine jede Kugel die trifft ja nicht". Den Aelteren beschlich eine furchtbare Ahnung. „Was hat's gegeben, Barthel?"

„Nichts hat's gegeben — Handgeld hab ich, Donnerstag muß ich schwören — das hat's gegeben."

Der Hennes wurde so blaß wie die Wand, sagte aber kein Wort, sondern brachte den trunkenen Burschen sorgsam zu Bette.

Am anderen Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, erfuhr er denn von dem ganz kleinlauten Barthel, daß er gestern in einem Wirthshause in Kassel, in einem Streit mit einem Diener der Gerechtigkeit, sich an diesem thätlich vergriffen habe. Nachdem er diese Thatsache, welche er möglichst beschönigte, gebeichtet hatte, fuhr er fort: Während der nun Hülfe holte, denn allein traute er sich nicht an mich, sprach der Sergeant zu mir, der Weiland, weißt Du, aus Großenritte, der dabei war: Nimm Handgeld Junge, sonst legen sie dich auf ein Jahr in Eisen; als Soldat können sie dir nichts anhaben." In meiner Angst hab ich's genommen. Als sie kamen, mich in's Prison zu führen, lachte der Sergeant sie aus, und sagte: ich sei Soldat im Regimente Maximilian und stände unter Militärgesetz — ich hätte Handgeld!" Da mußten sie mit langer Nase abziehen, der Sergeant hat mich hergehen lassen, weil er weiß, ich bin ein redlicher Bursche, und morgen muß ich schwören. Das ist es, und nun weißt Du Alles, Hennes."

Der Letztere hörte schweigend zu und schaute nur mit den ehrlichen Augen den Barthel traurig

an. Dann seufzte er und sagte nur: „Bleibe hier, ich will nach Kassel“, damit ging er. Vom Förster, bei dem er zuerst vorsprach, eilte er mit langen Schritten nach der Residenz. In Kassel suchte er den Lieutenant v. Donop auf.

„So traurig Hennes? Was giebt's?“

„Ich will in's Regiment Maximilian, Herr Baron.“

„Mille tonnerres! Brav Bursche!“ und des Lieutenants Augen strahlten vor Vergnügen über diesen seltenen Grenadier.

„Aber unter einer Bedingung, Herr Baron.“

„Nun?“

„Ich muß es schriftlich haben, daß ich von meinem Bruder nicht getrennt werde.“

„Richtig, Ihr seid ja Inséparables, und der Junge hat ja gestern Handgeld genommen, kann von Glück sagen, hätten ihn sonst eingelocht. Werdet schon zusammen bleiben, nur getrost.“

„Schriftlich muß ich's haben, sonst geh' ich nicht“ sagte Hennes fest. Und richtig, um den reckenhaften Grenadier zu gewinnen, der außerdem eine Schütze wie Wenige war, mußte die schriftliche Zusage des Kriegskommissariats geschafft werden.

Am andern Tage schwuren die Beiden auf die Fahne, und als Prinz Friedrich die Rekruten später musterte, freute er sich, den langen Burschen darunter zu sehen, und rief ihm leutselig wie er war, ein freundlich Wort zu.

So waren die Brüder gemeinsam Grenadiere im Regimente „Maximilian“. Eine schwere Stunde stand dem Hennes noch bevor — sein Kathrinließ mußte wissen, daß er unter den Soldaten war. Am dritten Tage, nachdem er die Montur anhatte, machte er sich beklemmten Herzens auf den Weg nach der Schloßfreiheit und klingelte an des Herrn Geheimraths Thüre. Da machte das Mädchen selbst auf und erkannte ihn anfangs nicht in der Montur und der militärischen Haarfrisur, wär' aber dann vor Schreck gleich in Ohnmacht gefallen, wenn's nicht ein hessisch Bauernblut gewesen wäre, als sie ihren Hennes im Soldatenrock erkannte. Denn damals hieß Soldat sein, für alle Zeit Abschied vom bürgerlichen Leben, und bei den unaufhörlichen Kriegen der Zeit, auch Abschied von der Heimath nehmen, von den Gefahren des Kriegslebens zu schweigen.

(Fortsetzung folgt).

## Aschenbrödel.

Ich sitze mit der Kunkel
Einsam und allein,
Allmählig bricht das Dunkel
Ueber das Thal herein.
Die Andern ruh'n und rasten
Von des Tages Lasten,
Allen in der Runde
Schlug die Feierstunde,
Nur mir nicht!

Ich wollte gerne spinnen
Bis in die dunkle Nacht,
Wenn droben über den Zinnen
Das bleiche Mondlicht wacht;
Die andern dürfen säumen,
Geliebt und selig träumen,
Jedem ärmsten Kinde
Lächelt Liebe linde,
Nur mir nicht!

Gustav Kastropp.

## De Kerjenprifung.

(Marburger Stadtmundart).

Es es m'r gar net lange her,
As inse Millersch Juste
Met unner'm Komfermanteheer
Zur Kerjeprifung mußte.

De Jungens sprache's allsammt laut:
„Der Juste waaß der Wingste*)
„Un rechtig wisse thut'e Nauht**) —
„Das gibt m'r beese Pingste!“

Der Pfarr met Wird' sich an 'n wendt,
Spricht vor 'n: „Sohn, bekenne,
„An wen Du festen Glaubens bist,
„Den Herr des Heiles nenne.“

Der Juste kratzt sich hinner'm Ohr,
Da wertlich net de Frage,
Wie in d'r Stund' gestellet wor
Un waaß m'r Nauht ze sage.

Da sprach d'r Pfarr met zorn'ge Sinn:
„Entweich dem Gotteshause,
„Und bis Du weißt der Frage Sinn,
„So lange bleibst Du drauße!“

Betriibt schlich Justus vor de Thir,
Met kommullsihwschem Beewe
Setzt er sich för de Kerje fir
Un brillt grad wie so'n Leewe.

Da kommt der Wege justament
Der Herr Schandar in Eile,
Der heert, worum der Juste flennt,
Es dauert 'n sei Heile:

*) Das Wenigste. **) Nichts.

„Ei, Blasekopp! Sprech vor der Pfarr:
„Ech sein e Christ! — Das es ja wahr —
„So kommst'e dorch's Exame
„Un bräuchst Dich net ze schame."

Wie weggeblase hatte sich
De letzte Thränespure
Von inse Justus Aangesicht
Sellaageblicks verlure.
Flugs gieht 'e in de Kerje rin,
Postirt sich vor der Past'r hin.

Der spricht: „Mein Sohn, sag was Du bist!" —
Un Justus sonner Zage:
„Herr Pfarr! Ech sein, waaß Gott, e Christ!" —
„Die Antwort auf die Frage
„War gut," spricht fir 'n der Herr Pfarr,
„Ich frag', wie üblich, weiter:
„Und woher, mein Sohn, weißt Du das?" —
— — — — — — — — — — — — —
Justus der wurd' bal roth bal blaß,
Un heilend platzt' e raus: „S' es wahr!
„Gespruche hat mer'sch der Schandar!"

**Philipp von Amönau.**

## Aus alter und neuer Zeit.

Ein Schutzbrief für das Kloster Frauenberg bei Fulda. Schon in alten Zeiten war es üblich zur Sicherstellung von Personen, einzelnen Gebäuden oder ganzen Ortschaften in Feindesland Schutzwachen zu stellen, um dieselben vor Erpressung, Plünderung, wie überhaupt vor allen Belästigungen durch Truppen zu schützen. Denselben Zweck hatten die Schutzbriefe und Schutzanschläge. Erstere, vom kommandirenden General unterzeichnet, letztere, meistens mit dem Wappen des Kriegsherrn geschmückt, bedrohten alle diejenigen mit harter Strafe, selbst mit dem Tode, welche sich eine Verletzung der befohlenen Schutzmaßregel zu Schulden kommen ließen.

Zu keiner Zeit wurde wohl ein so ausgiebiger Gebrauch von Schutzwachen, Schutzbriefen (gewöhnlich sauve garde oder salva guardia genannt) 2c. gemacht, als während des dreißigjährigen Krieges. Die zunehmende Verwilderung der Heere, die immer lockerer werdende Bande der Disziplin, hielten mit der fortschreitenden Verwüstung des deutschen Vaterlandes und der dadurch bedingten Schwierigkeit der Verpflegung der Truppen gleichen Schritt, so daß jeder, der überhaupt noch etwas im Besitz hatte, bemüht war, sich vor dem Raubwesen der Soldaten auf bestmögliche Weise sicher zu stellen. Fürsten zahlten große Geldsummen an die höheren Befehlshaber, um sie zu veranlassen dem anmaschirenden Heere eine andere Richtung zu geben und die drohende Kriegsgeisel von ihrem Lande abzulenken; Städte und Dörfer, Schlösser und Klöster machten den Offizieren „eine Verehrung" in Geld, Schmuck, Pferden, Wein, Kleidern u. s. w. um sich vor Plünderung zu bewahren und einen Schutzbrief von freilich immerhin zweifelhaftem Werth zu erkaufen. Für die Schutzwachen erhöhten sich außerdem die Kosten noch bedeutend dadurch, daß Geld- und Naturalverpflegung für Offiziere und Mannschaften derselben, demjenigen zur Last fiel, der um dieselbe gebeten hatte.

Das Original eines solchen Briefes wurde mir von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt und lautet dasselbe folgendermaßen:

„Ich Thilo Albrecht vom Usslar Erbsass Zu denn Alttenn Gleichenn vundt Wackenn, Königl. Maytt. inn Schwedenn bestalter Obrister über Einn Regiment Zu Roß vundt Fuß, fürstl. Heßischer Generall Wachtmeister, fuege hiermit menniglich Zu wißenn, demnach die Herrn patres Bahrfüßer ordenns des Closters Frauenbergk, Sie sampte ihrem Closter vundt deßen Zugehörunge in meinenn Schutz Zurnehmen mich ersuchett, vundt ihnenn deßwegen ein schriftliche Salv am guardiam Zue ertheilenn freundtlich erbetenn, da ich dann ihrem suchenn auß erheblichen Uhrsachen raum vundt stadt gegeben, Alß ist hiermit ann alle vundt iede hohe vundt Niedere Kriegsofficier vundt insgemein ann alle Soldatenn Zur Roß vundt Fuß meine ernster Befehlig, das wie obbemeltes Closter Frauenbergk, sampt deßen pertinentien vundt Zugehörungen wie die genandt werden muegen, mit außplündern, Brandtschatzen oder welcherley eß auch begehehenn möchte, im geringstenn Keinenn schadenn Zur fuegen, sondern Sie vundt alle das Ihrige unangefochtenn vundt Salvaguardiret verpleiben laßen sollen, sich auch dießerwegen vor unsaußpleiblicher ernster straffe huetenn, Uhrkundlich habe Ich dießes mit eigenenn Handenn unterschrieben vundt mit meinem Adelichen Angebornenn pittschaft untersiegeldt. Geben im quarti er Vulda am 31. Octobris Anno 1631."

„Tilo Albrecht von Usler
K. M. S. O."

Das links von dem Namen stehende noch sehr gut erhaltene Lacksiegel zeigt das von Uslar'sche Wappen und ist offenbar der Abdruck eines zierlichen Siegelringes. Zu beiden Seiten des Helms sind die Buchstaben T. A.-V. V. die Anfangsbuchstaben des Namens des Unterzeichners.

Der Schutzbrief ist auf die eine Hälfte eines Großfoliobogens von nicht all zu starkem Papier schön und deutlich geschrieben; der Bogen hat als Wasserzeichen den zweiköpfigen Reichsadler. Das zusammengefaltete Blatt trägt die Aufschrift: Originale Salue Guardae F. Franciscanis de Observantia in Monte Mariano dat. 1631. 31. Octobris. Darunter ist von anderer Hand, ebenfalls lateinisch, in der Uebersetzung ungefähr so lautend, geschrieben: „9. November 1631 neuen Stils betraten zum ersten male unser Gebiet von Fulda mehrere Fähnlein hessischer Reiter, von welchem ich Bruder Michael Stang anderen Tages diesen Schutzbrief erhalten habe."

Es geht hieraus hervor, daß der Schutzbrief nach dem alten Kalender ausgestellt ist, während Bruder Michael Stang bereits nach dem neuen verbesserten Gregorianischen Kalender rechnet. Leider fehlen alle weiteren Angaben, ob und wann dieser Schutzbrief

jemals wirksam vorgezeigt wurde, und welchen Preis die Herrn Franziskaner etwa dafür zahlten.

Für die hessische Kriegsgeschichte ist dieser Schutzbrief noch besonders dadurch interessant, daß sich T. A. v. Uslar darin selbst als schwedischen Oberst und hessischen General bezeichnet; auch Rommel weist in dem 8. Band seiner Geschichte von Hessen darauf hin, wenn er von demselben sagt: er hatte seine Bestallung vom König Gustav Adolf und Landgrafen Wilhelm V. T. A. v. Uslar wird in den kurzen historischen Nachrichten der Stamm- und Rangliste des Kurfürstlich hessischen Armee-Corps, sowohl als Oberst des blauen Regiments zu Pferd als auch des weißen Regiments zu Fuß von 1631—1633 erwähnt, war jedenfalls damals der älteste hessische Offizier und in Abwesenheit des Landgrafen Höchstkommandirender.

v. W.

* * *

Daß auch die Landgrafen vor Wilhelm IX. über nicht unbedeutende Mittel zu verfügen hatten, dafür liefert eine eigenhändige Aufzeichnung Landgraf Wilhelm's IV. (des Weisen) vollgiltigen Beweis. Sie lautet:

General-Inventarium Nostri pegulij ad finem Anni 1589.

Casten A. 58663 Daler. nota hierüber saind 33333 Daler so wir der kön. wird (Königswürden) zu Frankraich vorgetz laut recognition. item 1000 Daler Herzog Philipsen (von Braunschweig) vorgesetzt laut seiner verschreibung.

Casten B. 80390 Daler. Hierunter ist Herzog Casimir (von Polen) mit 12000 fl. batzen. Herzog carle von Schweden mit 787 Daler und das Nassauische silbengeschirr mit 4625 Daler.

Casten C. 2629 Daler. Dero sum ist unser Keller von Hoenstein schuldig 1936 Daler, seind 2383 fl.

Casten nota N. 1791 Daler waren 2204 fl. 12 alby.

Casten nota J. 2935 Daler 13 Alby waren 3612 fl. 21 Alby.

im allentags Casten 1270 Daler.

Summ in allen Casten uff den letzten ani pteriti funden 157,332 $1^1/_2$ Daler. dan zu gulden 193,626 gulden 12 Alby.

ex testamento paterno

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| im schranck | 40631 fl. | | | |
| im gewelb | 59835 fl. | 186791 fl. | testa | 380417 fl. |
| in Ziegenhain | 86325 fl. | 193626 fl. | peculio | 309089 fl. |

Einen weiteren Beleg für den Reichthum unserer Fürsten liefert das „Verzeichniß der Jubelen und Pretiosen von 1706“, nach welchem die dem Landgrafen Karl zugehörige Werthgegenstände auf 224 275 Thlr. geschätzt sind.

Schw.

## Aus Heimath und Fremde.

Kassel. In dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, dessen Bestrebungen immer größere und allgemeinere Anerkennung finden, wie schon daraus hervorgeht, daß in den letzten 10 Jahren sich die Zahl der Mitglieder von 730 nahezu verdoppelt hat, wurden im vergangenen Winter in den stets sehr zahlreich besuchten Monatsversammlungen in Kassel folgende Vorträge gehalten:

1 u. 2, am 27. September und 25. Oktober von Herrn Bibliothekar Dr. Brunner über „Regierung und Geistlichkeit, (Schule und Kirche) nach dem 30jährigen Krieg.“

3, am 29. November von Herrn Major a. D. von Stamford über das Thema: Ernst, Landgraf zu Hessen-Rheinfels, eine Fürstengestalt des 17. Jahrhunderts.“

4, am 31. Januar von Herrn Professor Knackfuß über „die Kunstschätze der Elisabethkirche zu Marburg.“

5, am 8. Februar von Herrn Hauptmann von Lestocq „über Heraldik als Hülfswissenschaft der Geschichte.“

6, am 28. März von Herrn Major z. D. von Roques über „Geschichte des Klosters Kaufungen“, in Fortsetzung seines am 25. Januar 1885 gehaltenen Vortrags „Kaiserin Kunigunde die Heilige im Kloster Kaufungen.“

7 u. 8, am 26. und 27. April oon Herrn Oberstlieutenant z. D. v. Stamford über: „Die Oertlichkeit der Varusschlacht.“

Die diesjährige Jahres-Versammlung des Vereins wird am 18., 19. und 20. Juli d. J. in Schlüchtern stattfinden, und ist bei der Wahl des durch die Geschichte seines Klosters historisch so bedeutsamen Ortes und dem großen Interesse, welches das demnächst veröffentlicht werdende Programm bietet, eine große Theilnahme zu erwarten. Am 19. Juli wird in der Hauptversammlung der durch seine Forschungen über den Aufenthalt der Römer in der Maingegend bekannte Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wolff von Hanau einen darauf bezüglichen Vortrag halten und am folgenden Tag wird bei einem in Aussicht genommenen Besuch der Ruine Steckelberg, Major a. D. von Stamford über Ulrich von Hutten reden.

R-L.

* * *

— Nekrolog. Wir haben das Hinscheiden eines nach Amerika zu Anfang der fünfziger Jahre ausgewanderten Hessen zu melden, der noch in dem besten Andenken bei seinen vielen Freunden und ehemaligen Kommilitonen steht. Zu Anfang Mai starb im siebzigesten Lebensjahre zu New-Orleans Dr. Moritz Schuppert, geboren zu Marburg, ältester Sohn des vorhinnigen Rentmeisters Schuppert. Zunächst widmete er sich der Pharmazie und bezog Ostern 1839 die alma Philippina. Er war ein sehr angesehenes Mitglied des Corps „Teutonia“, dessen Senior er 1841 war. Später wandte er sich dem Studium der Medizin zu. Amerikanische Zeitungen widmen dem Verblichenen einen warmen Nachruf. Sie nennen ihn einen der tüchtigsten Aerzte und Operateure des Südens. „Schon als hochgebildeter Arzt und Wundarzt“, schreiben sie weiter, „kam er nach den Vereinigten Staaten, wo er sich im Süden bald einen bedeutenden Ruf erwarb. Während seines

langjährigen Aufenthaltes in New-Orleans machte er wiederholt durch gelungene Operationen von sich reden und auch als medizinischer Schriftsteller entfaltete er eine lebhafte Thätigkeit." Zu dem fünfzigjährigen Stiftungstage des Corps Teutonia im Jahre 1875 war er mit seinem Sohne, der damals gleichfalls angehender Arzt war, nach Marburg gekommen, machte dort die glänzenden Feste des Corps als alter Herr mit und kehrte hierauf nach seiner neuen Heimath New-Orleans zurück. Seine Freunde und Corpsbrüder in Deutschland, speziell in Hessen, werden sein Hinscheiden lebhaft beklagen und das Andenken des wackeren Kommilitonen stets hoch in Ehren halten. Sit tibi terra levis. Z.

* * *

Marburg. Dieser Tage wurde hier der tausendste Student immatrikulirt. Zum ersten Male hat die alma mater Philippina, während ihres dreihundertsechzigjährigen Bestehens, (sie wurde als erste evangelische Universität am 30. Mai 1527 eröffnet) diese Ziffer erreicht. Vivant sequentes!

* * *

Eschwege. Am 18. Mai fand unter zahlreicher Betheiligung hier die 13. General-Versammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalt der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstenthums Waldeck statt. Die Zahl der auswärtigen Theilnehmer betrug 60—70; besonders stark war Kassel vertreten. Nicht nur der fachliche Theil der Tagesordnung wurde zu allseitiger Befriedigung erledigt, sondern auch der gesellige durch ein Festessen und einen Tags darauf unternommenen Ausflug auf die Silberklippe.

* * *

Kleinsassen (Rhön). Unsere bisher leider verhältnißmäßig wenig gekannte Gebirgsgegend ist in Folge der Bemühungen des Rhönklubs, und insbesondere des Präsidenten desselben, Dr. Justus Schneider in Fulda, in den letzten Jahren den Touristen mehr und mehr erschlossen worden. Es steht zu hoffen, daß zumal die Milseburg mit ihrer unvergleichlichen Aussicht ein allbeliebter Ausflugspunkt werde; bietet sie doch nicht nur an Naturschönheiten dem Besucher ein reiches Maß, sondern auch dem Naturforscher mancherlei Kennenswerthes. In Kleinsassen hat sich übrigens seit Jahren eine kleine Malerkolonie etablirt, die die reizenden und pittoresken Gebirgspartien der Umgebung zum Gegenstande ihres künstlerischen Schaffens gemacht hat. F.

## Hessische Bücherschau.

Soeben erschien in prachtvoller Ausstattung „Geschichte des Königlich Preußischen 2ten Husaren-Regiments Nr. 14 und seiner Hessischen Stammtruppen, 1706—1886", erster Theil: die Hessen-Kassel'schen Husaren von 1706—1806, bearbeitet von Karl von Kossecki, Rittmeister und Escadrons-Chef im Königs-Husaren-Regiment (1tes Rheinisches) Nr. 7 (früher Premier-Lieutenant im Regiment); zweiter Theil: 2tes Hessisches Husaren-Regiment. A. Kurfürstlich Hessisches 1806—1866, B. Königlich Preußisches (Nr. 14) 1866—1886, bearbeitet von Robert Freiherrn von Wrangel, Rittmeister im Brandenburgischen Husaren-Regiment (Zietensche Husaren) Nr. 3, (früher Rittmeister im Regiment).

Ferner sind uns zugegangen „Bilder aus dem Berliner Leben" von Julius Rodenberg. Neue Folge. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, in Berlin. Dieses neue Buch unseres verehrten Hessischen Landsmannes, des rühmlichst bekannten Dichters und Schriftstellers Julius Rodenberg, ist eine Fortsetzung der bereits vor drei Jahren von demselben herausgegebenen Schrift gleichen Titels, die sich der günstigsten Aufnahme erfreute und bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

Wegen Mangels an Raum müssen wir eine eingehendere Besprechung beider Werke: der „Geschichte des Königlich Preußischen 2ten Hessischen Husaren-Regiments Nr. 14" und der „Bilder aus dem Berliner Leben", neue Folge, für die nächste Nummer verschieben. D. R.

## Nachtrag.

Meinem Artikel, „Kasseler Maler, in den Jahren 1840—50", (Nummer 9 und 10 des „Hessenland"), füge ich erklärend noch nachträglich hinzu, daß nur die Künstler besprochen werden sollten, welche während dieser Zeit in Kassel selbst thätig waren, und aus diesem Grunde konnten zwei hervorragende Landschaftsmaler nicht in die Besprechung gezogen werden. Es sind dies, J. H. Dallwig, der in München lebte und 1857 dort starb, seine Landschaften aus dem bayerischen Hochlande sind hochgeschätzt, und der treffliche A. Bromeis, der namentlich die italienische Natur in idealer Weise und mit tiefem Verständniß der linearen Schönheit darzustellen wußte. Er war zum Professor an die hiesige Akademie berufen worden und starb 1881. Louis Katzenstein.

## Briefkasten.

K. N. in Kesselstadt. Sendung empfangen. Behalten uns vor, Ihnen ausführlich zu schreiben. Besten Dank.

G. W. Treysa. Wie Sie sehen, ist in heutiger Nummer Ihr Wunsch erfüllt.

E. B., Rauschenberg. Sie erhalten brieflich Antwort auf Ihre Anfrage. Freundlichsten Gruß.

H. W. W in B. (Niederhessen). Ihren Beiträgen sehen wir gern entgegen; ganz besonders auch dem in Aussicht gestellten Mundart-Gedichten.

L. M. Berlin. Wir würden gern Ihrem Wunsche nachkommen und über die Thätigkeit hessisch-landsmannschaftlicher Vereine zuweilen berichten. Wir ersuchen Sie und diejenigen unserer Leser, die von der Existenz solcher außerhalb Hessens bestehenden Vereine Kenntniß haben, uns davon Mittheilung zu machen.

G. K. Hannover. Sehr willkommen und sofort benutzt.

J. B., Berlin. Vorläufig besten Dank. Näheres brieflich.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.



№ 12. Kassel, 15. Juni 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887



# Einladung zum Abonnement.

Konnten wir uns am Schlusse des ersten Quartals unserer Zeitschrift „Hessenland“ rühmen, daß dieselbe gleich bei ihrem ersten Erscheinen die günstigste Aufnahme gefunden habe, so sind wir heute, am Schluß des zweiten Quartals, in der Lage, erklären zu können, daß sie Wurzel gefaßt und begonnen hat sich einzubürgern im hessischen Volke und heimisch zu werden in den hessischen Familien. Nach wie vor wird es unsere Hauptaufgabe sein, den hessischen Sinn wachzuhalten und die Anhänglichkeit an die engere Heimath zu kräftigen; unsere Zeitschrift soll, kurz gesagt, die Vertreterin der geistigen Interessen Hessens sein. Von den politischen Tagesfragen werden wir uns ebenso wie seither vollständig fernhalten, um so mehr aber unser Augenmerk auf die Geschichte und die Literatur unseres engeren Vaterlandes richten

Namhafte hessische Gelehrte und Schriftsteller zählen zu den Mitarbeitern unserer Zeitschrift. Wir nennen hier nur: Dr. K. Ackermann, W. Bennecke, Dr. H. Brunner, A. Gild, S. Hahndorf, Maler L. Katzenstein, Dr. Ludwig Knorz, Dr. Th. Köhler, J. Lewalter, Dr. Ed. Lohmeyer, Professor Friedrich Müller, Karl Neuber, W. Rogge-Ludwig, Major von Stamford, Franz Treller, Emilie Wepler in Kassel; Professor Gegenbaur, Jos. Grau, Bibliothekar A. von Keitz, Dr. J. Schneider in Fulda; Armand-Strubberg in Gelnhausen; Pfarrer Junghans, Banquier Neumüller, Landgerichtsrath J. Reul, Dr. G. Wolff in Hanau; Kurt Ruhn in Kesselstadt; Major von Gironcourt, Dr. Sigmund Paulus in Marburg; Th. Kellner in Melsungen; Hofrath Preser in Wächtersbach; Julius Braun, Nataly von Eschstruth, E. von Hohenhausen, Dr. Julius Rodenberg in Berlin; Professor Dr. Adolf Müller in Chemnitz; Major H. von Pfister in Darmstadt; Direktor Julius Gräfe in Dresden; E. von Goeddaeus, Dr. Hugo Goldschmidt, Otto Kanngießer, D. Saul zu Frankfurt a. M.; Gymnasialdirektor Dr. Leimbach in Goßlar; Hans Paulus in Halle a. d S.; Gustav Kastropp in Hannover; Jul. Bösser in Köln; H. Keller-Jordan in München; Ludwig Mohr in Nordhausen; Feodor Löwe in Stuttgart; A. Trabert in Wien; Major August von Baumbach in Wiesbaden.

Ihnen allen, die uns mit Rath und That unterstützt, sind wir zu größtem Danke verpflichtet, nicht minder dem Publikum, das uns mit so freundlichen Wohlwollen entgegen gekommen ist. Möge uns dasselbe auch ferner erhalten bleiben. Und so laden wir dem zum Abonnement auf das III. Quartal des „Hessenland“ ergebenst ein.

Kassel, im Juni 1887.

Die Redaktion: F. Zwenger.



## Die Glocke von Harle.

Es tönt die Harler Glocke
In's Hessenland hinein —
Die Glock', die lang vergraben
Im Wald lag, im Gestein.

Zum letzten Male rief sie
In bittrer Qual und Noth. —
Die Hand, die sie geläutet,
Verfiel dem schwarzen Tod.

Und andre Zeiten zogen
Herauf im Deutschen Land
Und viel Geschlechter sanken,
Bis man sie wiederfand.

So tönet keine zweite,
Ringsum im Chattengau —
Wie Stimmen toter Ahnen,
Aus Fernen ernst und grau.

So mächtig und so wissend,
Vergangner Schmerzen voll.
Wie lang verhalt'ne Liebe,
Und langverhalt'ner Groll.

Charfreitagsleid und Ostern —
Den Frieden und die Pein —
Tönt laut die Harler Glocke
In's Hessenland hinein.

Th. Kellner.

# Die Pilgerfahrten
## der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.

Von C. v. Stamford.

Eine der gewaltigsten Erscheinungen der Weltgeschichte sind die Kreuzzüge. Zwei Jahrhunderte hindurch haben sie große Heere, in deren Gefolge zahlreiche nicht streitende Menschenmassen mitzogen, aus dem Abendlande in das Morgenland geführt, eine umgekehrte Völkerwanderung. Es war die erste Einigung der Christenheit zu einem erhabenen Gedanken, zu dessen großartiger Verwirklichung. Das Land, auf dessen Boden der Stifter der segenbringenden Religion gewandelt hatte, war in die Gewalt der Anhänger des Islam gefallen, fanatischer Feinde des Christenthums; die christliche Welt empfand tief das Unwürdige solchen Zustandes. Ein kluger scharfblickender Papst, Urban II., wußte die Klagen über die Entweihung der heiligen Stätten, die dadurch allerorten hervorgerufene Erregung auf das das Beste zu nützen. In hehrer Begeisterung gelobten ungezählte Tausende, hoch und niedrig, sich dem Kampfe gegen die Ungläubigen, als Sinnbild dessen das geheiligte Kreuz ihre Brust schmückte. Viele Millionen, darunter die Blüte der Völker Europa's, ließen das Leben unter dem Saracenenschwerte, oder verloren es durch das ihnen gefährliche Klima des Orients, letztere die weit überwiegende Zahl. Aber derjenige Erfolg, für welchen die ungeheure Anstrengungen gemacht, die Opfer gebracht wurden, war dauernd nicht zu erringen. Alles Eroberte ging wieder verloren, die heiligen Stätten sind noch heute im Besitze eines islamitischen Herrschers, wir sehen die wunderbare Erscheinung, daß das Christenthum das Land, in welchem seine Wiege stand, sich nicht anzueignen vermochte. Doch hat die lange energische Berührung der jüngeren europäischen Völker mit denen der alten Kulturländer des Orients viele und nachhaltige günstige Folgen gehabt. Die Kreuzzüge wurden von den Päpsten als ein sehr geeignetes Mittel zur Stärkung ihrer ins Ungemessene wachsenden Macht gebraucht. Als die gebrachten Opfer den Zusammensturz der christlichen Herrschaft in Syrien nicht aufzuhalten vermochten und die Erschöpfung der europäischen Staaten alle Kräfte für die zunehmenden inneren Aufgaben zusammenzuhalten nöthigte — blieb doch der tiefinnerliche Zug nach dem heiligen Wunderlande in den Menschen der Christenheit zurück. Er wurde von der Kirche klüglich als ein Mittel der Zucht verwendet; sie legte Pilgerfahrten nach dem Grabe des Erlösers als Sühne, wie als fromme Werke den

Gläubigen auf. Viele Tausende unternahmen ungeachtet der drohenden Schrecken und Gefahren die unsäglich mühselige Reise, nicht etwa nur geringere Leute, sondern auch Fürsten und Vornehme. Diese sogar in überwiegender Zahl, da der weite Weg, welcher größtentheils zur See zurückgelegt wurde, beträchtliche Mittel erforderte. Aermere begnügten sich meist mit Wallfahrten, zu den in allen christlichen Ländern mit Heiligkeit begabten, dafür bestimmten Orten.

Die Landesfürsten von Hessen hatten mehrfach mit ihren Rittern und Mannen in den Kreuzesheeren gestritten. Der Bruder Landgraf Ludwigs I. von Thüringen und Hessen, Udo, Bischof von Naumburg, zog mit König Konrad III. 1147 in das gelobte Land, er wurde ein Opfer dieses menschenwürgenden Kreuzzuges. Ludwigs Enkel, Ludwig III., ein ritterlicher Fürst, dem Kaiser Friedrich Rothbart, seinem Oheim, treu ergeben, führte ihm einen Heerhaufen zu, als er 1189 zu dem fast das ganze Abendland in Bewegung setzenden Kreuzzuge die Heimath verließ. Der tüchtige Landgraf leistete im Heere große Dienste, vorzüglich bei der Belagerung von Akkon; allein eine Krankheit raffte ihn 1190 hinweg. Sein Bruder und Nachfolger Hermann nahm ebenfalls das Kreuz, als er nach Bedrängnissen und Kämpfen einige Ruhe in seinem Lande hergestellt hatte. Er führte seine Thüringer und Hessen 1197 nach dem Morgenlande, wo Sultan Saladins Tod der christlichen Herrschaft neuen Aufschwung zu verheißen schien. Dennoch blieben die ohne hinlängliche Kräfte und ohne Uebereinstimmung unternommenen Angriffe resultatlos. L. Hermann ging in die Heimath zurück. Als Kaiser Friedrich II. dem Drängen des Papstes auf einen Kreuzzug sich nicht länger entziehen konnte, bewog er auch den Landgrafen von Thüringen und Hessen, Ludwig IV., zur Heeresfolge. Der erst 27jährige, doch kriegserfahrene, tapfere und angesehene Fürst, einer der mächtigsten des Reiches, wurde von seinem kaiserlichen Vetter dazu ersehen, den Oberbefehl über alle deutschen Krieger im Kreuzheere zu führen. Im Frühjahre 1227 zog er aus, ergreifenden Abschied von seiner Gemahlin Elisabeth nehmend, welche einige Tagereisen mit ihm zog und sich gar nicht von ihm trennen wollte. Ihre schlimme Ahnung wurde Wahrheit. Noch in Süditalien, zu Otranto, wo die außergewöhnliche Hitze dieses Sommers seuchenartige Krankheiten unter den Kreuzfahrern hervorrief, erkrankte auch Landgraf Ludwig und starb nach kurzer Krankheit, tiefbeklagt — ein unersetzlicher Verlust für den Kaiser und das Heer, wie für seine Lande.

So hatten vier der thüringisch-hessischen Fürsten der Pflicht genügt, welche in jener Zeit frommer Begeisterung der Glaube auferlegte, drei derselben hatten ihre Treue mit dem Tode besiegelt. Dabei fällt ins Gewicht, daß ihr Stamm meist nur auf vier Augen stand; in Ludwigs IV. des Heiligen Bruder starb die männliche Linie aus. Die immer trauriger sich gestaltenden Dinge im deutschen Reiche, zugleich die Trennung Hessens von Thüringen ließen eine Betheiligung hessischer Fürsten an einer Kreuzfahrt nicht zu. Mit dem Falle Akkons 1291 ging der letzte Posten verloren, welchen die Christenheit noch inne gehabt hatte. Die Wiedereroberung überstieg die Kräfte, welche etwa noch dazu aufzubringen waren, die Begeisterung war bei der Mehrzahl geschwunden. An die Stelle mächtiger Heereszüge treten die Fahrten demüthiger Pilger, über drei Jahrhunderte lang, bis in das siebzehnte währten diese, dem frommen Bedürfnisse genügenden Wanderungen. Doch war es nicht immer der religiöse Drang allein, dem die Pilgrime folgten, auch bloße Reiselust, der Trieb ferne Länder kennen zu lernen, politische oder Handelsaufträge u. A. bewogen jene. Bei vielen war es der Wunsch, Ritter vom heiligen Grabe zu werden, was nur in Jerusalem selbst möglich war.

Sowie den Hessenfürsten in den nach Ludwigs des Heiligen Tode bis zum Ende der Kreuzzüge vergangenen 64 Jahren, die Verhältnisse ihres Landes *nicht gestatteten, es zu verlassen,* blieb es auch fernerhin. Eine lange Zeit verging, in welcher eine Reihe von Landgrafen aus brabantischem Stamme fast unaufhörlich in Fehden und Kriege verwickelt waren und mehrfach um ihre Existenz zu kämpfen hatten. Erst dem Sohne Hermanns des Gelehrten, Ludwig dem Friedfertigen, war eine mehr gesicherte Herrschaft beschieden. Er unternahm denn auch eine Fahrt nach dem gelobten Lande, nachdem er den alten Erbfeind Hessens, den Erzbischof von Mainz, so schwer getroffen hatte, daß er Frieden gab und fernerhin ernste Gefahr Hessen von dem Mainzer nicht drohte. Der junge Fürst, welcher bereits so manche Proben seiner Weisheit, Mäßigung und Kraft abgelegt hatte, war von tiefer Frömmigkeit. Das Beispiel seiner Vorfahren, der thüringischen Landgrafen, welche gegen die Feinde Christi gezogen, der Ruhm seiner frommen Aeltermutter Elisabeth, leuchteten ihm voran, mahnten ihn zur Nacheiferung. Da zog im Jahre 1429 der Landgraf als Pilger aus, das heilige Grab zu besuchen; ein Bericht über diese Reise ist nicht vorhanden, sodaß nur das Allgemeine derselben

überliefert ist. Landgraf Ludwig zog mit Gefolge von Kassel ab, ihm schloß sich der Graf Johann der Starke von Ziegenhain an, Venedig war das nächste Ziel. Graf Johann fiel einem venet. Kaufmann in die Hände, welcher früher auf des Grafen Gebiete von ihm beraubt worden war; Landgraf Ludwig erlöste Johann durch eine große Geldsumme und bereitete damit den Anfall des schönen Ziegenhainer Landes an Hessen vor. In Venedig erlangten die Pilger die zu jeder Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe erforderliche päpstliche Erlaubniß und bestiegen ein Schiff. Fromme Weisen singend, knieten die Pilger auf dem Verdecke, die Messe wurde gelesen und der Segen Gottes erfleht, als das Schiff in See ging. Nach einer sechs Wochen währenden Fahrt mit vielen Aufenthalten in den von der Route berührten Orten landete das Schiff an der Küste Paläftina's zu Jaffa. Die Seefahrt brachte Ludwig in höchste Lebensgefahr, ein Sturm wühlte das Meer auf, legte das Schiff auf die Seite, vier Stunden brausten die Wellen über das erkrachende Fahrzeug. Alle gaben sich verloren, doch legte sich der Sturm und die Pilger schrieben ihre Rettung ihrem frommen Vorhaben zu. Vielleicht besuchte Ludwig zunächst Aegypten, welches viele heilige Stätten einschloß, und den Berg Sinai. Dies war um jene Zeit eine von Vielen eingeschlagene Route, welche durch die Niederlassung der Venetianer in Aegypten begünstigt wurde. In Jaffa erwarben die Pilger Reitthiere, gewöhnlich Esel, und zogen unter dem Schutze der ägyptischen Befehlshaber von Jaffa, Ramla und Jerusalem nach der heiligen Stadt. Waffenlos, überall mit Zöllen, Schutzgeldern, vielerlei kaum glaublichen Ansprüchen ausgeplündert, auf erbärmliche Kost angewiesen, beständig an Gesundheit und Leben trotz der Escorte von der fanatischen muselmannischen Bevölkerung bedroht, erreichte der Zug das Ziel. Hier warteten allerorten neue Gefahren der Pilger, denen sie nur durch höchste Vorsicht, Geduld bei allem Schimpfe und vieles Geld entgehen konnten. Die sehr große Anzahl der heiligen Stätten in der Stadt und Umgegend erforderte zu ihrem Besuche einige Zeit, in der Regel 14 Tage. Die heiligste war natürlich das Grab Christi, über welchem sich ein Tempel erhob. In diesem brachten die Pilger mindestens eine Nacht im Gebete zu, meist noch eine. Sehr viele erlangten hier die Aufnahme als Ritter vom heiligen Grabe; nach der Prüfungsnacht ertheilte der in Vollmacht des Papstes handelnde Geistliche einem der Pilger, gewöhnlich dem Vornehmsten, den Ritterschlag. Dieser war damit befähigt, ihn allen Uebrigen zu ertheilen, wobei adelige Geburt durchaus nicht erforderlich war. Die Ritter übernahmen hierbei die Verpflichtung, mit allen Kräften für die christliche Kirche einzutreten, wo es nöthig sei, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Der Landgraf wird nicht unterlassen haben, diese Würde zu erlangen. Von dem Kreuze, welches in derselben Kirche als das gezeigt wurde, an welchem der Heiland den Tod erlitt, erwarb Ludwig um eine bedeutende Geldsumme einen Splitter. Wohlverwahrt befestigte er diese hochheilige Reliquie auf seiner Achsel, daß sie nur mit seinem Leben verloren werden könne. Die Rückfahrt ging wie die Hinfahrt über Cypern und Rhodus, beide unter christlicher Herrschaft. Ueber Cypern herrschte noch das Haus Lusignan, nur einen kleinen Theil im Osten der schönen fruchtbaren Insel, hatten die Genuesen erobert. Schon streckte das eifersüchtige Venedig die nimmersatte Hand nach dem werthvollen Besitze aus, welcher ihm etwa 40 Jahre später auch zu Theil wurde. Rhodus war Hauptsitz des Johanniterordens, dessen Großmeister Fulko von Villaret, im Jahre 1310, die in schwachem Lehnsverhältnisse zum griechischen Kaiser stehende Insel erobert hatte. Noch stand der Orden in hoher Blüthe, glänzende Waffenthaten gegen die Sultane der Türken und von Egypten mehrten seinen Ruhm, erhielten seine Macht. In Italien angelangt, zog Landgraf Ludwig nach Rom, stellte sich dem heiligen Vater, Martin V., vor und empfing von ihm zum Lohne für die Pilgerung und die Erwerbung des Splitters vom heiligen Kreuze einen Ablaß seiner Sünden auf 10 Jahre. Bei einem Fürsten wie Ludwig mochte eine so ausgedehnte Indulgenz nicht bedenklich erscheinen. Nach einer langen Abwesenheit sah er sein Land wieder, 1430, auf das Freudigste empfangen, da seine Klugheit und milde Kraft doch recht gefehlt hatten. Ein silberner Schrein wurde gefertigt, in welchem der Splitter des Kreuzes, in der Kirche von St. Martin angebracht, zum Troste der Gläubigen wirkte.

Zwanzig Jahre nach dieser Zeit, als schon der größere Theil einer weisen und glücklichen Regierung hinter diesem ausgezeichneten Fürsten lag, als er die höchste Stellung dieser Welt, mit der deutschen Kaiserkrone, bescheiden abgelehnt hatte, pilgerte er noch einmal gen Rom, zu dem großen Gnaden- und Jubeljahre. Papst Nicolaus V., nach langem Schisma als alleiniges Oberhaupt der Kirche anerkannt, setzte zur Feier der wieder hergestellten Einheit der Kirche, dieses Jubeljahr für 1450 an, eine sehr große Zahl Fürsten, große Mengen des Volkes waren aus

der Christenheit zusammengeströmt. Unerwartet verlieh der Papst die nach altem Gebrauche an einem Sonntage der Fasten dem Würdigsten zuerkannte goldene Rose dem hessischen Landgrafen. Ludwig machte sich in seinem einfachen Sinne so wenig geltend, daß die Abgesandten Mühe hatten, ihn aufzufinden. Ein noch höherer Lohn aber, als die vielbeneidete goldne Rose, war der zugleich von dem heiligen Vater Ludwig beigelegte Titel eines princeps pacis. Mit stolzer Freude empfing den Heimkehrenden sein treues Volk, es nahm gerne den schönen Beinamen seines Fürsten auf; er ging in die Geschichte über.

(Fortsetzung folgt.)

# Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise.

Geschildert von A. Trabert.

Freund oder Feind — man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, die Todten gelten lassen, was sie waren, für alles, was gut an ihnen gewesen ist, ein offenes Auge behalten und, wo man tiefe Schatten sieht, nicht allzu sehr erschrecken, nicht allzu hart verdammen. Was möchte aus uns selber werden, wenn die Welt anders verführe? Nur wo der Klotz, der sich uns in den Weg rollt, gar zu grob ist, da mag's nach uralter Regel auch der Keil sein.

Indem ich von diesen Grundsätzen ausgehe, versuche ich es, Ihnen zwei kurhessische Männer zu schildern, die von den Einen fast vergöttert, von den Andern in die tiefste Hölle verflucht wurden und heute — es sind seitdem freilich vierzig, weniger ein Jahr verflossen! — fast ganz vergessen sind. Ich hoffe aber doch auf dankbare Leser rechnen zu dürfen, wenn ich meinem Schreibpulte die nachstehenden Blätter entnehme, in denen ich eine, wie ich überzeugt bin, möglichst objektive Schilderung der beiden Kasseler Demokraten Gottlieb Kellner und Heinrich Heise zu geben versucht habe.

Ich habe diese Beiden schon kennen gelernt, als ich in Marburg unter dem ehrwürdigen Vicekanzler Löbell, unter dem berühmten Romanisten Konrad Büchel die Rechte studirte. Als ich aber bei Gottlieb Kellner eingeführt wurde, stand dieser schon im Begriffe, Marburg zu verlassen, so daß von einem persönlichen Umgange zwischen ihm und mir in jenen Tagen kaum die Rede sein konnte. Sein Bild aber steht mir noch von damals vor den Augen. Kellner war ein großer stattlicher Mann mit schön geschnittenem und lebhaft gefärbtem Gesichte, in welchem zwei große schwarze Augen leuchteten. Denke Dir, lieber Leser, noch eine hohe Stirne unter dichtem schwarzen Haupthaar und einen Mund, bei dessen Anblick Du unwillkürlich denkst: Auf diesen Lippen thront die Beredtsamkeit; so weißt Du nun schon, wie der Mann ausgesehen hat, als er just im Begriffe stand, unter seine Studentenzeit jenen dicken Strich zu machen, den man den Eintritt ins Philisterium nennt. Es war aber damals schon 1848 im Anzuge.

Heinrich Heise war jünger als Kellner und blieb noch in Marburg, als dieser bereits geschieden war. Er galt bei Allen, die mit ihm umgingen, als ganz ungewöhnlich geistreich, sehr radikal und leicht über die Schnur hauend. Meiner Einnerung nach sah ich ihn zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht, als er auf dem Hügel des Grabes stand, in das wir einen unserer Lieblinge, den Professor Endemann, der einst über deutsches Privatrecht und Civilprozeß zu lesen pflegte, mit studentischem Pompe gesenkt hatten. Die Scene steht mir noch so lebhaft vor Augen, als wenn ich sie erst heute erlebt hätte.

Einer der protestantischen Pastöre Marburg's hielt dem Todten die Grabrede und löste seine Aufgabe nicht ohne Würde, aber doch auch nicht zur vollen Zufriedenheit des allem Kirchenthum feindlich gesinnten Theils seiner studentischen Zuhörer.

Da trat ein schlanker junger Mann, dessen scharfe und dabei feinen Gesichtszüge von langen braunen Locken umflattert waren, auf den Erdhügel und begann mit tief einschneidender Stimme: „Kennt Ihr nun den Mann? Wißt Ihr jetzt, Kommilitonen, wen Ihr da in die Grube gesenkt habt? Noch hat es Euch keiner gesagt, aber ich will es Euch jetzt zeigen und ich weiß: mein Schmerz wird mich beredt machen."

Ueberrascht und verblüfft horchte man auf, und nun entwickelte Heise in der Fortsetzung dieser so seltsam begonnenen Grabrede in großen Zügen Endemanns Charakter und Thaten. Dieser Nachruf steigerte sich zur glühenden Lobrede, die nur den einen Fehler hatte, daß der Todte, der allerdings ein Mann der Freiheit und des Rechts gewesen war, doch niemals ge-

träumt hatte, so radikal zu sein, wie er hier geschildert wurde. Heise's Rede schloß dann ganz so polemisch, wie sie begonnen hatte. Ihr Ende war nämlich die Aufforderung an die Hörer, dem verehrten Todten in dem Herzen das Andenken zu bewahren, das er verdient habe. Sei doch dies Andenken das Einzige, was noch fortdaure über das Grab hin.*)

Wie diese ganze Grabrede, so erklärte sich auch ihr Schluß aus der Zeit, in welcher sie gesprochen wurde. Der Junghegelianismus hatte damals zu einer Weltanschauung geführt, die jeden auslachte, der es noch wagte, an einen Gott zu glauben.

Etwa ein Jahr nach dieser Rede bewarb sich Heise, — ich weiß nicht, war es um die Zulassung zum juristischen Vorbereitungsdienste oder um die zur Ablegung des Staatsexamens,**) das dieser Zulassung vorauszugehen hatte. Justizminister war damals Bickell, der Vater des katholisch gewordenen Innsbrucker Orientalisten gleichen Namens, ein Mann von hervorragendem Geiste, dabei aber entschieden von konservativer Gesinnung. Der Minister, der von der Grabrede Heise's Kenntniß erhalten hatte, fand es angemessen, dem jungen Manne, bevor er dessen Zulassung gewähre oder ablehne, erst persönlich auf den Zahn zu fühlen. Es entstand so zwischen dem Minister und dem Kandidaten, den Ersterer zu sich geladen hatte, ein sehr umfassendes Zwiegespräch, das sich eingehend über alle Fragen der Zeit verbreitete und den besonderen Zweck hatte, zu konstatiren, ob es für Heise überhaupt noch Autoritäten gebe. Der Dialog endigte damit, daß der Minister unumwunden erklärte, das Resultat der Unterhaltung liege für ihn, den Minister, in der gewonnenen Ueberzeugung, daß Heise alles und alles „nur aus sich heraus entwickele, wie die Spinne ihren Faden"; daß also Heise ein Mann sei, für den es eine Autorität irgend welcher Art nicht mehr gebe und daß er, der Minister, Männer dieses Schlages im Staatsdienste nicht brauchen könne.

Als dann die Märztage kamen, trat Heise als Volksredner auf, erst in kleinen, aber dann in immer mehr wachsenden Kreisen. Zu gleicher Zeit war auch Gottlieb Kellner nach Kassel geeilt und auch er stürzte sich dort in die allgemeine Bewegung der Geister.

Wie diese Beiden gesprochen haben? Kellners Organ war volltönig und anmuthig. Seine Stimme klang ungemein sympathisch. Es gibt Männer, die schon durch den Klang des Wortes den Hörer zu bestricken vermögen und Kellner gehörte zu diesen Männern. Seine Stimme war trotz dieser Anmuth so kräftig, daß er auch die zahlreichste Versammlung, mochte diese in geschlossenem Raume oder im Freien tagen, vollkommen beherrschte. Kellner sprach, auch wenn er improvisirte, in stets wohlgebauten, streng geordneten, immer klaren, durchsichtigen Perioden mit bestechender Eleganz. Selbst wenn er in dem, was er sprach, vernichtend scharf war, bewahrte er eine stolze, vornehme Ruhe, steigerte sich aber, wo es ihm nothwendig schien, zu donnerndem Pathos. Seine Rede glich dem breiten und tiefen Strome, der sich nur aufbäumt und wie die lärmende Brandung aufbraust und aufschäumt, wo er auf Hindernisse stößt, aber mächtiger als der Felsblock, der sich ihm entgegenstellt, das Hinderniß hinwegreißt und zertrümmert.

Heise sprach nicht mit der kunstgerechten Eleganz Kellners, aber immer schön, in raschem, lebendigem Fluß, geistsprühend, hinreißend. Seine schneidige Stimme glich der von kräftigem Arm geschwungenen Sense aus einer steyerischen Werkstätte, vor welcher die Gräser selbst dann fallen müßten, wenn sie von Eisen wären. In der Rede Heises folgte Gedanke auf Gedanke, aber bei keinem verweilte er länger, als es nöthig war, um ihn kurz und scharf anzudeuten. Die Gedanken wurden nur so herausgeschleudert, wie ein reicher Verschwender seine Scheidemünze mit vollen Händen unter das Volk streut. Nehmt, da habt Ihr alle! Ich habe das Zeug da im Ueberfluß. Redekünstler war aber auch Heise insofern, als er es liebte, sich, ehe er schloß, zu steigern. Da wurde denn seine Rede zur glühenden Wetterwolke, aus der nicht mehr einzelne Blitze zucken, sondern Feuer strömt; ein Aetna, der alles, was widerstrebt, mit glühender Lava überschüttet.

Wer beide Redner, Kellner und Heise, gehört hat, wird mir gern zugeben, daß ich nicht übertreibe. Sie waren, wie ich sie hier schildere.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wortgetreu lautete der Schluß von Heise's Rede: „Denn das ist ja die wahre Unsterblichkeit, im Andenken seiner Mitmenschen fortzuleben." (D. R.)

**) Das Erstere war der Fall. Heinrich Heise bestand im November 1846 das Staatsexamen. (D. R.)

# Ein Gang über den alten Kasseler Friedhof.

Von W. Rogge-Ludwig.

## 1. Heinrich Christoph Jussow.

Ein Gang über den nun seit beinahe 50 Jahren geschlossenen alten Kasseler Friedhof ist so recht geeignet, uns die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit zur Erkenntniß zu bringen. Die Anzahl der durch künstlerische Ausführung hervorragenden Denkmäler ist keine große und die Pracht derselben steht nicht immer im Verhältniß mit den Verdiensten der Persönlichkeit, deren Andenken sie gewidmet sind. Das prachtvollste und künstlerisch vollendetste Denkmal birgt die sterbliche Hülle des im frühen Knabenalter verstorbenen Sohnes Wilhelm's II. und der Gräfin Reichenbach. Dagegen suchen wir vergebens die Ruhestätte einst hervorragender und um ihr Vaterland hochverdienter Männer. War ihnen auch als Zeichen der treuen Liebe ihrer Angehörigen oder der Anerkennung ihrer Verdienste bei ihrem Hinscheiden ein Denkstein zu ihrem Andenken errichtet, so hat doch jetzt der Zahn der Zeit gar häufig jede Spur davon verschwinden lassen. An vielen Stellen des Friedhofs finden wir große Grabsteine, welche uns vergebens nach dem Namen des hier Ruhenden fragen lassen, da von einer Inschrift auf denselben nichts mehr zu erkennen ist. So liegt unmittelbar vor dem Begräbnißtempel der Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm's I. ein mächtiger Grabstein, welcher zwar jetzt noch den Namen des darunter Begrabenen, Heinrich Christoph Jussow, erkennen läßt, dessen weitere Inschrift aber schon beinahe gänzlich verwittert ist. Sie enthielt die bezeichnenden Worte:

„Sein Denkmal sind seine Werke,
Drum anspruchslos, wie er im Leben,
Deckt dieser Stein
Was sterblich an ihm war.

Wird auch der Name auf seinem Grabsteine in wenigen Jahren nicht mehr zu erkennen sein, so wird er als der des Erbauers des Wilhelmshöher Schlosses, der Löwenburg und des Aquäduktes für immer unvergessen bleiben.

Am 30. Juli 1825 war seinem Sarge eine große Menge seiner Verehrer und Schüler gefolgt, und diese waren es auch, welche dem im Leben ohne Familie und Anverwandte einsam gestandenen, hochverdienten Manne den Grabstein errichtet haben.

Bei der Anzeige seines Todes in einem öffentlichen Blatte wurde von ihm gesagt:

„Eine lange Reihe von Jahren hat er dem Staate mit musterhafter Rechtlichkeit gedient und als Künstler Denkmäler hinterlassen, welche von seiner Einsicht, seinem Geschmacke und seiner Kunstbildung ein unvergängliches Zeugniß ablegen."

Sein Lebenslauf bestätigt die alte Erfahrung, daß das angeborene Talent und wirkliche Genie sich durch alle ihm entgegengestellten Hindernisse endlich glücklich Bahn bricht und zum Ziele gelangt.

Heinrich Christoph Jussow, war am 9. Dezember 1754 als einziger Sohn des Ober-Bauinspektors Jussow in Kassel geboren und hatte schon in früher Jugend ein großes Talent zum Zeichnen, Malen und Entwerfen von Baurissen gezeigt, sein Vater aber, obgleich selbst ein tüchtiger Baumeister, bestand hartnäckig darauf, daß der Sohn sich nicht, wie er wünschte, dem Baufache, sondern dem juristischen Studium widme. Der gehorchsame Sohn folgte, wenn auch mit Widerstreben, dem Wunsche seines Vaters und bezog, nachdem er seit dem Jahre 1771 das Collegium Carolinum besucht hatte, im Jahre 1773 die Universität Marburg, um dort das Studium der Rechte zu beginnen. Zwei Jahre hat er sich demselben auch gewidmet, ohne ihm aber Geschmack abgewinnen zu können, da seine Neigung ausschließlich auf das Studium der Mathematik gerichtet war. Nach Rückkehr in seine Vaterstadt, betrieb er deshalb ausschließlich dieses Studium bei dem in diesem Fache hochangesehenen Professor Matsko. Nach Ablauf eines Jahres wurde er aber von Vater wieder genöthigt, sein juristisches Studium in Göttingen fortzusetzen. Da auch die Göttinger Professoren es nicht vermochten, ihn die Abneigung gegen dieses Fach überwinden zu lassen, so widmete er sich auch hier ausschließlich dem Studium der Mathemathik, und mit um so größeren Eifer, als er in dem berühmten Käftner, an welchen ihn Matsko empfehlen hatte, einen großen Gönner und Förderer seiner Studien gefunden hatte.

Nach Ablauf eines Jahres kehrte er nach Kassel zurück und erlangte endlich die Genehmigung seines Vaters, das Studium der Rechte nicht weiter fortzusetzen und sich der Architektur zu widmen. Er wählte dieses Fach, in der richtigen Erkenntniß, seine mathematische Kenntnisse und sein Talent zum Zeichnen am besten dabei verwerthen zu können. Um zunächst sich praktische

Kenntnisse im Baufache zu erwerben, bewarb er sich um eine Stelle im Baudepartement und erhielt vom Landgrafen Friedrich die Stelle eines Bau-Assistenten mit einem monatlichen Gehalt von 10 Thlr. Da seine Beschäftigung hierbei, lediglich im Expediren und Abschreiben bestehend, ihm nur sehr geringe Gelegenheit zu seiner Ausbildung bot, außerdem auch in Kassel die Gelegenheit fehlte, erfolgreichen Unterricht im Baufach zu erhalten, so richtete er umsomehr sein ganzes Streben darauf, im Ausland seine Weiterbildung zu suchen, als ihn nach dem im Jahre 1779 erfolgten Tod seiner Eltern nichts mehr an seine Vaterstadt fesselte. Da er das Glück hatte, in dem General Gohr, dem einflußreichen Günstling des Landgrafen Friedrich, einen Fürsprecher zu finden, so erhielt er schon im Anfang der 80. Jahre von dem kunstsinnigen Landgrafen die nöthigen Mittel angewiesen, sich zur Förderung seiner Studien längere Zeit in Paris und Rom und in den für sein Fach wichtigsten Städten Italiens aufzuhalten. Seine späteren Bauwerke gaben die beste Kunde davon, mit welchem Eifer und Erfolg er an diesen Orten einige Jahre hindurch seine Aufgabe erfüllt, und in wie reichem Maße er die Gnade seines Landesherrn vergolten hat.

Als er sich auf der Rückreise noch einige Zeit in Wien aufhielt, erhielt er hier von dem inzwischen zur Regierung gelangten Landgrafen Wilhelm IX. die Weisung, nicht nach Kassel zurückzukehren, sondern alsbald nach England zu reisen, um auch dort noch die Baulichkeiten, namentlich die merkwürdigsten Landsitze zu studieren.

Bei seiner im Jahre 1790 erfolgten Rückkehr nach Kassel wurde ihm alsbald von Wilhelm IX. eine Stelle im Wilhelmshöher Bau-Departement verliehen. Dieser große Kenner und Beförderer der Architektur hatte bald nach seinem Regierungs-Antritt im Jahre 1787 das alte Weißensteiner Schloß abbrechen und durch seinen Oberbaudirektor du Ry ein neues Schloßgebäude an dieser Stelle aufführen lassen. Es ist dieses das jetzt den linken, nach dem Weißenstein zu gelegenen Flügel des Wilhelmshöher Schlosses bildende Gebäude. Da es aber zu des Landgrafen beabsichtigtem Zweck einer fürstlichen Wohnung nicht genügte, ließ er diesem gegenüber noch ein entsprechendes Gebäude, den jetzigen rechten Flügel des Schlosses von du Ry erbauen. Der Bau wurde von du Ry begonnen und von Jussow vollendet. Nach dessen Vollendung genehmigte Wilhelm IX. den großartigten Plan Jussow's, die beiden Gebäude durch ein 220 Fuß langes, 66 Fuß tiefes und 80 Fuß hohes Mittelgebäude zu verbinden. Die Ausführung dieses Prachtbaues ist das unsterbliche Verdienst Jussow's, welches durch seine Ernennung zum Oberkammer-Rath und Oberbau-Direktor von seinem Landesherrn anerkannt wurde.

In dem Nachlaß des im vorigen Jahre verstorbenen Baurath Regenbogen hat sich ein vom 31. December 1796 datirter Bericht Jussows, über die bis dahin entstandenen und noch weiter entstehenden Kosten dieses Baues, sowie des gleichzeitig unternommenen Baues der Löwenburg vorgefunden. Nach diesem bis in das geringste Detail gehenden Bericht berechnen sich die Gesammtkosten für das Hauptgebäude des Schlosses auf 418,026 Thaler. Der im Jahre 1793 begonnene Bau der Löwenburg, sollte nach dem ursprünglichen Plane nur in der Nachahmung einer kleinen verfallenen Burg, wie des Löwensteins im Löwensteiner Grunde bestehen. Die Ausführung in dem großartigen Maßstabe, wie sie jetzt die Bewunderung Aller erregt, ist wesentlich Jussow zu verdanken. Nach dessen Bericht stellten sich die Kosten des Baues auf 172,509 Thaler.

Ein Vergleich des Ansatzes der damaligen Preise für die Bauhandwerker und der Löhne mit den jetzt üblichen läßt erkennen, in wie hohem Grade die Kosten beider Bauten sich steigern würden, wenn diese jetzt unternommen würden. Wesentlich kommen dabei die damaligen Frohndienste in Betracht. So wurde der Fuhrlohn für ein vierspänniges Fuder Steine mit zwei und für ein einspänniges Fuder mit einem Glas Bier vergütet.

Der Bericht Jussows schließt mit den Worten: In drei Jahren hoffe ich die Löwenburg und das Hauptgebäude des Schlosses zu vollenden; Bauten, welche ein ewiges Denkmal des großen Geschmacks und der erhabenen Idee des unsterblichen Fürsten, der sie anordnete, bei der Nachwelt bleiben werden.

Außer der Ausführung des Baues des Hauptgebäudes des Schlosses und der Löwenburg verdanken wir auf Wilhelmshöhe Jussow noch den nach seinem Plane ausgeführten Aquädukt, sowie in Kassel die unter seiner Leitung, von dem Werkmeister Wolf in den Jahren 1788 bis 1794 erbaute Fuldabrücke.

Einen nicht minder unvergänglichen Ruhm würde sich Jussow erworben haben, wenn sein großartiger Plan zur Erbauung der Kattenburg zur Vollendung gekommen wäre. Sein Verdienst wurde vom Kurfürst Wilhelm I. dadurch anerkannt, daß er ihm am Tage der Grundsteinlegung, am 27. Juni 1820, das Kommandeurkreuz des Löwenordens verlieh.

Wenn wir nun zum Schluß den berühmten Baumeister in seinem Privatleben betrachten, so sind auch hier die Worte seiner Grabschrift „Drum anspruchslos, wie er im Leben war“, bezeichnend.

Ein Zeitgenosse schreibt von ihm:

„Auch als Mensch war er der höchsten Achtung werth. Einfach in seinem Leben, bescheiden, offen und bieder, in seinem ganzen Thun, seine vielseitigen, reichen Kenntnisse nie zur Schau tragend, genoß er die Hochschätzung und Liebe aller derer, welche Kunst und ächte Humanität zu schätzen wußten. Er war nie verheirathet und mit ihm ist sein Name ausgestorben.“

# Der lange Hennes.

## Eine Geschichte aus dem vorigem Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetnng.)

„Hennes, Hennes“; stotterte 's Kathrinliß, „was eß dann das?“

„Ich bin Grenadier, Kathrinliß, bih Maximilian.“

„Ach Du allemächtiger Gott! Ach Du allemächtiger Gott!“ schrie das Mädchen auf, und wiederholte nach einer Weile mit demselben Ausdruck des Entsetzens: „Ach Du allemächtiger Gott!“

„Sig net bese, Kathrinliß, 's ging net angerscht, ich muß midde.“ „So, nu eß Alles verbih,“ und das starke Mädchen lehnte sich an den Thürpfosten, sonst wäre es umgesunken. Hennes erzählte dann, wie es gekommen, daß er Handgeld genommen habe. Bei dem Mädchen hatte sich der herbe Schmerz in Thränen Luft gemacht, sie hielt die Schürze vor die Augen und weinte leise.

„Jo, vun den Barthel, den Taugeniß kemmet alles Unheil.“

„Sprech das net, Kathrinliß, he eß 'n guter Junge, nurd 'n bischen verzogen.“

„Awer wenn he dumme Streiche macht, dann bruchst Du se jo net midde ße machen.“

„Gucke mo, Kathrinliß, wie min Vader starb, ich saß bih emme ungen am Bedde, de Mudder hadden me ewen begrawen, sprechen kunnde he net meh, do gock he so uff den kleinen Barthel, der uff'n Boddem spehlte, un's Wasser trat emme in de Augen, un dann gock he mich ahn — un ich verstunn 'n, un sproch:“

„Vader, so lange ich lewe, kimmet he me net vun der Side, un so lange ich was honn, hodd der Barthel au was. Do sach he ganz sefredden uß, un ging so zun liewen Godd.“

„Jo, schluchzte das Mädchen leise, he eß de jo liewer als Alles uff der Welt, liewer wie ich un Alles.“

„Sprech das net, Kathrinliß — Du weißt, ich benn de gut, — awer den Jungen alleine in den Krieg ziehen lan — dann kennd ich min Vadder un min Mudder net vor Augen kommen, do drowen im Himmel.“

„Ach me äß so leihermiedig, Hennes — wann se dich nu dodschießen un de Greßten schießen se immer am ersten dod.“

Da lachte nun der junge Grenadier und faßte ihre Hände und zog sie an sich: „Sterwen, Liß, kann ich au hie, un der liewe Godd eß in Kriege au.“

„Un wann se dich zu 'n Krippel schießen, was houn ich dann?“

„Wie's kemmet, muß ich's nehmen. Ich bliewe de trei min Lewen lang, wenn de mich net meh wedd, wann ich heim kumme — na, so muß ich's au hinnehmen.“

„Ne, Hennes, wann ich dich nidd krigge, dann well ich Keinen nidd hon — das eß gesprochen.“

Sie sprachen nun noch manches und der Hennes ging nach herzlichem Abschied davon.

Furchtbar wurden die jungen Krieger auf dem Exerzierplatze gedrillt, aber die anstelligen Jägerbursche waren bald die ersten beim Bataillon — die Freude der Offiziere. Gegen den Herbst ging das Bataillon nach den Niederlanden, zum Regiment, und empfing bei Roermonde die Feuertaufe.

Tapfer hielten sich die Burschen im französischen Kugelregen, aber nach jeder Salve des Feindes guckte der Hennes nur, ob sein Barthel noch stand, und nickte ihm der zu, so feuerte er lustig seine Donnerbüchse auf den Franzmann ab.

Nach kurzem Feldzug in den Niederlanden ward das Regiment im Frühjahr 1746 nach Schottland eingeschifft, denn die Schotten in den Bergen waren rebellisch geworden gegen den König Georg von England, weil sie einen Stuart auf dem Throne haben wollten, und unser Landgraf schickte den Engländern 6000 Mann zu Hülfe. Prinz Friedrich aber befehligte die Hessen.

So finden wir unser Brüderpaar, hoch oben in Schottland wieder. Nicht gar zu weit von der Stadt Perth sollten die Hessen die Pässe, die in's Hochland führten, überwachen, um den aufrührerischen Bergschotten ein Hervorbrechen in's Niederland unmöglich zu machen.

Unweit des engen Passes Killikrankie lagen die vorgeschobenen Truppen der Hessen, des Regiment Maximilian und einige Compagnien von Mansbach, während im Felde zwei englische Compagnien den Eingang selbst besetzt hielten.

Es war ein unfreundlicher Abend im April des Jahres 1746 und um die Beiwachtsfeuer lagerten die Grenadiere und Musketiere und unter ihnen, dort, bei den lodernden Scheiten, der Hennes und der Barthel. Der Letztere lag ausgestreckt auf einem Bund Haferstroh, neben ihm saß der lange Bruder und im Kreise die Jungen aus dem fernen Hessenland, zwischen ihnen der Sergeant, rauchend aus kurzen Kalkpfeifen, plaudernd, und eine dickbauchige Kruke Usquebaugh zwischen sich kreisen lassend.

„Morgen giebts was", ließ sich während einer Pause im Wechselgespräch, der Sergeant, ein narbiger kriegserfahrener Mann, der sich bisher auffallend schweigend verhalten hatte, plötzlich vernehmen.

„Und das weiß Er so gewiß Sergeant?" fragte Barthel, sich von seinem Lager etwas aufrichtend und ihn anstarrend.

„Wenn ich Alles so gewiß wüßte."

„Aber woher weiß Er's denn? bis jetzt hat sich vom Feinde nichts spüren lassen."

„Seht Jungen, fuhr der Sergeant mit gedämpfter Stimme fort, wenn man so 21 Jahre mitläuft wie ich, und in so viel blutigen Affairen gewesen ist, so hat man seine Zeichen, die Niemand versteht, als man ganz allein." Die Grenadiere horchten schweigend auf. „Ehe ich's erste Mal in's Feuer kam, und mir ahnte es so wenig, wie heute, da knackte mir Abends leise der Hahn an der Muskete, obgleich er in Ruh war, 's hörte es auch Niemand als ich. Ich achtete nicht drauf, aber am anderen Tage waren die Franzosen da. Seitdem, jedes Mal, wenn's was Ernstliches am anderen Tage gab, hört ich leise den Hahn knacken, — und heute —"

„Heute?" Die Grenadiere hingen athemlos an seinem Munde.

„Heute knackte er dreimal. Morgen gehts heiß her, das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche. Denkt an mich."

„Na, meinetwegen", rief ein Grenadier, „immer besser, als vor langer Weile in dem verwünschten Lande umkommen."

„Das meine ich au!" ließ sich ein Anderer vernehmen.

„S' ist richtig," sprach ein alter Grenadier, „'s hat jeder seine Zeichen, wann's was Ernstliches giebt. Da war der Weiland aus Ziegenhain, der Unteroffizier bei Donop, der voriges Jahr bei Rceremonde in's Gras biß, der sah immer vor der Schlacht 'n kleines, graues Männchen; vor Roeremonde hatte er's auch gesehen, und da winkte es ihm, als ob er zu ihm kommen sollte, er erzählte es auch Abends am Feuer, und am anderen Tage war er weg. Ja, ja, Ihr seid noch jung, aber jeder Alte, der hat so seine Zeichen."

„Morgen giebts was," wiederholte der Sergeant nachdrücklich.

„Loßt se kummen — me wunn's 'n wiesen, rief der Grenadier Grewe, der aus Kassel stammte, vom Brinke. „Die Kerle midde ehren nackichden Beinen, sunn schun laufen lernen."

Hast Du denn schon welche gesehn? fragte ein Anderer neugierig.

„De Englänner hon jo zwei gefangen heide Morgen. — Die hon Uch so Kiddel ahne uß gewirfelden Zigg — un nackichde Beine — bloß Strimpe drahne — un ne Schirze uß Fell. Godd verbumm mich ich hon mich halb dod gelacht — ewer de Kerle — un dann hon se se blaue blaue Betzeln uff mit Federn drahne."

„Wie sind sie denn bewaffnet?"

„Jo was ich do gesehn hon, do hon se so 'en breiden korzen Säbel — un dann so Ding wie 'n Deckel uff'n isernes Kochdibben, daß äß'n Schild, un dodermidde wunn se de Bagonettstiche uffangen. Hahaha!" und der Grenadier lachte herzlich.

„Wo hast Du sie denn gesehen?"

„Bih den Englännern, ich sprochs jo schun, heide Morgen als ich midd n Prinz do ahn den Bergen war. Se wurden gerahde ingebracht un de Englänner wullden se glich kapenniren un daß se noch lewen, honn se nurd den Prinz ß verdanken, der sproch: Das ging net, das weren Kriegsgefangene, un wo he wer, do wirden keine Gefangenen abgemurkst. Der englische Oberst, der wullde noch was, aber der Prinz drehde emme den Buckel zu un ging wecken. Do honn se se dann lewen lassen. Se honn Uch ne hellische Wuth uff de Schotten, de Rindfleischfresser, unse Prinz awer, das sprech ich Uch" und er neigte sich zu den Anderen „der hodd de Englänner im Magen — das kunnd de glauwen."

„Kerls was steckt Ihr die Köpfe zusammen? ließ sich plötzlich eine jugendliche Stimme vernehmen.

Wie ein Blitz sprangen die Grenadiere, an diesem wie den benachbarten Feuern, beim Klange dieser Stimme empor und standen die Beine ausgespreizt, kerzengrade.

„Rührt Euch!" Die Grenadiere nahmen eine ungezwungene Haltung ein.

Vor ihnen stand die schlanke Gestalt des jugendlichen Prinzen aus Hessens altem Fürstenstamm, mit dem freundlichen Angesicht und dem blitzenden blauen Augenpaar — Prinz Friedrich.

Der war im langen Soldatenmantel durchs Lager gegangen, daß seine blauen Jungen ihn nicht auf den ersten Blick erkennen sollten.

„Nun Kerls was giebts hier? sprech Er Hennes!" der Prinz nannte ihn auch nur immer so.

„Zu Befehl Fürstliche Gnaden. Der Grewe sproch, he hedde Schotten gesehn und se hedden Kiddel ahne und nackichde Beine."

Der Prinz lachte. „Wie, fürchtet Ihr Euch etwa vor den Ohnehosen?"

Die Grenadiere grinsten bei der komischen Frage; als ob sie einen Feind fürchteten.

„Ne!" klang es einstimmig von ihren Lippen.

„Me wunn s'n wiesen," setzt der Kasselanerhinzu.

„Ich denke auch," lachte der Prinz. „Was hat er denn für eine visage Sergeant? Was sieht er denn so malcontent drein?"

„Zu Befehl Fürstliche Gnaden — morgen giebts Bataille."

„Und deshalb macht er ein solches Jammergesicht?"

„Nicht deswegen, das glauben Fürstliche Gnaden nicht. Aber morgen muß ich dran glauben."

„Ach schwätz Er kein dummes Zeug. Wir wollen noch Alle ins Hessenland zurück. Und woher weiß Er denn, daß es morgen Bataille giebt?"

Der Sergeant zögerte einen Augenblick und sagte dann langsam:

„Fürstliche Gnaden werden lachen, aber es hat sich seit 20 Jahren bewährt, wenn mein Gewehrhahn knackt ohne Veranlassung, so giebts am andern Tage zu thun. Heute hat er dreimal sich leise hören lassen und morgen muß ich dran.

„Mach er keine Flausen. Aberglauben. Wenn ich nicht wüßte, daß er ein kouragirter Kerl mit guten Meriten wär, glaubt ich er hätte Kanonenfieber. Munter Kerls! Und wenn die Nacktbeine kommen, spießt sie auf."

„Me wuns'n wiesen," brummte der Kasselaner.

Der Prinz ging weiter und ein donnerndes „vivat Prinz Friedrich!" der Grenadiere folgte ihm nach und begleitete ihn durchs Lager, als die Truppen auf ihn aufmerksam wurden.

Die Feuer brannten allgemach niedriger, Gesang und wildes Johlen verstummten und bald schnarchten des Landgrafen Grenadiere im fernen Schottland so ruhig, als in ihren Heimathlande. Still war's im Lager, nur der Ruf der Schildwachen oder der Gang einer Ronde klang durch die rauhe Nacht. Der Hennes schlief an Bartels Seite, aber der Sergeant saß noch lange auf und stierte ernsthaft in die Gluth des Nachtfeuers, bis auch er entschlief.

Grauer Nebel lag auf den Bergen, als die Sonne ihre ersten Strahlen herniedersandte, grauer Nebel deckte die hügeligen Gelände, die sich nach den Bergen hin ausdehnten. Plötzlich horchten die Wachen hoch auf — von den Bergen her, da wo der Paß in's Hochland führte, klang, durch die Entfernung und den Nebel gedämpft, heftiges Schießen.

Nach rascher Meldung an den Prinzen, der sein Nachtquartier in einem einsamen Farmhause genommen hatte, rasselten die Töne der Allarmtrommel durch das Lager und nach kurzer Frist standen die Bataillone auf ihren Sammelplätzen, erschien der Prinz mit seinem Stabe zu Pferde zwischen ihnen. Augenblicks flogen Ordonnanzen nach Perth zu, um die weiter rückwärts lagernden hessischen Truppen, die Regimenter Donop und Mansbach herbeizurufen, kleine Piquet's bewegten sich nach vorn, um die vorgeschobenen Feldwachen zu verstärken, Adjutanten flogen auf eilenden Rossen nach dem Passe zu, wo die Engländer standen.

„Hab ich's nicht gesagt" brummte der Sergeant halblaut vor sich hin.

Die Truppen standen schweigend und abwartend unter Gewehr, in den Nebel starrend.

Von der See her aber fuhr jetzt lustig der Ostwind herbei und jagte die Schwaden in langen Streifen vor sich her, so daß bald der Ausblick weit wurde. Jetzt erschienen einige englische Rothröcke im Gesichtskreis, die in wilder Flucht auf die Hessen zustürzten.

(Schluß folgt.)

## Meiner Mutter zum achtzigsten Geburtstag.

### 9. Mai 1887.*)

Kommet, kommet all' herbei!
Kommt, heut ist der neunte Mai.
Blumenspender, Kranzeswinder,
Kinder, Kinds- und Kindeskinder,
Kommt in einer großen Schaar,
Heute wird sie achzig Jahr.

Achtzig Jahr, die gute Alte!
Und die Stirn noch ohne Falte,
Braun das Aug' und schwarz das Haar,
Freudig, wie sie immer war.
Froh des Tags, den Gott gegeben,
Keine Müh' noch Arbeit scheuend,
Und mit jedem sich erneuend
Im erneuten Vorwärtsstreben.
Ihrer Seele blieb der Schwung,
Der sie frühe schon erhöhte,
Leuchtend von Begeisterung;
Und ihr Jugenddichter Goethe
Blieb des Alters Morgenröthe,
Und so blieb sie selber jung.
Ihrem Blicke blieb die Klarheit,
Die von Kraft des Willens zeugt,
Eine Mahnung uns zur Wahrheit,
Die sich keinem Götzen beugt;
Uns ein Beispiel der Belehrung,
Einst wohl strenger, heute mild;
Heut der liebenden Verehrung
Schönen Lebens schönes Bild.

Und ein leiser Duft kommt wieder,
Lieblich füllend das Gemüth;
Und ich glaub', es ist der Flieder,
Der am neunten Mai geblüht.
Und mich grüßt — was ist's? — Ich glaube,
Rückwärts schauend manches Jahr,
Daß es die Syringenlaube,
Die in unserm Garten war.
O wie prangt in Frühlingsfrische
Junges Grün und Blüthenschnee;
Und wie dampft schon auf dem Tische
Bei dem Kuchen der Kaffee!
Welche Lust und Augenweide,
Deiner Sechse bunte Reih',
Und Du selbst im weißen Kleide,
Strahlend wie der junge Mai.

*) Da das seltene Fest, welchem obige Verse gelten, von Hessen und auf Hessischem Boden, in dem alten, lieben Fulda gefeiert worden ist, habe ich geglaubt, auch außerhalb des engeren Familienkreises, dieselben weiterhin guten Freunden und Bekannten im „Hessenland“ mittheilen zu dürfen. Und wenn mein Gedicht auf diesem Weg unsere Schaumburger Heimath erreicht, dann soll es dort zumal, zwischen Deister und Weser, den ehemaligen Nachbarn und Jugendgenossen einen frohen Gruß bringen! Der Verf.

Strahlend wie der junge Morgen, —
Und mit stolzem Kindersinn
Blicken wir, von ihr geborgen,
Zu der schönen Mutter hin.
Und der Vater, längst geschieden,
Lächelnd kehrt auch er zurück —
O Du Heimath, voll von Frieden,
O Du Jugend, voll von Glück ....
Und der traute Hügel winket,
Und das Bächlein murmelt sacht
Unter Weiden, und es blinket
Am Rondeel der Tulpen Pracht.

Ach, wohl ist es lange, lange,
Doch vergessen werd' ich's nie,
Was auf unserm Erdengange
Du uns gabst an Poesie.
Was in Deiner Lieder Fülle
Meine junge Seele fand,
Als sie zag' noch in der Hülle
Und sich selber nicht verstand.
Als sie, flüchtend vor der Menge,
Dir vertraut ihr erstes Leid,
Und den ersten der Gesänge,
Theure Mutter, Dir geweiht.

Habe Dank! Was tief empfunden
Und auch tief verschwiegen war,
In der heiligsten der Stunden
Werd' es laut und offenbar.
Und wiewohl nach allen vieren
Richtungen der Welt zerstreut,
Kommen wir und gratuliren
Dir, geliebte Mutter, heut.
Die vom Meer, aus Süd und Norden,
Bringen ihren Glückwunsch Dir —
Aelter wohl, nicht alt geworden,
Sind all' Deine Kinder hier.

Und Du selber, gute Alte,
Blühst noch frisch am neunten Mai,
Und der liebe Gott erhalte,
Schütze, segne Dich und walte,
Daß es lang noch, lang so sei!
Viele wurden alt und greiser,
Von der Jahre Last beschwert;
Doch Du machst es wie der Kaiser,
Den Du stets so treu verehrt.

Und nach abermals zehn Jahren,
Kommen in noch größern Schaaren
Kind und Kindeskind herbei —
O, das wird ein schöner Mai!
Und wie heute beim Beginn
Eines festtäglichen Schmauses,
Feiern wir alsdann des Hauses
Neunzigjähr'ge Kaiserin. **Jul. Rodenberg.**

## Meiner Schwester.

Mein guter Engel steht zur Seite mir,
Wenn Deine Hand die meine hält umfangen,
Geführt von Dir muß ich zum Ziel gelangen,
Und seines Preises Krone — dank ich Dir! —

In Dir vollendet sich mein Thun und Sein,
Und gleich dem Schutzgeist, uns gesandt von droben,
Hältst schirmend, hütend Du die Hand erhoben,
Dein Leben meines Glückes Dienst zu weih'n!

Und was mein hitz'ger Sinn im Eifer fehlt,
Dein mildes Wort bringt's in die rechte Bahn,
Auf Dornen streust Du Rosen allerwegen.

Dein edles Vorbild ist's, das mich beseelt,
Stehst Du am Steuer — sicher treibt der Kahn,
Und immer treibt er mich dem Heil entgegen! —

Nataly von Eschstruth.

## Ein Traum.

Ich wandle im schönsten der Gärten
Mit meinem Liebchen allein,
Rings um die blühenden Büsche
Webt kosender Mondenschein.

Und um uns Rosendüften,
Und über uns Nachtigallsang,
Und in uns im schwellenden Herzen
Der Liebe Jubelklang.

Wir sprechen von öden Zeiten,
Da wir uns noch nicht gekannt,
Und flüstern von seligen Stunden
Da Eins das Andere fand.

Und wir gestehen einander,
Wie wir uns vom ersten Sehn
Herzinnig geliebet und dennoch
Die Liebe nicht mochten gesthen.

Da wacht ich auf aus den Träumen
Von Lieb und Seligkeit,
Im finsteren Walde schreit' ich
Von Dir, mein Lieb, so weit!

Und um mich Schneegestöber,
Und über mir Sturmeswuth,
Und in mir, im brennenden Herzen
Verzehrender Flammen Gluth.

Paul Stephan.

## Aus alter und neuer Zeit.

Abt Eigil von Fulda. Der 15. Juni gilt für den Todestag des hl. Eigil, des vierten Abtes von Fulda. Nur fünf Jahre war es ihm vergönnt, dem berühmten Kloster Fulda, dieser Pflanzstätte der Kultur, vorzustehen, von 817 bis 822, aber in diese Zeit fällt die Erbauung der dem hl. Michael geweihten Kirche, deren heute noch im wesentlichen erhaltene Rotunde ein kunstgeschichtliches Denkmal von unschätzbarem Werthe ist. Eigil entstammte gleich seinem Anverwandten, dem hl. Sturmius, dem Begründer Fulda's, einer vornehmen bayerischen Familie. Bekannt ist seine Schrift „Vita Sturmi", eine für die Anfänge von Fulda sehr wesentliche Geschichtsquelle, die Aufnahme in die Monumenta Germaniae (Script. II. 365—377) gefunden hat. Seine Hauptthätigkeit widmete Eigil der Schule und der Baukunst. Unter der Leitung des baukundigen Mönches Racholf ließ er die prachtvolle Klosterbasilika vollenden und mit zwei Krypten versehen, so daß am 1. November 819 der Bau von dem Erzbischof Haistulph eingeweiht werden konnte. Auch ließ Eigil den Leichnam des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, in ein neues prächtiges Grab übertragen und begann noch mit dem Bau eines ausgedehnten Klostergebäudes. Durch solche Leistungen bekam Fulda den Ruf einer hohen Schule der Baukunst, so daß Karl's des Großen Geheimschreiber und Bauleiter, Einhard, welcher seine Studien im Kloster Fulda gemacht und wegen seiner kunstreichen Arbeiten nach dem Werkmeister der Stiftshütte den Beinamen „Beseleel" erhalten hatte, einen Vertrauten nach Fulda schickte, um sich über eine dunkle Stelle des Marcus Vitruvius Pollio (lebte unter Augustus und Tiberius), dessen Schrift „de architectura" das einzige Werk über die bürgerliche Baukunst ist, welches wir aus dem Alterthume überkommen haben, Aufklärung zu verschaffen. Unter Eigil war Rhabanus Maurus, unstreitig einer der geistig bedeutendsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, welcher in der Geschichte den Ehrennahmen „Magister Germaniae" führt, Leiter der Fuldaer Schule, die durch ihn zu ihrer größten Blüthe gelangte. Rhabanus Maurus war auch der Nachfolger Eigil's als Abt von Fulda, bis er im Jahr 847 auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz erhoben wurde.

F. B.

* * *

Hessische Tapferkeit. Ein schönes Beispiel hessischer Tapferkeit berichtet uns G. B. Kriegk in seinen „Deutschen Kulturbildern aus dem 18. Jahrhundert". „Wie der 2. Dezember 1792", so lesen wir dort, „einer der militärischen Ehrentage Hessens ist, so war das Jahr 1474/75 eines seiner Ehrenjahre und eines der glänzendsten der deutschen Geschichte! Damals wurde Prinz Hermann von Hessen, seit einem Jahre Administrator und später Kurfürst des Erzbisthums Köln, durch Karl den Kühnen von Burgund bekriegt, und sein Bruder, Landgraf Heinrich III. von Hessen schickte ihm nicht bloß 1000 Mann zu Fuß und 500 Reiter zu Hilfe, sondern

er selbst erschien auch nachher mit 15000 Mann. Jene 1500 Vorausgehenden wurden als Besatzung der Stadt Neuß verwendet, um deren Besitz sich der Kampf hauptsächlich drehte. Sie wurden durch Karl den Kühnen belagert, welcher 60000 Mann der besten Truppen jener Zeit herbeigeführt hatte. Der Landgraf konnte, als er mit 15000 Mann herankam, nicht mehr in die Stadt gelangen; er schlug aber auf einer der nahen Höhe sein Lager auf und leistete von dort aus nach Möglichkeit Hilfe. Mit den Belagerten korrespondirte er durch Briefe, die in hohlen Pfeilen abgeschossen wurden. Er konnte jedoch den Ring, welchen die Burgunder gebildet hatten, nicht durchbrechen. Die Letzteren boten vergebens alles auf, um die in Neuß eingeschlossenen 1500 Hessen zur Uebergabe zu zwingen; doch diese zeigten sich unüberwindlich. Sie vertheidigten sich, trotz der ungeheuern Ueberzahl des Feindes, heldenmüthig fast ein ganzes Jahr lang, vom 29. Juli 1474 bis zum 17. Juni 1475, obgleich sie zuletzt alle Lebensmittel, sogar ihren ganzen Salzvorrath aufgezehrt und nichts mehr als Pferdefleisch zu essen hatten. Sie schlugen während jener 11 Monate nicht weniger als 56 Stürme ab. Die Belagerung war zuletzt in eine Blokade verwandelt worden, um die Stadt auszuhungern; siebenzehn Festungsthürme waren niedergeschossen, dreihundert Häuser eingeäschert, ein Arm des Rheins abgedämmt, eine Insel derselben vom Feinde erobert, die kleineren Flüsse abgeleitet, und dennoch war der Muth der Hessen nicht gebrochen, ihre ausdauernde Kraft nicht gelähmt. Karl der Kühne that alles Mögliche, mit seinen 60000 Mann die 1500 Hessen zu überwinden. Er selbst war unausgesetzt so thätig, daß er mehr als 10 Monate lang seine Kleider gar nicht gewechselt haben soll. Er hat laut verkündet: ehe er von Neuß abziehe, müsse von vier Dingen eins geschehen sein: entweder müsse er die Stadt erobert, oder dieselbe sich ihm freiwillig übergeben haben, oder das erscheinende Reichsheer müsse ihn vertreiben, oder er selbst den Tod gefunden haben. Erst nachdem das aus 43000 Mann bestehende Reichsheer angekommen war und Karl von der Blokade wieder zur Belagerung übergehend, an einem einzigen Tage neunmal hatte vergebens stürmen lassen, verstand er sich zum Abzuge. Er hatte vor Neuß nicht weniger als 15000 Mann verloren."

Es erübrigt noch, die Namen der siegreich ausziehenden hessischen Ritter anzuführen. Es waren Konrad von Wallenstein, Neidhard von Buchenau, Johann Hück, Henne von Biedenfeld, Appel von Grüsen, Ludwig Diede, Geise Hund, Konrad und Heinz von Eschwege Gebrüder, Kurt Roding, Diemar und Philipp von Wildungen Gebrüder, Henne Milchling v. Schönstädt, Henne Windolt, Hermann v. Romrod, Erard Hake, Valentin von Dernbach, Harterad Eilshausen, Hermann von Hundelshausen. Ebenso wenig dürfen die zwölf Helden vergessen werden, „welche Leid mit Landgraf Hermann litten, todt und lebendig bei ihm haben ausharren wollen und bei ihrem Herrn zu Neuß mit Ehren todt geblieben sind." Es waren Thilo von Falkenberg, Friedrich von Urff, Dietrich von Elben, Claus Trott zu Solz, Dietrich und Friedrich Scheurnschloß Gevettern, Georg von Grifte, Johann Blieber, Johann von Eschwege, Adolf von Biedenfeld, Strebkatz und Spiegel von Deserberg.

K. Z.

* * *

Der blinde Jakob war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der ganzen Gegend des Ringgaues in Hessen bekannt. Geboren war er in Netra, einem Dorfe dieses Bezirks, und hatte schon im Alter von $1^1/_2$ Jahr durch die Blattern das Augenlicht gänzlich verloren. Man ließ den armen Knaben mit sehr geringer Beachtung heranwachsen. Als er das schulpflichtige Alter erreicht hatte, schickte man ihn nur in die Religionsstunde und verwendete ihn außer dieser Zeit zum Gänsehüten (?). Aber gerade der Umstand, daß der kleine Jakob nur die Religionslehren mitanhören, nicht aber an dem übrigen Unterrichte theilnehmen durfte, erregte seine Wißbegierde und Lernlust. Er befrug Altersgenossen, was sie sonst noch lernten, und erfuhr da für ihn ganz merkwürdige Dinge. Wie gerne mochte er das Alles lernen und wissen, aber er konnte ja nicht lesen. Gab es denn keine andere Art und Weise, um sich diese Kenntnisse anzueignen! Und nun begann der blinde Gänsehirte über eine solche Möglichkeit nachzudenken und zu grübeln. Wie lange er brauchte, ist nicht gesagt, aber er erreichte seinen Zweck, er fand, was er gesucht. Mit seinem Taschenmesser schnitt er sich Stäbe und begann in die Seiten derselben für gewisse Gedanken und Worte bestimmte Zeichen einzuschneiden. Erst wurde der Versuch gemacht, auf diese Weise Theile eines Gespräches festzuhalten und als sich der Versuch bewährte, da bat der blinde Knabe seine Kameraden, ihm beim Gänsehüten aus ihren Unterrichtsbüchern vorzulesen, er aber war eifrigst bemüht, den Inhalt solcher Vorlesungen durch Kerbschnitte der verschiedensten Art in seinen bereitgehaltenen Stäben zu seinem Eigenthum zu machen. War erst ein Lesestück oder später ein ganzes Buch zu Ende, wurden die Stäbe, deren Reihenfolge durch ein besonderes Zeichen oben am Kopf vermerkt war, in ein Bündel zusammengebunden, diesem dann noch ein besonderes Stäbchen mit Inhaltsangabe beigefügt und das Ganze sorgfältig aufgehoben. Auf diese Weise seine Studien fortsetzend und sich bis zum Ende seines Lebens vorlesen lassend, gelangte der blinde Jakob zu einer großen Sammlung von solchen Bündeln, aber auch zu einem außerordentlichen und umfangreichen Schatze des Wissens. Wollte er sich den Inhalt eines Werkes wiederholen, griff er nach dem betreffenden Bündel und fingerte dann die einzelnen Stäbe der Reihe nach auf beiden Seiten ab, so seine eigene Kerbschrift mit staunenswerther Geläufigkeit selbstlesend. Im Rechnen wurde Jakob sogar als Lehrer angestellt. Auch auf das medizinische Gebiet erstreckten sich seine Kenntnisse und bezeichnete er auch die von ihm aufbewahrten Heilmittel durch eingekerbte Stäbchen. „Ueberhaupt — sagt der Berichterstatter — haben mir alle Personen, die ihn gekannt, versichert, es sei zum Erstaunen, welche Menge von

verschiedenen Kenntnissen der Mann auf diese Art in seinem Kopf zusammengebracht hätte." Der blinde Jakob starb im Jahre 1775.

Als Pendant zu dieser den Münchener „Neuesten Nachrichten" entnommenen Geschichte vom „blinden Jakob" können wir eine seltsame Mittheilung über den aus Kassel gebürtigen, in Hannover am 3. April 1784 gestorbenen Roßarzt Kersting hinzufügen. Kersting war durch den Schlag eines Pferdes blind und taub geworden. Da soll er nun während dieses mehrere Jahre lang dauernden Zustandes sich auf folgende Weise der menschlichen Rede zugänglich gemacht haben: er legte einen Metallstab an seinen Körper (z. B. an den Elnbogen) und ließ auf diesem sprechen: die Schwankungen desselben sollen ihm die Worte vollständig zugetragen haben. So zu lesen in Vilmar's „Hessische Chronik".

## Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Am 11. d. M. wurde dahier der achtzigste Geburtstag des seit dem Jahre 1870 in Ruhestand versetzten Gymnasialprofessors Dr. Flügel von seinen dankbaren Schülern, deren Schulzeit zum Theil schon mehr als 50 Jahre zurückliegt, in der festlichsten Weise begangen. Ueber den glänzenden Verlauf dieses Festes, welches von dem in allen Kreisen so hochgeschätzten Geburtstagskind in wahrhaft staunenerregender geistigen und körperlichen Frische begangen wurde, wird in der nächsten Nummer unseres Blattes ausführlicher Bericht von einem Festtheilnehmer folgen.

— Am 9. Juni, dem Frohnleichnamstage, feierte zu Fulda der Generalvikar und Domdechant Karl Kalb das seltene Fest des fünfzigjährigen Priesterjubiläums. Der hochwürdige Herr steht gegenwärtig in seinem 75ten Lebensjahre und erfreut sich noch der vollen Frische des Geistes und Rüstigkeit des Körpers. Geboren zu Fulda, besuchte er das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt, studirte vom Herbst 1832 an an dem Priesterseminare zu Fulda Theologie, bekleidete mehrere Jahre die Stelle eines Stadtkaplans und war als solcher ein sehr beliebter Prediger, fungirte dann längere Zeit als Domprähendat und Secretär des Kapitels, bis er im Jahre 1868 zum Domkapitular gewählt und als solcher bestätigt wurde. Nach dem am 3. November 1880 erfolgten Tod des Bisthumsverwesers Konrad Hahne, war er das einzige noch vorhandene Glied des Kapitels, welches letztere in Folge des Kulturkampfes nicht wieder hatte besetzt werden können. Nach Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles zu Fulda im December 1881 und nach Wiedereinrichtung des Domkapitels wurde Karl Kalb zum Generalvikar und Domdechant ernannt. Die Theilnahme an der Sekundizfeier war eine allgemeine, die sich ebenso auf die Laien, wie auf die Priester erstreckte, und reiche Gaben, welche sich meist auf seine priesterliche Würde bezogen, wurden ihm verehrt. Ad multos annos

Todesfälle. Am 5. Juni verschied im fast vollendeten fünfzigsten Lebensjahre, in Folge eines Hirnschlags zu Birstein die Prinzessin Sophie Charlotte Adelheid Victoria Agnese zu Isenburg und Büdingen-Birstein, Schwester des regierenden Fürsten Karl.

Am 11. Juni starb dahier in Kassel, 65 Jahre alt, der Rechtsanwalt Justizrath Karl Peters, nach langen und schweren Leiden an Rippenfellentzündung. Der Verblichene ist rasch seinem ihm vor wenigen Wochen im Tode vorausgegangenen langjährigen Freunde und Mitarbeiter Justizrath Dr. Weigel gefolgt. Karl Peters, geboren zu Kassel, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte von 1844 bis 1847 in Marburg Rechtswissenschaft, war nach abgelegtem Staatsexamen bis 1853 Referendar bei dem Obergerichte zu Kassel, in welchem Jahre er zum Obergerichtsanwalt ernannt wurde. Als Rechtsanwalt hat er bis zu seinem Tode, sonach 34 Jahre, fungirt und sich den Ruf eines vorzüglichen Juristen erworben. Nannte man die besten Namen unter den hessischen Rechtsanwälten, so wurde in erster Linie der seine genannt. Einfach und schlicht in seinem Leben, zeichnete er sich noch besonders durch Uneigennützigkeit und wahren Biedersinn aus. Seine zahlreichen Freunde, sowie alle die ihn kannten, werden ihm ein treues ehrenvolles Andenken bewahren. Friede seiner Asche.

* * *

Marburg. Die Zahl der in diesem Sommersemester in Marburg Studirenden beträgt nach dem vor einigen Tagen veröffentlichten Verzeichniß 1009, zu denen noch 42 nicht immatrikulirte Hörer kommen, denen die Erlaubniß zum Besuche von Vorlesungen vom Rektor ertheilt ist. Die theologische Facultät zählt 256, die juristische 114, die medizinische 303 und die philosophische 336 immatrikulirte Zuhörer. Der Provinz Hessen-Nassau gehören 372 Studirende, den anderen preußischen Provinzen 469, den übrigen Reichsländern 132, europäischen Staaten 28, außereuropäischen Staaten 8 (Afrika 2, Amerika 5, Australien einer) an.

* * *

Bad Nenndorf. Am 3. Juni wurde ein hundertjähriger Erinnerungstag des hessischen Heilbades Nenndorf feierlichst begangen. Schon der Arzt und Naturforscher Georg Agricola, geb. zu Glauchau am 24. März 1490 und gest. in Chemnitz am 21. November 1555, muß die Quelle Nenndorf gekannt haben, denn er erwähnt in seinem Werke: de natura eorum, quae effluunt e terra, Basil 1546 tom. I p. 538 eine Quelle, die südwestlich von Hannover am Fuße des Deister gelegen sei und auf deren klarem Wasser schwarzes Erdharz schwimme. Später scheint man jedoch dieselbe weniger beachtet zu haben. Erst zwei Jahrhunderte nachher, im Jahre 1763, machte ein Arzt des benachbarten Städtchens Sachsenhagen, Dr. Ernsting, wieder auf die Quelle aufmerksam. 1783 drückte Botaniker Eckhart sein gerechtes Erstaunen darüber aus, daß für die Benutzung der Quelle in sanitätlicher Beziehung noch nichts geschehen sei

und der berühmte Arzt Geheimer Rath Heim in Berlin nannte dieselbe einen trésor inconnu und bedauerte ihre Vernachlässigung. Wenn auch Landgraf Friedrich II. von Hessen manches für die Heilquelle gethan hatte, so wurde doch erst dessen Sohn Landgraf Wilhelm IX., der spätere Kurfürst Wilhelm I. von Hessen der eigentliche Begründer des Bades. Im Jahre 1787 wurden von ihm die zweckmäßigsten Einrichtungen zum Baden getroffen und diesem menschenfreundlichen Akte galt die Erinnerungsfeier am 3. Juni d. J. Nach dem eigenen Plan des letztgenannten Fürsten wurde 1789 der umfangreiche und großartige Bau der Bade- und Logirhäuser begonnen und so rasch fortgeführt, daß im Jahre 1793 schon 6000 Bäder verabfolgt werden konnten. Auch später verloren die hessischen Regenten diese Lieblingsschöpfung nicht aus den Augen und gerne verweilten sie daselbst. Schnell verbreitete sich der Ruf von Nenndorf's Heilquelle, schon in den ersten Jahren fand sich eine große Anzahl von Badegästen ein, die sich dann von Jahr zu Jahr vermehrte. Die Glanzperiode Nenndorf's fällt in das letzte Jahrzehnt des vorigen und die beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts, wo Pyrmont und Nenndorf den ersten Rang unter den norddeutschen Bädern einnahmen und der Sammelplatz der vornehmen Welt waren. Und in der That, die reizende Gegend in dem schönen Schaumburger Lande, die trefflichen Einrichtungen, die in sanitätlicher wie in komfortabler Beziehung sich immer mehr vervollkommneten, waren und sind heute noch dazu geeignet, dieses Bad mit seinen heilsamen Schwefelquellen auf das Beste zu empfehlen. Die Krankheiten, in denen sich sein Besuch und Gebrauch ganz besonders bewährt haben, sind: Chronischer Rheumatismus, chronische Gicht, rheumatische Lähmungen, Knochen- und Gelenkkrankheiten, chronischer Laryngealkatarrh u. s. w. Vorzüglich wirksam sind Nenndorf's Schwefelwasser- und Schlammbäder, auch nach den letzten Kriegen bei Folgezuständen von Wunden, namentlich von Schußwunden, gewesen. Mancher schwer getroffene Krieger aus den Jahren 1866 und 1870/71 fand dort ein heilsames Asyl und segnet das Bad, dem er Genesung von seinen Leiden und Wunden verdankt.

* * *

Frankfurt a. M. In dem 4. Prüfungskonzert des Hoch'schen Konservatoriums zeichneten sich zwei junge Hanauer Künstler aus. Herr Franz Limbert, der den Vortrag eines von ihm komponirten „Präludiums“ in einer „Fuge“ leitete und Herr Ruth, welcher unter Begleitung von Streichinstrumenten das „Larghetto“, von Mozart auf dem Violoncell vortrug.

## Hessische Bücherschau.

Verzeichniß von Forschern in wissenschaftlicher Landes- und Völkerkunde Mitteleuropas. Von P. E. Richter. Dresden 1886 (V, 207 S.)

Das Buch gibt eine bequeme Uebersicht darüber, welche Forscher in irgend einem Zweige der Landes- und Volkskunde der mitteleuropäischen Länder wissenschaftlich thätig sind, dabei zugleich den besonderen fachlichen und räumlichen Bereich bezeichnend, auf welchen sich die Arbeiten jedes einzelnen von ihnen erstrecken. Berücksichtiget sind außer dem Deutschen Reiche, das cisleithanische Oesterreich, die Schweiz, Luxemburg, Holland, Belgien und die größeren deutschen Sprachinseln in Siebenbürgen und den russischen Ostseeprovinzen. Die Zusammenstellung ist veranlaßt worden durch die „Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“, bearbeitet von P. E. Richter, dem Bibliothekar an der königl. Bibliothek in Dresden. Das Werk zählt in seiner ersten Abtheilung (p. 1—99) ca. 3000 Forscher in alphabetischer Reihenfolge auf, mit einer Notiz über Forschungszweig und Forschungsgebiet. In einem zweiten Abschnitt folgt ein alphabetisches Verzeichniß der Land- und Ortschaften, dann (p. 141 bis 149) ein alphabetisches Wohnortsverzeichniß, S. 149—189 die Forschungsgebiete und S. 190 bis Schluß die Forschungszweige. Unser Hessen weist 53 Forscher auf, die sich auf neun Städte vertheilen und die verschiedensten Zweige der Landeskunde zum Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung gewählt haben. A.

* * *

Die Familien der ehemaligen Reichsritterschaft. Von Edward Stendell. Osterprogramm der Friedrich Wilhelms-Realschule zu Eschwege 1887. (4°, 24 S.)

Nach einleitenden Betrachtungen über die freie Reichsritterschaft des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreiches giebt der Verfasser einen kleinen Bruchtheil eines alphabetischen Verzeichnisses der reichsritterschaftlichen Familien vom 16. Jahrhundert an und zwar unter Darlegung ihres Ursprungs, ihrer zeitlichen und räumlichen Ausdehnung (Besitz, Blüthe, Ausgang, hervorragende Familienglieder und dergl.). Wegen des beschränkten Raumes, welcher zu Gebote stand, umfaßt das Verzeichniß bloß die Buchstaben A. und B. und endet mit der heute noch blühenden hessischen Familie v. Buttlar. Von anderen hessischen Familien finden wir aufgeführt die von Baumbach, v. Bellersheim, v. Berlepsch, v. Bernstein, v. Boyneburg, Brömser von Rüdesheim (vorübergehend in Rumpenheim ansässig), v. Buchenau u. A. A.

## Briefkasten.

K. S. in Kassel. Einen ausführlichen Katalog (Nr. 54), „Hassiaca“ betr., hat Hofbuchhändler Klaunig in Kassel (obere Königsstraße 19) bereits im Jahre 1884 erscheinen lassen, wie Sie denn auch in dessen Atiquariatshandlung die reichhaltigste Sammlung von unser engeres Vaterland betreffenden Schriften finden. Eine gleichfalls reichhaltige Sammlung von Werken über die Provinz Hessen-Nassau und das Großherzogthum Hessen weist der XI. antiquarische Katalog der N. G. Elwert'schen Universitätsbuchhandlung in Marburg auf, der kürzlich erschienen ist

A. R. in Breslau. Wird benutzt werden. Freundlichsten Gruß.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.




№ 13. Kassel, 1. Juli 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „**Hessenland**“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.

## Ja, zu Hause!

So viel' Köpflein
Rothen Klee's die Au;
So viel Tröpflein
In dem Wiesenthau;
So viel Sterne
Eine Sommernacht:
Hab' ich in der Ferne
Wehmuthsvoll nach Haus gedacht. —

Wie zur Quelle
Mit der kühlen Fluth
Die Gazelle
Lechzt in Wüstenglut,
Und der Reben
Schoß zum Licht sich dehnt:
So hat sich im Leben
Auch mein Herz nach Haus gesehnt.

Wie zum Horste
Kürt den Fels der Aar,
Stille Forste
Liebt das Turtelpaar;
Wie der Finke
Wählt hoch das Geäst:
Baut' an grünem Brinke
Ich zu Haus zu gern mein Nest.

Wie die Rehe
Ruh'n im Hochwald aus;
An der Höhe
Glüht die Sonne aus:
Möcht' ich gerne
Nach des Lebens Thun
Nicht in kalter Ferne
Sterben, — doch zu Hause ruhn.

Ja, zu Hause! — —
Wie das Zauberwort
Ohne Pause
Tönt im Herzen fort!
Wird es klingen
Endlich einmal aus?
O, wer leiht mir Schwingen,
Die mich trügen fort nach Haus!

Ludwig Mohr

# Die Pilgerfahrten
## der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.

Von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

Wieder traten traurige Zeiten für Hessen ein, als Ludwig die Augen geschlossen hatte. Erst sein Enkel Wilhelm I. durfte den Gedanken fassen, seinem Lande für längere Zeit den Rücken zu kehren. Aber die 60 Jahre, welche seit der Pilgerfahrt des Ahnen verflossen waren, hatten in der Welt gewaltige Aenderungen vorbereitet. Ein Flüstern ging dem nahenden Sturme voran, schon lebten die Männer, deren kühner Geist vor Allem Mächtiges wirken sollte, Columbus, Copernicus, Luther, in ihrem Gefolge zahlreich Solche, welche das Errungene zu wahren strebten. Das Wichtigste für alle edleren Geister war die Herstellung der Kirche in ihrer alten Reinheit, die Abstellung der Mißbräuche in derselben. Die hessischen Fürsten suchten nach Kräften die Schäden zu heilen, wir lesen, daß sie in den Klöstern vielfach reformirten. Damals herrschten drei Landgrafen, alle Wilhelm genannt, im Lande; die Brüder Wilhelm der Aeltere und Wilhelm der Mittlere regierten in dem zwischen ihnen getheilten Niederfürstenthum, dem jetzigen Niederhessen, ihr Vetter Wilhelm der Jüngere saß in Marburg, hatte das Oberfürstenthum nebst der 1479 heimgefallenen Ober- und Niedergrafschaft Katzenelnbogen unter sich und war seinen Vettern von der älteren Linie an Besitz weit überlegen. Wilhelm I. zu Kassel war mit 17 Jahren zur selbständigen Regierung gelangt und bewies von Anfang an milden Gemüthes das ernste Streben, die in den Zuständen seines Volkes noch vorhandenen Härten zu lindern. Von Person wird er schön, schlank, ebenmäßig gebaut, gewandt in ritterlichen Uebungen geschildert. Allein der Hang zu geheimen Wissenschaften, jenem Zeitalter eigen und noch lange hin herrschend, zog Wilhelm wohl mehr, als einem Landesherrn dienlich war, vom Leben ab, seine Einbildungskraft entführte sein Sinnen und Trachten den nächstliegenden Pflichten. Gewiß war frommer Glaube eine starke Triebfeder zu seinem Entschlusse nach dem gelobten Lande zu pilgern, aber in wie weit auch der Wunsch, Neues kennen zu lernen, mitwirkte, ist nicht zu ermessen. Der Landgraf hatte sich im Jahre 1488 zu Münden mit Anna, Tochter Herzog Heinrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel, vermält. Dennoch reifte bald darauf sein Plan. Die Mutter, Mechtildis von Würtemberg, Schwester Eberhard's im Barte, die Räthe, alle ihm Nahestehenden, die Bürger Kassels und wer sich nur aussprechen konnte, suchten dem Fürsten seine Absicht auszureden. Die junge Gemahlin wird nicht die Letzte mit ihren Vorstellungen gewesen sein. Die großen Mühsale der Reise, ihre ernsten Gefahren, die voraussichtlich lange Abwesenheit von seinem Lande, auch die für Letzteres schwer aufzubringenden sehr großen Kosten wurden eindringlich geltend gemacht. Der mehr träumerische als thatkräftige Sinn Wilhelms war nicht von dem Vorhaben abzubringen. Die Vorbereitungen wurden getroffen, die Begleiter ausgewählt und am Sonntage nach Ostern, den 10. April 1491, zog die kleine Pilgerkarawane zum Zwerenthore Kassels hinaus, welches noch heute als Durchgang des Thurmes am Museum erhalten ist. Seit einiger Zeit bereits hatten die Pilger den Bart wachsen lassen, in dunkelem unscheinbarem Pilgergewande mit Muschelhut und Stab, auf die Brust das rothe Kreuz, Zeichen ihres Vorhabens, geheftet, zogen sie dahin, umgeben von einer großen Volksmenge, Hoch und Niedrig. Das Tagebuch, welches einer der Begleiter Wilhelms über die Reise führte, ist erhalten und wird für das Folgende zu Grunde gelegt. Sein Verfasser ist Dietrich von Schachten, welcher sich im Jahre 1487 als Amtmann zu Trendelburg und Schonenberg bei Hofgeismar findet und nach seiner Rückkehr Amtmann zu Grebenstein wurde. Seine Familie blüht

noch heute auf ihrem alten, damals schon lange innegehabten Sitze. Die Beschreibung Schachtens, im Namen des allmächtigen Gottes begonnen, zeugt von offenem Sinne, guter Beobachtungsgabe, bei herzlichem Glauben an die Lehren der Kirche, wie an ihre Mysterien. Bei ihrer Ausführlichkeit und Vielseitigkeit ist sie zu dem besten über das Pilgerwesen des Mittelalters Erhaltenen zu rechnen und muß in erster Stelle berücksichtigt werden, wenn man dieses beurtheilen will.

Ein Bild des patriarchalischen Verhältnisses zwischen einem guten Fürsten seiner Zeit und seinem Volke geben uns die Worte, in denen der Abschied Wilhelms beschrieben wird. Die Räthe, Hofgesinde und Diener des Fürsten, so mit Namen alle zu schreiben zu viel wären, ritten mit und gaben das Geleite. „Darnach als S. G. war in Meinunge zu scheiden, gesegnett dieselbe einen Jedenn ihnn sonderheitt mit fröhlichem munde, das mich doch wunder nahm, dieweil Ich Ihrer viel under J. G. Räthenn sahe weinenn, auch war der Rath vonn Cassell mitt der gantzenn Gemeine, Mann undt Frawen, herauß vor das thor gangen undt schancktenn S. G. undt deroselbenn Dienernn Sanct Johannis segenn undt sangenn das liedt „Jhnn Gottes Namenn fahren wir", das mancher wie dann an ihm selbstenn biellich wahr, gar betruebtt undt leidig war." Nun trennte sich der Fürst von den Seinen, der Ritt des ersten Tages brachte die Reisenden bis Borken, wo sie der Amtmann des oberhessischen Landgrafen, Philipp von Wildungen, wohl empfing und bewirthete. Außer Schachten selbst waren Hermann von Werttenschlehen (Wartensleben) Cerstenn von Hanstein, dann ein Koch und einige geringere Diener zur Begleitung auf der Pilgerschaft erwählt, einige Hofbeamte mit Personal gingen bis Venedig mit, wegen der unterwegs zu treffenden Anordnungen und für die Pferde der Herren. Am zweiten Tage erreichte Wilhelm Marburg, wo er einige Tage bei seinem Vetter weilte. Auch dieser bemühte sich, dem angehenden Pilgrim sein Vorhaben auszureden. Am vierten Tage seines Aufenthaltes geleitete Wilhelm der Jüngere den Verwandten mit großem Gefolge zwei Meilen weit, bis dieser ihn bat, heimzukehren. Beide Herren gesegneten einander mit traurigem Herzen „dann sie sich, wie ich nichtt anders merckenn kundte, gantz lieb haben." In Butzbach übernachtete Wilhelm I. noch einmal auf des Vetters Gebiete, wobei Schachten in der Sorge für seinen Herrn anmerkt „die Küche war wohlbestalt," eine Bemerkung, die er überhaupt nicht unterläßt, wo sie am Platze war. Frankfurt, Bensheim, Heidelberg, Maulbrunn waren die folgenden Etappen, letztere drei dem Pfalzgrafen gehörig; überall wurde der von Räthen und Rittern geleitete Landgraf mit Wildbrät und Fischen in den Herbergen versehen, vorab zu Maulbrunn „köstlichenn endtfangen." Zu „Stuckgardt" waren weder Wilhelms Oheim Eberhard noch dessen Gemahlin anwesend, doch verweilte er daselbst drei Tage „von haushoffmeisternn ehrlichenn endtpfangen." Das schöne feste Schloß Urach beherbergte Wilhelm, dann rastete er zu Ulm zwei Nächte, wo der Rath ihm „$^1/_2$ Fuder Weins und 1 Fuder Haffers verehrett." Auch in Augsburg blieb der Fürst zwei Nächte, vom Rathe mit „viel Wein undt Fischenn" beschenkt. Ueber Leeder, Ammergau, Mittenwald erreichte Wilhelm Innsbruck. Bis Leeder betrugen die täglich zurückgelegten Entfernungen meist etwa sechs Meilen, von da an kam man im Gebirge nicht so weit vorwärts. Erzherzog Sigismund von Tyrol, der einen glänzenden Hof hielt, bewog den Landgrafen zu einem achttägigen Aufenthalte, schenkte ihm auch eine schöne seidene Schaube (Oberkleid der Männer). Wie das Ritterthum und alle Verhältnisse im 15ten Jahrhundert im Uebergange zu einer anderen Zeit begriffen waren, so zeigt auch die Kleidung eine Umwälzung. Die schöne wohlanständige Tracht der mittelalterlichen Stände war zum Zerrbilde und zwar mit dem Bewußtsein der eigenen Narrheit, verwandelt. Beide Geschlechter hatten die Gewänder in's Uebermaß verengt, Stutzer vermochten nur mit Hilfe von Dienern in ihre Beinkleider zu steigen; der Rock war oben und unten so verkürzt, daß nur noch eine Jacke übrig blieb, welche Hals, Brust und Schultern frei ließ, sodaß die Männer wirklich decolletirt gingen. Und zwar unterwarfen sich die Höchsten, wie die durch Alter und Stellung Ehrwürdigsten dem unsinnigen Modezwang, voran der ritterliche Max, des Reiches Oberhaupt. Diese luftige Gewandung außer dem Hause zu einer Kleidung zu machen, diente die Schaube. Das Zusammenschrumpfen der Kleider führte zur Unterstützung durch den Schnürleib; der ältere Bruder Wilhelms von Oberhessen, Ludwig, büßte die Eitelkeit zu starken Schnürens mit dem Tode im 18ten Jahre. Selbst die Rüstungen dieser Periode zeigen den Einfluß der Mode, indem man bei den Brustpanzern auffällig geringe Taillenmaße bemerkt. Durch Tyrol ging Wilhelms Zug über Trient, wo man das „von denenn schenndlichen Juden gemarterte ohnschuldige Kindlein," gewiß nur eine böswillige Anschuldigung dieses verfolgten und gehaßten Volkes, in Augenschein nahm, zur venetianischen

Grenze. Schachten begab sich nach Venedig voraus, einen Geleitsbrief zu erwirken, der Landgraf lag bis zu dessen Rückkehr still. Zu Treviso ließ er die Pferde stehen, Carl von Krumbsdorff, Bastian der Harnischmeister und Eberhard der fürstliche Marschalk hatten mit selbigen nach Hessen zurückzureiten. In der Regel verkauften die Pilger ihre Pferde zu Treviso, (Torins) aus naheliegenden Gründen. Venedig wurde zu Schiffe erreicht, am 22. Mai. Hier erwartete Philipp, Graf von Hanau-Lichtenberg, mit einer großen Anzahl Pilger aus verschiedenen Landen den hessischen Fürsten, um unter seiner Aegide sich dem Meere anzuvertrauen. Wilhelm und alle übrigen Pilger schlossen mit einem Schiffspatrone, welches nur ein venetianischer Edelmann sein durfte, einen Vertrag ab. Demgemäß hatte er sie von Venedig bis Jaffa zu transportiren, auf dem Schiffe zu verköstigen und gleicherweise wieder zurückzuführen, wofür ein Jeder 44 Ducaten oder 60 römische Gulden zu erlegen hatte. Ausbedungen war, daß an Orten, wo ein Aufenthalt gemacht wurde, dieser nicht über 2—3 Tage dauern dürfe und daß das Schiff am 3. Juni absegeln solle. Diese Verträge mit eingehenden genauen Bestimmungen wurden von der Regierung überwacht und von ihren Protonotaren ratificirt. Wie häufig dennoch die Patrone ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, lehrt auch unsere Reise; Schachten klagt, daß der Patron sie gleich Anfangs 14 Tage länger hingehalten auch an den Orten 4—5 Tage geblieben sei, „wilches denen Bielgeren eine sehr große beschwärung ist, dann so sie am landte siendt, muessenn sie kostenn und zehrunge für ihr geltt thuenn, deß gleichenn viel andere stücke, so Er verschriebenn hatt, nicht eines gehaltenn." Geld nahmen die Pilger nur wenig mit, dagegen Wechselbriefe auf Alexandria, Aleppo u. a. O.

Landgraf Wilhelm nützte den Aufenthalt in der glänzenden Stadt, welche damals alle übrigen europäischen Hauptstädte, außer Rom, an Größe und Reichthum weit übertraf, auf das Beste. Der Reisebericht gibt in seiner treuherzigen Weise offen Zeugniß. Staunen und Bewunderung weckten der Schatz und die Kleinodien, welche die Regierung allen Pilgern zur Ansicht gestattete. Die Frohnleichnamsprocession ging in einer Pracht und Ausdehnung vor sich, wie die Fremden sie nie gesehen. Der Landgraf wurde zu derselben eingeladen und ihm „große Ehre angethan." Manche Merkwürdigkeiten werden beschrieben, darunter die Einrichtungen für die Vollstreckung der Todesurtheile. Auf einem Platze am Meere stehen „zwei hübsche hohe Säulen, zwischen denen justitia exequiret wird, als Henckenn, kopfabschlagen, brennen, viertheilen, wie das einer verschuldet." Im Dogenpalaste befinden sich zwei rothe Marmorsäulen, zwischen denen Edelleute gehängt werden „so sie es verdienen." Und zwischen dem Dogenpalaste und der Kirche von St. Marco, stehen zwei weiße Marmorsäulen, „solches ist der Herzogen galgen, so deroselben einer wieder seinen standt und der Venediger thut, als dann einen oder zweien vor Zeitten geschehen ist." Wohl einzig in der Welt dürfte diese finstere Warnung an das Staatsoberhaupt dagestanden haben. Nichts kann eindringlicher von dem merkwürdigen Staatswesen reden, welches durch Mißtrauen und Furcht sich hielt. Der Reichthum der Bewohner Venedigs in Kleidung und Schmuck werden bewundernd erwähnt, von der Tracht heißt es „Frawenn gehenn ihnn köstlichenn Sammett undt seidenenn Röckenn mit Ihrem köstlichen güldenn Brust undt Ermelnn gestickett undt belegett mit Perlen undt anderen Edelgestein; auch auf dem kopf sein geschmückett, seltten findt man Eine, die ihr haar natürlichenn schönen und lang habe, sie tragen als gemachtte undt dodten haare, das machenn sie schön gelb undt krauß undt bindten es auff dem kopff zu Hauff, wie man in Deutschen landten einem pferdte denn Schwantze auffbiendet und das krause haar lassen über die ohrenn abhangenn wie die Männer anzusehenn. Vorne sind die haar schöne, hindten zu kohlschwarz. Auch mag ich sagen, daß Ich zwar an Weibern keine scheunndlichere kleidunge gesehen habe undt ausgeschnietten, das man hintenn bis auff halben Rückenn hinab, deß gleichen forne bis unter die Brust sehen kann. Tragen dann holzern schuhe, die sindt hoch, etliche einer, etliche zweier spannen hoch, daß sie nicht drauf gehen können, sindt mit sammt oder schachlachen Duch überzogen. Hatt jede ihr magtt daran sie sich haltten, wäre sonstenn nicht möglichenn, daß sie darauff gehen könnten undt welcher die hochsten haben mag, die dünket sich am bestenn . . . Auch ist ihr Artt, daß sie sich anstreichenn undt ihre Angesichte mahlen, doch sindt sie viel lieblichere davon ich nicht ferner sagenn will." Diese Kritik der Venetianerinnen legt den Rückschluß nahe, daß die Deutschen Frauen jener Zeit sich vortheilhaft dagegen abhoben.

(Fortsetzung folgt).

# Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise.

Geschildert von A. Trabert.

(Fortsetzung.)

Schon früh in 1848 ließ Heise ein kleines Blatt erscheinen und ich glaube, er nannte es schon damals die „Hornisse". Als sich dann Gottlieb Kellner mit ihm, wie das für Beide so nahe lag, vereinigte, wurde ein regelmäßig erscheinendes Blatt daraus gemacht, das sich allmälig zu einer täglich erscheinenden Zeitung erweiterte. Damit kamen diese beiden Volkstribunen an die Spitze der demokratischen Bewegung nicht blos Kassels sondern ganz Kurhessens, bis auch für sie das Verhängniß kam, das sie wegfegte.

Zunächst aber gab es schwere Stürme. Sie wurden eingeleitet durch den Sturz der Märzminister, denen das Ministerium Hassenpflug folgte. Dann jene unselige Steuerverweigerung, herbeigeführt durch die Liberalen, die im Landtage zur Minderheit geworden waren, in der Steuerverweigerungsfrage aber über die demokratische Mehrheit siegten, indem Gottlieb Kellner und acht andere Demokraten das Vorgehen der Liberalen unterstützten. Der größte und verhängnißvollste Fehler, der je im kurhessischen Landtage gemacht wurde! Wir aber, die Thoren im Lande, erkannten das so wenig, wie Kellner selbst, und jubelten. Die unmittelbare Folge aber waren die bekannten Septemberordonnanzen, in denen die Forterhebung der Steuern einseitig verfügt wurde, das permanente Kriegsgericht und die Bundesexecution.

Der Kampf gegen die Septemberordonnanzen wurde ein allgemeiner, Niemand aber war mit solcher Erbitterung, ja man darf sagen: mit solch rücksichtsloser Waghalsigkeit und Wildheit in denselben hineingesprungen, wie die beiden Redacteure der Hornisse, die noch fortkämpften, als die Execution schon gegen Kassel heranrückte.

Und nun, lieber Leser, gestatte mir, Dir ein anderes Bild zu zeigen. Ich lade Dich ein zu einem kleinen Abstecher nach Westphalen in's Kloster Wormeln bei Warburg.

Ein recht düsterer Abend breitet seine Flügel über das Land; da pochen zwei eilige Wanderer an der Klosterpforte. Aber nicht Mönche waren's, die Einlaß verlangen. Drinnen wurden auch nicht mehr die horae gebetet oder Psalmen gesungen. Anstatt der Nonnen, die einst im Kloster als Bräute des Himmels gewohnt, hauste darin jetzt der würdige Herr Blomeyer als Besitzer des Klosterguts und durch die langen Kreuzgänge eilte geschäftig Fräulein Bertha, des würdigen Herrn schöne Tochter. Wenigstens denke ich mir so, daß sie sehr schön war. Ich habe sie zwar nie gesehen, aber in meinen Gedanken leihe ich ihr Gestalt und Aussehen ihrer mir wohlbekannten Vatersbruderstochter und wage es darum, sie zu beschreiben. Sie war groß, blond, blauäugig. Ein herrliches Modell für einen Maler, der auf die Leinwand eine bräutliche Thusnelde zu zaubern gedächte.

Die späten Gäste waren die aus Kassel geflüchteten Demokratenführer Kellner und Heise. Hier bei Blomeyer wurden sie gut aufgenommen und Niemand ahnte ihr Versteck.

Nur Eine fürchtete trotzdem: Heise's Braut nämlich, eine Kasselanerin, die in ihn drängte, weiter zu flüchten. Nach einigen im Kloster Wormeln zugebrachten Wochen gehorchte Heise, setzte seinen Fuß weiter und entkam nach England.

Kellner blieb noch. Für ihn war die weitere Flucht schwerer, denn er hatte ein junges Weib in Kassel und sein Kind. Zwei Stunden entfernt von Wormeln, liegt das kurhessische Städtchen Volkmarsen. Dorthin kam von Zeit zu Zeit, allen, die sie sahen, eine vollständig Unbekannte, Kellner's Frau. Der Gatte derselben schlüpfte dann in dunkler Nacht, aus der Pforte des Klostergartens und kehrte, ehe der Tag kam, durch dieselbe Pforte in sein Versteck zurück. Allmälig aber erregten die Fahrten der Frau Dr. Kellner doch, wie das in dem kleinen Städtchen begreiflich war, erst Aufsehen, dann Verdacht, der auch hinüber nach Preußen drang, und es wurde heimlich nachgeforscht. Bei dem Gärtner, der das Pförtchen des Klostergartens zu schließen hatte, wurden Versuche gemacht, ihn zum Reden zu bringen und gegen gute Bezahlung ward er mittheilsam. Ein Gensdarm verkleidete sich dann als Bettler, um im Kloster selbst zu spioniren. Kein Anderer als Kellner selbst war es, der dem Bettler im Klosterhofe ein Almosen reichte. Ob der Spion bei dieser Gelegenheit wohl auch das rothe Mal gesehen, das an der Einen Hand Kellners, auf der inneren Fläche derselben bemerkbar war? Möglich ist das schon. Genug, der Bettler ging mit der Ueberzeugung, daß er den entdeckt habe, den er suche. Schon am folgenden Tage erschien Landrath von Spiegel mit einer Abtheilung diesmal

nicht verkleideter Gensdarmen vor dem Kloster, um den darin Versteckten auszuheben.

Fräulein Bertha aber gewann noch Zeit, diesen zu verständigen, der sich beeilte, auf den Kirchenboden zu entkommen. Dort war für alle Fälle ein geheimer Schlupfwinkel hinter der Dachverkleidung angebracht und sogar vorsorglich mit Lebensmitteln versehen. Der Schlupfwinkel war eng und unbequem, aber sicher.

Als Fräulein Bertha den Gesuchten geborgen wußte, raffte sie geschwind noch einige Bücher fort, die Kellner in dem Zimmer der Aebtissin, das er zu bewohnen pflegte, auf dem Tische zurückgelassen hatte, und beeilte sich, die ungebetenen Gäste zu begrüßen.

Sie selbst mußte dann die Führerin zur Durchsuchung aller Räumlichkeiten des weitläufigen Klostergebäudes abgeben. Auf der Zelle der Aebtissin fand man eine verdächtige Kiste vor und in dieser noch verdächtigere Bücher, die Fräulein Bertha nicht hatte beseitigen können und jetzt für ihr persönliches Eigenthum erklärte. Als der Landrath zweifelte, bot sie ihm die Bücher zum Geschenk an, um dadurch ihr Verfügungsrecht nachzuweisen; die Häscher aber suchten sorgsam weiter.

Jetzt mußte Fräulein Bertha mit ihnen auf den Kirchenboden klettern. Ein paar Minuten später steht sie mit den Häschern unmittelbar vor dem Schlupfwinkel Kellner's und ihr Herz schlägt hörbar, denn dort, dort, durch die schmale Spalte, nach der jetzt alle Blicke der Gensdarmen gerichtet sind, sieht sie Eines von den dunklen Augen Kellner's blitzen.

Die Gensdarmen sind mit Blindheit geschlagen und wenden sich zur Umkehr. „Gerettet!" jubelt in ihrem Innern Fräulein Blomeyer.

Die Häscher begaben sich mit ihrer Begleiterin hinab in die Kirche und durchsuchen auch diese.

Da begeht Kellner die Thorheit, seinen unbehaglichen Schlupfwinkel, ehe er ein erlösendes Zeichen bekommen hatte, zu verlassen. In der Meinung, daß die Häscher, die bei ihrem gar zu gründlichen Suchen ungewöhnlich viel Zeit brauchten, ihre Arbeit längst beendet haben müßten und schon wieder abgezogen seien, durchschreitet er den langen Klostergang. Noch einmal ist ihm das Glück günstig. Er stößt nämlich in dem langen Klostergang auf zwei Gensdarmen, diese aber verwechseln ihn mit einem Blomeyerischen Oekonomiebeamten und lassen ihn ungehindert passiren. Ihre Nähe aber hat ihn ängstlich gemacht und als er den Klostergarten erreicht hat, der sich im Innern des Klosters befindet, fängt er zu laufen an. Diese Eile wird bemerkt und macht ihn verdächtig und in dem Augenblicke, da er über die Gartenmauer klettern will, wird er verhaftet und dann nach Warburg in preußisches Gefängniß gebracht.

Letzteres liegt auf der äußersten Spitze des die Stadt überragenden Felsens und von dort zu entkommen, war schwer. Dennoch sollte, während zwischen Preußen und Kurhessen über Kellner's Auslieferung verhandelt wird, der Versuch gemacht werden.

Frauenlist geht über Alles. Fräulein Bertha brachte es fertig, Feilen und eine Strickleiter in Kellner's Gefängniß zu schaffen. Für das, was sonst noch nothwendig war, sorgte von Kassel aus die Partei. Den bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Plan der Flucht erhielt der Verhaftete durch die schon erwähnte Cousine Bertha's, die jetzige Frau E. Walther in Hanau. Diese hatte sich als „Verwandte des Dr. Kellner" die Erlaubniß erwirkt, ihm in sein Gefängniß eine Flasche Wein bringen zu dürfen und steckte ihm unbemerkt ihr heimliches Schriftstück zu. Acht Tage lang waren Relais bis über die Grenze gelegt. Aber Kellner muß doch auf unvorhergesehene Schwierigketten gestoßen sein. Oder hatte ihn die Haft schon zaghaft gemacht? Zum Versuche, den Plan der Flucht aus dem Gefängnisse zu Warburg durchzuführen, kam es nicht und als endlich die Auslieferungsverhandlungen, die wahrscheinlich auch mit dem Fürstenthum Waldeck hatten geführt werden müssen, ihren Abschluß gefunden, brachten preußische Gensdarmen den Gefangenen bis an die Grenze. Dort stand eine hessische Militärescorte, die ihn in Empfang nahm und in einer Extrapostkutsche durch fürstlich-waldeckisches Gebiet, über Arolsen, an die hessische Grenze und bis Kassel brachte.

(Schluß folgt.)

# Der lange Hennes.

## Eine Geschichte aus dem vorigem Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Vereinzelte Reiter, englische Dragoner, jagten in rasender Eile in einiger Entfernung vorbei.

„Die Rothröcke laufen ja" bemerkte der Prinz gleichmüthig.

„Haben's verdammt eilig!" brummte der alte Oberst.

„Bringt doch ein Paar von den Kerls her, damit man erfährt was vorging!" ließ Prinz Friedrich sich vernehmen, und auf diesen Befehl wurden rasch zwei der flüchtenden englischen Soldaten vor ihn geführt.

Mit ironischem Lächeln redete der Prinz die athemlosen erschöpften Leute an:

„Why do you run so?"

„The Highlanders! The Highlanders!" stammmelte der eine, auf dessen Zügen Entsetzen lagerte.

In diesem Augenblick nahte auch schon in wildem Ritt ein hessischer Offizier, der auf den Prinzen zujagte, sein schnaubendes Roß parirte und salutirte.

„Was giebts Lieutenant von Schenk?"

„Der Feind, Fürstliche Gnaden."

„Kurz! Wo? Wie? Wann?"

„Mit Tagesanbruch überfielen die Hochländer, die zum Theil über die Felsen herabgeklettert sein müssen, die englischen Kompagnien. Diese, vollständig überrascht, wehrten sich tapfer, sind aber bis auf Wenige vernichtet. Die Schwerter der Schotten haben sie im vollen Sinne des Wortes in Stücke gehauen."

„Oberst Howard?"

„Fiel im Getümmel, fürstliche Gnaden."

„Wie stark schätzt Ihr die Hochländer?"

„So weit ich im Morgenlichte beurtheilen konnte, auf fünf- bis sechshundert, doch scheinen aus dem Passe noch weitere Schaaren hervor zu dringen."

„Werden sie uns angreifen?"

„Sie sind bereits auf dem Wege hierher."

Ein Adjutant sprengte heran und meldete dem Prinzen das Herannahen des Feindes.

„So rüsten wir uns Wuttginau," sagte lächelnd der Prinz zu dem alten Obersten, „wir müssen den Herrn Schotten einen artigen Empfang bereiten."

Er sah sich um, erblickte seine Bataillone in schöner schlachtbereiter Ordnung, nickte dem Alten freundlich zu und ritt den nahen Hügel hinan, um Umblick zu gewinnen.

Der Wind hatte mit dem Nebel so gut aufgeräumt, daß der Blick zu den Bergen frei war.

In zwei langausgedehnten Gliedern nahten sich die Hochländer. Die hessischen Feldwachen und vorgeschobenen Piquets zogen sich langsam, hier und da einen Schuß abgebend, auf die Stellung zurück.

Nach kurzer Berathung mit dem alten kriegserfahrenen Wuttginau beorderte der Prinz die Musketire vom Regiment Maximilian vor, welche sich alsbald in geschlossener, lang ausgedehnter Ordnung vorwärts bewegten um den Feind zu empfangen. Flügel und Rücken deckten die Kompagnien von Mansbach und die Grenadierkompagnien aller Bataillone.

In unregelmäßiger Linie aber flinken Schrittes rückten die Schotten heran. Ihre Pfeifer ließen den wilden Pibroch, das Schlachtlied hören, über den Reihen flatterten die bunten Banner im frischen Morgenwinde, und ihre Häuptlinge schritten vorher, die breiten Schlachtschwerter in der Hand.

Einen wilden kriegerischen Anblick boten die Söhne des Hochlandes, als sie im flatternden Plaid, theils mit Flinten und Pistolen, theils nach der Väter Weise nur mit Schwert und Schild bewaffnet, unter den gellenden Tönen des Dudelsacks furchtlos heran rückten.

Fest standen die schweigenden hessischen Linien, wie aus Erz gehauen, Gewehr im Arm, die alten Fahnen, welche in mancher heißen Schlacht über den Häuptern der Söhne des Chattenlandes geweht, entfaltet. Nach ihrem Gebrauch erwarteten sie schweigend das Feuer des Feindes, um es dann um so wirkungsvoller zurückzugeben. Erwartungsvolle Stille herrschte — das Schweigen vor dem Sturm.

„Bihn großen Christoffel, se honn nackichde Beine," brummte mit einem Male eine gedämpfte Baßstimme inmitten der Grenadiere.

Unterdrücktes Lachen lief durch die Reihen, so weit die Aeußerung vernommen wurde, auch der Prinz, der hinter den Reihen hielt, lachte mit.

„Werdet Ihr's denn mit den Burschen dort aufnehmen, Kerls?" fragte der Prinz, dem der bevorstehende Kampf die gute Laune stärkte.

„Die kunn schun laufen lernen" brummte der Kasselaner.

„Ich denke au!" setzte ein anderer hinzu.

„Me spießen se uff wie Lattichvögel."

Die Grenadiere grinsten vor Vergnügen bei diesen drastischen Äußerungen, welche die Witzbolde der Kompagnien hören ließen.

„Na, Ruhe im Glied, Kerls!" rief der Prinz.

Näher rückten die Schotten und aller Blicke hingen gespannt an ihren Reihen, die alsbald mit den Musketieren zusammentreffen mußten.

Piff! Paff! Piff! Paff!

Die ganze Reihe der Hochländer entlang entluden sich in unregelmäßigem Feuern die Flinten und Pistolen. Hier und da stürzte ein Musketier, rechts und links tönte der Schmerzensschrei der Verwundeten oder zum Tode Getroffenen.

Hell klang jetzt der scharfe Kommandoruf des Majors, der die Musketiere führte, herüber:

„Das ganze Bataillon macht Euch fertig!"

„Schlagt an!"

„Gebt Feuer!"

Krach! Krach! hüllte sich die Linie der Musketiere in Feuer und Dampf.

Regelmäßig wie auf dem Exerzierplatz rollte unter dem Schlagen der Tambours die Salve dahin.

Die Reihen der Schotten zeigten Lücken, als der Pulverdampf von frischem Wind hinweggeführt war.

„Claymore! Claymore!*) klang jetzt der gellende Ruf aus ihren Reihen. Die bunten Plaids flogen in die Luft, die Flinten wurden weggeworfen, und die breiten glänzenden Schwerter in der Faust, stürzten sich die Söhne der Berge wie eine Heerde Wölfe auf die Hessen.

„Feuer!" und krachend entluden sich die Musketen des zweiten Gliedes.

„Fällt das Gewehr! Marsch!" die Tambours schlugen nun „den Hessenmarsch trom trom" „Schurri!" da prallten auch schon die Hochländer auf die vordringende Reihe der Musketiere

Die Zuschauer des wilden Zusammentreffens bebten in Aufregung, nur der alte Wuttginau saß wie aus Erz gehauen auf seinem Rosse, Mann und Pferd regten nicht eine Muskel, nur die scharfen grauen Augen lebten in dem Angesicht des erprobten Kriegers, das Schlachtfeld überschauend.

Der Prinz rückte unruhig auf seinem Pferde hin und her, die Augen blitzten, und die Hand griff wiederholt nach dem Degen, er schien nicht übel Lust zu haben in die Gefechtslinie zu sprengen.

*) Claymore, das Schwert der Schotten. Hier soviel als: Zu den Schwertern!

Hart unter wildem Rufen, prallten jetzt die Schotten auf die tambour battant vorrückenden Musketiere.

Claymore! King Charles! klang es gellend und dazwischen ununterbrochen die wilden Weisen der hochländischen Pfeiffer, welche sich mit im Getümmel bewegten. Die Muskete mit dem spitzen Bayonnet, von starken und geübten Händen geführt, suchte den Anprall zu brechen, aber wenig that sie Wirkung, denn geschickt fingen die Hochländer die Stöße mit den Schilden auf. Die hessischen Männer, welche hier im Kampfe standen, hatten mehr als einmal mit tapferen und geübten Feinden, Brust an Brust gerungen, nie gegen einen, der wie dieser Gegner die Wildheit des Tigers mit seiner Gewandtheit verband.

Ein riesenhafter Hochländerhäuptling, dem das lange graue Haar wild um das Haupt flatterte, brach in jähem Ansturm die Linie der Musketiere, rechts und links mit dem breiten Schwerte ensetzliche Wunden austheilend. Ihm folgten Andere. Es war ein schreckenvoller Anblick, als so die Ordnung der tapferen Bursche gesprengt wurde.

„Rechts und links aufschließen!" donnerte der Major.

„Aufschließen!" wiederholten die Offiziere, die Spontons schwingend und unerschüttert, stramm, bogen die Musketiere, fest, Schulter an Schulter, über Verwundete und Todte hinweg die Lücken schließend rechts und links rückwärts und boten den Clansmännern trotzig die Stirn. Der Claymore sauste durch die Luft, gleich blitzenden Schlangen fuhren die Bayonnets vor, und am Boden wälzten sich verwundete Schotten und Hessen.

Aus den Reihen der rückwärts stehenden Grenadiere gellte ein wilder Aufschrei, und Hennes dessen funkelndes Auge den Kampf verfolgt und den Barthel, der da vorn im Treffen stand nicht einen Augenblick verlassen hatte, sprang plötzlich die Muskete schwingend auf das Kampfgetümmel zu: er hatte den Bruder fallen sehen.

Es geschah so rasch und jäh, daß ihm nicht einmal ein Zuruf der Offiziere folgte.

Die Blicke Aller hingen an dem Grenadier, der in langen Sprüngen über das Feld eilte. Gerade auf die Lücke stürzte er zu, welche der Schottenhäuptling gebrochen, wo das Handgemenge am wildesten war.

Sein gellender Schlachtruf übertönte das Kampfgeschrei, und donnernd wiederholten ihn die Grenadiere.

„Jetzd, druff Hennes!" brummte Imhof, der Kasselaner, ingrimmig.

Die Schotten stutzten bei dem weithin hallenden „Schurri!"*) der Grenadiere, und dem seltsamen Anblick als ein einzelner Krieger, dessen riesenhafte Gestalt durch die Bärenmütze noch schreckenerregender wurde, gleich dem rasenden Ajas auf sie losstürzte. Ein junger Hochländer rannte auf ihn zu, des Hennes Muskete flog an die Wange, krach, und hochaufspringend stürzte der auf's Antlitz.

Der Schottenhäuptling, der als Erster die Reihen der Musketiere brach, warf sich ihm entgegen.

Ein Sprung und ein Stoß des Hennes und das Bayonnet fuhr dem Hochländer durch den Leib bis zur Mündung des Gewehres. Mit so furchtbarer Kraft schleuderte der Hennes dann den Körper zur Seite, daß das Bayonnet abbrach.

Schnell wie der Blitz faßte er die Waffe am Ende des Laufes und wirbelte sie in so raschen und tödtlichen Schwingungen um's Haupt, daß rechts und links die Feinde niedersanken. Von dieser schier übermenschlichen Kraft und Wildheit, denn der Hennes focht mit dem Zorn, wie er nur den Germanen im Kampfe begleitet, dieser riesenhaften Gestalt, wichen die Schotten. „Schurri!" Nieder sank wiederum ein Hochländer mit zertrümmertem Schädel, der Kolben brach ab, aber das schwere Ende des Laufes that in der Hand unseres Hennes gleiche Wirkung — es gab Raum. Da lag der Barthel, Blut floß von Haupt und Brust.

„Leweste, Junge?"

„Jo, Hennes!" tönte es schwach.

„Lich stille."

Ueber ihn stellte sich der Hennes und der Gewehrlauf wirbelte von Neuem gleich einer Weidengerte durch die Luft. Keiner wagte ihm zu nahen.

Da klangen die Trommeln der Grenadiere zum Angriff.

„Der Hesse kommt,
„Der Hesse kommt,
„Der Hesse kommt zum Sturme
„Salvire deine Knochen, du Schelmfranzos.
„Ein rechter Hessengrenadier
„Der giebt dir kein quartier,
„Der haut dich in die Pfanne,
„Zum bon plaisir,"

gellte schrill die Querpfeife dazwischen, und dröhnenden Schrittes rückten die ehernen Reihen heran. Hennes aber bog sich nieder, nahm den Barthel wie ein Kind in seine starken Arme und trug ihn rasch aus dem Kampfe. Sein umherirrendes Auge suchte den Feldscheer. Dort fand er den alten Wiederhold, der sein Verbandzeug, seine Messer und Zangen sorgfältig vor sich ausgebreitet hatte. Zu seinen Füßen legte er den Bruder, und der Alte war auch gleich dabei, die Wunden des bewußtlosen Barthel zu untersuchen. Angstvoll, nichts weiter um sich vernehmend, harrte der Hennes auf das Wort des erfahrenen Wundarztes.

„'S eß nix Hennes, 's wird widder heile."

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich der Brust des Grenadiers und dann stürzte er mit jubelndem Schurri! zurück zu den Seinen, die hart mit dem Feinde rangen. Zwei Compagnien Mansbach hatten versucht die Schotten in der Flanke zu nehmen, waren aber auf verzweifelten und wohlgeleiteten Widerstand gestoßen. Die wilden gewandten Bergessöhne kämpften wie Rasende mit Schwert und Messer, Leib an Leib mit den Unseren. Da wo die Bärenmützen der Grenadiere ragten eilte der Hennes hin.

Hart rangen die Hessen mit einem todesmuthigen Feinde von so ungewohnter wilder Kampfweise.

Die Grenadiere hatten, mit dem Bayonnet vordringend, das Gefecht im Centrum wieder hergestellt, waren aber selbst in das Gedränge gerathen, als sie plötzlich heftig gleichzeitig in Front und Flanke angegriffen wurden, letzteres von einem von Westen her neu ins Treffen eingreifenden Haufen Hochländer. Inmitten der Grenadiere befand sich der Prinz, der den Degen gezogen hatte und die Seinen mit hellem „Schurri, Grenadiere!" anfeuerte.

Das war die Lage des Gefechts, als Hennes bei seinen Kameraden eintraf.

Die Schotten hatten keine Aussicht zu siegen, denn unter dem gelassenen Kommando des greisen Wuttginau, bewahrten die Truppen im wildesten Handgemeuge bewundernswerthe Ruhe und Ordnung — und schon rückte Donop unter klingendem Spiel, im Eilschritt heran.

Die ganze Kraft des Angriffs hatten die Hochländer noch einmal gegen die Grenadiere gerichtet, um diese zu vernichten. Heiß wogte der Kampf zwischen dem Bayonnet und dem Claymore.

Hennes eilte in's dichteste Getümmel. In seine Arme stürzte der zum Tode getroffene Sergeant: „Ich honn's weck — ich wußt's," stöhnte dieser sterbend, „Jesus" — und Hennes legte ihn zu Boden.

Der Fall des Sergeanten, der tapfer gekämpft hatte, eine augenblickliche Bestürzung seiner Leute, — ein neuer rasender Angriff der Schotten ließ

*) Schurri! war der Schlachtruf der hessischen Truppen bis in dieses Jahrhundert hinein und wurde erst während der Freiheitskriege durch das „Hurrah" verdrängt.

einige der wilden Gegner mitten zwischen die Grenadiere dringen. Schon holte ein langer rothaariger Bergessohn mit dem breiten Schwerte aus, um einen Hieb nach Prinz Friedrich zu führen, da warf der herangedrungene Hennes als letztes Mittel, seine Waffe konnte er im Gedränge nicht brauchen, schützend den linken Arm empor und fing den Hieb auf, der dem Prinzen leicht das Leben kosten konnte. Nieder sank der Arm von der furchtbaren Waffe getroffen, und im nächsten Augenblick bohrte sich auch die Spitze des Degens des Prinzen in des Hochländers Herz, während dessen Genossen unter den Streichen der Grenadiere fielen.

Vom alten Wuttginau geführt:

„Mit Trommelschlag und Hörnerklang,
„Dem Hessenmarsch trom trom,“

griff jetzt Donop in's Gefecht ein, die neugeordneten Grenadiere warfen mit unwiderstehlichem Vorsturm alles vor sich nieder, Mansbach wiederholte mit besserem Erfolg den Flankenangriff, ein kurzes wildes Ringen noch, und die Hochländer, Todte und Verwundete liegen lassend, gingen eilfertiger zurück als sie gekommen waren und verschwanden bald in wilder Flucht in den Bergen.

Hennes aber, mit seiner schweren Wunde im Arm, lag vor dem alten Wiederhold, der ihn verband, neben seinem Bruder, der ebenfalls schwer litt.

Da lagen die beiden Hessenjungen, blutend im fernen Schottland, nachdem sie gefochten wie die Löwen für des Hessenlandes Ehre.

(Schluß folgt.)

---

## Waldeinsamkeit.

Bieberstein, 1852.

Himmelanstrebende Bergesgipfel!
Blumendurchwirkte üppige Wiesen!
Ueber der düsteren Tannen Wipfel
Schimmernd des Schlosses Zinnen grüßen.

Halb verborgen in grüner Hülle
Schaut es hinaus in die Lande weit,
Ernst und stolz aus träumender Stille
Waldumflüsterter Einsamkeit.

Manch eine unvergeßliche Stunde
Stand ich hier oben, der Tag entwich.
Leise erzählten die Wälder im Grunde
Tausendjährige Märchen sich.

O dieser Stunden duftige Blüten,
All meiner Seele stürmisches Leid
Hast du gewandelt in seligen Frieden
Milde, versöhnende Einsamkeit.

Wenn sich die Erde im Frühlingswehen
Jubelnd befreit von des Winters Lasten,
Wieder werd' ich hier oben stehen,
Lasse mein müdes Herz dort rasten.

Bärg' es auch noch so brennende Wunden!
Bärg' es auch noch so bitteres Leid:
An deinem Busen muß es gesunden,
Mütterlich tröstende Einsamkeit.

Sorgen entschwinden in nebelnder Ferne,
Lichte Gestalten drängen heran,
Die mir geleuchtet als tröstliche Sterne
Auf der umdunkelten Lebensbahn.

Freundliche Bilder steigen hernieder,
Die mir entrissen des Schicksals Neid,
Alle die Lieben gibst Du mir wieder
Geisterumdrängete Einsamkeit!

Allen entsend' ich denn grüßende Lieder
Wandernde Vögelein tragen sie fort.
Eines, das aus dem Süden wieder
Kehrt zu dem frühlingserwachenden Nord.

Bringet auch Dir im schwellenden Liede
Einen Gruß voll Lust und Leid,
Dir du junge, du liebliche Blüthe
Aus meiner Seele Einsamkeit.

**Toni Morchutt.** †

Vorstehendes, auf Schloß Bieberstein bei Fulda entstandenes Gedicht unseres reichbegabten hessischen Landsmannes Toni Morchutt ist einer Jugendfreundin gewidmet und uns von befreundeter Seite mitgetheilt worden. Toni Morchutt war geboren am 6 März 1828 zu Fulda als der zweitälteste Sohn des damaligen Obergerichtsanwaltes, nachmaligen Polizeidirektors zu Kassel, Heinrich Morchutt (gestorben im Winter 1857/58 als Staatsprokurator in Fulda). Da Toni Morchutt, der sich gleichfalls der juristischen Laufbahn gewidmet hatte, der Eintritt in den kurhessischen Staatsdienst versagt wurde, so trat er in den herzoglich hessen-koburg-gothaischen Dienst und starb am 30. Oktober 1874 zu Waltershausen bei Gotha als Staatsanwalt. Hier in Kassel hatte er seine Gymnasialstudien gemacht, und hier zählt er noch eine große Anzahl von Jugendfreunden, die ihm ein treues Andenken bewahren. Er besaß ein schönes poetisches Talent, wie er denn überhaupt in geistiger Beziehung eine hervorragende Persönlichkeit war. D. R.

## Der Linde Trost.

Frühlingsmilde Lüfte weh'n
Und die Blüthen sprossen,
Doch, vom Lenzes-Auferstehen
Traurig ausgeschossen
Bleibt, an enger, düstrer Schlucht,
Eine junge Linde;
Wetterstrahl und Sturmeswucht
Höhlt sie bis zur Rinde. —
Und ein knisternd' Stöhnen geht
Durch die kahlen Reste,
Denn — die arme Linde steht
Krank, im Frühlingsfeste.
Trauernd, daß die Sängerschaar,
Nicht im Laub ihr wohne
Neigt sie, jeden Schmuckes bar
Ihre welke Krone.
Aber — mit dem Schmerzenssaft,
Giebt die Blätterlose,
Noch dem Ephen keine Kraft,
Welches schläft im Moose;
Und — vom Frühlingskuß geweckt,
Sprießen ihm die Ranken;
Seine zarten Triebe streckt
Er, zum Stamm, zum kranken;
Tröstlich breitet er sich aus
Ueber alte Wunden,
Hat dafür im Sturmgebraus
Sich'ren Halt gefunden.
Neues Leben blüht empor
An dem Lindenbaume;
Lockt zu ihm der Vöglein Chor,
Her vom Waldessaume. —
Freilich, mancher Frühlingsglanz
Wird vergehen und kommen,
Bis des Epheus dunkler Kranz
Ist empor geklommen.
Einst jedoch im Frühlingsfest,
Schlingt er seine Triebe
Wohl zum Wipfel; im Geäst
Klingt ein Lied der Liebe.
Von den Vöglein wird es hell,
Wie zum Trost gesungen,
Und der Linde Leidensquell
Ist im Lied verklungen.
Und wenn rauher Nordwind fegt
Ueber Winterhaide,
Steht die Linde dicht umhegt
Von dem Epheukleide.

M. Friedrichstein.

## Aus alter und neuer Zeit.

Ein Stückchen Kasseler Stadtchronik. (Aus einem in den Jahren 1825—1828 geführten Tagebuche). Am 26. September 1825 ergeht allerhöchster Befehl, daß alle Treppen vor den Häusern der Ober-Neustadt zu entfernen seien.

Zu derselben Zeit ergeht Befehl, die im Museum aufgestellten Wachsfiguren der hessischen Landgrafen einzuschmelzen und deren Kleidungsstücke an das Hoftheater abzugeben.

Am 15. Februar 1826 wird die neue Wache am Auethor zuerst bezogen und spielt von da an die Musik nach der Parade dort und nicht mehr mehr im Bellevuehof; der alte Zapfenstreich und Reveille werden wieder eingeführt.

Im Frühjahre 1826 werden zwei Löcher in die an der Westseite der Stadt befindliche Stadtmauer gebrochen, das eine hinter der Strubberg'schen Fabrik (jetzt Haus des Kaufmann Müller am Friedrichsplatz) das andere am Ende der Wilhelmsstraße, und vorerst mit Thüren versehen. Am 12. August erscheint allerhöchster Befehl zur Bildung einer neuen 200 Fuß breiten Straße, welche vom Nahl'schen (jetzt vom Griesheim'schen Hause am Friedrichsplatz) nach der Kölnischen Allee führen soll.

Gleichfalls im Frühjahre 1826 wird allerhöchsten Orts angeordnet, daß an der Stelle des zwischen der katholischen Kirche und der Straße an dem Museum gelegenen Pfarrgartens ein Hofverwaltungsgebäude (jetzt Kriegsschule) erbaut werden soll.

Zu gleicher Zeit wird dem Stadtmagistrat befohlen, die Thore der Stadt auf deren Kosten vollständig restauriren, bezw. neu aufbauen zu lassen. Der Kurfürst besucht die Wildpretsschirne und wird gleich darauf der Wildpretsmeister seines Dienstes entlassen, weil sich ergeben, daß er auch Ziegen als Wildpret verkauft hat.

Am Sonntag, den 24. September, reiste Se. Hoheit der Kurprinz in einem mit 6 Rappen bespannten Wagen schleunigst von Kassel nach Münden ab; sein Adjutant, v. Buttlar, und der wachthabende Offizier am Leipziger Thor, Lieutenant v. Marschall, kommen in Arrest.

Im Jahre 1827 wird auf allerhöchsten Befehl auf das sämmtliche Silberzeug der Frau Kurfürstin, welche ebenwohl die Stadt verlassen hat, das kurfürstliche Wappen von dem Münz-Graveur Körner eingravirt.

Es wird ein Zoll auf die vom Auslande eingehenden Gewehre eingeführt. 27 Thaler auf eine eingelegte und 7 Thaler auf eine gewöhnliche Flinte.

Die Arkaden am alten Schloß werden nolens volens niedergerissen, wodurch der Buchhändler Luckhardt in großen Schaden kommt.

Der Förster Schulz in der Aue, der Hofsänger Bertholb und der Hofmundkoch Schuchardt kommen in Arrest, weil sie im Leibgehege einen Fuchs verfolgt haben.

Am 2. März 1828 wird im Hoftheater „Figaros Hochzeit" aufgeführt; der Sänger Pistor, welcher in dem ersten Akte den Bartolo gesungen hat, schneidet sich im Zwischenakte in der Garderobe den Hals ab, der Sänger Gerber übernimmt alsbald dessen Rolle.

Im Mai ergeht allerhöchster Befehl, wonach die Polizei dafür zu sorgen hat, daß am Himmelfahrtstage und am zweiten Pfingsttage am Wilhelmshöher Thore Wagen bereit stehen, welche für weniges Geld Personen nach Wilhelmshöhe fahren.

Am 12. Juni wird der erste Viehmarkt auf dem Forste abgehalten und mit Musik eröffnet.

Am 7. November stürzt sich die Gouvernante der gräflich Reichenbach'schen Kinder aus dem 2. Stock des Palais in den Hof und bleibt todt.

Am 9. November 1828 wird bekannt gemacht, daß vom Zeughause an eine neue Straße (die Artilleriestraße) angelegt werden soll. Die Verschönerungskomission erhält von jetzt an den Namen Vergrößerungskomission.

Am 13. December ergeht Befehl, die Lindenbäume auf dem Friedrichsplatz auszuroden und neue zu pflanzen. R.-L.

* * *

Etwas von Jérôme. In einer, der hessischen Geschichte gewidmeten Zeitschrift kann auch des Hieronymus Bonaparte, weiland Königs von Westfalen, gedacht werden. Ich war, so erzählte mir vor fünfzig Jahren der, im Jahre 1856 auf seinem Schlosse Bodenstein auf dem Eichsfeld verstorbene, vormalige Württembergische Minister, Graf Winzingerode im Jahre 1815 Gesandter des Königs Friedrich von Württemberg im Hauptquartier der Verbündeten. Ich hatte vom König auch den Auftrag erhalten, dafür zu sorgen, daß man seinen Schwiegersohn Jérôme, der bekanntlich in der Schlacht bei Waterloo ein Kommando gehabt, unangefochten nach Württemberg entkommen lasse. Meine, selbstverständlich vorsichtigen Erkundigungen nach dem Aufenthalt Jérômes hatten keinen Erfolg. Eines Morgens, es war, wenigstens für Paris, noch recht früh, weckte mich mein Diener, mit der Meldung, es sei ein Herr da, welcher mich baldigst zu sprechen wünsche, und sich nicht habe abweisen lassen, seinen Namen jedoch nicht nennen wolle. Etwas besonderes vermuthend, stand ich auf, kleidete mich an, und ließ den Fremden eintreten. Es war der vormalige König von Westfalen, in der einen Hand einen ziemlich großen Kasten tragend. Anfangs wollte er sich mir gegenüber, wie man zu sagen pflegt, noch auf den König spielen. Ich bemerkte ihm jedoch sehr kühl, er möge das lassen; das Stück habe ausgespielt, und ich würde froh sein, wenn ich ihn, den Schwiegersohn meines Königs, dessen Auftrag gemäß, durch die alliirten Armeen ungefährdet nach Württemberg dirigirt hätte. Wir besprachen hierauf die zu ergreifenden Maßregeln. Ich besorgte die nöthigen Pässe, und Jérôme konnte noch an demselben Tage Paris verlassen. Jérôme bat mich den Kasten zu bewahren, er enthalte die Westfälischen Kronjuwelen. Endlich, und das ist der Humor der Geschichte, mußte ich ihm noch einen Kamm und ein Hemd leihen. Den Kasten habe ich getreulich abgeliefert, Kamm und Hemd aber nie wieder gesehen, was freilich nichts schadete, da ich doch keinen Gebrauch mehr davon machen konnte. Sic transit gloria mundi! v. G.

# Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Flügel-Feier. Die in der vorigen Nummer kurz erwähnte Feier des achtzigsten Geburtstages des Professors Dr. Flügel gestaltete sich durch die vielfachen Beweise der Liebe und Verehrung, welche dem hochgeschätzten Lehrer von einer überaus großen Anzahl seiner ehemaligen Schüler dargebracht wurden, zu einem wahrhaft seltenen Feste. Diese Liebe und Verehrung zeigte sich namentlich bei dem am Abend des Tages in den Räumen des Lese-Museums veranstalteten Festessen, bei welchem der älteste der anwesenden ehemaligen Schüler, Geh. Regierungsrath Fritsch, den Gefühlen aller Anwesenden in folgenden Worten Ausdruck verlieh: „Wir feiern heute ein ebenso seltenes, als frohes Fest, einen achtzigsten Geburtstag, welchen in geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit zu erleben, dem Geburtstagskind durch Gottes Gnade vergönnt ist. Unwillkürlich richten sich da unsere Blicke in die ferne Vergangenheit. Im Jahre 1835 geschah es, daß an Stelle des alten Lyceum Fridericianum hier ein staatliches Gymnasium errichtet wurde. Tüchtige Lehrer wurden an dasselbe berufen, darunter Dr. Flügel, welcher damals in der Blüthe des Lebens stand. Bald gehörte er zu den tüchtigsten Lehrern der Anstalt und gewann sich rasch die Liebe und Verehrung seiner Schüler durch die Art, wie er dieselben behandelte, und durch seine anziehende Lehrweise. Weit entfernt von lässiger Handhabung der Schulzucht übte er solche auch keineswegs in pedantischer Weise. Kleinigkeiten übersehend, wußte er durch einen Blick oder ein Wort den sich vergessenden Schüler zu seiner Pflicht zurückzuführen. Bei dem anregenden und fesselnden Vortrag Dr. Flügel's, welchem die Schüler von selbst stets aufmerksam folgten, war solches nur höchst selten nöthig.

Lange Jahre, mehrere Generationen hindurch hat er an obengedachtem Gymnasium gewirkt, zahlreiche Schüler kamen und gingen; keiner aber hat die Schule verlassen und ist in die Welt hinausgegangen, ohne ihm Zeit seines Lebens Dankbarkeit und Liebe zu bewahren. Davon geben die vielen Glückwünsche, welche heute aus der Ferne hier eingelaufen sind und auch der große Kreis Zeugniß, welcher sich heute um den geliebten Lehrer versammelt hat. Besitzt derselbe auch nicht Weib und Kind, so fehlt ihm doch nicht die Familie. Denn diese bilden wir, seine ihm mit Dankbarkeit und Liebe verehrenden Schüler, deren Herzen von den wärmsten Wünschen für das fernere Wohlergeben unseres vorhinnigen Lehrers erfüllt sind. Möge es ihm beschieden sein, noch viele Jahre in Gesundheit und Frohsinn unter uns zu weilen! Bevor ich Sie, meine Herrn, nun auffordere, diese Wünsche durch ein lautes Hoch auf Herrn Professor Flügel zu bekräftigen, überreiche ich demselben hiermit einen Becher, welcher s. Z. einem Lehrer von seinen dankbaren Schülern gewidmet ist. Er wurde dem letzten Rektor des Lyceums, Professor Dr. Caesar zu seinem 50jährigen Jubiläum von diesen verrehrt, und ging dann in den Besitz seines Neffen,

des Professors Caesar in Marburg über, welcher ihn dem hiesigen Gymnasium Fridericianum mit der Bestimmung, ihn bei frohen Schulfesten zu benutzen, geschenkt hat. Der unter uns weilende Direktor dieses Gymnasiums, Dr. Vogt, glaubt nun, daß der heutige Tag eine passende Gelegenheit biete, ihn zu solchem Zwecke einzuweihen. So reiche ich ihn nun Ihnen, Herr Professor, mit der Bitte, uns daraus nunmehr Bescheid zu thun. Meine Herrn, unser verehrter Lehrer, Herr Professor Dr. Flügel lebe Hoch, — Hoch und nochmals Hoch!

Nachdem das ausgebrachte Hoch den lebhaftesten Anklang bei den Festgenossen gefunden hatte, sprach der Gefeierte, sichtlich bewegt und ergriffen, in folgender Weise seinen Dank aus, für die ihm an diesem Tage bezeigte Liebe und Anhänglichkeit seiner ehemaligen Schüler:

Nehmen Sie vor allen Dingen meinen herzlichsten, innigsten Dank für die Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, mit denen Sie mich, wie schon früher bei mehreren Gelegenheiten, so auch heute wieder in so hohem Grade beehren. In dieser Ihrer Liebe finde ich, dessen seien Sie versichert, eines der köstlichsten Güter, die mir zu Theil geworden sind, ein Gut, dem ich kaum ein anderes zur Seite setzen möchte, so sehr auch mein Leben von Glück reichlichst begünstigt worden ist.

Als achtjähriger Knabe, ein Kind unbemittelter Eltern, die ihre gesammte Habe in der Schlacht bei Hanau verloren hatten, als die Franzosen, um ihren Rückzug zu decken, die Vorstadt in Brand schossen, trat ich in das sog. reformirte große Chor ein, als Chorschüler, oder wie man in Thüringen sagte, als Currendschüler oder um mit Luther zu sprechen, der bekanntlich in Eisenach in gleicher Lage war, wie ich, als Parthekenhengst. Im Sommer und Winter, bei Hitze und Kälte, Wind und Wetter, bei Regen und Schnee, im Winter nur durch ein kurzes Mäntelchen nothdürftig gegen die rauhe Witterung geschützt, zogen wir Chorschüler durch die Straßen und sangen vor einzelnen Häusern Choräle und geistliche Lieder und ich als der Jüngste mußte nach vollendetem Gesang in die Häuser, mit der Büchse in der Hand gehen, um die paar Kreuzer einzusammeln, die wir am Ende der Woche unter uns theilten. Wenn mir in dieser, für das zarte Knabenalter traurigen Stellung Jemand gesagt hätte, „sei guten Muthes, mein Junge, es wird dir später besser gehen, du wirst dereinst in eine Lage kommen, die mit der jetzigen in stärkstem Gegensatz steht,“ so würde er keinen Glauben gefunden haben. Doch es kam so. In meinem 13ten Lebensjahr — ich war Tertianer und noch Parthekenhengst — wurde ich gewürdigt Unterricht zu ertheilen und zwar im — Griechischen. Der damalige Lehrer am Gymnasium, Professor Hupfeld, der nachmals berühmte Orientalist an der Universität Halle, rief mich eines Tages zu sich und sagte: Da sitzen zwei Jungen, die im Griechischen nicht mit fortkommen, gib ihnen Privatstunden, damit sie nicht zurückbleiben. Ich erschrak fast zu Tode und sagte weinend: ach Herr Professor, ich kann ja selber noch Nichts. Er aber sagte ermuthigend, so viel Du brauchst, kannst Du.“ Ich folgte dem Befehl. Was ich dem Herrn Professor gesagt hatte, war vollständig richtig. Aber Pflicht- und Ehrgefühl trieben mich zum angestrengtesten Fleiß an. Ich lernte tüchtig, was ich nach einigen Stunden zu lehren hatte. Ich trieb es also noch ärger, als die Herren, welche Schiller so scharf geißelt, wenn er in dem Reime in derber Weise sagt: „was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren: Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!“ Ich hatte nun weniger Vergnügen am Unterrichten, als an der Entgegennahme des Honorars. So schlecht auch mein Unterricht gewesen sein muß, ich wurde bald für die sog. „Präparationsstunden“ ein — ich möchte fast sagen — begehrter Lehrer, so daß ich im 15ten Lebensjahr die Kosten der Bekleidung und des Schuhwerkes aus meinem Erwerb bestreiten konnte. Als ich in die Prima gekommen war, mußte ich nicht selten schon als Gymnasiallehrer auftreten. Wenn nämlich ein Lehrer erkrankte, wurde der Lehrer der Quarta — die Zahl der Lehrer war eine sehr beschränkte — an Stelle des Erkrankten in die oberen Klassen beordert und ich wurde nach Quarta geschickt, wo ich Lateinisch lehrte. Zu Ostern 1826 verließ ich das Gymnasium, galt aber seltsamer Weise immer noch als Schüler, und als im Herbst 1826 Dr. Münscher der Aeltere nach Hanau kam, fand er mich zwar auf der Liste der Prima, mich selbst aber nicht. Auf seine Frage nach mir, antworteten die Primaner: „der kommt nicht“ und als er verwundert den Direktor Dr. Schuppius darüber fragte, erhielt er zur Antwort: der wendet seine Zeit zu Hause gut an, lassen Sie ihn in Ruhe! Nachdem ich durch vermehrten Unterricht und erhöhtes Honorar so viel erworben hatte, daß ich glaubte ein Jahr auf der Universität aushalten zu können, machte ich Ostern 1827 mein Maturitätsexamen, das ich mit dem Prädikat: „vorzüglich“ bestand und ging nach Heidelberg. Auch hier begünstigte mich das Glück. Es gelang mir, was nur Wenigen geglückt sein mag. Ich erhielt keinen Zuschuß von Haus, bezog kein Stipendium, weder vom Staat noch von einer Behörde, erhielt von keinem Privatmann irgend welche Unterstützung und trotzdem hatte ich nie einen Heller Schulden, war nie ohne Geld, mußte meinen Landsleuten nicht selten, wenn ihnen der Wechsel ausgeblieben war, pumpen und als ich Ostern 1830 Heidelberg verließ, geschah dies mit ziemlich gefüllter Geldbörse. Doch ich merke, daß ich in's Schwatzen gekommen bin und mancher von Ihnen mag schon gedacht haben: der alte Cicero hat Recht, wenn er sagt: senectus est loquacior. Nach $2^1/_2$jährigen sehr angenehmen Aufenthalt in Frankfurt, ging ich mit einigem Widerstreben — ich hatte nicht die Aussicht in hessischen Staatsdienst zu treten — nach Hanau, wo ich an Stelle des als Direktor nach Hersfeld versetzten Münscher dessen Unterrichtsstunden übernehmen mußte. Ich bekam demnach in Prima mit Ausnahme des Horaz den ganzen lateinischen und griechischen, in der Secunda den gesammten lateinischen und griechischen Unterricht und in der Tertia

den Ovid. Ostern 1833 wurde ich an das neuzugründende Gymnasium in Marburg versetzt und Ostern 1835 an das neuzugründende Gymnasium in Kassel.

Sie sehen aus diesem kurzen Abriß meines Lebens, daß mich das Glück in seltener Weise begünstigt hat, aber ich wiederhole: von allen Geschenken des Glücks ist mir keins werthvoller, als daß es mir gelungen ist, die Achtung, das Vertrauen, die Liebe und dankbare Anhänglichkeit meiner Schüler zu erwerben. Und wenn ich sehe und höre, wie diese zu hohen Würden und einflußreichen Stellungen emporgestiegen sind, so erfüllt dies mich mit Freude und wohl auch mit — einigem Stolze, weil ich, vielleicht unberechtigter Weise, mir schmeicheln zu dürfen glaube, daß ich ein ganz klein wenig dazu beigetragen haben könnte. Auf das fernere Wohlergehen meiner Schüler, aus deren Kreise leider schon viele, recht viele vor mir dahin gegangen sind, erlaube ich mir ein Glas zu leeren.

Alle Anwesenden dankten, von dieser Rede tief bewegt, dem Geburtstagskind durch Anstoßen mit ihren Gläsern, worauf Reg.-Rath Dr. Falckenheiner in einer häufig durch Beifall unterbrochenen Rede die Verdienste des sich ewiger Jugend erfreuenden Gefeierten als Lehrer hervorhob.

Groß war die Anzahl der an dem Abend noch eingehenden telegraphischen Glückwünsche, es waren deren den Tag über mehr als 100 eingegangen, darunter einige in Versen, so ein Gedicht von dem Landgerichtsrath Reul in Hanau in dithyrambischer Form, welches von dessen erfolgreichen klassischen Studien Kunde gab, und folgendes, mit großem Beifall aufgenommenes Gedicht des Chef-Redakteurs der Münchener „Allgemeinen Zeitung", Otto Braun:

Heißen Glückwunsch Dir zu Füßen,
Blitz ich, theurer Flügelmann,
Daß ich Dich nur so begrüßen,
Dir die Hand nicht drücken kann!

Fehl ich auch beim Liebesmahle,
Das die Freunde Dir gedeckt,
Denk ich Dein bei einer Schale
Doch vom allerbesten Sect!

Hessen-Dankbarkeit und Treue
Löscht nicht aus der Jahre Schwamm,
Dies bekunde Dir auf's Neue
Eines Schülers Telegramm.

Zuletzt kam auch noch der Humor zur Geltung, indem Amtsrichter Büff in einer mit wahrem und ächtem Humor gewürzten Rede die Leiden und Freuden eines Gymnasiasten schilderte.

Nicht wenig trug es zum Gelingen des Festes bei, daß es dem 80jährigen Geburtstagskinde vergönnt war, demselben trotz aller Aufregungen, welche der Tag für ihn gebracht hatte, in voller geistigen und körperlichen Frische bis zu ziemlich später Stunde beizuwohnen. Daß ihm diese seltene Rüstigkeit noch lange erhalten bleiben möge, ist nicht nur der Wunsch seiner ehemaligen ihm so dankbaren Schüler, sondern Aller, welche dem hochverdienten Manne je im Leben nahe getreten sind. R.-L.

Kaufungen. Zwei von dem Herrn Major a. D. v. Roques in dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel gehaltene, auf den gründlichsten und umfassendsten Studien beruhende Vorträge über die heilige Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrich II., und das von ihr im Jahre 1019 zu Kaufungen gestiftete Kloster, hatte Veranlassung gegeben, daß eine größere Anzahl der Mitglieder dieses Vereins auf Einladung des Vorstandes desselben, am 18. Juni d. J. einen Ausflug nach Kaufungen zur Besichtigung und Erforschung der dort aus jener Zeit noch vorhandenen und für die Geschichte dieses Ortes großes Interesse bietenden Gebäudereste unternahm. Zunächst galt es am Morgen dieses Tages der Aufsuchung und Besichtigung einiger nach Angabe des leider an der Theilnahme verhinderten Herrn Vortragenden im Kaufunger Stiftswald noch auffindbaren Mauerreste von drei zum Kloster gehörig gewesenen Klosterkapellen. Solche waren aber nur noch von der bei dem Dorfe St. Ottilien gelegen gewesenen Kapelle St. Juliane in einem den Namen „Stadtkirche," führenden Tannendickicht aufzufinden und an sieben Meter langen und 1½ Meter breiten Mauerresten, als von einer Kapelle herrührend erkennbar. Für den geringen Erfolg der Aufsuchung, welche mehrere Stunden in Anspruch genommen hatte, wurden die Theilnehmer dadurch entschädigt, daß der Weg bei dem herrlichsten Wetter durch den prächtigen, oft die wundervollste Aussicht nach Kassel und Umgegend bietenden Wald führte, dessen Besuch nicht genug empfohlen werden kann. Da ferner in den Vorträgen die Vermuthung ausgesprochen war, daß schon vor der Klostergründung durch die heilige Kunigunde in Kaufungen ein Kloster bestanden habe, jedenfalls aber die Annahme gerechtfertigt sei, daß schon vorher in dem schon bedeutenderen Ort ein Gebäude vorhanden gewesen sei, welches dem Kaiserpaare bei seinem mehrmaligen urkundlich nachweisbaren Besuche dieses Ortes vor der Klostergründung zum geeigneten Aufenthalt habe dienen können, so wurden diese beiden Fragen neben eingehender Besichtigung der in ihrem Außern und Innern im Laufe der Jahre durch Brand und dergleichen vollständig veränderten und daher weniger historisches Interesse bietenden Stiftskirche, hauptsächlich einer näheren Prüfung unterworfen.

In erster Beziehung gründet sich die Annahme von dem früheren Vorhandensein eines Klosters oder einer klosterähnlichen Stiftung zumeist auf die neben der Stiftskirche noch vorfindlichen Ueberreste einer einst bedeutend gewesenen Kirche, von welcher aber nur noch der nach Osten gelegene, für Chor und Altar bestimmt gewesene Rundbau (die Aspis), gut erhalten, den Baustil und die einstige Bedeutung erkennen läßt, während dies bei dem übrigen, später zur Brauerei und jetzt zum Speicher dienenden Theile derselben nicht der Fall ist.

Herr Professor Schneider, Lehrer der Architektur an der Kasseler Akademie, welcher nebst dem Herrn Stiftssyndikus Wiskemann und dem mehrere Jahre in Oberkaufungen als Amtsrichter in Thätigkeit gewesenen Herrn Amtsgerichtsrath Knatz, die so

gütig gewesen waren, die sachkundige Führung zu übernehmen, hielt aus dem Baustil und namentlich aus dem eigenthümlichen bei dem Bau verwendeten sog. römischen (mit Ziegelmehl vermischten) Mörtel, die Annahme, auf deren nähere Begründung hier nicht eingegangen werden kann, für gerechtfertigt, daß der Bau schon aus der Zeit der Karolinger herrühre.

Wenn nun auch der Beweis, daß diese Kirche bereits zu einem dort befindlichen Kloster gehört habe, nicht zu erbringen steht, so ist doch aus dem Vorhandensein einer solchen Kirche zu folgern, daß Kaufungen schon zu dieser Zeit ein bedeutenderer Ort gewesen sein muß. Diese Annahme findet auch darin Bestätigung, daß Major v. Roques eine von dem Sohne Karls des Großen, Ludwig dem Frommen, in Kaufungen aufgestellte Urkunde aufgefunden hat. Von dieser Kirche begab man sich alsdann nach etwa 300 Schritt davon entfernt auf gleicher Höhe, aber durch eine Thalschicht getrennt liegenden Mauerresten, welche deutlich erkennen lassen, daß hier einst ein stattliches burgähnliches Gebäude gestanden hatte. Am Ende des sehr steil zur Höhe führenden Weges befindet sich nämlich rechts desselben der Rest einer festen, noch jetzt der Zerstörung trotzenden Mauer und dieser entsprechend auf der anderen Seite eine als Grundmauer zu einem dort später aufgeführten Gebäude benutzte mehrere Fuß hohe Mauerwand. An dieser Stelle ist unzweifelhaft der Eingang zu dem Gebäude zu finden, dessen Größe sich nach den auf den gegenüberstehenden Seiten in einer Höhe von 15 und 20 Fuß noch wohlerhaltenen festen, zu Rückwänden dort später aufgebauten Häusern verwendeten Mauern genau bestimmen läßt.

Das in einem regelmäßigen Viereck erbaut gewesene Haus hatte nach vorgenommener Messung eine Länge und Breite von 150 Fuß. Da sonstige Ueberreste eines größeren so alten Baues am Orte nicht zu finden sind, so hielt man, wenn auch der Beweis aus der Bauart selbst nicht entnommen werden kann, doch die Annahme für begründet, daß an diesem Platze das Gebäude gestanden habe, welches einst Ludwig dem Frommen und Heinrich II. mit seiner Gemahlin vor Gründung des Klosters zum Aufenthalt gedient hat.

Nachdem der Vorsitzende des Vereins Major a. D. v. Stamford den Führern für ihre sachkundige vortreffliche Leitung den Dank ausgesprochen hatte, wurden noch einige Stunden in der recht guten in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Riemannschen Restauration in gemüthlichem Zusammensein verbracht, worauf die Theilnehmer in hohem Grade von dem in jeder Beziehung sehr gelungenen Ausflug befriedigt den Rückweg in die Heimath antraten.

R.-F.

* * *

Kassel. Die Wittwe des Altmeisters Louis Spohr's, Marianne, geb. Pfeiffer (Tochter des am 4. Octbr. 1852 verstorbenen Oberappellationsgerichtsraths Dr. Burchard Wilhelm Pfeiffer), beging am 17. Juni in voller Rüstigkeit ihren achtzigsten Geburtstag. Schon am frühen Morgen dieses Tages fanden sich zahlreiche Gratulanten in ihrer Villa ein, um die Matrone zu beglückwünschen, darunter eine Deputation der Mitglieder des königl. Theaterorchesters, welche eine schön ausgestattete Adresse überreichte. Unser Theaterorchester verdankt Louis Spohr bekanntlich in's Besondere die Begründung seines Pensionsfonds. Bemerkenswerth ist, daß die Frau General-Musikdirektor noch heute in ihrem hohen Alter alle Kunstangelegenheiten mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt, ja auch den Erzeugnissen der modernen Musikrichtung freundliche Beachtung schenkt.

* * *

Kassel. Unser „Königliches Theater“ beschloß mit der am 27. Juni erfolgten Aufführung des Bauerfeld'schen Charaktergemäldes „Krisen“ die Saison. Diese Vorstellung bildete einen bedeutsamen Moment in der Geschichte des Kasseler Theaters, schied doch hierin ein Künstler aus seinem Mitgliederverband, der dreißig Jahre hindurch ihm als besondere Zierde angehörte. War Friedrich Hesse auch kein Kind unserer engeren Heimath, so verdient er dennoch in dieser, hessischen Interessen gewidmeten Zeitschrift eine Würdigung zu erfahren, weil er in einer solchen langen Zeit seine Künstlerkraft in den Dienst eines der vornehmsten Institute Hessens stellte. Er gehört zu jenen Darstellern, welchen die Kunst allein Endzweck, nicht wie es jetzt leider so häufig geschieht, Mittel zu Selbstgefälligkeitszwecken ist. Selten dürften Künstler anzutreffen sein, die durch solch' liebenswürdigen Humor ausgezeichnet sind, wie gerade „unser alter Hesse“, wie er allgemein genannt wird. Voller Lebenswahrheit waren alle Schöpfungen, welche er vor uns erstehen ließ, und sein Talent überhaupt von einer außerordentlichen Vielseitigkeit. Meister war er aber vor allen Dingen in der originellen Wiedergabe älterer humoristischer Charakterrollen. Und in diesem Fache gerade wird er in unserem Ensemble eine schwer auszufüllende Lücke hinterlassen. Wer ihn nur einmal in einer Shakespeare'schen Aufgabe, beispielsweise als „Ambrosius“, „Zettel“ 2c. gesehen, oder als „Piepenbrink“ (Journalisten), „Adam“ (Zerbrochene Krug), „Griesinger“, (Dr. Klaus), der wird so leicht die Erinnerung daran nicht verlieren. Im Schau- und Lustspiel, wie in der Posse gleich groß, hat Hesse in der langen Spanne Zeit Tausende von Menschen durch seine Kunst entzückt. Jetzt, obgleich schon achtundsiebzig Jahre alt, ist er noch im Vollbesitz der Frische des Körpers und des Geistes. Als „Lämmchen“ in „Krisen“, ebenfalls eine seiner Glanzleistungen, hat er uns das Scheiden nur noch schwerer gemacht, denn noch um nichts von der Last der Jahre beeinträchtigt, erschien diese Darstellung des Künstlers. Das in allen seinen Räumen dicht besetzte Haus überschüttete den greisen Kunstveteranen bei jeder nur schicklichen Gelegenheit mit Applaus, Blumen- und Kranzspenden. Kurz und herzlich, wie sein ganzes Wesen, waren die Worte des Dankes und des Abschiedes, welche er an das Publikum richtete, als es ihn am Ende der Aufführung immer wieder stürmisch herausrief. Mit Recht hob der Intendant Herr Baron v. Gilsa bei der internen Feier auf der Bühne hervor, daß Herr Hesse nie zu denjenigen Künstlern gehört habe, welche

danach haschen, mit krummem Buckel und grinsendem Gesicht vor den Vorhang zu treten, um dem Publikum zu danken. Ja, er ist nicht, wie so viele seiner Kollegen vom Wandertriebe ergriffen worden, um Ruhm und Ehren auf Gastspielreisen einzuheimsen. Er ist hier bei uns geblieben, um die Vollkraft seines Könnens nur dem Kasseler Theater ununterbrochen zu erhalten. Dafür sind wir ihm Anerkennung und Dank schuldig. Hoffen wir, daß es ihm, dem Berliner von Geburt, welchem das Hessenland eine zweite Heimath ward, vergönnt sein möge, in unserer Mitte einen langen frohen Lebensabend zu genießen.
**M. M.**

* * *

— Der Professor der Germanistik, Dr. Ed. Sievers in Tübingen (cf. „Hessenland Nr. 9), ist an Stelle des verstorbenen Professors Zacher von der philosophischen Fakultät der Universität Halle zum Professor der german. Philologie berufen worden. Professor Zacher hatte s. Z. Sievers selbst als seinen Nachfolger gewünscht.
-s.

* * *

— Am 21. Juni, dem Jubiläumstage der Königin Viktoria von England, wurde hier in Kassel zwischen der Kaiser- und Hohenzollernstraße, der Grundstein zu einer englischen Kirche, der ersten in Hessen, gelegt. Bei der hiesigen ziemlich starken englischen Kolonie machte sich schon seit Jahren das Bedürfniß für ein eigenes Gotteshaus geltend. Durch Unterstützung hiesiger Bürger ist die Realisation dieses Planes gelungen. Die Kirche wird nach dem jüngsten so früh verstorbenen Sohne der englischen Königin, welcher mit einer waldeck'schen Prinzessin verlobt war, „St. Alban Church“ genannt.
**M.**

## Briefkasten.

K. S. Kassel. Einzelne Exemplare des „Hessenland“ werden zu dem Preise von je 30 Pfg. abgegeben.

Nach Kassel. Wir ersuchen den Verfasser des eingesandten Gedichtes über die Stiftskirche zu H. freundlichst, sich uns nennen zu wollen.

X. Y. Hofgeismar. Zusendung erwünscht.

W. in H. bei Hersfeld. Nicht verwendbar.

M. u N. Marburg. Auch solche Einsendungen sind willkommen.

K. in Marburg. Wir haben das betr. Buch weder vom Verfasser, noch vom Verleger zugesandt erhalten und es demgemäß auch nicht besprechen können.

K. F. Fritzlar. Ungeeignet.

K. N. Kesselstadt. Brief erhalten; wird in letzter Fassung erscheinen.

F. G. Frankfurt a. M. 1) Ja. 2) Am besten durch die Post.

O. H. Hanau. Es ist uns leider nicht möglich, Ihren Wunsch in der nächsten Zeit zu erfüllen.

J. B. Berlin. Haben Sie unsern Brief erhalten? Wenn ja, bitten wir um recht baldige Rückantwort.

B. in N. bei N. (Bayern). Sendung empfangen, wird theilweise verwandt.



# Einladung zum Abonnement.

Konnten wir uns am Schlusse des ersten Quartals unserer Zeitschrift „Hessenland“ rühmen, daß dieselbe gleich bei ihrem ersten Erscheinen die günstigste Aufnahme gefunden habe, so sind wir heute, am Schluß des zweiten Quartals, in der Lage, erklären zu können, daß sie Wurzel gefaßt und begonnen hat sich einzubürgern im hessischen Volke und heimisch zu werden in den hessischen Familien. Nach wie vor wird es unsere Hauptaufgabe sein, den hessischen Sinn wachzuhalten und die Anhänglichkeit an die engere Heimath zu kräftigen; unsere Zeitschrift soll, kurz gesagt, die Vertreterin der geistigen Interessen Hessens sein. Von den politischen Tagesfragen werden wir uns ebenso wie seither vollständig fernhalten, um so mehr aber unser Augenmerk auf die Geschichte und die Literatur unseres engeren Vaterlandes richten.

Namhafte hessische Gelehrte und Schriftsteller zählen zu den Mitarbeitern unserer Zeitschrift. Wir nennen hier nur: Dr. K. Ackermann, W. Bennecke, Dr. H. Brunner, A. Gild, S. Hahndorf, Maler L. Katzenstein, Dr. Ludwig Knorz, Dr. Th. Köhler, F. Lewalter, Dr. Ed. Lohmeyer, Professor Friedrich Müller, Karl Neuber, W. Rogge-Ludwig, Major von Stamford, Franz Treller, Emilie Wepler in Kassel; Professor Gegenbaur, Jos. Grau, Bibliothekar A. von Keitz, Dr. J. Schneider in Fulda; Armand-Strubberg in Gelnhausen; Pfarrer Junghans, Banquier Neumüller, Landgerichtsrath J. Reul, Dr. G. Wolff in Hanau; Kurt Ruhn in Kesselstadt; Major von Gironcourt, Dr. Sigmund Paulus in Marburg; Th. Kellner in Melsungen; Hofrath Preser in Wächtersbach; Julius Braun, Nataly von Eschstruth, E. von Hohenhausen, Dr. Julius Rodenberg in Berlin; Professor Dr. Adolf Müller in Chemnitz; Major H. von Pfister in Darmstadt; Direktor Julius Gräfe in Dresden; E. von Goeddaeus, Dr. Hugo Goldschmidt, Otto Kanngießer, Elisabeth Mentzel, D. Saul zu Frankfurt a. M.; Gymnasialdirektor Dr. Leimbach in Goßlar; Hans Paulus in Halle a. d. S.; Gustav Kastropp in Hannover; Jul. Bösser in Köln; H. Keller-Jordan in München; Ludwig Mohr in Nordhausen; Malwida von Meysenbug in Rom; Feodor Löwe in Stuttgart; A. Trabert in Wien; Major August von Baumbach in Wiesbaden.

Ihnen allen, die uns mit Rath und That unterstützt, sind wir zu größtem Danke verpflichtet, nicht minder dem Publikum, das uns mit so freundlichen Wohlwollen entgegen gekommen ist. Möge uns dasselbe auch ferner erhalten bleiben. Und so laden wir denn zum Abonnement auf das III. Quartal des „Hessenland“ ergebenst ein.

Kassel, im Juni 1887.

**Die Redaktion: F. Zwenger.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.



**№ 14.** Kassel, 15. Juli 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „**Hessenland**“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.

## Ful-uf!

In längst vergangener alter Zeit,
Als noch der Mann in Waffen ging
Und jede Stadt die Läng' und Breit'
Umgab der Mauern fester Ring,
Begab sich's, daß ein starkes Heer
Vor Kassel lag und drängt' es sehr.

Einst hatt' die wack're Bürgerschaft
Der Feinde Anprall abgewehrt,
Und um zu sammeln neue Kraft
Sich heimgewandt zu Bett und Heerd,
Indeß der Wächter auf dem Thurm
Vermelden sollt' erneuten Sturm.

Und während nun in stiller Nacht
Die Bürger in den Federn ruh'n,
Gibt auf dem Thurm der Wächter Acht,
Was drauß' im Feld die Feinde thun;
Auf einmal — morgens war's um drei —
Merkt er, daß was im Werke sei.

Im Lager lief man kreuz und quer
Und schleppt' Geschütze schon heran,
Auch Leitern trugen sie daher,
Und Alles ward ganz still gethan —
Der Wächter sah's und laut den Ruf
Stieß er in's Horn: „Ful-uf! Ful-uf!“

„Ihr Faulen auf!“ so meinte er,
(Das ward im Horne zu „Ful-uf!“
Denn Hochdeutsch ist zu blasen schwer) —
Indeß verstanden ward der Ruf,
Und ehe man es sich versah,
Stand jeder Mann in Waffen da.

Als nun der Feind zur Mauer kam,
Fand er unhöflichen Empfang,
Was ihn dermaßen Wunder nahm,
Daß er davon lief feig und bang
Und noch am selben Tag das Feld
Verließ mit Roß und mit Gezelt.

Und zur Erinn'rung an den Sturm
Erschallt' noch lange Zeit der Ruf
Um drei Uhr vom Sanct Martinsthurm
Wie damals laut: „Ful-uf! Ful-uf!“
Bis diesen, wie so manchen Brauch,
Die Neuzeit hat begraben auch.

Richt. Trömner.

# Die Pilgerfahrten
## der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.
### Von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

Die Galee war endlich bereit, der Landgraf Wilhelm und der Graf von Hanau, Schachten, Werttensschlehn, Hanstein, Arend von Stein, der von Kaiser Max dem Landgrafen zugeschickte Ritter Leonhard Wetter und alle anderen Pilger fuhren am 12. Juni nach der im Meere ankernden Galee. Landgraf Wilhelm führte einen Kaplan, einen Koch, welcher bereits dreimal das heilige Grab besucht hatte und einen Diener für sich mit. Bei gutem Winde ging folgenden Tages das Schiff unter Segel, an seinen Masten wehten außer den Bannern von St. Marco und des Patrons die Pilgerfahne, in weißem Felde ein rothes Kreuz und das Banner des Papstes. Die Stunde des Scheidens wurde durch eine feierliche Messe auf dem Verdecke, den Gesang frommer Lieder der knieenden Schar und das zu Gott gerichtete Gebet um glückliche Fahrt zu einer ergreifenden Scene. Alle Behaglichkeit war zurückgelassen, es heißt: „jeder ein Truhenn, zwei Spannen breitt, will er woll liegen muß er sein Lager darauf zurichtenn lassenn, sonst keinen andern Ortt.“ Der Landgraf ließ den Seinigen dieses bereiten und Umhänge anbringen, doch konnte „der mensch sich kaum auffrichten.“ Das Verdeck war meist der Aufenthalt, hier genossen die Seefahrer die Luft des südlichen Himmels, die wechselnden Eindrücke der im Sonnenglanze sich dehnenden Adria. Allein keinerlei Andeutung darüber entschlüpft Schachtens sonst so ausführlicher Feder, lediglich für Werke des Menschen und seine Bedürfnisse hatte er Sinn, sie rühmt er, wo es sich gebührt. Bei Städten steht am Höchsten ihrer Festigkeit gegen Feindes Angriff, so heißt das venetian. Zara eine „fast starcke Stadt“, Ragusa eine „wunderstarcke stadt“. Der Sinn für die Natur war der Menschheit noch nicht aufgegangen, in dem unaufhörlichen Waffenlärm der Zeit mußte sie desto mehr auf Sicherheit gegen Bedränger halten. Die ganze Ostküste der Adria fast lag unter den Pranken des Löwen von St. Marco, nur Ragusa erhielt sich selbständig und weiter südlich langte schon die erobernde Faust des Türken ans Meer. Am Tage St. Johannis „machtenn sie ein groß fest mit lichtern, Trummetten, siengen, beten, zu lobe dem lieben Herrn St. Johannis. Jhn riefen Pilger ganz besonders an, diesesmal half es nichts, denn es heißt weiter: „unn ihnn der nacht kam ein sturmwindt undt warff uns hinder sich bey dreissig meil weges.“ Corfu, eine starke Stadt der Venediger, Modon, Cerigo u. a. Orte werden berührt und Einiges über jeden gesagt. Ein neuer Sturm macht die Meisten seekrank, in dem äußerst engen Raume bei verdorbener Luft, mangelhafter, oft abscheulicher Kost, stehen die Pilger oft große Leiden aus. Von Candia, auch venetianische Provinz, wo die Bewohner sich ähnlich der venetianischen Weise kleideten, heißt es lobend „fast schöne Weiber und natürlichenn“. Der Ueberfluß der großen Insel an Früchten, Wein und Allerlei was der Mensch zu leben nöthig hat, erweckt die Bewunderung. Nach Berührung einiger den Johannitern gehörigen Inseln erreicht das Schiff Rhodus; ein längerer Aufenthalt wirkte wohlthätig auf den Zustand der Seefahrer ein. Das Haupt des Johanniterordens war damals Peter von Aubusson, einer seiner ausgezeichnetsten Großmeister; er hatte 11 Jahre zuvor die Stadt gegen ein mächtiges Heer Sultan Mahomed' II. heldenmüthig vertheidigt, die Türken mußten nach ungeheueren Verlusten abziehen. „Rodis ist fast eine wunderstarcke stadt undt wierdt, weil man solche noch täglichen befestigt, viel stärcker“, äußert das Tagebuch und fügt hinzu „es ist auch M. G. F. u. H. (Landgraf Wilhelm) mit drei anderen Rittern auff die Mauer geriettenn, alle vier nebeneinander, das keiner des andern pferdt beruerett.“

Mit besonderer Liebe wird von dem großen, prächtigen Hospitale berichtet, welches der edle Großmeister Anton von Fluvian aus den für seinen Hofhalt bestimmten Geldern etwa fünfzig Jahre früher erbaut hatte. Es war nach Einrichtung und toleranter Verwendung eine Musteranstalt für jene Zeiten. Jeder Kranke, arm oder reich, fremd oder einheimisch, erhielt ein mit Vorhang umgebenes gutes, sauberes Bette, sehr gute in Silber servirte Kost, mehreremale des Tages Wein (wie die starken griechischen Weine überhaupt mit Wasser). Ein dienstthuender Ritter, der einen Stab führte, ließ jedesmal die Nahrung austheilen. Zwei Leib- und zwei Wundärzte waren in dem Spital geschworen, je zwei derselben hatten Vormittags wie Nachmittags einen Umgang bei allen Kranken zu halten. Zur Bedienung waren vier Knechte bestimmt. Für den Unterhalt dieser Anstalt wurden jährlich 10 000 Dukaten aufgewendet, das Silbergeschirr derselben besaß einen Werth von 16 000 Dukaten. Am Schlusse seiner Erklärung ruft Schachten aus „und ob keinn ander guett werk in Rodis geschehe, dann dieses, so verdienten sie dennoch allen Danck gegen Gott den Allmechtigen!“ Die Galee verließ am 15. Juli wieder die „Pforte des Meeres“, wie man damals einen Hafen nannte. Des Schiffes Lauf ging auf Cypern, dann nach Jaffa. Allein das Schiffsvolk erkannte die syrische Küste nicht und so segelte die Galee auf Alexandria, bis der Irrthum zu Tage trat und gewendet wurde. Am 25. Juli warf das Schiff vor Jaffa die Anker aus. Die Fahrt erscheint als ein Tasten längs der Küsten hin; man mußte mehrfach die Vorräthe ergänzen, weil die Galeen wegen ihrer Bestimmung als Ruderschiffe eine ganz andere, flachere Bauart als die heutigen Seefahrzeuge haben mußten, daher nicht so großen Laderaum besaßen. Dann aber wurde das Mittelmeer, zumal seine östlichen Theile, schon längst von den muselmännischen Korsaren unsicher gemacht, Schiffe friedlichen Charakters mit guter Beute für jene Räuber machten daher ihre Fahrten nahe dem Lande, schrittweise; von begegnenden Schiffen wird äußerst selten Meldung gethan. Die Pilger hatten volle sechs Wochen in den so ungünstigen Verhältnissen, in beständiger Sorge vor Korsaren hingebracht; sie athmeten auf, als das ersehnte Land vor ihnen lag. Dennoch sollte das Schlimmste hier erst kommen.

Das Pilgerschiff mußte zu Jaffa vor Anker bleiben, bis der Statthalter von Jerusalem das Geleite schickte, was oft acht Tage dauerte. Der Patron sandte seinen Schreiber an's Land, der hier den Befehlshaber von Zagaria (Jagur) traf, man hoffte schneller zum Ziele zu kommen, da letzterer auch beim Geleite mitzuwirken hatte. Allein die beiden Gewalthaber veruneinigten sich und es wurde ein Bote nach Kairo entsendet, des Sultans Befehle einzuholen, worüber vierzehn Tage vergingen. Die Pilger mußten in dieser Zeit auf der Galee sich halten, da am Land ihr Leben ohne Geleite vogelfrei war. Aber auch das Meer drohte mit einem Ueberfalle durch seine Räuber, und von der „unsaglichen Hitze wurden viele kranck, und auch nicht allein von hitze, sondern auch vom bösen geschmacke (der Nahrung) und gestancke, von schafen undt viehe, welche auff der galee wahren undt übell schmackettenn, auch das brot hartt undt voller wurme, schwartz, schimmelich undt ohngesaltzenn, das man in unserem landte kaum schweinen oder hundten zu essenn gäbe.“ Es starben denn auch in den nächsten Tagen sechs der Pilger. Der Patron, welchem die Kosten des Aufenthaltes unbequem wurden, gedachte nach Cypern „hiendter sich zu fahrenn,“ in Zwist mit den Pilgern, da langte Befehl von Kairo an, die Befehlshaber von Jerusalem und Jagur sollten gemeinsam das Geleite geben. Der Guardian von Jerusalem traf ein, ebenso Reitereskorten, über 1000 Mann, und deren Oberster, der Statthalter von Jerusalem, war ein Renegat. Die zweihundert Pilger betraten am 10. August das Land, werden genau gemustert, abgezählt und müssen ihre Namen angeben. Darauf werden sie in zwei „Löcher“ untergebracht, wobei es zweifelhaft ist, ob dieses elende Räume in Häusern oder Höhlungen im Freien bezeichnen solle. Mamalucken bewachen und schützen zugleich die Christen gegen Mißhandlung ja Tödtung durch die rohe, fanatische Bevölkerung. Diese Reiter, eine Elite der Krieger des Sultans, hatten köstliche behende Pferde, nach ihrer artt woll gezierett, lange weiße Kleider, die huete mit weißen düchernn umwickeltt, oft bei 40—50 ellenn, das solches eine lust anzusehenn ist,“ u. A. Nach 3 Tagen kamen die Treiber mit den Eseln an, welche für große Beträge gemiethet wurden. Der Patron hatte an die Machthaber in Jaffa große Geschenke gemacht, was zur Förderung der Sache beitrug, ob er, wie es in der Regel die Verträge vorschrieben, seine Schutzbefohlenen weiter führte, ist nicht ersichtlich. Der Zug setzte sich in Bewegung, die beiden Befehlshaber an der Spitze, die Pilger auf Eseln, waffen- und wehrlos, die Thiere ohne Sattel und Zaum, nur mit einem Strohsack versehen. In langer Reihe hintereinander, neben jedem Pilger ein Mamaluck, deren

Rest auf allen Seiten vertheilt, so ging es unter der Sonne glühendem Strahle durch das steinige wüste Land fürbaß „hübsch in der ordnunge" fügt Schachten humoristisch hinzu. Vor Ortschaften eilte ein Reitertrupp voraus, um zu hindern, daß „die heidnischen Weiber undt kiendter die Pilger beschimpften undt mit steinen würffen." Dennoch geschah dieses oft genug, Pilger, welche außer Bereich des Geleites geriethen, waren in Lebensgefahr. Stellt man sich in dieser so überaus unwürdigen Lage die deutschen Reichsfürsten vor, so erscheint gewiß der Muth der Seele wie des Leibes bewundernswerth, welcher zum Ausharren um des idealen Zieles willen stärkte. Und diese Großen der Erde hatten Namen wie Alles ablegen müssen, was ihren hohen Stand hätte verrathen können, da sie sonst in die Gefahr geriethen um Lösegeldes willen gefangen gemacht zu werden. Die Habgier der Moslemin spähte stets nach Solchen, aus denen sie mehr zu erpressen hoffen durften. Daher suchte man vorher die Galeoten (Schiffsleute) durch reiche Trinkgelder vom Verrathe abzuhalten, ohne dadurch demselben im gelobten Lande stets zu entgehen. Wie leicht mochte das an Ehrfurcht gewöhnte Gefolge, selbst wenn es auf seiner Hut war, solche Männer bloßstellen! Der Patron einigte sich mit der Behörde über den Zoll für seine Pilgertruppe, welcher stets sehr hoch getrieben wurde. Zu Ramla, dem Haltepunkte zwischen Jaffa und Jerusalem, hielt man die Karawane drei Tage durch die Bestimmung des Tributs an die Behörden auf „wir lebtenn mit Essenn und Trinckenn ubel" hören wir da. In furchtbarer Hitze ging es weiter, ein Brunnen lockte zu gieriger Benutzung, bald starb ein alter Pilger auf seinem Esel, sofort von den „Heiden" ausgeplündert. Durch wildes, elendes Aussehen fallen die umherschweifenden Arabi (Beduinen) auf, von deren Bestialität wir abschreckende Züge erfahren und gegen welche die Mamalucken und Türken vortheilhaft hervorgehoben werden. Die übermäßige Hitze wurde vielen gefährlich, doch trat Abends Kühle ein, sie erholten sich „Gott schickett es zum bestenn" tröstet Schachten. Es kam vor, daß beim Aufbruche die, welche den Namen ihres Eselführers vergessen hatten, zu Fuße gehen mußten, ein Mühsal, dem sich nicht einmal die Eingeborenen unterzogen. Jedes Auf- und Absitzen mußte mit einem Bakschisch vergolten werden, dabei thaten die Treiber auch „sonsten viel bubereÿ, stahlenn u. s. w." Die bergigen, steinigen Wege verursachten nicht selten Straucheln der Thiere, besonders in der Nacht, dann war ein Sturz fast unausbleiblich, der aber dann noch ein Geldopfer zur Folge hatte. Doch der schmachvolle Ritt hat auch ein Ende.

Am Morgen des 15. August erblicken die vordersten Pilger das so heiß ersehnte Ziel — vor ihnen erglänzen die Zinnen der heiligen Stadt, ein Anblick, der alle ausgestandenen Leiden vergessen macht. Thränen der Rührung brechen aus manchem Auge, Alle drängen nach vorn, springen von den Thieren, umarmen einander, fallen nieder zu inbrünstigem Gebete. Vor der Stadt erwarten Mönche den Zug, welche für die Unterkunft gesorgt haben. Den Landgrafen, Philipp von Hanau und die übrigen Deutschen nahm ein Haus auf, in dem sie auf dem kahlen Erdboden lagen, dessen Wirth keinerlei Speise oder Trank für sie hatte. Da ziehen sie selbst aus, kaufen sich Nahrung, Holz u. A. Der Guardian sendet ihnen Teppiche und Aehnliches, so richten sie sich nothdürftig ein. Vorschriften für ihr Verhalten werden ihnen eingeschärft, Verstöße können schlimme Folgen, ja Gefahr für das Leben bringen. Gleich am folgenden Tage beginnen die Pilger unter Führung der Mönche den Besuch der heiligen Stätten, die Verehrung der Reliquien. Zahlreich sind diese Orte in der Stadt, wie in deren Umgegend, in beständiger Aufregung und Entzückung bringen die frommen Männer ihre Gebete, ihre Opfergaben dar. Eine erste Nacht wird im Tempel über des Heilands Grabe in stiller Andacht ausgeharrt, später liegen die Pilger noch eine Nacht zur Vorbereitung im Gebete auf des Tempels Fußboden, um dann gegen Morgen zum Anblicke des höchsten Heiligthumes zugelassen zu werden. Ampeln erleuchteten den unterirdischen Raum, durch eine schmale Oeffnung geht man ein zu dem Grabe des Heilandes, von Schauern der Andacht durchbebt. Nach diesem ritt die ganze Schar der Pilger gen Betlehem, eine Anzahl ehrwürdiger oder heiliger Stätten zu besuchen, und dann lagen sie eine dritte Nacht betend im Tempel. Nun gelten sie für würdig zur Aufnahme als Ritter vom heiligen Grabe, der dafür vom Papste Bevollmächtigte ertheilt dem knieenden L. Wilhelm den Ritterschlag mit der Fähigkeit, die übrigen Geprüften aufzunehmen. Der neue Ritter vollzieht die Ceremonie an dem Grafen von Hanau, ihren Begleitern und allen noch Anwesenden. Alle diese Anstrengungen, bei elender Lebensweise, zur Höhezeit des syrischen Sommers, wurden in 8 Tagen vollbracht, während sonst meist 14 Tage dafür verwendet wurden.

(Fortsetzung folgt).

# Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise.

Geschildert von A. Trabert.

(Schluß.)

Die Aushebung Dr. Kellners aus dem Kloster Wormeln erfolgte, wenn ich mich recht entsinne, im Juli 1851, ungefähr gleichzeitig mit Hornfeck's und meiner eigenen Verhaftung in Fulda. Auch wir hatten gegen die Septemberordonnanzen, in denen wir eine Verletzung der Verfassung von 1831 erblickten, in einer Reihe von Zeitungsartikeln beharrlich angekämpft und wurden acht bis neun Monate nach dem Erscheinen der letzten Nummer unseres Blattes verhaftet, um erst jetzt vor das permanente Kriegsgericht gestellt zu werden. Auf dem Transporte in das Kastell zu Kassel mußte ich mit meinen Gensdarmen zu Bebra übernachten. Dort im Gasthause wurde mir zugeraunt: Auch Kellner soll verhaftet sein. Es verging aber Woche auf Woche, ohne daß von dieser Verhaftung etwas zu merken war.

Da mit einem Male, in der Nacht vom 13. auf den 14. August, wird es im Kastellhofe ungewöhnlich lebendig. Ich verlasse mein Lager und eile an's Fenster. Doch läßt sich in der dunklen Nacht und weil die Eisenstäbe einen ordentlichen Ausblick unmöglich machen, nichts unterscheiden. Auf der Zelle neben mir entsteht ungewöhnliches Ab- und Zugehen. Diese Zelle zu meiner Rechten hatte bisher dem Auditeur Dallwig, der sich dem permanenten Kriegsgerichte zur Verfügung gestellt hatte, als Verhörzimmer gedient. Nun aber wurden plötzlich lärmende Einrichtungen getroffen, wahrscheinlich Tisch und Stühle entfernt, eine Pritsche aufgestellt und was sonst noch geschehen mochte. Als das Poltern aufhörte, war mir, als würden dem Wachtposten auf dem Gange besondere Instruktionen ertheilt.

Am anderen Morgen bekam ich Gewißheit durch die Nachbarschaft außerhalb des Kastells. Dem Eingange des Letzteren gegenüber, vom Kastell durch die Straße getrennt, zieht sich eine Reihe von Häusern hin. So war es wenigstens damals, wenn es sich jetzt etwa geändert haben sollte. Aus den oberen Stockwerken jener Häuser konnte man herüber in's Kastell sehen, in die vergitterten Fenster unserer im ersten Stock gelegenen Zellen. Das Gegenüber dieser Zellenfenster und jener Häuser ist zwar ein ziemlich weites, indem die erwähnte Straße, der Kastelleingang, ein Theil des Walles und dann auch noch die ganze Breite des Kastellhofs dazwischen liegen; wer aber so gute Augen hat, wie die meinigen damals waren, bedarf keines Glases, um eine Person, die aus jenen Häusern herüberblickt, genau zu unterscheiden.

Dort in dem oberen Stockwerk eines der Häuser gewahre ich jetzt eine Frauengestalt, die ein Kind so weit als möglich aus dem offenen Fenster heraus hält, als wollte sie es in den Kastellhof gleichsam herüberreichen. Ich erkannte auf den ersten Blick Gottlieb Kellners Frau und wußte nun, wer in der Nacht mein Nachbar geworden war.

Als nach etwa einer vollen Stunde die Frauengestalt mit ihrem Kinde aus dem Fenster wieder verschwunden war und ich annehmen durfte, daß sie das Haus, aus welchem sie ihren Gruß herübergewinkt, wieder verlassen habe, trommelte ich an die Wand, die mich von Kellner trennte. Ich schlage dann einmal hart an und rufe aus Leibeskräften A. Ich wiederholte sowohl den Schlag wie auch den Ruf. Ich ließ dann zwei Schläge folgen und rief B. Sofort antwortete Kellner mit drei Schlägen und rief C. Er hatte mich also verstanden und unser Klopf-Alphabet war fertig. Allerdings ein sehr unpraktisches, weil es höchst unbequem und ermüdend war. Wie hätten wir es auch gleich so vollkommen haben können, wie es die in den Gefängnißzellen eingebürgerten Gauner besitzen? Aber immerhin, wir konnten uns schon verständigen, wenn auch nur mühsam und langsam. Wir gingen auch sofort daran, unsere Buchstabenbezeichnung bequemer einzurichten; bald aber konnten wir das Klopfalphabet fast ganz entbehren.

Unter den Soldaten, die täglich die Kastellwache zu beziehen hatten, gab es nämlich immer eine erhebliche Anzahl uns vertrauter Parteigänger, und wenn auch ich es verschmähte, von denselben jemals eine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen, so waren die Kasseler Demokraten minder skrupulös und organisirten sofort eine sehr rege Verbindung. Am besten ging das von Statten, wenn die Wache vom Leibgarderegiment bezogen war, in das sich ein Kasselaner Namens Zinn (er war Setzer seines Zeichens) als Freiwilliger hatte aufnehmen lassen, um gleichsam der Leiter des geheimen Verkehrs zu werden. Seiner Schlauheit gelang es sogar, sich in den Besitz eines Nachschlüssels zu setzen, mit welchem er, wenn ihn die Reihe traf, Nachts im Gang vor Kellners Zelle auf Posten zu stehen, nach Belieben öffnen konnte.

Unter diesen Umständen wurde sofort ein neuer Fluchtplan entworfen, der, unsere Einwilligung vorausgesetzt, auch Hornfeck und mich umfassen sollte. Wir beide aber lehnten ab, und zwar bestimmte uns hierzu die Einrede der Verjährung, die uns zur Seite stand, und die Erwägung, daß wir im schlimmsten Falle doch wohl nur eine solche Strafe zu gewärtigen haben möchten, die man immer noch lieber trägt, als daß man sein Vaterland aufgibt.

Anders stand die Sache bei Kellner, bei dem die Einrede der Verjährung höchst fraglich war und welcher nach meiner Kalkulation immerhin von Seite des Kriegsgerichtes, dessen verfassungswidrige Einsetzung und Kompetenz wir vergeblich anfochten, auf eine Gefängnißstrafe von 20 Jahren zu rechnen hatte. Eine solche Strafe wäre für Kellner gleich dem Tode gewesen. Er also mußte fliehen.

Der Fluchtplan war schon im Herbste 1851 fertig. Die Ausführung verzögerte sich aber durch die Inhaftirung eines Militärarztes, der nicht in's Vertrauen gezogen werden durfte und leicht in der Lage gewesen wäre, den Plan zu vereiteln. So kam es, daß Hornfeck und ich trotz der Verjährung standrechtlich verurtheilt, unser Prozeß auch in der Revisionsinstanz durchgeführt und wir beide nach Spangenberg abgeführt wurden, Kellner aber immer noch seinem Schicksal im Kastell zu Kassel entgegenharrte.

Sein dortiger Aufenthalt hatte sich auch gleich in den ersten Wochen arg verschlimmert. Der Kastell-Kommandant Willius hatte die von mir geschilderte Begrüßungsscene so gut bemerkt wie ich und Kellners Frau wiederholte den Gruß auch an den folgenden Tagen. Sie hatte dann um die Erlaubniß gebeten, ihren Mann sprechen zu dürfen, was ihr, wenigstens in den ersten Wochen der Untersuchung, abgeschlagen wurde. Nicht ohne stolzen Trotz kam sie dann, ihr Kind auf dem Arme, in den Kastellhof. Allgemeine Bestürzung! Die unglückliche Frau stand mitten im Hofe, der Zelle ihres Gatten gegenüber, und der kleine Knabe winkte mit den Händchen und rief: Papa! Papa! Man forderte sie auf, zu gehen, aber sie blieb und wurde schließlich mit Gewalt weggeführt.

Die Folge davon war, daß Kellners Fenster mit Blenden versehen wurde. Alles das wußte ich, hatte es mit angesehen, und nun die fortwährende Verzögerung der Flucht! Kann sie noch gelingen? Wird sie gelingen?

Da endlich kommt die erste Botschaft zu mir auf die Festung. Der Gefreite Linz, der bei meinem Spaziergang auf dem Wall als mein Wächter hinter mir her zu trotteln hatte, raunte sie mir am 15. Februar 1852 mit den leise geflüsterten Worten zu: „Wissen Sie schon? Der Kellner ist durchgegangen."

Einen oder zwei Tage später erhielt ich dann auch einen Brief meiner Braut, den ich hier wörtlich mittheilen will:

„Freuen wir uns! Dr. Kellner ist frei. In der Nacht vom 13. auf den 14. Febr. ist er mitsammt der Schildwache, mit dem Gardisten Zinn, geflüchtet. Die Flucht war mit großer Umsicht vorbereitet und wurde ebenso durchgeführt. Sämmtliche Telegraphenlinien waren durchschnitten und es dauerte bis 10 Uhr Vormittags, ehe das erste Telegramm zu Kellners Verfolgung abgehen konnte. Das Abschneiden der Leitungen war eine schwere Arbeit gewesen. Nach dem unterirdischen Draht z. B., der nach Berlin geht, war sieben Nächte lang vergeblich gesucht worden. Ich hoffe, die Geflüchteten sind bereits in Sicherheit. Aber trotz dieser Freudenbotschaft, die mir meinen Geburtstag verherrlicht, sieht's in der Welt gar schrecklich aus" . . . . .

Ein späterer Brief meiner Braut (natürlich kamen alle diese Briefe nur auf verbotenem Wege zu mir) erzählt weiter: „Das kriegsgerichtliche Erkenntniß gegen Keller lautet auf 35 Jahre. Warum nicht gleich auf 50, nicht gleich auf 100 Jahre? Die Anklage beschuldigt ihn der Vergehen schwerer Majestätsbeleidigung und des versuchten Hochverraths."

Ueber die Flucht wurde mir dann weiter berichtet: „Kellner hat mit seinem Retter Zinn und seinem Schwager glücklich das gastliche England erreicht. Zur Ausführung der Flucht war eine Nacht gewählt, in welcher sich Kommandant Willius außerhalb des Kastells auf einem Offizierskränzchen befand. Gardist Zinn hatte damals die Wache am Frankfurter Thor beziehen sollen, war aber durch Tausch in's Kastell gekommen. Dort zeigt er seinen Kameraden einen großen Thaler, sagt, es sei sein Geburtstag heute und er wolle Etwas drauf gehn lassen. Er läßt dann Verschiedenes zum Essen holen und schafft einen Krug voll Schnaps herbei, der mit einem starken Schlaftrunk vermischt war. Es wird dann wacker drauf losgezecht. Bei der Ablösung um 10 Uhr Abends kommt Zinn vor Kellners Thüre. Diese wird geöffnet, dem Gefangenen ein Soldatenmantel angezogen und eine Pickelhaube aufgesetzt. So führt ihn Zinn an dem schlaftrunkenen Posten vorbei, der im Kastellhof steht. Von da gehen Beide auf den Wall. Dort wird an einem Cirenenbusch ein Strick befestigt. An diesem läßt sich Kellner in einen Kahn hinab, der hier seiner auf der Fulda wartet. Am jenseitigen

Ufer legt er die Soldatenkleider ab und nun geht's in einem bereitstehenden Wagen flugs zum Thore hinaus. Gleichzeitig passiren andere Wagen alle anderen Thore Kassels. Zinn bleibt noch bis gegen Morgen im Kastell und erbittet sich dann die Erlaubniß, zu Hause seinen Kaffe trinken zu dürfen, kommt aber selbstverständlich nicht zurück. Um 8 Uhr begibt sich Aufseher Wagner auf Kellners Zelle und als er das Nest leer sieht, wird er ohnmächtig. Die allgemeine Bestürzung, die dann folgte, spottet jeder Beschreibung. In Kassel war der Jubel der Demokraten ganz ohne Gleichen; ja ich glaube, daß selbst Feinde Kellners froh mit einstimmten. Einen köstlichen Witz, in welchem darauf angespielt wird, daß Demjenigen, der den Flüchtling Zinn einliefere, eine Belohnung von 300 Thlr. zugesagt war, machte Komiker Birnbaum im Hoftheater. Er hatte in der Rolle eines Gastwirths aufzutreten. Die Bedienung ist schlecht und bleibt trotz allem Rufen der Gäste durch längere Zeit unsichtbar. Endlich erscheint der Gastwirth (man muß sich Birnbaums Grimasse denken!) und bittet kläglich um Entschuldigung: „„Verzeihen Sie! Mein Kellner ist mir durchgegangen und hat mir für 300 Thlr. Zinn mitgenommen."" Du kannst Dir denken, daß das Haus vor lauter Beifall fast zusammengestürzt ist."

Endlich wurde mir noch in einem vierten geheimen Briefe mitgetheilt, der Strick am Eirenenbusch sei nur zum Schein angebracht gewesen und Kellner sei durch das Kastellthor entkommen. Auch erzählt dieser Brief von der Verhaftung eines Kasseler Posamentiers der in Betreff Kellners von einem Fluchtplane Kenntniß erhalten hatte und sie mittelst einer Denunziation verwerthen wollte, aber damals, als er diesen Versuch machte, nicht angehört wurde. Jetzt aber wurde diese schöne Seele am Kragen gefaßt und in eine Untersuchung gezogen.

Dr. Kellner blieb nicht in London, sondern ging nach Nordamerika. Anfangs soll er dort mit schwerer Noth gerungen haben. Nachher wurde er Redakteur in einem der Südstaaten der Union. Gehört und gesehen habe ich leider nichts mehr von ihm, aber ich denke, er lebt noch*).

Und was ist aus seinem Commilito geworden, der, den Bitten der Braut folgend, nach England flüchtete?

„Ach, der Tod, er raubt uns Alles;
Wie ein Habicht raubt er uns."

Schon bald nach Ausführung seiner Flucht eines frühen Todes verblichen, ruht Heise längst in fremder Erde**). Der Vulkan ist ausgebrannt. Nicht eine Handvoll Asche mehr ist sichtbar, die uns noch Zeugniß gäbe von dem Feuer, das da geglüht und gesprüht hat.

Wer aber von den Zeitgenossen noch im Stande ist, die Lücken des von mir Erzählten zu ergänzen, oder mich da, wo ich vielleicht geirrt habe, zu berichtigen, den bitte ich, uns sein Wissen mitzutheilen. Ich lade ihn dazu ein im Namen der Geschichte.

*) Dr. Gottlieb Kellner lebt heute noch in Philadelphia als Herausgeber des „Philadelphiaer-Demokrat". Dr. Gottlieb Kellner, geb. 1829 zu Kassel, steht gegenwärtig in seinem 67. Jahre. Kellner hatte in Heidelberg und Marburg von 1840—1845 Rechtswissenschaft studirt, hatte sich dann als Privatdozent in der philosophischen Fakultät zu Göttingen habilitirt, von wo ihn das Jahr 1848 nach seiner Vaterstadt Kassel zurückführte. D. Red.

**) Heinrich Heise ist am 26. Januar 1860 zu Liverpool in seinem 40. Lebensjahre gestorben. Geboren war derselbe am 29. Septbr. 1820 in Hofgeismar, wo sein Vater, der nachmalige Steuer-Inspektor M. E. Heise, damals Steuerkommissar war. Heinrich Heise hatte sich erst spät zum Studium entschlossen, er brachte es vermöge seiner außergewöhnlichen Begabung in kürzester Zeit so weit, daß er im Herbst 1842 zu Hersfeld seine Maturitätsprüfung glänzend bestehen konnte und studirte dann von da bis 1846 in Marburg und Göttingen Rechtswissenschaft. D. Red.

# Ein Gang über den alten Kasseler Friedhof.*)

Von W. Rogge-Ludwig.

## II. Karl Friedrich Gerstäcker.

Einige Wochen vor Jussow's Ableben wurde der gefeiertste Sänger an dem Kasseler Hoftheater, Karl Friedrich Gerstäcker, zu Grabe getragen. Auch ihm haben Freunde und Kunstgenossen auf dem alten Friedhofe ein Denkmal errichtet. Ein kunstvoll bearbeiteter, etwa 6 Fuß hoher Gedenkstein zeigt uns die Stätte seiner Ruhe. Die auf demselben angebrachte, jetzt auch schon ziemlich verwitterte Inschrift lautet:

Karl Friedrich Gerstäcker
geb. 15. November 1788, gestorben 1. Juni 1825.

Darüber stehen die Verse:

Was seine Lippen uns gesungen,
Was so von Herz zu Herz gedrungen,
Es lebt zu unvergeßner Lust
Unsterblich fort in jeder Brust.

Unter den jetzt Lebenden finden sich nur noch gar wenige, denen der Gesang des berühmtesten Tenoristen seiner Zeit unvergessen geblieben ist, noch aber giebt es viele, welche bekunden können, mit welcher Begeisterung dessen Zeitgenossen noch in späten Jahren sich seiner erinnert haben.

Eine derselben, die vom Jahre 1812 bis 1872 am Kasseler Theater thätig gewesene Hofschau-

*) Sieh Hessenland Nr. 12.

spielerin Henriette Schmidt, sagt von ihm in ihren hinterlassenen Aufzeichnungen: „Mit seiner wundervollen, hohen, gutgeschulten Stimme, dem richtigen Verständniß der ihm gestellten Aufgabe, löste er diese immer mit der größten Künstlerschaft. Dabei unterstützte ihn lebendiges, stets der Situation angemessenes Spiel, bewegliche freie Handlung und eine sehr schöne Persönlichkeit. Sein Darstellungstalent kam dem seines Gesanges fast gleich. In Partien wie Max im Freischütz, Johann von Paris, Tamino, Florestan, Sargines, Nadori in Jassonda wurde er von keiner der damals lebenden Kunstgrößen erreicht. Seine beste Rolle war Adolar in Webers Euryanthe, sein ganzes Wesen, Stimme, Vortrag und Spiel, war für diese Rolle wie geschaffen.“ Der vor ihm auch in der Blüthe seiner Jahre verstorbene Dichter Ernst von der Malsburg hat ihn im Jahre 1822 mit folgenden Versen gefeiert:

Wenn Dein Lied in sanften Tönen
Dringt an unser Ohr,
Hebt es uns zum Quell des Schönen
Zauberisch empor.
Singe, lieber Sänger, singe
Deine Melodieen,
Die uns auf der Engel Schwingen
Leise mit sich zieh'n.
Glaub' es nur, was Deinem Munde
Zauberisch entthaut,
Ist, was Gott in sel'ger Stunde
Engeln anvertraut'.

Den Kasseler Kunstfreunden war es aber nur wenige Jahre vergönnt, sich an der unvergleichlichen Stimme des gottbegnadeten Sängers zu erfreuen. Sein erstes Auftreten fand am 28. Juli 1821 in Spontini's Vestalin statt, und nur einmal war es ihm vom Schicksal vergönnt, in seiner glänzendsten Partie in der am 28. Juli 1824 zum erstenmal gegebenen Oper Euryanthe aufzutreten. Sie war sei Schwanengesang.

Von einer kurz darauf unternommenen Kunstreise kehrte er krank zurück und eine sich schnell entwickelnde Lungenzehrung endete das Leben des so viel bewunderten Künstlers am 1. Juni 1825 in der Blüthe seiner Jahre. Wie groß und allgemein die Trauer über sein frühes Hinscheiden war, zeigte sich bei seiner Beerdigung. Dem Sarge folgte eine überaus große Anzahl seiner Freunde und Veehrer, sowie sämmtliche Mitglieder des Theaters und Orchesters. Unter Trauergesang wurde der Leichnam aus dem Hause getragen und mit Trauermusik eingesenkt. Am Grabe widmete Hofrath Niemeyer dem Andenken des Künstlers Worte der Feier und der Wehmuth.

Die Kasseler Zeitung zeigte seinen Tod mit folgenden Worten an:

„Eine der anmuthigsten Stimmen ist hiernieden auf immer verstummt. Friedrich Gerstäcker, gleich liebenswürdig als Mensch, wie als Künstler, ist diesen Morgen nach einem langwierigen Krankenlager im Kreise einer trostlosen Familie und tiefbetrübter Freunde in den besten Altersjahren verschieden. Unsere Oper verliert in ihm den seltensten Schmuck und Reiz und Deutschland gewiß einen seiner ersten Tenoristen.“

Gleich in dem ersten Jahre seiner Bühnenthätigkeit am Kasseler Hoftheater hatte Gerstäcker auch Gelegenheit gehabt, Anerkennung seiner Leistungen von der berühmtesten Sängerin ihrer Zeit, zu finden. Es war die am 23. Februar 1749 als Gertrud Elisabeth Schmehling in Kassel geborene und zu einem Weltruf gelangte Mara. Sie hatte Kassel schon in ihrem sechsten Lebensjahre verlassen und in ihrem langen Leben ihre Vaterstadt nur zweimal auf wenige Tage wieder aufgesucht, zum letzten Mal im Oktober 1821. Die Kasseler Kunstfreunde hatten damals ihre berühmte Landsmännin außerordentlich gefeiert, vor Allen aber die Kurfürstin Auguste, welche sie gleich nach ihrer Ankunft zu einer musikalischen Abendunterhaltung zu sich einlud. Die 72jährige Sängerin hatte hier durch den Vortrag der Arie aus Händels Messias „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,“ allgemeines Entzücken und Erstaunen erregte. Bei einem am 11. Oktober ihr zu Ehren im Stadtbau gegebenen Konzert war auch die Kurfürstin erschienen, und der Künstlerin, als diese den Saal betreten, entgegengegangen und hatte sie auf den Platz neben sich geführt. In einem damals erschienenen Bericht über dieses Konzert wird gesagt: „Der Gesang der Madame Arnold, geborene Reuter, unnseres Lieblings Gerstäcker und das Violinspiel des Herrn Wiele boten einen großen Kunstgenuß. Nach Beendigung des Konzerts wurde Mara von dem Adjutanten des Kurprinzen, Hauptmann von Steuber in den Speisesaal geführt, wo Kunstfreunde ihr zu Ehren ein Abendessen arrangirt hatten und wo sie unter Pauken- und Trompetenschall begrüßt wurde. Nach der Mahlzeit bot sie der Gesellschaft durch den Vortrag einiger Kavatinen den hrrlichsten Genuß, worauf ihr Gerstäcker, der allein dazu würdig befunden war, einen Lorbeerkranz aufsetzte.

Der Enthusiasmus für die berühmte Landsmännin war so groß, daß beschlossen wurde, ihr an der Stelle, wo sie im Konzert gesessen hatte, ein Denkmal zu errichten, welches in einer daselbst einzusetzenden erzenen Platte mit ihrem Namen und Geburtsort und den Tag des Konzertes bestehen sollte.“

Zur Hebung des Sinnes für dramatische Kunst in Kassel hat Kurfürst Wilhelm II. dadurch, daß er durch Verwilligung bedeutender Geldsummen (jährlich über 50000 Thlr.) das Theater zu einem der ersten Deutschlands erhob, sehr viel beigetragen. Dazu kam, daß er in dem zum Generaldirektor des Hoftheaters ernannten früheren Theaterdirektor Carl Feige den richtigen Mann zur Ausführung seiner Absichten gefunden hatte. Diesem gelang es gleich anfangs Kunstgrößen, wie Seydelmann und Loewe für das Schauspiel und Berthold und Gerstäcker für die Oper zu gewinnen.

Letzterer, in Schmiedeberg bei Wittenberg geboren, war eigentlich zum Chirurgen bestimmt, seine vortreffliche Stimme, verbunden mit außerordentlicher Begabung für Musik, ließ ihn aber die ihm von der Natur bestimmte Laufbahn betreten. Nachdem er von Benelli ausgebildet war, debutirte er bei der Ritz'schen Schauspielergesellschaft in Chemnitz, kam bald darauf im Jahre 1810 zur Seconda'schen Gesellschaft, welche in Leipzig und Dresden ihre Vorstellung gab und im Jahre 1815 nach Hamburg. Nachdem er sich hier als Künstler und als edler und bescheidener Mensch die allgemeinsten Sympathieen erworben hatte, kehrte er 1820 nach Dresden zurück, worauf er im folgenden Jahre mit 3000 Thl. Gage für das Kasseler Hoftheater engagirt wurde. Gerstäcker hatte auch auf seinen Kunstreisen in Dänemark, Holland und Frankreich allgemeine Bewunderung erregt. (Allgemeine deutsche Biographie).

Der so sehr gefeierte Sänger wurde auch in Kassel wegen seines musterhaften Privatlebens allgemein hochgeachtet. Henriette Schmidt schreibt: „er lebte außer seiner Kunst nur seiner Familie! Wie oft denke ich noch an die harmlos vergnügten Stunden zurück, die ich mit ihm, seiner Frau und seinen Kindern in seinem Hause verlebt habe.“ Sein Sohn war der bekannte Schrftsteller Friedrich Gerstäcker, welcher zum Kaufmann bestimmt, in Kassel in das Philippson'schen Geschäft als Lehrling eingetreten war, bald aber Kassel verließ, um Oekonomie zu erlernen und dann sein Glück in Amerika zu versuchen.

Der Kurfürst ehrte Gerstäcker nach dessen Tode dadurch, daß er seiner Wittwe eine lebenslängliche jährliche Pension von 300 Thlr. bewilligte.

Möchten doch die jetzt lebenden Kunstfreunde das Andenken an den berühmten Sänger dadurch ehren, daß sie das von seinen Kollegen errichtete schöne Denkmäl vor dem ihm drohenden Verfall bewahren!

---

# Der lange Hennes.

Eine Geschichte aus dem vorigem Jahrhundert von Franz Treller.

(Schluß.)

Monate waren vergangen seit jenem Tage, der Sommer neigte sich schon dem Ende zu, da schritt in Kassel ein Grenadier im langen Soldatenmantel langsam die Schloßfreiheit hinauf. Vor dem Hause des Geheimen Raths von Schimmelpfennig hielt er an, holte tief und schwer Athem, öffnete dann die Thüre und betrat das Haus. Er klingelte an der Vorthür, und dem öffnenden Diener drückte er seinen Wunsch aus „s Kathrinliß zu sprechen.“

„Do äs n Soldate Kathrinliß un well Dich sprechen“ rief der Diener in ein Zimmer hinein.

„Ach Du allemächtiger Gott“ und flink fuhr das Mädchen aus dem Zimmer heraus in den Hauseren, in der einen Hand einen Scheuerbesen, in der anderen einen Lappen.

„Hennes! Hennes! best Du's dann?“ und mit einem jauchzenden Schrei rannte sie auf ihn zu.

Der starke Mann umschlang sie mit dem Arm, hob sie empor, küßte sie auf die Wange und ließ sie dann langsam wieder zur Erde nieder.

'S Kathrinliß mußte sich doch ein Bischen setzen, 's war ihm ganz schwach zu Muthe, aber es dauerte nicht lange, dann sprang sie jubelnd wieder auf und verschlang ihren Hennes mit den Augen.

„Ich dachte jo, du kemest nidd widder Hennes; Ach du liewer Gott, was honn ich vor Angest ußgestehn. Du, liewer, liewer Hennes, nu äs jo Alles gud, nu best de widder do — dem liewen Godde si's gedanket.“

So herzlich und liebevoll der Hennes seinen Schatz anblickte, so lag auf seinem Antlitze doch ein Schatten von Trauer.

„Na? was beste dann so stille? Freist Du Dich dann nidd?“

Langsam begann der Grenadier:

„Kathrinliß ich muß De erst was sprechen —“

„Na?" fragte das Mädchen und blickte den ernsten Mann unruhig an.

Der Hennes sah vor sich nieder und sagte dann: „Kathrinliß ich ben 'n Krüppel."

„Ach du allemächtiger Gott!" und das starke Mädchen wurde ganz blaß und starrte mit einem Blicke wortlosen Schreckens den Hennes an.

„Wo dann Hennes? Wo dann?" sagte sie endlich leise. „Wo host De's dann?"

„Ich honn bloß einen Armen."

Nach einer Weile, während sie ihres Schreckens Herr zu werden suchte, fragte sie mit zitternder Stimme: „Werd's dann widder heile weren?

„Heile äs es schund — awer ich honn bloß den einen noch."

„Na, wann's heile äs? —" und Freude kämpfte auf ihrem Antlitz mit der Angst.

„Jo — awer mit einen Armen —"

„Was wedde dann Hennes? Wann's nur heile äs — ich honn zwei — un midd allen beiden well ich vor dich arweiden, Dag un Nacht, Hennes. Wann's widder nix äs — do mach De keine Gedanken nidd ümme." Da schlang der starke Mann schweigend seinen Arm um das Mädchen und drückte ihren Kopf an sein Herz; un's Kathrinliß schluchzte, als ob's der Bock stieß, un dann sproch's:

„Armer Hennes! Liewer Hennes!" und auch ihm rollten langsam die Thränen über die gebräunten Wangen, aber es waren Thränen der Rührung, tiefinnerer Freude.

In der Küche lauschten der Diener und die andere Magd dem, was da auf dem Gange vorging, und denen wurden auch die Augen naß.

'S Kathrinliß awer riß sich endlich los, halb noch schluchzend, halb jubelnd:

„Wann's Herze nurd noch ganz äs, Hennes, uff 'n Armen kimmet me's nit ahn. Best doch noch der scheenste Bursche in 'n Hessenlanne un der bravste — best min Hennes."

Schon wollte sie ihn zur Küche ziehen, als sich die Hausthüre öffnet und ein Unteroffizier hereintrat, der sich kurz an den Hennes wandte: „Grenadier Krug, ich bin Ihm nachgeschickt, Er hat sich sofort auf dem Schlosse beim Adjutanten von Dörnberg zu melden," damit machte der Unteroffizier wieder Kehrt und Hennes verabschiedete sich und folgte ihm — während ihm das Mädchen nicht ohne Besorgniß nachblickte.

---

In einem fürstlich behaglichen Gemach des alten Landgrafenschlosses stand der Hennes kerzengerade vor Prinz Friedrich. Mit einem ganz besonderen Ausdruck schaute der junge Fürst in das ehrliche Antlitz des Burschen.

„Weiß Er, warum ich Ihn rufen ließ Grenadier Krug?"

„Zu Befehl, Fürstliche Gnaden, nein."

Mit einem sanften, herzgewinnenden Lächeln fuhr der Prinz fort, während sein Auge über die Gestalt des Hennes fuhr:

„Er hat ja wohl nur einen Arm, Grenadier Krug?"

Der Hennes wurde roth im Gesicht, und stotterte ganz unreglementmäßig: „Jo, ich honn bloß einen."

„Wie hat Er dann den andern verloren?"

Der Hennes schwieg in sichtbarer Verlegenheit.

„Er scheint sich nicht zu erinnern, Grenadier Krug — es ist gut daß ich ein besseres Gedächtniß habe. Glaubt Er denn, ich hätte nicht gesehen, wie er da bei den schottischen Bergen, Er weiß ja wohl noch, seinen Arm vor mich warf und den Hieb des Hochländers auffing, der mir galt? Was? Und Er meldet sich nicht bei mir, seit er aus dem englischen Lazarethe heraus und wieder auf deutschem Boden ist?"

„Ich hon jo bloß minne Schulligkeit gedohn."

„Das hat Er redlich Hennes, wie ein echt hessisches Landeskind. Er muß es mir zu Gute halten, Krug, daß ich mich in dem schottischen und niederländischen Trubel nicht gleich um ihn bekümmerte" —*)

„Ach Gott, Fürstliche Gnaden —"

„Aber vergessen hab' ich Ihn nicht."

Nach einer Weile fuhr der Prinz fort:

„Kann Er denn noch schießen, Krug, mit dem rechten Arme?"

Mit leuchtenden Augen, entgegnete der Hennes: „Zu Befehl, 's geht mit dem einen Arme so flink und sicher wie mit den zweien."

„So? Na, dann könnte Er ja wohl auch Förster werden? Wie?"

Der Hennes sah ordentlich erschrocken aus.

„Er soll auf den Burgberg, Hennes — der Cornelius dort wird Oberförster in Melsungen. Ist Ihm das so recht?"

„Fürstliche Gnaden" — stotterte der Hennes, der gar nicht wußte, wie ihm zu Muthe war.

Um seine sichtliche Verlegenheit zu mindern, fuhr der Prinz gütig fort: „Er muß nun auch an eine Försterin denken, Krug."

„Ich honn's Kathrinliß —"

„So?" lachte der Prinz „na dann ist's ja gut. Mach' Er der künftigen Frau Försterin

*) Die hessischen Truppen wurden nach kurzem Aufenthalt in Schottland, nachdem der Aufstand der Schotten durch die für die Engländer siegreiche Schlacht bei Cullodden niedergeworfen war, wieder nach den Niederlanden zurückbeordert.

mein Kompliment, und um die Aussteuer soll sie keine Sorgen hegen, ich habe mir das Vergnügen vorbehalten, das Forsthaus einzurichten, versteht Er? Und nun, Krug, nehme Er dies hier zur Erinnerung an Seinen Prinzen und die Affaire mit den Schotten — und Prinz Friedrich überreichte ihm eine goldene Uhr mit seinem Namenszuge, die der verblüffte Hennes ganz mechanisch nahm.

„Das ist Eins. Die Medaille soll Er morgen auf der Parade vor versammeltem Kriegsvolke haben — und nun melde Er sich, Förster Krug, beim Oberforstamte, und bei der Kämmerei kann Er auch einmal nachfragen, da liegt Etwas für Ihn. Wenn Er aber, langer Hennes," und mit diesen Worten reichte ihm der Prinz die Hand, „wenn Er einmal einen rechten Freund in der Welt braucht, so wende Er sich an seinen Prinzen — versteht Er Kriegskamerad?"

Zögernd ergriff der Hennes die Fürstenhand, sprechen konnte er nicht — er war zu erschüttert.

Kräftig drückte ihm Prinz Friedrich die Hand, sagte hastig: „Geh's Ihm gut" und verließ rasch das Zimmer. Zur anderen Thüre stürzte der tiefbewegte Hennes hinaus, zum — Kathrinliß. Und wenn jemals zwei glückliche Menschen zusammensaßen — so war es an dem Tage das zukünftige Försterpaar vom Burgberge.

---

Vier Wochen darauf wurde der neue Förster vom Burgberge in der Kirche zu Besse mit seinem Schatze getraut, und von weit und breit, waren die Leute herbeigeströmt, um den langen Hennes und sein Kathrinliß am Altare zu sehen. Stattlich sah er aus im Försterrocke, und 's Kathrinliß hatte einen Staat angelegt und eine Karnette auf dem hübschen Kopfe, wie die reichste Bauerntochter im Hessenlande. Drei Tage gings hoch her in Besse und am Burgberge, denn auf der Kämmerei hatten 1000 Thaler gelegen für den Förster, aber manchmal im tollsten Jubel sah sich der Hennes um, als ob er Jemand suchte, und dann sagten die Leute: „Jetzt denket he an sinen Barthel." Und so war's auch.

Der Barthel aber, vollständig wiederhergestellt, hatte Gefallen am Soldatenstande und am Kriegsleben gefunden und war beim Regimente geblieben, welches noch in den Niederlanden stand.

Die Jahre vergingen, das Haus des Försters füllte sich mit Jungen und Mädchen, der Erstgeborene hieß natürlich Barthel, und Glück und Frieden herrschte darin.

Aus dem jüngeren Bruder war ein stattlicher, mit Medaillen geschmückter Sergeant geworden, der später, als das Bataillon nach Kassel zurückkehrte, sich oft genug in Besse sehen ließ, um am Heerde des Bruders zu weilen.

Als später die Hessen auszogen, um neben den Soldaten des alten Fritz zu streiten, fiel der Sergeant Krug, tapfer fechtend nach Hessenart, bei Minden, wo ihn die französische Kugel traf. Als die Todeskunde an den Burgberg kam, erschütterte sie den Förster tief, und seufzend sagte er: „Ach wann ich bi emme gewest weer!"

Hochbetagt, geschätzt und geliebt von Allen starb der Förster Krug erst gegen Ende des Jahrhunderts. Weit und breit aber hieß der gewaltige Mann bei Jung und Alt der „lange Hennes," und von seiner Kraft, trotz des fehlenden Armes, seinem Muthe, seiner Herzensgüte, erzählte man noch lange im Walde, wie in den Spinnstuben.

---

## Beim Gewitter.

Das ist ein Buch aus finstern Wolkenblättern,
Das dort im Westen aufgeschlagen liegt;
Das füllt der Herr mit seinen Flammenlettern!
Sein kleinstes Wort das Weltall überfliegt.

Er schrieb's und donnernd rollt es ob der Erden,
Des Buches Blätter schlagen auf gesammt;
Ein neues Wort soll uns verkündet werden,
Ein rechtes Wort! Ein Gottgedanke flammt!

Schlagt auf den Blick! Nach allen Seiten wallen
Die Engel hin am weiten Firmament,
In jeder Hand ein Blatt, dem Buch entfallen,
Als Fahne flattert's, doch die Fahne brennt.

Lest ihr die Worte? Zischend durch die Lüfte
Zuckt doch ihr Sinn, der Zeiten Morgenroth!
Braust nicht das Echo hallend durch die Klüfte:
„Wach' auf, du Erde, sei nicht lebend todt?"

Die Engel ruhn! Die glühen Fahnen halten
Sie aufgerollt mit beiden Händen hin,
Es währt nicht lang: — zerrissen und zerspalten,
Die Engel schleudern das Panier uns hin.

Ich athme tief! Auf meiner Brust noch grollen
Schwer jene Worte, wie ein todtes Meer;
Könnt' doch mein Lied laut wie der Donner rollen'
Ich rief' sie wach: „Schlaf Erde, schlaf nicht mehr!"

1842. **Heinrich Heise.** *)

*) Das vorstehende Gedicht des hessischen Volksmannes, dessen Wesen und Thätigkeit von unserem Mitarbeiter A. Trabert in den Nummern 12—14 so anziehend geschildert ist, ist einer kleinen handschriftlichen Sammlung Heise'scher Gedichte entnommen, die uns freundlichst zur Verfügung gestellt wurden. D. Red.

## Aus alter und neuer Zeit.

Wöhlerdenkmal. Wie wir in verschiedenen Blättern lesen, hat der Verband der Vereine deutscher Chemiker den Beschluß gefaßt, dem am 15. September 1882 zu Göttingen verstorbenen Geheimen Obermedizinalrath Professor Dr. Friedrich Wöhler ein Denkmal zu errichten und zu diesem Zwecke die Summe von 20000 Mark bestimmt. Als Aufstellungsplatz ist der Platz vor dem chemischen Laboratorium in Göttingen ausersehen. — Der berühmte Chemiker Friedrich Wöhler ist ein Kurhesse. Geboren ist derselbe am 31. Juli 1800 zu Eschersheim. Er war Mitbegründer und erster Lehrer der im Jahre 1832 errichteten polytechnischen Schule (höhere Gewerbeschule) zu Kassel, die sich in den ersten Jahren ihres Bestehens eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Im Jahre 1836 wurde Wöhler als Professor der Chemie an die Universität Göttingen berufen, wo er bis zu seinem Tode als eine Hauptzierde der alma mater Georgia Augusta wirkte. Sein Nachfolger als Lehrer der Chemie und chemischen Technologie an der Kasseler polytechnischen Schule war der nicht minder berühmte Chemiker Robert Bunsen, gegenwärtig Geheimrath und Professor in Heidelberg. Wöhler und Bunsen waren unbestritten nach Liebig die hervorragendsten Chemiker Deutschlands, und die Kasseler polytechnische Schule kann sich rühmen, beide Koryphäen der Wissenschaft als Lehrer besessen zu haben, denen damals noch als würdige Kollegen die ausgezeichneten Fachmänner: der Physiker Buff, der Mineraloge Dunker, der Zoologe Philippi, der Mathematiker Burhenne zur Seite standen. Auch nahe verwandtschaftliche Beziehungen verbanden den berühmten Chemiker F. Wöhler mit unserer Vaterstadt Kassel. In erster Ehe war er mit seiner Cousine Maria Franzisca, Tochter des Staatsrathes Wöhler, verheirathet; nach dem am 11. Juni 1832 hier in Kassel erfolgten Tode derselben verehelichte er sich am 13. Juli 1834 mit Julie Pfeiffer, der zweitältesten Tochter des Kommerzienrathes Georg Pfeiffer und wurde dadurch Schwager des jetzigen Reichsgerichtsrathes a. D. Dr. Otto Bähr, welcher mit der älteren Schwester Sophie (gestorben am 21. März 1873 zu Berlin) verheirathet war. Zahlreich ist die Nachkommenschaft aus den beiden Ehen Wöhler's an Kindern und Kindeskindern, die theils in Bockenheim, Göttingen, Hannover, theils in Hamburg, London u. s. w. ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. — Der Entschluß, Wöhler in Göttingen, dem Orte, an welchem er 36 Jahre lang segensreich gewirkt, ein Denkmal zu setzen, ist ein wohlberechtigter Akt der Pietät. Wöhler hat in vielen Beziehungen epochemachend in seiner Wissenschaft gewirkt und die Arbeiten, welche er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Justus Liebig bezüglich der Benzoylverbindungen ausführte, bezeichnen den Beginn der eigentlich rationellen Behandlung der organischen Chemie. Friedrich Wöhler war ein Schüler von Berzelius in Stockholm, dessen berühmtes „Lehrbuch der Chemie“ er deutsch bearbeitet hat. Seit 1831 gab er mit Liebig die „Annalen der Chemie und Pharmazie“ heraus, wie denn seine schriftstellerische Thätigkeit überhaupt eine ebenso fruchtbare wie gediegene gewesen ist. F. Z.

* * *

In einem im Jahre 1794 erschienenen und jetzt höchst selten gewordenen Buche „Meine Wanderung durch die Rhein- und Main-Gegend im Februar 1794“ erzählt der unbekannt gebliebene Verfasser von dem Transport eines Trupps von 1000 in Mainz gefangenen Soldaten der Revolutionsarmee nach der Festung Magdeburg, welchen er durch Hessen begleitet hat. Zunächst schildert er den elenden Zustand dieser tausend Souveräne (le peuple souverain) folgendermaßen: „Diese Theaterprinzen gefangen, theils zu Fuß, theils auch auf offenen Bauernwagen, von Ochsen gezogen, auf dürftigem Stroh liegend; mehr als einer im wörtlichsten Verstande, nicht nur ohne Hosen, sondern auch ohne Hemde, Strümpfe und Schuhe, starrend von Ungeziefer, Ausschlag und Schmutz; lebendige Belege der tiefsten Sklaverei des Vorurtheils, das eisern auf dem Nacken dieses armen Volkes liegt, das sich frei zu sein dünkt und in seinen Ketten schmachtet! Diese tausend Selbstherrscher zur Schau geführt von ihren Bändigern, denen tiefe Verachtung der französischen Volksmajestät von der Stirn spricht.“

Nachdem der Verfasser sich dann sehr entrüstet über die Sympathieen ausgesprochen, welche die Franzosen in einigen Gegenden jenseits des Rheins gefunden hätten, schildert er die Aufnahme, welche der Transport in den hessischen Ortschaften gefunden hat, wobei er des Lobes voll ist von der patriotischen Gesinnung der wackeren Hessen. „Die hessischen Bauern wissen nichts von Philanthropie, Freiheitsschauer und Kosmopolitenfieber, das heißt kurzum, sie sind nicht aufgeklärt und halten noch sehr viel auf ihre Hosen, wie ihre Väter auch thaten. Sie öffnen ihre Scheuern und Ställe phlegmatisch und kalt, sobald sie ihr Vieh untergebracht haben und es gilt ihnen gleich, was nun für Animalien darin haußen.“

Es wird dann die Gesinnung der Hessen an einigen Beispielen nachgewiesen. Ein hysterisches Männlein stand und sah den Einquartierungen an einem hessischen Orte zu. Das Männlein hatte an einer berühmten deutschen Universität der Aufklärungskunde gepflogen und sich da feine philanthropische Nerven angeschafft, es schämte sich, ein Deutscher zu sein und trug den Kosmopolitismus vor sich her, alle Menschen seien Brüder. Es stand mit geschränkten Armen da und fand es grausam, Kranke und Gefangene in dieser strengen Witterung zu transportiren, es verlangte von den hessischen Bauern, die leidende Menschheit zu respektiren, ihnen ihre Betten unterzulegen und ihrer Brüder Schicksal zu erleichtern und was der Salbadereien mehr waren. Zu seinem Unglück wandte sich das Männlein vorzüglich an einen alten hessischen Invaliden, der dem Auftritt, an Wunden, Blut und Lazarethe gewöhnt, in großer Apathie zusah. „Bruder?“ sagte dieser. „Mach der Herr soviel Brüderschaft mit ihnen, als er will, ich habe mehr Brüder, als ich brauche.“ „Sie sind doch Menschen“ fistulirte das Männlein. „Menschen?“ rief

der alte Krieger, „packe sich der Herr doch über den Rhein und sage mir, was für pferdemäßige Wirthschaft diese Menschen dort getrieben haben.“ „Der sittlich gute Mensch vergilt nie Böses mit Bösem“, antwortete der kosmopolitische Kapuziner. „Wir auch nicht,“ sprach der Katte, sonst schlügen wir sie alle, vor die Köpfe oder ließen sie erfrieren. „Liebet eure Feinde,“ rief das Männlein. „Meinen Feind kann ich lieben, aber die Feinde Gottes und des Vaterlandes kann ich weder lieben, noch soll ich's. Mein Beruf war sonst, sie todt zu schlagen, und fordert's der Landgraf noch von mir, so thue ich's mit Freuden.“ In dem Augenblick ward ein halbverfaulter Citoyen vom Wagen gehoben und etwas unsanft auf Stroh gelegt. „Ach! helft doch, helft dem Leidenden!“ schrie das Männlein, das zwei gesunde Fäuste hatte, dem Invaliden zu. „Thut's doch selber,“ antwortete dieser trocken, und zeigte ihm, daß er nur noch eine Hand habe. „Die andere liegt bei Saratoga oder da herum,“ setzte er gelassen hinzu. „Laßt sie Euch doch vom Landgrafen bezahlen,“ sagte der Kosmopolit spöttelnd, „er hat sie ja theuer genug an die Menschenfleischhändler in England verkauft.“ Da riß dem alten Hessen die Geduld, er schlug den Weltbürger mit der gesunden Faust hinter die Ohren und rief glühend vor Zorn „ich brauche nur eine, um jeden Hallunken, der meinen Landgrafen für einen Seelenverkäufer hält, die Zähne in den Hals zu schlagen.“ Der kosmopolitische Jesuit fand für gut sich von dannen zu schleichen.“

„Die Hessen, die ich auf meiner Wanderung studirt habe, sind ein ehrwürdiges, treffliches Volk, das muß ich als Preuße anerkennen. Der Landgraf weiß, daß sie ebenso unvergiftbar, wie als Soldaten unüberwindlich sind.“

Der Verfasser erzählt dann einen anderen Vorfall: „In Schlüchtern sprach ich einen hessischen Riesen, der sein altes Schwert hinter'm Ofen immer mit Wohlgefallen ansah. „Ich denke doch nicht,“ sagte ich, „daß an dem alten Brakenfelder Franzosenblut klebt.“ „Bins auch zufrieden,“ sagte der Hesse gleichmüthig, „indessen sollte der alte Seelenhauer noch gute Arbeit machen, wenns dazu käme.“ „Ich weiß wohl,“ sagte ich, „wenn der Hesse einmal gezogen hat, so steckt er die Klinge nicht ungefärbt wieder in die Scheide. Euern Herrn habt ihr lieb und kämpft mit ihm, weil er euch auch nicht verläßt.“ „Nun ja,“ sagte der Hesse, „aber wenns auch nicht wäre, so soll den Franzosen, der uns Weib und Kind und Haus und Vieh antasten wollte, die Schwerenoth holen. Bei uns schlüg jeder drein, daß die Knochen herumfliegen sollten, wir Hessen sind keine alten Weiber, laßt sie kommen, keiner soll ganzbeinig wieder über den Rhein zurück.“

„Ein preußischer Offizier sagte mir, als ich von der hessischen Soldaten sprach: O, diese Hessen sind von Mutterleibe an zum Soldaten gestempelt, ich habe sie mehr als einmal im Feuer gesehen, es sind vortreffliche Soldaten.“

R.-L.

Anmerkung. Es ist bekannt, daß in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts die republikanischen Truppen Frankreichs in Deutschland arg gewüthet haben, und daß sie, was die Ausrüstung anbelangt, sich in einem sehr desolaten Zustande befanden, der sich freilich unter Bonaparte ändern sollte. Obige Schilderung kann übrigens als ein getreues Spiegelbild für die Anschauungsweise gelten, die damals in Hessen gegen die Franzosen und alles was von denselben herkam, herrschte, und schon um deswillen ist dieselbe von Interesse. D. Red.

* * *

Die Ritterkapelle in Haßfurt. Es wird auch in weiteren Kreisen bekannt sein, daß sich zu Haßfurt, im jetzigen bayerischen Unterfranken, ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst, die sogenannte Ritterkapelle, befindet. Bekannt ist auch wohl, daß derselben eine große Anzahl von Wappen zur Zierde gereichen. Man nahm seither an, die Ritterschaft in Franken habe solche erbauen lassen. Das ist nun aber nach dem, was die Kirchenverwaltung zu Haßfurt bekannt gemacht hat, nicht ganz richtig. Die Kirchenverwaltung bittet nämlich um Beiträge zur Herstellung der Giebelseite des Langschiffs, nachdem schon früher ein Adelsverein den Chor unter Heideloff's Leitung hat herstellen lassen. Aus dem fraglichen Aufrufe geht hervor, daß an der Kapelle nicht bloß Wappen fränkischer Ritter sondern solcher aus ganz Deutschland angebracht sind, nämlich aus Franken, Schwaben, Bayern, Sachsen, Oesterreich, der Schweiz, den Rheinlanden, Thüringen, Hessen, Pommern, Schlesien, den Niederlanden, Tyrol und Elsaß und, was die Hauptsache ist, daß dieses Gotteshaus das Andenken an eins der schönsten, erhebendsten Ereignisse der deutschen Geschichte, an die Aussöhnung und Freundschaft Ludwigs des Bayern und Friedrichs von Oesterreich erhalten soll. Im Ganzen sind es 248 Wappen, darunter selbstredend die von Oesterreich und Bayern, sodann das des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, des Grafen Friedrich von Hohenzollern, genannt Ostertag, und vieler anderen Angehörigen des hohen Adels. Wir finden ferner die Wappen von Otto und Bodo von Eulenburg und Derer von Dohna, beide damals noch auf ihren uralten Stammsitzen im Meißnerlande. Was aber vor Allem unser Interesse erwecken muß, das sind die Namen und Wappen aus Hessen. Ob in der Angabe der Länder, denen die Ritter entstammten, nicht hin und wieder ein Irrthum untergelaufen ist, — sie rührt, wie es den Anschein hat, von der Kirchenverwaltung her, jedenfalls ist sie neueren Datums, — bleibe dahingestellt. Den Hessen voran steht Otto, der Landgraf. Wann die Kapelle erbaut ist, weiß ich nicht; ist dies, wie anzunehmen, in dem ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts geschehen, so ist der Landgraf Otto, des Landgrafen Heinrich I. Sohn aus dessen erster Ehe mit Adelheid von Braunschweig, gemeint. Es werden sodann als Hessen aufgeführt: Cuno von Falkenberg, Reinhard von Rosenbach (weiß Jemand von einem Geschlechte dieses Namens in Hessen etwas?), von Buttler, Heß von Wigdorf (Wichdorf, Amts Gudensberg), von Rumrod (Romrod), Wolf Riedesel, von Buseck, von Frankenberg (bei welchem Namen wohl auch ein Fragezeichen zu setzen wäre). Nach Hessen, dem späteren Umfange nach, würden noch gehören: Hans und Eitel Schelm von Bergen, Fuchs von Bimbach (doch wohl aus dem alten Buchenlande), Philipp, Ulrich und Kraft Grafen von Hanau und Knebel von Katzenelnbogen.

v. G.

Züge aus hessischem Volksthume: Das Feuer. Noch immer behauptet das Feuer seine bedeutsame Würde; auch in unserer Zeit, wo doch die Begründung so mancher Verrichtung in gewerkischem Leben auf „Feuer“ und „Dampf“ gestiftet ward, überhaupt unser gesammtes alltägliches Treiben jenem göttlichen Funken an alter geheimnisvoller Hoheit und Weihe einigen Abbruch gethan hat.

Der Bauer, ob er sonst auch nie eine Dankes-Sagung unterlaße, darfür daß man ihm etwa Feuer zur Pfeife geschlagen habe, danket er nicht. Doch ebenwohl in umgekehrter Lage, wo er als freundlicher Geber erschien, wehrt er unbedingt allem Danke; sogar entschiedenes Wortes: „darfür aber nit!“ Ja, er läßt sich die Belehrung nicht verdrießen: „für Feuer danket man nit!“

Ungerne gibt auch die gefälligste Hausfrau von heimischem Herde doch Feuer für irgend ein anderes Haus. Hierbei vielleicht dann Worte des Dankes finden, ruft wohl gar ihren Unmuth wach, also daß sie die unhold gewährte Gabe vollends zurück sich nehme.

Ueber Grund solcher Feuers-Verehrung aus Furcht ist man nicht einig. Eines sagt: Feuer sei eine furchtbare zerstörende Kraft; man müße nicht danken für Empfang des Bösen. Anderes vermeint: sein Vieh werde behegset, wenn man von eigenem Herde fremden Häusern nun Feuer mittheile; zumal jedoch falls hierfür Dankes-Sagung erfolget und angenommen sei. Wann aber eine Kuh etwa gerade kalbt, gibt man mindest geneigt vom Feuer ab; damit zu solcher Frist ein Nutze, den das Vieh bringen solle, nicht mitsamt hinweg getragen werde.

Aehnlicher Vorstellung über geheimnisvolle Beziehungen entspricht der Wahn, das Vieh der Heimstätte bekomme „wildes Feuer“, falls Bosheit auf erborgte Feuers-Spende — als bösen, übelen Dank für widerwillige Gewähr — hinter drein Hare, Wolle, Horn und derlei streue.

Alte Heiligung wichtigster Urstoffe — die ja auch zu gerichtlicher Feuers- und Waßers-Probe einst führte — bricht also immer noch hindurch. — So galt früher im Hessen-Lande als sicherstes Mittel, ansteckende Krankheit nicht zu verschleppen, daß ein Gast zwischen zwei Feuern hindurch gegangen sei, bevor er ein freundliches Haus betrete. —

Hermann von Pfister.

## Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Oberst Friedrich Boedicker †. Am 3. ds. Mts. starb zu Kassel im 84. Lebensjahr der Oberst a. D. Friedrich Boedicker, ein Offizier, welcher durch seine hervorragenden militärischen Eigenschaften einen Ehrenplatz in der Geschichte der kurhessischen Armee verdient hat, wenn es ihm auch nicht beschieden war, jene in der langen Friedensperiode, in welche seine Dienstzeit fiel, auch auf dem Schlachtfelde zu bethätigen.

Er stammte aus einer alten hessischen Soldatenfamilie, welcher Männer entsprossen sind, die sich in dem Kriege gegen die französische Republik am Ende des vorigen Jahrhunderts, dann als königl. westfälische Offiziere in den napoleonischen Kriegen und bis in die neueste Zeit hinein in den Kriegen gegen den französischen Erbfeind großen Kriegsruhm erworben haben. Friedrich Boedicker's, in Marburg als pensionirter kurhessischer Major, verstorbener Vater hatte sich namentlich als königlich westfälischer Husaren-Rittmeister in dem Feldzunge gegen Rußland ausgezeichnet und war für seine im Jahre 1812 in den Kämpfen bei Smolensk bewiesene Tapferkeit mit dem Orden der Ehrenlegion und der westfälischen Krone dekorirt worden. Durch seine glänzenden Waffenthaten hat sich der Bruder seines Vaters, der im Jahre 1843 als Kommandant von Kassel verstorbene Generallieutenant Boedicker ein unvergeßliches Andenken in der Kriegsgeschichte gestiftet. Nachdem er in frühester Jugend in hessischen Diensten als Fahnenjunker im Jahre 1792 an der Erstürmung von von Frankfurt theilgenommen und im darauffolgenden Jahre in Flandern als Fähnrich sich durch eine besonders kühne That hervorgethan hatte, war er in den Jahren 1809 und 1819 als Kapitän in dem westfälischen leichten Infanteriebataillon in Spanien und dann im Jahre 1812 als Kommandeur des zweiten leichten westfälischen Bataillons im russischen Feldzuge mit der größten Auszeichnung und von seltenem Glück begünstigt, an den vielen blutigen und für die deutschen Truppen so verhängnißvollen Kämpfen in diesen Kriegen betheiligt. In den Feldzügen der Jahre 1814 und 1815 hat seine vortreffliche Führung der kurhessischen Jäger die größte Anerkennung gefunden. Auch der einzige Sohn des jetzt Verblichenen, sein Trost und seine Freude an seinem durch körperliche Leiden schwer getrübten Lebensabend, hat sich dem militärischen Beruf gewidmet; er steht als Premierlieutenant im 7. Jägerbataillon.

Es war daher erklärlich, daß der eben verstorbene Oberst Friedrich Boedicker von früher Jugend an kein anderes Streben kannte, als dereinst als Offizier sich des Namens seiner Vorfahren würdig zu zeigen. Dieses Ziel hat er denn auch vollständig erreicht. Er wurde im Jahre 1821, in seinem 18. Lebensjahre, zum Sekondelieutenant im 1. hessischen Husaren-Regiment ernannt, diente immer in einem der beiden leichten Kavallerieregimenter, in welchen er im Jahre 1831 zum Premierlieutenant, 1839 zum Rittmeister und im Jahre 1848 zum Major befördert wurde, obgleich für diese Stelle noch keine Vakanz war. Die Veranlassung zu dieser ausnahmsweisen Ernennung lag darin, daß man ihm das Kommando über eine aus drei verstärkten Eskadrons und einer reitenden Batterie gebildeten mobilen Kolonne anvertrauen wollte, welche zum Abrücken in die Provinz Hanau zur Bekämpfung der dort im März 1848 ausgebrochenen Unruhen bestimmt war. Bei dieser Gelegenheit zeigte er ein so taktvolles, kluges und umsichtiges Benehmen, daß wohl hierin der Grund zu finden ist, daß er, der nicht lange vorher erst zum Major ernannt war, im März des folgenden Jahres mit der Stelle des Vorstandes im Kriegsministeriums betraut wurde. Diese in der politisch

bewegten Zeit unter obwaltenden Umständen in hohem Grade schwierige Stelle hat er bis zum 4. Dezbr. 1849 begleitet, worauf er am 23. Dezember zum Oberstlieutenant und Kommandeur der Kurfürst-Husaren (die früheren Garde du Corps) ernannt wurde. Der im September 1850 in dem kurhessischen Offiziercorps entstandene verhängnißvolle Konflikt über Auslegung des Fahnen- und Verfassungseides führte zunächst herbei, daß Boedicker dem Husaren-Regiment aggregirt wurde, was ihm im weiteren Verlauf der Sache Veranlassung gab, seinen Abschied aus kur-Militärdienst zu nehmen.

Nicht lange hatte er aber die Schwere des gebrachten Opfers zu erdulden, da der Hamburger Senat ihn im November 1852 in Anerkennung seiner vorzüglichen militärischen Eigenschaften zum Kommandanten von Hamburg nnd Kommandeur der hanseatischen Truppen berief. Seine nicht ganz leichten Bestrebungen, das Hamburger Kontingent zu einer vortrefflichen Truppe heranzubilden, waren von bestem Erfolg begleitet, wofür ihm dann auch die größte Anerkennung zu Theil wurde. Es geschah dies namentlich im Herbst 1858, als das 10. Armeekorps behufs der Bundesinspektion bei Nordstemmen zu Herbstmanövern zusammengezogen war. Der beste Beweis für die erfolgreiche Thätigkeit Boedickers ist wohl darin zu finden, daß er schon am zweiten Tage der Uebungen von gewiß sachkundiger Hand, von dem als Bundesinspektor fungirenden Prinzen von Preußen, unserem jetzigen Kaiser, mit dem rothen Adlerorden zweiter Klasse decorirt wurde. Auch der Hamburger Senat hat es an Anerkennurg nicht fehlen lassen, die sich darin kundgab, daß derselbe dem Obersten Boedicker, als dieser im Jahre 1863 sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückzog, seinen vollen Gehalt als lebenslängliche Pension beließ.

Den Abend seines Lebens hat er dann anfangs in Hanau und seit 1878 in Kassel verlebt. In wie großer Achtung er hier gestanden, zeigte die rege Theilnahme an seinem am 6. d. M. erfolgten Begräbniß, an welchem sich eine große Anzahl seiner Freunde und wohl alle hier wohnenden ehemaligen kurhessischen Offiziere betheiligten. Unter den Leidtragenden befand sich auch der Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, welcher seine militärische Laufbahn in der Eskadron des Verstorbenen begonnen und ihm bis an sein Ende aufrichtige Freundschaft und Dankbarkeit bewiesen und ihm, ebenso wie alle, die dem Verblichenen je im Leben näher getreten sind, lebenslang ein ehrendes Andenken bewahren wird.

R.-L.

* * *

— Am 15. Juni feierte unser hochgeschätzter Mitbürger, der Buchdruckereibesitzer Friedrich Scheel, sein fünfzigjähriges Buchdruckerjubiläum. An diesem Tage ließ er eine Schrift erscheinen betitelt: „Fünfzig Jahre aus dem Leben eines Buchdruckers in Hessen-Kassel“, in welcher er seine Erlebnisse während dieses Zeitraumes schildert. Es war eine bewegte Zeit, die der Jubilar durchgemacht hat, Freud und Leid ist ihm beschieden gewesen. Schwierigkeiten sind ihm gemacht worden und Mißhelligkeiten hat er zu bestehen gehabt, von Seiten, von welchen er es am allerwenigsten erwarten konnte. Durch seine rechtliche Denkart, durch seinen biederen Sinn, durch seinen Fleiß und seine rastlose Thätigkeit hat der von Jugend auf strebsame und berufseifrige Mann sich das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade erworben. Er ist nicht nur ein ausgezeichneter Fachmann, auch den öffentlichen Angelegenheiten hat er stets selbstlos seine Dienste gewidmet. Möge ihm ein recht heiterer Lebensabend blühen.

* * *

— Wie wir im „Justiz-Ministerial-Verordnungsblatt“ lesen, ist unser hessischer Landsmann, der Staatsanwalt G. Otto in Berlin, Sohn des Landrentmeisters a. D. G. Otto dahier, zum Justizrath und Direktor der Lebens-Versicherungs-Gesellschaft in Potsdam mit einem ständigen Gehalte von 5000 Thlr. und einem Nebeneinkommen von 1000 Thlr. ernannt worden. Justizrath G. Otto gilt für den Verfasser der vor ca. zwei Jahren unter der Chiffre O. S. erschienenen hochinteressanten Schrift „die Berliner Verbrecherwelt.“ Auch ist er Verfasser einer Broschüre über die Schwurgerichte.

* * *

Frankfurt a. M. Unser Landsmann und Mitarbeiter Herr Otto Kanngießer, Herausgeber des „Frankf. Beob.“, läßt seit Mitte Juni d. J. eine Wochenschrift „Die Rundschau“ erscheinen, welche den geistigen und materiellen Interessen Frankfurts dienen und insbesondere auch die Geschichte der alten Reichsstadt behandeln soll. Wir werden auf die neue Zeitschrift, der wir alles Gedeihen wünschen, zurückkommen.

## Hessische Bücherschau.

Die Jahrbücher von Hersfeld nach ihren Ableitungen und Quellen, untersucht und wieder hergestellt von Dr. Herm. Lorenz. Leipzig, Fock. (105 S.)

Die zahlreichen Quellen-Veröffentlichungen der letzten Jahre, sowie die damit gleichen Schritt haltenden kritischen Abhandlungen, haben den Verfasser bewogen, die Jahrbücher von Hersfeld, jenes im Kloster Hersfeld während des 9. und 10. Jahrhunderts entstandene, leider verloren gegangene Annalenwerk, zum Mittelpunkt einer Abhandlung zu machen. Bekanntlich ist es das Verdienst G. Waitz', nachgewiesen zu haben (Archiv VI), S. 663—688), daß die Hersfelder Annalen die Hauptgrundlage für die früheren Theile des Lambert, der Hildesheimer, der Quedlinburger und der Weißenburger Annalen bilden. — Verfasser erstreckt seine Untersuchungen nun einerseits auf die Quellen der Hersfelder Jahrbücher und andererseits auf die in den Ableitungen enthaltenen Reste und giebt darnach (S. 83—205) einen Rekonstruktionsversuch der Annal. Hersfeld. welche mit dem Jahre 708 anheben und sich bis zum Jahre 984 erstrecken. Daß zwischen welthistorischen Begebenheiten sich auch lokalgeschichtliche Notizen eingestreut finden, ist natürlich.

Wir erwähnen von letzteren hier folgende: 736 Initium Herolfesfeldensis monasterii. — 744 Initium Fuldensis monasterii. — 755 Sanctus Bonifacius martyrio coronatur, cui Lull successit. — 786 Lullus archiepiscopus obiit. — 807 Mortalitas maxima facta est in Fulda. — 840 Ludovicus imperator insequendo filium venit ad Herolfesfeld monasterium in 6. Idus Aprilis. — 845 Hoc anno Ludovicus imperator ad idem monasterium venit in 2 Kalend. Novembris et privilegia et immunitates monachis donavit suoque sigillo munivit. — 918 Conradus rex fuit in Herolfesfelde. — 936 Otto rex fuit in Herolfesfelde. Eodem anno ecclesia sancti Bonifacii exusta est. — 975 Otto habuit magnum conventum in Weihmari. Postea venit Otto imperator ad Herolfesfelde. A.

* * *

Die Festungsruine Hohentwiel und ihre Umgebung. Geschildert von Herm. Frölich. 2. Aufl. Stuttgart, Kupfer (62 S.)

Das kleine billige Schriftchen, welches uns in die sagengefeierten, durch Scheffel's Poesie verklärten, anmuthigen Gebiete des Höhgaues führt, darf hier Erwähnung finden, weil es in warmer Weise der Verdienste eines Hessen, des Obersten Konrad Wiederhold (geb. zu Ziegenhain) gedenkt, der als Kommandant der Feste Hohentwiel im 30jährigen Kriege diese heldenmüthig und erfolgreich gegen die kaiserlichen Truppen vertheidigte. Das Werkchen ist mit einem Bilde W.'s geschmückt. Vor mehreren Jahren hat der nach Bamberg verzogene Freiherr v. Danckelmann diese ruhmreiche Vertheidigung des Hohentwiel durch W. in einer Sitzung des Vereins für hessische Geschichte dahier eingehend geschildert. Wer Näheres über Wiederhold, der am 17. Juni 1667 sein Leben beschlossen hat, lesen will, den verweisen wir auf ein Werkchen von C. Dietrich: „Konrad Wiederhold und der 30jährige Krieg"; auch von O. Schönhuth existirt ein ähnliches Schriftchen. — Jeder aber, den in dieser Reisezeit ein freundliches Geschick in jenen Südwestwinkel unseres großen Vaterlandes führt, der besuche an der Hand des oben genannten Führers die einstige Wirkungsstätte unseres tapferen Landsmannes; er wird sich historisch wie poetisch mächtig angeregt fühlen, er wird entzückt sein von der wunderbaren Rundsicht, die sich ihm von dem Gipfel darbietet, und wird die Wahrheit der Scheffelschen Worte erfahren: „Wer da einmal sich umgeschaut, dem muß noch spät im Nebeldunst seiner vier Wände die Erinnerung tönen und klingen, wie ein Sang in den schmelzenden Lauten des Südens." A.

---

Berichtigung. In der letzten Nummer des „Hessenland" befinden sich in dem Artikel Flügel-Feier zwei sinnstörende Fehler, die wir wie folgt, berichtigen: Seite 181, Spalte 2, Zeile 8, muß es „in den Xenien" statt „in dem Reime", und Zeile 8 von unten „Absicht" statt „Aussicht" heißen. — Auch in dem Gedicht „Der Linde Trost" ist ein sinnstörender Druckfehler unkorrigirt geblieben. Zeile 19 und 20 muß es statt „Noch dem Epheu keine Kraft", Welches schläft im Moose", heißen:

„Noch dem Epheukeime Kraft,
Welcher schläft im Moose."

---

## Briefkasten.

F. St., Kassel. Wird in der gewünschten Weise erledigt.

M. H., Melsungen. Die treffliche Uebersetzung wird erscheinen, sobald die Raumverhältnisse es gestatten.

Ch. K., Hannover. K. N., Kesselstadt. Dank. Brief folgt.

Sch. v. Br., Frankfurt. Acceptirt. Für Ihre freundlichen Bemühungen um das „Hessenland" sind wir Ihnen sehr verbunden.

H. O. in Marburg. Von zu geringem Interesse für uns.

P. W. in M. (Kreis Rinteln). Der Aufsatz ist in einem nicht lesbaren Deutsch geschrieben und die Gedichte zeugen von einem sehr fühlbaren Mangel an poetischem Talent. Ihrem Wunsche gemäß haben wir die Manuskripte feierlich den Flammen übergeben.

---



---

**Diejenigen Abonnenten, welche das „Hessenland" durch die Post bestellt haben, denen es aber außerdem noch durch Streifband zugeht, werden dringend ersucht, uns hiervon Mittheilung zu machen. Durch Erfüllung dieser Bitte ersparen sie uns Zeit, Mühe und Kosten. — Zugleich werden die auswärtigen Leser, welche mit dem Abonnements-Beitrag für die abgelaufenen Quartale noch im Rückstande sind, höflichst gebeten, im Laufe des Monats Juli den Betrag mit 1½ M. für das Vierteljahr an den unterzeichneten Verlag einsenden zu wollen. Im Falle der Nichteinsendung halten wir uns für ermächtigt, in den ersten Tagen des August den Betrag durch Postauftrag einzuziehen.**

**Der Verlag des „Hessenland", Kassel, Jordanstr. 15.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.



№ 15. Kassel, 1. August 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts **vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.** Einzelne Nummern kosten je **30 Pfg.** Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Expedition, Kölnische Straße 12, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das **„Hessenland“** eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



## Mutterliebe.

Als ich die stillen Hügelreihn
Des Kirchhofs jüngst durchschritten, sah
Ein einsam' Grab ich, ohne Stein
Und ohne Kreuz der Mauer nah.

Ein Schelm liegt dort, ein Bösewicht,
Und an dem Grab in dürft'gem Kleid
Kniet eine Frau; sie weinet nicht,
Sie harrt in stummem Herzeleid.

Wohl nahmen sie mit Recht sein Blut,
Doch wie die Welt ihr Urtheil spricht:
Das Herz, darunter er geruht,
Das Mutterherz verläßt ihn nicht.

Sie bringt ihm, was an wildem Mohn
Sich auf dem Felde brechen ließ,
Die Mutter dem verlor'nen Sohn,
Den alle Welt, den Gott verstieß.

Und keines von den Gräbern drauß,
Ob auch von Blumen schier erdrückt,
Glich jenem, das mit welkem Strauß
Die Hand der Bettlerin geschmückt.

O Mutterliebe, du ein Schatz,
Den Allerärmsten selbst gewährt!
O Mutterliebe, die den Platz,
Da ein Verbrecher liegt, verklärt.

D. Saul.

# Die Pilgerfahrten
## der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.
### Von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

Vollendet war das fromme Werk, die Pilger verließen Jerusalem am 23. August unter der Mamalucken Schutze, lagerten die erste Nacht auf dem Felde und „die heidenn thätenn uns alle buberey so ihnen nur möglichenn zu thuenn was, undt nahmen uns unsere röcke, bareth, flaschen, was ihnen werdten mochtte.“ Schachten selbst ward eine Flasche mit gutem Wein genommen und er dazu über den Hals geschlagen. In Ramla hielt man den Zug wieder drei Tage hin und als er zur Galee überfahren wollte, wurde ein letzter Tribut ausgepreßt, bei Ungefügigen mit Schlägen. Nahe bei Famagusta (Cypern) schlichtete Landgraf Wilhelm einen Streit zwischen den Pilgern und dem Patron, der gegen ihren Willen wegen Krankheit dort landen wollte. Gegen sein Versprechen wurden aus dem Aufenthalte zwölf Tage. Der Landgraf benutzte sie zu einem Ritte durch die seit $1^1/_2$ Jahrzehnten im Besitz der Venetianer befindliche herrliche Insel. Die furchtbaren Spuren des Erdbebens, welches im April desselben Jahres die Insel heimsuchte, waren überall noch sichtbar; vier in acht Tagen einander folgende Stöße ließen das verzweifelte Volk den Untergang der Insel fürchten. Auf des Landgrafen Verwendung veranlaßte endlich der Kapitan der Stadt den Patron zur Abreise. Korsaren kamen unterwegs in Sicht, man bereitetete sich zu Kampfe vor, allein jene griffen ein anderes venetianisches Schiff an und raubten es aus. Diesem half dann das Pilgerschiff mit Brod und Wein aus. Widrige Winde verzögerten die Fahrt, erst am 4. Oktober ankerte die Galee vor Rhodos. Ludwig Wilhelm entschloß sich, dieselbe zu verlassen, was leicht begreiflich ist. Der Patron wollte ein von dem Großmeister dem Landgrafen geschenktes Roß nicht aufnehmen, da ließ dieser seine Effekten aus dem Schiffe laden. Der Patron wohl in Besorgniß wegen Ahndung seines Verhaltens in Venedig, bat den Fürsten dringend zu bleiben, doch erfolglos. Wilhelm nahm sein Losament wie beim ersten Aufenthalte in dem Hospitale des Ordens. In den nächsten Tagen erkrankte Werttenschlehe und starb bald darauf; er wurde in der Kirche St. Antoni feierlich mit allen Ehren eines Johannisritters beigesetzt. Der Landgraf durchstreifte die Insel, geleitet von Graf Ulrich von Montfort; des Ordens Macht, seine Einrichtungen zur Abwehr der Türken erfüllten die Fremden mit Bewunderung. 800 Türken und andere Sklaven mußten Tag für Tag schanzen, nur an wenigen hohen Festtagen durften sie ruhen. „Man treibt sie an die Arbeit wie in Deutschlandt das viehe, undt wenn sie zu nachtt ihnn ihr gefängniß geführt werden, liegen sie aufeinander wie die schweine,“ hören wir. Das ist ein greller Gegensatz zu dem Krankenhause — aber es waren ja Ungläubige, folglich im Geiste des Zeitalters eigentlich keine Menschen.

Landgraf Wilhelm miethete ein Schiff für sich und seine Diener allein um 170 Dukaten, wofür es ihn, „bis wo er absitzen wollte, 1000 Meilen weit“ zu bringen hatte und Niemanden sonst aufnehmen durfte. Nach siebzehntägigem Aufenthalte verabschiedete Wilhelm sich von dem Großmeister und den Rittern und verließ diesen äußersten Vorposten gegen die heranwogende türkische Barbarei, dann ging es dem Abende zu. „W. G. F. u. H. saß auf das Schieff und machten im Namen Gottes mit guttem wiendte segel.“ Bald darauf traten Regen und Sturm ein, Alles war in Angst, da erblickten Schiffsleute „den lieben Herrn St. Helmus auf dem mastbaume“ und waren aus aller Noth. Doch kamen noch mehr Fährlichkeiten, dabei die beständige Sorge vor Seeräubern. Am 27. Oktober beunruhigte es die Pilger, daß sie am Tage Simonis und Judae uneingedenk des Tages Fleisch verzehrt hatten. der Ungestüm des Wetters wurde so arg, daß

die Schiffsleute den Muth verloren und der Patron dem Fürsten bat, zu ihrer Rettung eine Wallfahrt nach Loretto zu geloben. Der sagte es zu und „also baldt stundt uns ein gutt windt auff, daß wir aller sorgenn frei wahrenn.“ Sonntags den 20. November landete Landgraf Wilhelm in Brundiß (Brindisi), einer großen blühenden Stadt. Man zeigte dem Landgrafen das Grab seines Vorfahren, Ludwig des Heiligen; doch irrthümlich, denn Ludwig starb zu Otranto und war nur vorübergehend beigesetzt. Die Besichtigung der Stadt, die Beschaffung von Reitpferden hielt den Fürsten drei Tage in Brindisi, dann ritt er längs der Küste bis Bari, von da durch die Apenninen gen Neapel, in Tagemärschen von drei bis sechs Meilen, nur Nachtquartiere haltend. Vom Grabe des heiligen Nikolaus zu Bari mit zwanzig silbernen Ampeln, aus welchem beständig Oel schwitzt, werden einige Gläser desselben mitgenommen. Die Befestigungen, welche der König an vielen Orten anlegen läßt, manches Andere, werden bemerkt. Tagelanger Ritt durch Kastanienwälder, der Anblick von dreißig Städten und Schlössern, alle auf Bergen, von einer Höhe aus, erregen das Interesse. Das herrliche Land wirkte doch auf die Reisenden, die schon so Vieles sahen. Vor Neapel zogen sie durch Kastanien- und Haselnußwälder, welche dem Könige 16000 Gulden eintragen sollten, dann eine Meile lang durch einen Wald „Da iglicher baum eine Weinrebe hatt, ist mancher, der ein halb fuder weins trägtt, wilches lustig zu sehenn ist.“ Abends des 4. Dezember, Sonntags, ritt der Landgraf in Neapel ein; er hatte das Pilgerkleid abgelegt und sich für den Besuch der Königsstadt nebst seinem Gefolge „in schwarzen Schamelott hübsch undt woll bekleidett.“ Unter seine Diener hatte er noch Albert von Mugk, Komthur der Johanniter, sowie Daniel Kaufmann, Bürger von St. Gallen, einen vielgereisten Mann und Ritter des heiligen Grabes, aufgenommen. Die ersten Tage hielt sich der Fürst in seiner Herberge, am Mittwoch Morgen zog er mit dem König zur Jagd, von diesem mit Auszeichnung behandelt. Der Weg führte durch den Tunnel im Posilippo, welcher denen, die in ihm ein Verbrechen begehen, die Flucht unmöglich machen sollte. Auf dem Jagdplatze ordnete der König selbst Alles an, vertheilte die Hunde und speiste dann allein in einem kleinen Thale, nach altspanischer Sitte. Die Königin erschien mit ihrer Tochter, der Landgraf küßte ihnen die Hand, während er anderen Fürstinnen die Hand reichte. Des Königs Söhne, der Herzog von Kalabrien und Herzog Friedrich, sowie des Ersteren Sohn, Fürst von Kapria, waren zugegen, dem Landgrafen ein alter vornehmer Ritter beigegeben. Ein köstliches Mahl auf Silber erfrischte die Jagdgenossen, darauf begann zu Pferde die Hetze des Wildes, welches mit Spießen erlegt wurde. Hervor that sich der Enkel des Königs in dieser mannhaften, nicht ungefährlichen Jagd. Einmal wurden sechs Hirsche, dann vier gleichzeitig abgethan und als man hier der Lust genug hatte, zog die Kavalkade heimwärts. Noch eine Jagd auf Wildschweine erwartete sie; auch diese wurden zu Rosse angegriffen, mit dem Spieße, Schwertern, Degen und anderen Messern, ein männliches aufregendes Schauspiel. Vor dem Könige wurden allein zehn Wildschweine abgefangen. Den Herzog von Kalabrien rannte ein Reiter, welcher hinter einem Keiler hersetzte, über den Haufen, sodaß man für den schweren Mann Schlimmes besorgte. Seine Eltern eilten herbei, doch erhob er sich wieder und ritt zur Stadt.

Landgraf Wilhelm war täglich bei Hofe. Das Königspaar machte mit ihm einen Ritt durch die Stadt, diese zu zeigen, und zum Schlosse des Herzogs, der von seinem Sturze niederlag. Der dem Landgrafen beigegebene Kavalier führte ihn zu des Königs Garten, der „Pforte des Meer's“ um die Ringmauer mit 28 je 200 Fuß von einander entfernten Thürmen, ein Werk des Königs. Die neue Stadtpforte von Marmelstein erregt Bewunderung. Des Herzogs Marstall enthielt 150 Pferde und solcher Ställe sollte er noch drei bis vier besitzen; sein Garten war „überaus schön und lustig“ und hatte 60000 Dukaten gekostet. Abends wurde Landgraf Wilhelm zum Schlosse abgeholt, die königliche Familie und Herren des Hofes verbrachten einige Stunden mit „viel kurtzweill undt siengenn.“ Bei jedem Abschiede küßte der Landgraf den königlichen Damen die Hand, zwei „Landsherren“ holten und geleiteten ihn zurück. Einige feste Schlösser der Umgegung besuchte der Fürst mit seinem Gefolge. Der ihm sehr gewogene König ließ ihn wissen, daß er in den Orden des Königs aufgenommen werden solle. Am Sonntage nach Anhörung der heiligen Messe im Schlosse empfingen Landgraf Wilhelm und seine Begleiter knieend die goldene Ordenskette; König und Königin hingen Jedem den weißen Ordensmantel um. Schachten, Hanstein, Kaufmann wurden so ausgezeichnet, Stein lag krank. Der Landgraf verabschiedete sich hiernach, küßte dem Könige und der Königin die Hand, die Begleiter aber nur dem Könige. Dieser sandte später seinem Gaste zwei große schöne, aufgeschirrte Pferde, davon ins für Wilhelm selbst gesattelt und gezäumt

war. Mit schönen und freundlichen Eindrücken verließ der Landgraf das bevorzugte Land, ohne zu ahnen, daß wenige Jahre später die Dynastie seiner Gastfreunde hinweggefegt sein würde.

Ein vornehmer Ritter geleitete den Landgrafen am 13. Dezember hinweg. Die Reisenden passirten einen „lustigen Wald," in welchem nach Versicherung des Ritters 10000 Hirsche sein sollten, ohne anderes Wild. Unterwegs blieb der Koch krank zurück, ein unersetzlicher Verlust und in Fondi wurde Wilhelm der aus Cypern mitgebrachte Hund gestohlen. Der geleitende Ritter trat jedoch derartig auf, daß das Thier wieder zum Vorschein kam. Am vierten Tage wurde die Grenze des päpstlichen Gebietes überschritten, hier verabschiedete sich der Neapolitaner mit seinem Gefolge. Nach weiteren drei Tagemärschen durch übel berüchtigtes Gebiet näherten die Wanderer am 19. Dezember sich der ewigen Stadt. Da empfingen hessische Landeskinder, Herr Nagel und Meister Konrad Thone aus Grebenstein herzlich ihren Fürsten, welchem sie mit vielen Anderen entgegen geritten waren. In stattlicher Kavalkade zog Wilhelm zu Rom ein. Die gewaltige Stadt wurde unausgesetzt durchwandert, die Hauptkirchen und vieles Andere, auch die Umgegend wurde besucht. Das Tagebuch sagt „item Rom begreifft umb sich, was einer ziemlichenn eines tages reittenn magk zu Rieng umb." Der jetzige Dom zu St. Peter bestand noch nicht, Museen und andere Kunstsammlungen schuf erst eine spätere Zeit, so mußte ein Fremder großes Interesse und viel Zeit haben, um das Vereinzelte zu sehen. Der Landgraf ritt mit Gefolge zum Palaste des Papstes, dieser empfing ihn in Audienz und der Fürst küßte ihm die Füße, ebenso die Diener. Am Weihnachtsabende wohnte Wilhelm der vom Papste Innocentius VIII., in der Kirche zu St. Peter, gelesenen Messe bei und nach beendigtem Gottesdienste empfing er knieend vor dem Altare von dem heiligen Vater ein geweihtes Barett und ein Schwert mit Wehrgehänge, ein Meisterwerk edler Renaissance. Dieses sollten ihn für die über sich genommenen Beschwerden der Pilgerfahrt belohnen, für die Zukunft im Eifer für den Glauben und zum Kampfe gegen dessen Feinde stärken. Die Botschafter der Könige von Frankreich und von Schottland weilten schon lange zu Rom und hatten gehofft, daß Einem von ihnen das Schwert zu Theil werde; sie wurden enttäuscht und empfanden „großen verdrieß." Dem Landgrafen gaben fünf Bischöfe, viele andere Prälaten, der Margraf von Baden und sonstige vornehme Herren ein feierliches Geleite zu seiner Herberge, wo zahlreiche Pilger Wilhelm sehen wollten. Der ihm so gütige ehrwürdige Innocentius starb nach nur wenigen Monaten, ihm folgte Alexander VI., Borgia.

Noch auf der Reise traf den Landgrafen die Nachricht vom Tode seiner Kochs, zu Rom brachte ihm ein Pfeifer des Königs von Neapel Botschaft, daß auch Arend von Stein verschieden sei, so lichtete sich der kleine Kreis seiner Getreuen rasch, nach den Mühsalen der Fahrt. Stein scheint mit Stammen ein und dieselbe Person zu sein, es ist dies nicht aufzuklären gewesen. (Schluß folgt.)

---

# Beiträge zur Geschichte der kurhessischen Artillerie.*)

Von August v. Baumbach.

## 2. Die Artillerie unter dem Landgrafen Wilhelm IV.
1567—1592.

Bei der unglückseligen Theilung Hessens im Jahre 1567 unter die vier Söhne des Landgrafen Philipp, bestimmt durch den letzten Willen dieses sonst so klugen und einsichtigen Fürsten, erhielt Wilhelm IV., genannt der „Weise", als der älteste der Söhne, nebst der Hälfte des Landes mit der Haupt- und Residenzstadt Kassel, auch die Hälfte der vorhandenen Bewaffnung. An Geschützen erhielt er 4 Doppelkarthaunen, 4 große Schlangen, 2 Mörser, 8 achtpfündige Falkaunen, 5 sechspfündige Falkaunen, 2 dreipfündige Quartierschlangen, 30 Apostel, 10 einpfündige Falkonete und 15 halbpfündige scharfe Tintlein; also im Ganzen 80 Geschütze. Außer diesen besaß er noch die im Jahre 1552 erbeuteten Stücke, und erhielt auch im Jahre 1588 von der Königin Elisabeth von England die aus Hessen stammenden und von Alba weggeschleppten Geschütze wieder, welche zur Ausrüstung der Armada gehört hatten und von den Engländern erobert waren.

Landgraf Wilhelm IV. hielt es nicht für zweckmäßig, schwerere Geschütze mit ins Feld zu

*) Siehe „Hessenland" Nr. 3.

nehmen als sechzehnpfündige Singerinnen oder Schlangen, und sagt deßhalb in der 10. Regel seines „Kriegshandell" (Cautela, das ist etliche hochnothwendige Punkten, die ein jeder Kriegsfürst wohl und fleissig in acht haben soll): „So er einen Feind gegen sich im Felde hat übernehme er sich nit mit so viel grobem Geschütz: denn dadurch ist ehemal einer auf's maul geschlagen, auch viel guter Gelegenheit versäumt worden."

Die hessischen Geschütz- oder Büchsenmeister waren zum größten Theile keine ständigen Diener, sondern wurden auf Zeit angenommen und erhielten einen monatlichen Sold von 12 Gulden. Im Hofetat des Landgrafen Wilhelm IV. kommen jedoch auch ein Zeugmeister und 18 Geschützmeister vor, die ständige Diener waren. Der Zeugmeister und 8 Geschützmeister gehörten dem großen Zeughaus in Kassel an, das der Landgraf erbauen ließ und mit der von seinem Vater gegründeten Geschützgießerei, die auch zum Gusse größerer Geschütze eingerichtet wurde, vereinigte. An diesem Zeughaus stellte der Landgraf noch an: 1 Zeugwart, 1 Zeugschreiber, 1 Büchsen- oder Stückgießer, 1 Pulvermacher, 1 Zeugschmied, 1 Zeugschlosser, 1 Zeugbänder, 1 Zeugwagner, 1 Zeugzimmermann und 1 Geschirrmeister.

Wilhelm IV. schätzte den Frieden höher als den Krieg, wollte aber für den letzteren gerüstet sein, wenn er ihm nicht mehr ausweichen konnte. Aus diesem Grunde ist Hessen-Kassel unter seiner Regierung auch nur wenig an den Streitigkeiten betheiligt gewesen, die in dieser Zeit in Europa stattfanden, und nur mit geringen Hülfstruppen unterstützte er die Hugenotten, den Prinzen von Oranien und den König Heinrich IV. von Frankreich. Bei den Hülfstruppen, die er dem Letzteren im Jahre 1591 gegen die Guisen sendete, befanden sich auch einige Geschütze.

Ein vom Landgrafen auf Grund der Erfahrungen aus den Feldzügen von 1546 und 1552 aufgestellter monatlicher Kostenauschlag für einen Geschützpark von 34 Stücken, nebst Munitions-, Zeug- und Brückenwagen, ergibt die Summe von 9000 Gulden, und zwar:

1. An Sold für die Pferde der Geschütze und Munitionswagen, pro Pferd 8 Gulden, pro Fuhrknecht**) 6 Gulden, und für jeden der 34 Büchsenmeister 12 Gulden. In Summa 5342 Gulden.

**) Die Fuhrknechte scheinen auch als Handlanger bei der Bedienung der Geschütze verwendet worden zu sein, weil keine besondere Bedienungsmannschaft vorkommt.

2. Für 74 Brücken- und Zeugwagen mit Fuhrknechten und Pferden 1480 Gulden.

3. An Sold für die sonstige Mannschaft 2178 Gulden, und zwar für:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1 Zeugmeister | pro | Monat | 100 | Gld. |
| 4 Trabanten desselben | " | " | 16 | " |
| 1 Zeugwärter | " | " | 40 | " |
| 2 Trabanten desselben | " | " | 8 | " |
| 1 Zeugschreiber | " | " | 24 | " |
| 1 Gegenschreiber | " | " | 18 | " |
| 1 Schanzmeister | " | " | 40 | " |
| 1 Obergeschirrmeister | " | " | 24 | " |
| 2 Trabanten desselben | " | " | 8 | " |
| 2 Untergeschirrmeister | " | " | 16 | " |
| 1 Wagenmeister | " | " | 18 | " |
| 2 Zeugdiener | " | " | 28 | " |
| 6 Geschützschmierer | " | " | 36 | " |
| 4 Pulverhüter | " | " | 24 | " |
| 10 Zimmerleute | " | " | 60 | " |
| 4 Schmiede | " | " | 24 | " |
| 3 Wagner | " | " | 18 | " |
| 1 Faßbänder | " | " | 6 | " |
| 1 Profoß | " | " | 12 | " |
| 2 Steckenknechte desselben | " | " | 12 | " |
| 1 Spielmann | " | " | 12 | " |
| 1 Prädikant | " | " | 12 | " |
| 1 Wundarzt | " | " | 12 | " |
| 1 Extra-Wagen | " | " | 10 | " |
| 400 Schanzbauern | " | " | 1600 | " |
| Summa | pro | Monat | 2178 | Gld. |

Die Gesammtkosten dieses Geschützparkes, der berechnet war auf 6 Singerinnen oder Schlangen, 10 Sturmbüchsen, 8 Aposteln oder Falkoneten und 10 Eisenkeilbüchsen, die $^1/_2$ Pfund Blei schossen, betrugen also monatlich 9000 Gulden, gleich 22 781 Mark 25 Pfennige des gegenwärtigen deutschen Reichsgeldes. Eine hohe Summe für den damaligen Werth des Geldes.

Verpflegen mußte sich ein jeder Mann von seinem Solde, und ebenso die ihm zugetheilten Pferde für das für sie ausgeworfene Geld. Der Kommandirende des Corps sorgte für die Lieferung des Bedarfes, ließ ihn auf den Lagermarkt bringen, durch den Proviantmeister abschätzen und unter der Aufsicht des Profoßen verkaufen, oder ließ ihn rations- und portionsweise vertheilen und bei der Soldzahlung in Anrechnung bringen. Der damalige Gulden betrug 27 hessische Albus, von denen 32 einem Reichsthaler gleich waren; er war also genau gleich 2 Mark und $53^1/_2$ Pfennige gegenwärtiger Reichsmünze.

# Die 53. Jahres-Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.

Die Erwartung, welche wir in Nr. 11 dieses Blattes aussprachen, daß die in den Tagen des 18., 19. und 20. Juli in Schlüchtern stattfindende Jahresversammlung des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" bei der Wahl des Ortes und dem aufgestellten Programm allen Theilnehmern großes Interesse bieten würde, hat sich im vollsten Maße bestätigt. Es traten auch noch andere Umstände hinzu, welche diese Versammlung nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Theilnehmer zu einer der schönsten und in jeder Beziehung in hohem Grade gelungenen gestaltet haben. Vorzugsweise ist dies neben den außerordentlich günstigen Witterungsverhältnissen der dabei gezeigten regen Theilnahme der Einwohner Schlüchterns und der großen Freundlichkeit, mit welcher sie die zahlreich erschienenen Gäste aufgenommen haben, sowie nicht minder der aufopfernden und umsichtigen Thätigkeit der verschiedenen Komitee's zu verdanken. Es würde undankbar sein, hierbei nicht ganz besonders der so erfolgreichen, unausgesetzten Bemühungen des Ortsvorstandes von Schlüchtern, des Hauptmanns a. D. von Sturmfeder zu gedenken. Auf die Ankommenden machte schon der herzliche Empfang durch eine Anzahl Komiteemitglieder und der Schmuck der sämmtlichen Häuser der Stadt mit Blumen und ausgehängten Fahnen einen sehr günstigen Eindruck.

Zu der Sitzung des Gesammtvorstandes, am Abend des 18. Juli, in welcher die in der Jahresversammlung zu stellenden Anträge und die Tagesordnung berathen wurden, hatten sich an Vorstandsmitgliedern die Herren v. Stamford, Lenz, Rogge-Ludwig und Stern aus Kassel, die Herren Junghans und Dr. Wolff aus Hanau, sowie Herr Bickell aus Marburg eingefunden. Nach Schluß der Sitzung wurde der Rest des Abends mit den inzwischen eingetroffenen Gästen und der in großer Anzahl erschienenen Damen und Herren aus Schlüchtern, bei den Klängen einer recht guten Musik in fröhlichster Weise in dem schön geschmückten Lokale der Bierhalle verbracht.

Am anderen Morgen um 9 Uhr eröffnete der Vorsitzende des Vereins, Major v. Stamford in der Aula des Seminars die Hauptversammlung, zu welcher sich namentlich Damen und Herren aus Schlüchtern zahlreich eingefunden hatten, und widmete zunächst tiefempfundene Worte dem Andenken des am 27. Juli v. J. in der Blüthe der Jahre verstorbenen, um den Verein so hochverdienten, zweiten Vorsitzenden Dr. Albert Duncker, zu dessen Ehren sich die Anwesenden von den Sitzen erhoben. Nachdem hierauf Bürgermeister v. Sturmfeder die erschienenen Gäste in herzlicher Weise Namens der Stadt bewillkommt hatte, wurde der geschäftliche Theil in folgender Weise erledigt: Zunächst erstattete der Schriftführer des Vereins, Sekretar z. D. Stern den Jahresbericht über die Thätigkeit des Kasseler Hauptvereins. Demselben entnehmen wir, daß die Zahl der Mitglieder von 1285 auf 1292 gestiegen ist, obwohl der Abgang von 72 Mitgliedern, darunter 30 durch Tod, zu beklagen war. Dazu sei bemerkt, daß durch Neuaufnahme einer Anzahl Mitglieder während der Tage in Schlüchtern jetzt die Zahl von 1300 erreicht sein wird. Aus dem darauf folgenden Bericht des Kassenführers, Museums-Inspektor Lenz ist zu erwähnen, daß die Einnahme des Vereins im letzten Jahre 6214 M. 57 Pfg. und die Ausgabe 5842 M. 19 Pfg. betragen hat, daß aber der hiernach sich bildende Kassenrest von 371 M. 38 Pfg. nicht als Vermögensbestand zu betrachten ist, da eine diesen Betrag übersteigende Rechnung für Drucksachen noch nicht hat aufgestellt werden können. Die von dem Herrn Stadtsekretar Roeder in Schlüchtern geprüfte Rechnung des Herrn Kassenführers wurde für richtig befunden und von der Versammlung Decharge ertheilt. Es wurden von dieser alsdann folgende Beschlüsse gefaßt:

1) Der Jahresbeitrag der Mitglieder von drei Mark wird beibehalten,
2) ebenso der Zuschuß zur Vereinsversammlung in Marburg von jährlich 450 Mark,
3) die nächste Jahresversammlung findet auf erfolgte Einladung in Hersfeld statt.

Die Wahl des Deputirten zu der im September d. J. in Mainz stattfindenden Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichtsvereine fiel auf Herrn Major von Stamford.

Der Vorsitzende theilte alsdann mit, daß in einer nach § 10 der Statuten in Kassel abgehaltenen Versammlung der dortigen Vereinsmitglieder die Wiederwahl der bisherigen sechs Vorstandsmitglieder des Hauptvereins vorgeschlagen sei, worauf dieser Vorschlag die einstimmige Annahme der Versammlung fand.

Hierauf hielt Gymnasialoberlehrer Dr. G. Wolff von Hanau den angekündigten Vortrag über „Hanau in der Römerzeit nach den neuesten Ausgrabungen." Dieser Vortrag des trefflichen Historikers war ebenso vorzüglich in der Form, wie er gediegen seinem Inhalte nach war. Redner,

eine wissenschaftliche Autorität in der vorliegenden Frage, erntete denn auch für seine fesselnden Ausführungen den wohlverdienten Beifall. Nachstehend geben wir den Vortrag im Auszug wieder:

Anknüpfend an Dunckers Verdienste um die Kritik der früheren Ansichten über den Lauf des römischen Grenzwalls im ehemaligen Kurhessen gab der Vortragende zunächst eine übersichtliche Darstellung der Ausgrabungen, welche der Hanauer Bezirksverein in den letzten 7 Jahren an der Grenze und in ihrer unmittelbaren Nähe hat vornehmen lassen. Nach der Aufdeckung des Kastells Großkrotzenburg mit seinem Mithras-Heiligthum, über welche Redner auf der Jahresversammlung des hessischen Gesammtvereins im Juli 1881 berichtete, wurde von ihm in Gemeinschaft mit Oberst von Cohausen und Architekt von Roeßler der ganze wetterauische Limes im August 1881 begangen und sein Lauf im Großen und Ganzen festgestellt. Im Frühling 1883 fanden zusammenhängende Ausgrabungen am Grenzwall zwischen Main und Kinzig statt, welche wichtige Aufschlüsse über die ursprüngliche Gestalt des Walles und Grabens über den ihn begleitenden Militärweg und die an ihm liegenden Thürme, sowie über ein zwischen den großen Kastellen Großkrotzenburg und Rückingen gelegenes Zwischenkastells gaben. Das Kastell Rückingen wurde im Herbst 1883, das zu Marköbel im Herbst 1884 aufgefunden und, soweit es die Verhältnisse gestatteten, aufgedeckt. Daneben wurden gelegentlich weitere Ausgrabungen in Großkrotzenburg und seiner Umgebung, sowie in dem ganzen ehemals römischen Hinterland, welches etwa dem heutigen Kreise Hanau entspricht, vorgenommen, die am erstgenannten Orte besonders zur Auffindung hochinteressanter Ziegelöfen, außerdem aber zur Aufdeckung einer ganzen Reihe von bürgerlichen Niederlassungen, Wasserleitungen und Begräbnißstätten führte. Die letzten zusammenhängenden Ausgrabungen vom Herbst 1886 galten der Auffindung einer vom Vortragenden schon seit Jahren angenommenen alten Straßengrenze vom Mainknie bei Hanau nach Norden und im Zusammenhang damit einer im Dorfe Kesselstadt und seiner Umgebung vermutheten römischen Ansiedelung. Sie führten aber, abgesehen von der Bestätigung dieser Annahme, auch zur Auffindung deutlicher Spuren eines an der Stelle des heutigen Dorfes einst vorhandenen Kastells. Wie im Jahre 1885 die planmäßigen Arbeiten durch den Glücksfund einer Mainbrücke beim Kastell Großkratzenburg so erwünschte Ergänzung fanden, so wollte es das Glück, daß auch die nach den Kesselstädter Ausgrabungen noch offene Frage bezüglich eines Mainübergangs durch die bei der Ausbaggerung des Mainbetts dicht bei Hanau aufgefundenen Reste einer römischen Brücke im Spätherbst 1886 erwünschte Lösung fand.

Was die Ergebnisse der Arbeiten im Einzelnen betrifft, so mußte sich der Vortragende mit Rücksicht auf die Reichhaltigkeit des Gefundenen und der Kürze der ihm zu Gebote stehenden Zeit begnügen, diejenigen Punkte hervorzuheben, in welchen die Resultate der Ausgrabungen dazu gedient haben, die Lösung bisher offener Fragen von allgemein wissenschaftlicher Bedeutung herbeizuführen oder wenigstens näher zu rücken. So ergaben die Durchstechungen des Grenzwalls auf der so besonders günstigen Strecke in der Bulau und die Untersuchungen in seiner unmittelbaren Nähe gegenüber den vielfach verbreiteten Ansichten, wonach der Limes nur eine Grenzsperre für die Friedenszeit oder eine Signallinie gewesen wäre, daß, wie Major Dahm in seiner Bearbeitung dieses Theils der Arbeiten es ausdrückt, „für den großen Krieg die oberrheinischen Grenzbefestigungen in ihrer Gesammtheit eine permanente, fortifikatorisch gesicherte starke Vorpostenstellung bildeten, während die Hauptkastelle außerdem die strategische Bedeutung von Grenzfestungen hatten." Bezüglich der streitigen Frage nach der Stärke der Garnisonen in den Grenzkastellen war es von Wichtigkeit, daß die genaue Untersuchung des kleinen Zwischenkastells am „Neuwirthshaus" bei Hanau es ermöglichte, genau die Räume zu ermitteln, welche zur Unterkunft der Soldaten gedient hatten. Was die großen Kastelle betrifft, so ergab die vollständige Aufdeckung des Prätoriums im Rückinger Kastell, die sonst noch in sehr wenigen Fällen gelungen ist, die Thatsache, daß dieses Prätorium, und, wie der Vortragende nachwies, auch die anderen aufgefundenen Prätorien in den Limeskastellen, nicht etwa, wie man gemeint hat, die Wohnung der Offiziere enthielten, sondern aus einem offenen Hofe bestanden, an welchem sich, abgesehen von einem massiven Frontalbau mit thurmartigem Oberbau aber ohne Wohnräume, leichtgebaute Hallen und Aufbewahrungsräume für Feldzeichen, Waffen und Götterbilder anlehnten. Von besonderem Interesse war die Auffindung eines ausgedehnten massiven Gebäudes mit Hypokausteinrichtungen in allen drei Kastellen an derselben Stelle der Praetentura zwischen Porta praetoria und Porta principalis dextra. Sie beweist, daß die frühere Ansicht, wonach in der Praetentura der Limeskastelle nur Holzbaracken als Wohnräume für die Soldaten vorhanden gewesen wären, falsch ist. Hier dürfte die Wohnung des Kommandanten und der Offiziere zu suchen sein, wenigstens in der Zeit, wo das Kastell selbst ausschließlich für die Unterkunft der Garnison diente. Was das bei fast allen Limeskastellen aufgefundene mit Hypokausten versehene massive Gebäude außerhalb des Kastells betrifft, so ist dasselbe vor der Porta principalis dextra des Rückinger Kastells so gut erhalten, wie meist an keiner andern Stelle. Aus seinem deutlich erkennbaren Grundriß hat Architekt von Rößler unter Heranziehung aller bekannten Grundreste solcher Gebäude den Nachweis zu liefern gesucht, da diese nicht mit v. Cohausen als „Villae", sondern als Bäder zu betrachten seien.

Besonders eingehend schilderte Dr. Wolff die im vorigen Herbst bei Kesselstadt und Hanau vorgenommenen Ausgrabungen und ihre Ergebnisse, weil dieselben noch nirgends ausführlich und besonders noch nicht mit Abbildungen publicirt sind. Da aber das „Hessenland" in Nr. 5 eine vorläufige summarische Darstellung dieser Arbeiten aus der Feder des Vortragenden gebracht hat, so können wir uns hier

begnügen, auf diesen Aufsatz als Ergänzung unseres Berichtes zu verweisen. Hinzufügen wollen wir nur, daß durch nachträgliche Auffindung eines mit dem römischen Kupferstempel versehenen Stückes eines schönen Gefäßes aus terra sigillata der römische Ursprung der Hanauer Mainbrücke auch für etwaige Zweifler gleichsam besiegelt worden ist.

Alle seine Ausführungen begleitete der Vortragende durch Nachweisungen an genauen Wandkarten, die auf Grund der Generalstabskarten und Katasteraufnahmen in vergrößertem Maßstabe ausgeführt waren und wesentlich zum Verständniß des Ganzen beitrugen. Er schloß mit dem Hinweis darauf, daß der Verein und er selbst noch mitten in der Arbeit ständen, und daß insbesondere von den für diesen Herbst projektirten Ausgrabungen weitere Aufklärungen über die Besiedelung und der Kulturzustände des einst römischen Hessenlandes zu erwarten seien. —

Nach Beendigung der Sitzung Mittags zwölf Uhr wurden die Gebäulichkeiten des Klosters unter der sachkundigen Führung des Herrn Seminaroberlehrers Leimbach (als Stellvertreter des abwesenden Herrn Seminardirektors) eingehend besichtigt und der vortrefflichen Einrichtung derselben zu einem Lehrerseminar allgemein die größte Anerkennung gezollt. Von den ursprünglichen Gebäuden, so weit sie dem einst so berühmten Kloster und nach Einführung der Reformation unter dem bekannten Abte Lotichius alsdann mehrere Jahrhunderte lang einer nicht minder berühmten gelehrten Schule gedient haben, sind nur noch wenige Reste erkennbar, da sie im dreißigjährigen, siebenjährigen Krieg und namentlich im Jahre 1813 bei dem Durchgang Napoleons mit 30000 Mann nach der Leipziger Schlacht durch Brand und sonstige Verwüstung schwer gelitten hatten. Das bemerkenswertheste Ueberbleibsel aus alter Zeit ist die aus der besten Zeit der Gothik stammende Hutten'sche Grabkapelle. Nach einer Frühstückspause begann um 4 Uhr in dem mit Wappenschildern und Guirlanden reich geschmückten, sehr geräumigen Saale des Gasthofes zum Stern das Festmahl, an welchem sich 75 Herrn betheiligt hatten. Der erste Toast, von dem Vorsitzenden des Vereins ausgebracht, galt unserem Kaiser, und fanden die begeisternden Worte des Redners allseitig den lebhaftesten Anklang, worauf einige Verse des von dem Musikkorps angestimmten „Heil Dir im Siegerkranz“ von den Versammelten stehend gesungen wurden. Es folgten dann die Toaste des Herrn Dr. Wolff aus Hanau auf die Stadt Schlüchtern, des hierfür Dank sagenden Herrn Bürgermeisters von Sturmfeder auf das fernere Blühen und Gedeihen des Geschichts-Vereins und des Herrn Pfarrers Junghans auf die Festkomitees. Daran schlossen sich noch eine ganze Reihe von Ansprachen und Toasten, von denen namentlich die des Herrn Lenz auf die Damen, des Herrn Landraths Roth aus Schlüchtern auf das schöne Hessenland und seine biederen Bewohner, sowie des Herrn Kreissekretär Hartdegen aus Eschwege auf das deutsche Vaterland besonders hervorzuheben sind.

Während der Tafel trafen Begrüßungs-Telegramme ein von dem für die hessische Geschichtsforschung hervorragend thätigen Vorstandsmitglied Hrn. Major Dahm aus Hanau, dem in gleicher Weise thätig gewesenen Hrn. Oberstlieutenant Wille, jetzt in Spandau, und von dem Redakteur der Zeitschrift „Hessenland“ Hrn. F. Zwenger aus Kassel. Herr Geh. Rath von Goedaeus in Frankfurt a. M. erfreute die Theilnehmer durch die Uebersendung einer Anzahl gedruckter Exemplare seiner Abhandlung „Deutung hessischer Ortsnamen“, sowie der Redakteur der „Schlüchterner Zeitung“ durch Austheilen der Nummer seiner Zeitung vom Tage vorher, welche ein Gedicht „an den Acisbrunnen“ und als Festgruß einen kurzen Rückblick auf die wichtigsten Ereignisse in der Geschichte Schlüchterns enthielt. Die jetzt schon sehr gehobene Stimmung aller Theilnehmer wurde noch erhöht durch das Absingen eines den größten Beifall findenden, von Herrn Amtsrichter Türck in Sontra eingesandten schönen und ächt patriotischen Liedes „Mein schönes Hessenland“, welches unter der Begleitung der Musik nach der Melodie des Liedes aus Raimunds Verschwender „da streiten sich die Leut' herum“, gesungen wurde.

Der so zur allgemeinsten Befriedigung verlaufene Tag konnte keinen besseren Abschluß finden, als auf der etwa eine halbe Stunde von Schlüchtern in einem herrlichen Wald gelegenen Anhöhe, dem sogen. Acisbrunnen. Hier wurden noch in Vereinigung mit der reich vertretenen Damen-Flora Schlüchterns die letzten Stunden des vom schönsten Wetter begünstigten Tages in der heitersten Weise verbracht.

Am anderen Morgen 8 Uhr fanden sich über hundert Herrn und Damen ein, um in Equipagen und auf Leiterwagen den für diesen Tag im Programm bestimmten Ausflug nach den etwa $^{3}/_{4}$ Stunden entfernten Ruinen der Hutten-schen Stammburg Steckelberg, wo Ulrich von Hutten vor 400 Jahren (am 20. April 1488) geboren war, anzutreten. Die Theilnehmer verließen bei dem am Fuße des Steckelberg gelegenen Schloß Ramholz die Wagen und erstiegen immer im Walde auf bequemen Wegen

den ziemlich steilen Gipfel des Berges zu den von der einstigen Größe der Burg noch Kunde gebenden und zum Theil noch wohlerhaltenen Ruinen derselben, auf welchen zur Feier des Tages einige Fahnen aufgesteckt waren. In den Räumen der Burg bewillkommte zunächst der jetzige Besitzer derselben, sowie der großen umliegenden Waldung und des Schlosses Ramholz, Herr Stumm, Rittmeister im 13ten Husaren-Regiment, die Ankommenden aufs Freundlichste und erquickte die Durstigen mit einem Glase vortrefflichen Bieres. Nachdem man die Ruinen, zu deren Erhaltung Herr Stumm fortwährend mit großem Kostenaufwand bestrebt ist, besichtigt und sich an der hier gebotenen herrlichen Aussicht erfreut hatte, hielt Herr Major v. Stamford den angekündigten Vortrag über Ulrich von Hutten, und wußte in $1^1/_2$-stündiger freier Rede durch den auf den fleißigsten Studien beruhenden Inhalt die Anwesenden lebhaft zu fesseln, wofür ihm allseitig der größte Beifall und Dank zutheil wurde.*)

Der Rückweg wurde dann wieder nach Schloß Ramholz angetreten, wo Herr Stumm die Güte hatte, den von ihm angelegten Park, welcher die Bewunderung Aller erregte, sowie auch eine Sammlung einiger auf dem Steckelberg und Umgegend gefundene Alterthümer, welche bis zur Steinzeit zurückgehen, zu zeigen. Von Ramholz begab man sich nach einer $^1/_4$ Stunde entfernten, eine schöne Aussicht bietenden, im Walde gelegenen Stelle dem sogen. Borkel, wo von den Komitees in bester Weise dafür gesorgt war, die nach den Anstrengungen des Tages recht hungrig und durstig gewordenen Seelen durch Speise und Trank zu erquicken. Hier zeigte sich bald allgemein ein gar reges fröhliches Leben, welches dann auch im Absingen bekannter Lieder seinen Ausdruck fand. Die zahlreich vertretenen alten Herrn fanden sich zusammen und gedachten durch Absingen von Studentenliedern ihrer Burschenzeit, wobei auch „O alte Burschenherrlichkeit" nicht fehlte.

Den Gefühlen aller Anwesenden gab Herr Major v. Stamford entsprechenden Ausdruck, indem er dem auch hier mitanwesenden Herrn Rittmeister Stumm den Dank der Theilnehmer aussprach, worauf diese in das auf denselben ausgebrachte Hoch auf das Lebhafteste einstimmten.

Gleiches war der Fall bei einem Toast des Herrn Pfarrer Wissemann aus Kassel auf die Mitglieder des Vorstandes des Geschichtsvereins und namentlich dessen Vorsitzenden, Herrn Major v. Stamford, ein Toast, welcher gestern vergessen sei. Der Toast fand um so größeren Anklang, als Herr Wissemann in einer vortrefflichen, den geübten Redner bekundenden Weise seiner Absicht Worte zu verleihen wußte. Damit war jedoch das Ende der so vergnügt verlebten Tage gekommen. Die erschienenen Gäste nahmen fast sämmtlich Abschied, um von dem nahe gelegenen Ramholzer Bahnhof den Weg in die Heimath anzutreten, alle aber werden ebenso, wie die Damen und Herrn aus Schlüchtern, der zu einem wahren Feste sich gestaltenden 53ten Jahresversammlung des Geschichtsvereins noch lange ein freundliches Andenken bewahren.

R.-L.

*) Wir werden auf diesen interessanten und bei der Schwierigkeit des Themas durch möglichste Unparteilichkeit sich auszeichnenden Vortrag in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift ausführlicher zurückkommen. D. R.

# Margarethe.

Von H. Keller-Jordan.

Der Zug, der von Süden kam, fuhr langsam in den langen, mit Glas überdachten Bahnhof Münchens. Ich bog den Kopf zum Wagen hinaus und sah in die matten Gasflammen, die noch um ihr Recht mit dem sich senkenden Tage stritten.

Ich hatte glückliche Künstlerjahre in Isar-Athen verlebt, war dann nach Pest übergesiedelt und wollte jetzt zu einer Privatausstellung nach Berlin, wohin ich ein großes historisches Gemälde vorausgeschickt hatte. Es war das Resultat mühevoller Jahre gewesen und seine Vollendung gab mir das Gefühl, als sei ich auf einem Berge angekommen, wo mich eine reinere Luft umwehe und mir den Ausblick in ein stilles, verheißungsvolles Thal gewähre.

Ich wollte in München ein paar Tage rasten, alte Freunde wiedersehen und die unvergessenen Plätze und Straßen begrüßen, über die ich einst so harmlos und glücklich gewandelt war.

Die Zeit mit ihren Sorgen verscharrt so manche schöne Stunde unseres Lebens, aber als jetzt die Lokomotive pfiff, der Zug stille hielt und ich mit meinem kleinen Handkoffer auf den Perron sprang, da überkam mich — trotz des rauhen Herbstwindes, der mich von den Alpen

herüber anwehte — ein warmes, wohliges Empfinden. Ich nahm keine Droschke, um zu dem mir bekannten, inmitten der Stadt gelegenen Gasthofe zu fahren, sondern übergab meinen Koffer einem Dienstmann und schlenderte, als wären alle diese Häuser alte, liebe Bekannte, durch die nebeligen Straßen.

Melodische Stimmen vergangener Tage regten sich in mir, halb verwischte Menschenbilder wurden lebendig und ich fing an die Geschicke der Einzelnen zu durchdenken, wie sie sich wohl gestaltet haben möchten. Dabei warf ich einen wehmüthigen Blick in die kleine Straße, an welcher ich gerade vorüberging, und über den niederen, fast einem Schuppen ähnelnden Bau der Gesellschaft „Allotria", in welchem ich mit übermüthigen Collegen so ungebundene frohe Stunden verlebt. Ich begriff nicht, warum ich in der ganzen Zeit nichts von diesen Menschen gehört hatte und bedachte, daß möglicherweise nur noch Wenige von Denen in München sein könnten, deren Wiedersehn ich am meisten ersehnte. Lauter frische, liebe, urwüchsige Künstlernaturen, noch unbenagt vom Daseinskampf und dem Ehrgeize, hinreißend und anregend in ihrer elementaren Kraft, wie sie mir später bei meiner ernsten, anstrengenden Arbeit nie wieder begegnen sollten.

Ich hatte ja auch im Laufe der Jahre Manches durchgekämpft, auch Familienkonflikte mit all' ihrer Bitterkeit und ihren Nachwehen waren an mich herangetreten und hatten ein gutes Theil harmlosen Frohsinns aus meiner Seele hinausgequält.

Aber als ich jetzt durch die alten bekannten Straßen schritt, an den Häusern mit so unverkennbarem Künstlergepräge vorüber und in die sorglosen Biergesichter der Münchener Philister sah, die noch gerade so wie einst, an mir vorüber auf die Keller wanderten, da wehte mich wieder etwas von der alten Zeit und ihrem Zauber an.

In meinem Gasthofe angekommen, fand ich noch alles beim Alten. Der freundliche Wirth, der seit zwanzig Jahren unverfälschtes Hofbräuhausbier schenkte, war wohl noch etwas umfangreicher geworden, aber sein Humor schien noch derselbe.

Er unterhielt mich während meiner Abendmahlzeit van alten Zeiten und erzählte mir Mancherlei von früheren Kollegen, was mich hoch interessirte. Sein ehrliches Münchener Gerede war die passendste Begleitung zu den Regensburger Würstle, die mir, mit dem herrlichen Bier, vorzüglich mundeten. Aber als er sich dann erhob und mir als Ersatz die „Neuesten Nachrichten" auf den Tisch legte, war ich ganz froh, wieder mit meinen Gedanken ungestört zu sein. Ich zündeten mir eine Cigarre an, trank behaglich mein Bier dazu und dachte darüber nach, wie ich meinen morgigen Tag beginnen wollte.

Nach dem Frühschoppen selbstverständlich zuerst und vor Allem in das unvergessene Haus in der Briennerstraße zur Frau v. B. Sicherlich waren ihre Abende noch immer so anregend, von künstlerischem Geiste und Poesie durchdrungen, wie einst! Wie hatte ich mich, nach meiner Abreise von München zu denselben zurückgesehnt!

Was wohl aus dem schönen, blassen Mädchen — ihrer Tochter — geworden sein mochte, der zu Liebe die geistreiche Frau alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sie glücklich zu machen?

Meine Augen, die gedankenlos an dem Freskogemälde der gegenüberliegenden Wand gehangen, senkten sich jetzt unwillkürlich und fielen — als sollten sie da Antwort finden — auf einen großgedruckten Namen in der Zeitung, die der Wirth vorher auf dem Tisch gelegt:

„Margarethe."

Ich nahm das Blatt auf und las:

„Gestern Abend verschied sanft meine einzige heißgeliebte Tochter

Margarethe

2c. 2c.

Ja, es blieb kein Zweifel, da stand der Name unter dem obligaten Kreuz — fest und unvertilgbar.

Margarethe v. B.! War das möglich? Wie hatte ich mich auf ein Begrüßen dieses Hauses und ein Wiedersehn der lieben Menschen gefreut! Und wenn es auch hauptsächlich nur die Mutter gewesen, die dort den Vordergrund beherrschte, so konnte man sich doch diese Räume nicht denken ohne die schlanke biegsame Mädchengestalt mit den sanften braunen Augen, die so fremd in diese bunte Welt blickten.

Ich senkte meinen Kopf in die Hand und ließ alle die Stunden vorüberziehen, die ich in den reizvollen Räumen verlebt hatte, in welche jetzt der Tod seine Einkehr gehalten.

Da war kein Künstler, kein Schriftsteller, kein Gelehrter, der sich nicht dort zu Hause gefühlt hätte und sein Bestes gegeben. Hier war es, wo die neuesten Produkte Schwind's, Defregger's, Böcklin's 2c. besprochen wurden, wo bedeutende Künstler ihre Opernpartituren preisgaben, noch ehe sie in die Offentlichkeit drangen, und vielgenannte Dichter ihre berühmt gewordenen Werke im Manuskript lasen. Aber auch Bedrückte, Hoffnungslose, an ihrem Können Verzweifelnde fanden hier Gehör, Theilnahme und Rath.

Es war mir, als sähe ich noch heute, durch düstere Todesgebilde hindurch, Frau v. B., inmitten ihres Salons, so wie ich sie so oft gesehen und bewundert hatte.

Ihre große, imponirende Gestalt mit dem mächtigen Künstlerkopfe, das schneeweiße, aufgebauschte Haar, zu den beinahe noch jugendlichen Zügen — und dann der liebevolle heiße Mutterblick, mit welchem sie ihre stillere, schöne Tochter umfaßt hielt und die sie mit all der Kunst, dem Geist, dem lauten Leben versuchen wollte, glücklich zu machen.

War es ihr dennoch nicht gelungen? Mir war es oft so vorgekommen, als wäre die Heimath des schönen Mädchens eine andere, als die der Mutter, als suchten ihre großen dunkeln Augen stillere Bahnen, sanftere Gefilde — Meeresstille — Waldesruhe.

Und ich verglich sie unwillkürlich mit der einsamen Palme auf der großen Tropenlandschaft, die an der Wand in einem der Zimmer hing, und unter welcher sie so oft gesessen und fremd in das bunte Treiben gesehen, in welchem sich ihre Mutter so glücklich fühlte.

Und wenn dann dieselbe an die Tochter herantrat, bittend — fast flehend — sie möge etwas singen, deklamiren, dann ging ein Zug von selbstquälerischer Angst über das Gesicht des Mädchens, aber sie erhob sich, der Mutter zu Liebe, und folgte ihr zum Flügel — mir aber kam sie mit dem gesenkten Kopfe wie ein Opferlamm vor, das man zur Schlachtbank führte.

Man fand sie nicht so geistreich, nicht so anregend als die Mutter, die sich mit ihrem übermächtigen Temperament durch nichts erlahmen ließ, aber wenn man mit der jungen Dame sprach, so war alles, was sie sagte, klug, gut durchdacht, unendlich sinnig — und es drängte sich mir immer wieder die Frage auf, ob ihre tiefer liegenden Eigenschaften in dieser überwältigenden Atmosphäre nicht dennoch verkümmern müßten.

Ich riß mich gewaltsam aus meinen Gedanken und suchte mein Zimmer auf. Margarethe — todt!

Ich hatte für die psychisch zarte Natur des sinnigen Mädchens immer verständnißvolle Sympathie gehabt — ich —

Und dann verwirrten sich meine Begriffe und ich verfiel in einen dumpfen Schlaf. Als ich mich am anderen Morgen erhob, kleidete ich mich an und bereitete mich vor, der Todtenmesse der Verstorbenen beizuwohnen, die um zehn Uhr in der Theatinerkirche stattfinden sollte.

Die Beerdigung war vorüber — aber an ihrem künstlich aufgebautem Sarkophage wollte ich ihr dennoch die letzte Ehre erweisen und meine Gedanken den Gebeten einen, die für sie zum Schöpfer stiegen. Als ich in die Kirche trat, blieb ich einen Augenblick überwältigt stehen.

Draußen hatte ein feuchter, nebeliger Herbstwind die sterbenden Blätter durch die Lüfte gewirbelt und die Menschen unheimlich vorwärts getrieben, Menschen, die in ihren Gesichtern nagende Sorge und verbitterten Gram trugen.

Und hier, in der Kirche, umfing mich in feierlicher Stimmung tiefe Ruhe und geheiligter Schmerz. Es war mir als habe die Seele der Verblichenen den Frieden ausgeströmt, den wir Alle suchen.

Ich trat bis in die unmittelbare Nähe des mit Blumen und Lichtern aufgebauten Sarkophages. Liebende Hände hatten die weißen Blumen zwischen grüne Myrthen, Palmen- und Epheublätter gestreut — Schneerosen, Edelweiß und Verbenen. Die mit blühenden Zweigen umwundenen Kerzen brannten matt in den düsteren Tag hinein und gaben der Feier ein tief trauriges Gepräge. Jetzt verstummten die lauten Worte des Priesters am Altare und vom Chor herab erscholl, in ergreifender Vollendung ein vierstimmiges Miserere.

Mir war, als öffne sich bei diesen Seraphklängen der Sarkophag und ich sähe noch einmal das blasse liebliche Mädchenbild — so wie einst. Nur hatten sich ihre sehnsüchtigen Augen sanft gesenkt und um den weichen Saum ihrer Lippen lag Ruhe und Glück.

Der Gesang war verstummt. Die Leidtragenden erhoben sich von den Knieen und mit einem letzten Blick auf das Kreuz des Erlösers, welches über den Blumen thronte, verließen sie das stille Haus.

Nur zuletzt, ganz zuletzt bemerkte ich eine hohe, aber tief gebeugte Frauengestalt auf den Arm eines Mannes gestützt, die in der Thüre stand und sich sträubte, die Kirche zu verlassen. Die erloschenen Augen hingen wie gebannt an den Schneerosen und Verbenen.

Ich wandte mich ab. War es möglich, war das die lebensvolle Frau, die ich vor noch nicht langer Zeit in prunkenden Gemächern gesehen, mit sprudelndem Geiste, warmem Empfinden und dem stolzen Bewußtsein unzerstörbaren Mutterglückes?

Der Blitz hatte in die Edeltanne geschlagen und sie bis in's Herz getroffen! — —

„An welcher Krankheit ist die junge Dame gestorben?“ fragte ich endlich, als die Leidtragenden alle die Kirche verlassen hatten, eine Dienerin des Hauses, die neben dem Sarge stehn geblieben war und still vor sich hin weinte.

„Die Aerzte nannten es „Anämie“ sagte sie schluchzend, „sie hat keine Freudigkeit an weltlichen Dingen gehabt und wurde, trotz allen Gesellschaften, mit welchen sie die Mutter zu zerstreuen versuchte, immer blässer und stiller — bis — —

„Bis sie, wie eine Blume, die nicht in jedem Boden gedeihen kann, langsam verblich“ — ergänzten meine Gedanken die vom Schluchzen unterbrochenen Worte der Dienerin.

Welche tiefe Tragik, wenn edle Menschen sich gegenseitig zerreiben und selbst die hingebendste Mutterliebe die Seele ihres Kindes nicht versteht! — — —

Draußen wirbelte der erste Schnee durch die feuchte Luft. Ich stand eine Weile und sah über den weiten Platz, der Ludwigsstraße entlang, bis zum Siegesthor, das in Umrissen dieselbe begrenzte. Und dann wandte ich mich zu meinem Gasthofe, packte meinen kleinen Koffer und fuhr zum Bahnhofe. Vielleicht war es besser auf der Rückreise im Frühling — wenn die ersten Drosseln im Englischen Garten jubelten — und München von der goldenen Sonne durchleuchtet wurde.

## Aerntezeit.

Entgegen reift das Korn dem Schnitt;
Gib Rechenschaft, o Herz!
Wenn auch zu Dir der Sichler tritt,
Zieht gleich der Aehre
Dich goldne Schwere
Zur Mutter Erde niederwärts?

Dann traure nicht und streue froh
Ihr alles in den Schooß!
Der Allgetreuen dankst Du so
Für Leid und Wonne,
Für Sturm und Sonne,
Für Deines Lebens reiches Loos.

A. Trabert.

## Den alten Germanen!

Als Vater Rhein beim Weltbeginn
Dem Alpenschooß entflossen
Da rann er bis zur Nordsee hin
Und murmelte verdrossen:
„In Fern' und Näh',
Wohin ich seh',
Nur Wildniß auf der Erden,
Drin haust mit Wuth
Der Drachen Brut.
Nein! das muß anders werden!“

Nun ließ er die Reben erwachsen am Strand
Und wallte getrost seine Bahnen.
Drauf nahten sich lüstern vom fernen Land
Die alten, die durst'gen Germanen.
Sie preßten die Beeren, da floß der Most;
Sie tranken und tranken wieder
Und riefen erfreut: „Bei dieser Kost
Da lassen wir uns nieder!
Wir sind es schuldig dem fernen Geschlecht
Dies Land des Weins zu erwerben
Denn so lange der echte Germane zecht,
Kann sein Geschlecht nicht verderben.“ —

So sprachen die Väter und nahmen das Land,
Den Wandertrieb vergessend,
Mit Liebe und Einsicht und hohem Verstand
Den Durst der Enkel ermessend.

Bedenkt d'rum, ihr Enkel, wie wohl gethan
Die einsichtsvollen Ahnen,
Und hebt die Becher und stoßt mit an
Auf die alten, die guten Germanen!

Schulte vom Brühl.

## Aus alter und neuer Zeit.

Der 30. Juli ist ein Gedenktag in der Diöcese Fulda. An ihm vollendete vor nunmehr sechsundfünfzig Jahren Johann Adam Rieger, der erste Bischof auf dem wiederhergestellten Bischofssitze Fulda, nach kaum zweijährigen Kirchenregimente, hochbetagt seine irdische Laufbahn. Von 1781 bis 1829 hat Johann Adam Rieger hier in Kassel als katholischer Geistlicher gewirkt, zuerst als Hofkaplan, zu welcher Stelle ihn Landgraf Friedrich II. berufen hatte, dann als Hauptprediger der katholischen Gemeinde, in westfälischer Zeit als Almosenier. Die Gunst, in welcher Rieger bei seinen damaligen Behörden stand, wurde ihm auch von dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, als dieser wieder Besitz von seinen Stammeslande nahm, nicht entzogen. Der geistliche Rath und Stadtpfarrer Rieger war bei diesem Fürsten sowohl, als auch bei dessen Nachfolger, dem Kurfürsten Wilhelm II., eine persona grata, und als auf Grund der Bullen Provida solersque vom 16. August 1821 und Ad dominici gregis custodiam vom 11. April 1827 die Diöcese Fulda als Bestandtheil der oberrheinischen Kirchenprovinz errichtet wurde, war zwar zunächst der Kapitularvikar Freiherr Friedrich Bonifaz von Kempff zu Angreth, — vor der Säkularisation Kapitular des Benediktinerstuhles zu Fulda, — zum Bischof ausersehen, als dieser aber ablehnte, da verlieh Kurfürst Wilhelm II. welcher sich den Vorschlag des ersten Bischofs vertragsmäßig vorbehalten hatte, den Bischofssitz zu Fulda dem Stadtpfarrer und geistlichen Rathe Johann Adam Rieger, ungeachtet

dieser sein hohes Alter vorschützte. Am 21. Septbr. 1829 fand in Fulda die kirchliche Weihe des neuen Bischofs und Tags darauf die feierliche Einsetzung statt. — Johann Adam Rieger war am 16. Juli 1753 zu Orb als der jüngere Sohn des dortigen Bäckers und Senators Philipp Rieger geboren. Seine Gymnasialstudien machte er auf dem Jesuitergymnasium Mannheim, dann zu Worms. Hiernach studirte er Philosophie und Theologie zu Heidelberg und Mainz. Nachdem er von dem Erzbischof von Mainz, Karl Friedrich Freiherrn von Erthal zum Priester geweiht worden war, wurde er im Jahre 1778 als Kaplan nach Obernau gesandt und nach Verlauf eines Jahres nach Kidrich versetzt. Von den Superioren des erzbischöflichen Seminars zu Mainz dem Generalvikariate daselbst „wegen seiner Frömmigkeit, seines Fleißes und der Bekanntschaft mit der französischen Sprache“ vorzüglich empfohlen, erhielt er 1781 den Ruf als Hofkaplan nach Kassel. Achtundzwanzig Jahre hat Johann Adam Rieger hier in Kassel mit Ruhm als Seelsorger gewirkt, während schwerer Kriegsbedrängnisse in dem Militärhospital die Tröstungen der Religion den katholischen Kriegern allein gespendet, mit großen Aufopferungen die hiesige katholische Schule gegründet und durch seine Kanzelvorträge, sowie überhaupt durch seine gesammte geistliche Thätigkeit den größten Nutzen gestiftet. Sein Andenken ist denn auch hier stets ein gesegnetes geblieben. — Kaum zwei Jahre waren, wie bereits bemerkt, dem Bischof Johann Adam Rieger beschieden, die Mitra zu tragen und den Krummstab zu führen. Er starb zu Fulda am 30. Juli 1831 im eben vollendeten 78ten Lebensjahre. Der evangelische Kirchenrath Professor Friedrich Erdmann Petri zu Fulda widmete dem Verewigten in einem Akrostichon einen warmen Nachruf, ein Beweis für die rühmenswerthe Eintracht, welche zwischen Katholiken und Protestanten in Fulda besteht.

Auf Johann Adam Rieger, der sich durch christliche Milde und Duldsamkeit auszeichnete, folgte als Bischof von Fulda der unvergeßliche Johann Leonard Pfaff, ein Mann von hohem Geiste und großer Gelehrsamkeit, und nach dessen am 3. Januar 1848 erfolgten Tode, wurde am 1. Mai 1849 der bisherige Dechant und Stadtpfarrer von Kassel Christoph Florentius Kött zum Bischof von Fulda konsekrirt. Frömmigkeit und Demuth zierten diesen Kirchenfürsten, in dessen letzten Jahren der Kulturkampf entbrannte der auch ihn, den Mann des Friedens, in Mitleidenschaft zog. Er starb am 14. Oktober 1873. Und nun folgte das Interregnum, in welchem zuerst Domdechant Dr. Gottfried Laberenz und nach dessen Tode Domkapitular Konrad Hahne der Diöcese als Bisthumsverweser vorstanden, bis am zweiten Weihnachtstage 1881 zum Bischof von Fulda Dr. Georg Kopp von Hildesheim konsekrirt wurde, der jetzt zum Fürstbischof von Breslau ausersehen ist. Die Thätigkeit dieses namentlich auf diplomatischem Gebiet hervorragenden Kirchenfürsten ist zu bekannt, als daß wir sie das Nähe zu präcisiren brauchten. Und nun tritt dann wieder die Pflicht ein, auf den altehrwürdigen Bischofssitz zu Fulda einen neuen Bischof zu erheben; möge die Wahl auf einen Mann fallen, der die Vorzüge seiner Vorgänger in sich vereinigt. Das walte Gott!

L. Z

* * *

**Aus einem Briefe des Pfarrers Cuntz zu Kirchditmold vom Jahre 1758.** In der Pfarrei-Repositur zu Kirchditmold findet sich ein ziemlich umfangreicher Brief vor, in dem der Pfarrer J. Ch. Cuntz die kriegerischen Operationen der französischen Armee und der hessischen und hannöverschen Truppen, die im Jahre 1758 in der Umgegend von Kassel vor sich gingen, als aufmerksamer Augenzeuge einem Freunde erzählt. Wer die Kriegs-Ereignisse jenes Jahres nach dem Gefecht bei Sandershausen bis ins Einzelne studiren wollte, wie der französische General Soubise und der hannöverische General Oberg gegen einander operiren, wie Oberg die beste Gelegenheit zu einem guten Schlage sich entgehen läßt und schließlich unter Verlusten abzieht, der würde sich mit Vortheil über die breite Ausführlichkeit hinwegsetzen, die der biedere Pfarrer Cuntz anwendet, um das Alles seinem Freunde klar zu machen. Von allgemeinem Interesse ist besonders die Partie, welche sich auf das Gefecht bei Sandershausen bezieht und dann einige einzelne Schilderungen, die der Pfarrer seinen eigenen Schicksalen widmet. Diese Stellen haben wir herausgenommen und unvermittelt an einander geschrieben, wie wir sie fanden; nur die verschwenderische Orthographie jener Zeit haben wir den Augen unserer Leser ersparen zu sollen geglaubt.

---

Nachdem der große und tapfere Pr. Isenbourg mit seinem Corps, 5—6000 Mann, sich aus Oberhessen zurückzog und auf den Anhöhen hinter Sangershausen*) jenseits Cassel an den Weg nach Münden sich gegen einen doppelt stärkeren Feind setzte, so kam es zu unserem großen unvermutheten Schrecken zu einer kleinen aber herzhaften blutigen Bataille. Ich lief unter Angst und Thränen eine halbe Stunde näher und stellte mich auf die Anhöhe von Rothenditmold (allwo ich eben zugleich ein Kind taufen sollte). Ich nahm das Perspektiv und sahe sehr genau die Macht und heftige Attaque der Feinde. Ich konnte mit offenen Augen sehen, wie der kleine Haufe die Menge der Feinde zum Weichen brachte [dieselbe] aber zugleich nach erhaltenem Succurs die Unserigen wieder zurücktrieb. Ich hatte keine Ruhe, ich lief zurück nach den Meinigen; ich fand sie in einer traurigen Gesellschaft von lauter Weibern, die sich nicht wollten trösten lassen, weil sie den Tod ihrer Männer bei dem glücklichen und unglücklichen Ausschlag vermutheten. Sogar kamen etliche Weiber mit ihren Säuglingen an der Brust zum Ort der Bataille gelaufen, welche oben ihre Männer in kleiner Ruhe gedachten zu sprechen, nunmehr aber schon im Tode sahen. Der Anblick von der ganzen Affaire, da die Schlacht bis gegen den Abend ohne Entscheidung dauerte, wurde uns Zuschauern unerträglich. Endlich sehe ich auf

*) Doch wohl Sandershausen.

dem Thurme ganz genau alle Unordnung und die völlige Flucht der Unserigen. Die hessischen Jäger, welche an der Fulda gegen Wolfsanger stunden und durch ihre Tapferkeit Blut genug vergossen und sich recht reipektabel gemacht hatten, feuerten noch beständig fort. Obwohl die Armee schon völlig retirirt war, so kam dieselbe im Unglück noch glücklich davon. Ich merkte im Dunkeln an den einzelnen Schüssen, wie Dieser und Jener sich noch besonders wehren wollte. Von diesem Trauerspiel, von Thränen und Seufzern ermüdet, legten wir uns zur Ruhe, um unser Schicksal am künftigen Tage abzuwarten. Der Morgen brach an. Der erste Anblick waren blutige Wagen und blessirte Franzosen. Ich bekam den blessirten Prinzen von Usingen zu logiren und sein ganzes Regiment schwerer Kavallerie wurde im Dorfe einquartirt. Vor dem Einzuge dieses Regiments melde ich Ihnen, mein liebster Freund, eine neue doch vergebliche Angst. Ich weiß nicht, wer der erste böse Mensch war, welcher das Geschrei machte, die einrückende Reiterei wollte Alles aus Rache massakriren, die Schüsse geschähen auf Jung und Alt. Ich hörte ängstlich schreien. Ich lief auf den Boden, ich sah viele Menschen mit weißen Bündeln auf dem Rücken nach dem Walde laufen. Ich wurde stumm in meinen Gedanken. Meine bei sich habende Freunde weiblichen Geschlechts verkrochen sich bald auf den Boden, bald in den Keller hinter die Fässer. Ich aber lief nach den Hausthüren, um die Ankunft der Truppen zu sehen. Ich sah 12 Mann mit großen Bärenkappen. Getrost ging ich auf sie zu und fand meine alte Mutter nebst einer alten Magd, die ganz trostlos weinte, vor dem Verschluß, dem Hofthor. Der Offizier, ein Graf, rief: „Was weinet Ihr, Leute?“ „Mein Herr, ich habe gehört, als wollten Sie mit Unschuldigen sehr hart verfahren.“ „Ach was, was! wir sind Menschen, Ihr seid unsere Feinde nicht,“ war die liebliche Antwort. Darauf drangen der ganze Trupp zuerst auf meinen Hof und Haus. Nachdem nun meine Familie die Todesängste ausgestanden, so krochen sie mit Thränen aus dem Keller hervor und fanden an diesem Trupp die besten Leute, welche ich mit meinem Wein, den ich zur Brunnenkur angefangen zu brauchen hatte, bewillkommnete. Die Ursach dieses bösen Rufs war entstanden, da etliche Reiter ihr Gewehr losgebrannt hatten und nur aus Lust und Verstell auf einige vorhergehende kleine Kinder gehalten, welche aus Schrecken bloß vom Knall auf der Straße niederfielen und in der Ferne von den Einwohnern gesehen worden. Genug, der Schrecken lag in unseren Gebeinen. Der Trupp, der nun bei mir eingekehrt war und die Anstalt zur ordentlichen Einquartirung für gedachten Prinzen und sein Regiment verfügten, machten mich sogleich zum Dorfschulzen. Ich mußte ohne alle Komplimente dahin sitzen und auf Ordre des Herrn Grafen die Einquartirung eintheilen. Wohlan! ich machte Billets und sorgte für Fourage. Mein Amt wechselte ab, bald wurde ich Dorfsknecht, ich lief ins Dorf und citirte die Männer, bald Oberrentmeister. Ich beschrieb, war Grebe, Landbereiter, Oberrentmeister, Pfarrer, und Wirth blieb ich in ständiger Einquartirung mit Abwechslung. Endlich, da ich durch meine Billets so viel Schmähworte von den Unverständigen ausstehen mußte, so gelang es mir, das Amt abzugeben, und der Dorfschulze oder Grebe mußte es übernehmen. Von dieser Stunde an mußte ich denselben vor meine strengste Obrigkeit erkennen, wie denn in diesem ganzen Kriege alle Prediger über die Strenge der Greben zu klagen haben. . . . .

---

Unser tapferes Leibregiment zu Pferd stach gerades Weges durch das Feld nach dem Kratzenberge, nach der Gegend, wo die Fischer sich hingezogen hatten. Hier war ich sehr besorgt und voll von Schrecken, da ich von meiner Thüre wahrnahm, daß ein Bataillon Fischer sich zwischen die Hecken des Feldes hinter den Kartoffelstauden in tiefen Graben eingelegt hatten; sie gaben bei näherer Anrückung auf unser schönes Regiment eine ganze Generalsalve, doch zu früh und zu weit, daß zum Glück kein Mann fiel, worauf ein Rumor und ein Getöse von diesem Regiment gemacht wurde, daß man aus der Stellung wohl wahrnahm, daß dies Regiment absolutement nur drängen und attaquiren wollte, wobei die Offiziere die größte Mühe sollen gehabt haben, nicht ohne Ordre weiter avanciren zu lassen, die Leute abzuhalten, wie ich dann hiernächst einem gewissen Reiter wegen ihres Zauderns einen Verweis geben wollte, mir auf seine Art der Sprache auf gut hessisch antwortete: „Das Herz pochete mer im Leibe; ach Gott, es wolle me aus meiner Broſt sprengen, daß me nit einhauen dörften un sollen un dörften nit. Hat hee Geduld, der lebe Gott wird uns helfen. Bei Crefeld gings anders her!“

---

Ein anderer trauriger Zufall begegnete an diesem 28. September dem Henrich Dippell, der meine Pfarrgüter als Meier besaß. Derselbe flüchtet mit seinen Pferden zum Wald. Er wird von französischen Husaren der Fischer angehalten. Sie geben sich vor Deutsche aus. Er soll ihnen die Armee weisen und Anschläge geben; er thut es herzlich gerne, es war ein witziger Kopf und hatte nach seiner Natur ein hitziges Temperament nebst jähem Zorn. Auf einmal geben sie sich zu erkennen. Sie brachten ihn in mein Haus zum Verhör geschleppt. Nachdem der Kommandant ihn befragt, so wollte er ihn zum Soubise schicken. Er rief mir halb todt zu: „im Brauhaus — Ihr versteht mich wohl? meine Frau wird es Ihnen sagen. Sorgen Sie vor meine armen Kinder! Die Franzosen henken mich.“ Seine Frau und fünf Kinder liefen und schrien um ihn herum. Er verdoppelt sein Wort zu mir: „Sorge er vor meine Kinder!“ Ich tröstete und wollte reden, ich wurde zurückgestoßen. Der gute Mann entsprang der Wache und ersäufte sich vor unseren Augen durch einen Sprung in den Teich am Wege. Die schwangere Frau und Kinder nahmen die Zuflucht in mein Haus. Keiner konnte und durfte des Anderen Retter sein.

So geschwind sich die Generale zu Pferde setzten, so geschwind war ich zu meinem Marsche auch fertig.

Mein ganzer Reichthum, den ich zu retten gedachte, waren 5 Oberhemden auf der Haut und mein bestes Kleid, welches ich über die Hemden gepreßet hatte, nebst 6 Schild-Louisd'or in den Stiefeln unter den Füßen. Ich nahm meine Frau wie ein Pilgrim in Gottes Namen an die Hand, ließ Alles im Stich, auch die besten Effekten, welche eingemauert waren.

---

Meine Lebensart wurde täglich wunderlicher. Ich kochte selbst. Das Töpfen stellte ich mitten unter meine Gäste und der eiserne Kessel war unser Teller und Schüssel zugleich. Wer mir noch ein Kompliment machen wollte, bekam zur Strafe nichts. Der Förster, mein Nachbar und die zwei Feldprediger waren meine Gäste. Commisbrod und Wasser war unsere beste Nahrung, zuweilen auch ein Huhn, welches von denen guten Domestiken auswärts erbeutet und mir zum Kochen für uns allgemein geschenkt wurde. Ich kochte Reis und Huhn so lange, bis kein Theil mehr konnte erkannt werden. Mein Lager war Stroh und eine schwere Bauerndecke zum Oberbett, welches ich in Verwahrung genommen hatte und so schwer war, daß man darunter ersticken sollte. Der Herr Förster war mein getreuer Schlafkamerad. Unser Schlafhabit war lächerlich. In Pistolen und alten zerrissenen Kamisölern, woran mehr weiße als schwarze Lappen hingen, legten wir uns in die furchtbare Ruhe. Ein blauer alter Rockärmel war die Mütze, welche einem Husarenhabit ähnlich sehe, für den Herrn Förster. Ein jeder Trommelschlag däuchte uns Generalmarsch zu sein, wobei der Förster stets zuerst hervorsprang und gemeiniglich dreimal über das große Loch im Fußboden meiner Kammer hinstolperte, ehe er zu stehen kam und allemal fragte: „Schildwacht! war das Generalmarsch zur Bataille?" „Nein!" So legten wir uns wieder zur Ruhe. In dieser Stallung brachten wir 4 Tage zu und meine reisefertige Rüstung in fünf Hemden und Zubehör blieb Tag und Nacht an mir.

A. D.

# Aus Heimath und Fremde.

Kassel, am 27. Juli 1879, am Todestage Albert Dunckers. Am heutigen Tage ist ein Jahr verflossen, seitdem nicht allein unser engeres Vaterland den Tod eines Mannes in der Blüthe seiner Jahre zu beklagen hat, von dem auf dem Gebiete der Geschichtsforschung bei seinen umfassenden Kenntnissen und seinem rastlosen Fleiß noch reiche Ergebnisse zu erwarten waren. So groß der Verlust für die Wissenschaft war, so war die Trauer seiner vielen Freunde und Aller, die je im Leben in Beziehung zu ihm gestanden, noch größer und schmerzlicher, als die Nachricht an sie gelangte, daß dieser vortreffliche Mann, der Oberbibliothekar Dr. Albert Duncker in seinem 43. Lebensjahre, nach kurzer Krankheit, zum unbesiegbaren Schmerze seiner geliebten Gattin und seiner fünf nun verwaisten, des zärtlichsten Vaters noch so bedürftigen Kinder vom unerbittlichen Tode dahingerafft sei. Indem wir bezüglich des Lebensgangs des theuren Heimgegangenen, auf den Werth der bei seinem kurzen Lebensgang schon so zahlreich erschienenen Schriften, seine Bedeutung als Geschichtsforscher und seine Verdienste als Bibliothekar der Landesbibliothek auf den in den Mittheilungen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Jahrgang 1886, enthaltenen vortrefflichen Nachruf von der Hand seines Amtsnachfolgers Dr. Lohmeyer hinweisen, wollen wir hier nur noch besonders des großen Verlustes gedenken, welchen der hessische Geschichtsverein durch seinen frühen Tod erlitten hat, da Er wie kein Anderer es verstanden hat, durch seine gediegenen, dem Kreis der Zuhörer in vortrefflicher Weise angepaßten Vorträge, das Interesse für die Geschichte des Hessenlandes zu wecken und sich dadurch das größte Verdienst um das jetzige Blühen und Gedeihen dieses Vereins zu erwerben.

Aber auch unsere Zeitschrift „Hessenland", welche sich die Aufgabe gestellt hat, mit den Bestrebungen dieses Vereines Hand in Hand zu gehen, hat ebenwohl Grund, den Verlust dieses Mannes, welcher gleich seinem Vorgänger Schubart nach Einverleibung Kurhessens in den preußischen Staat den Gedanken, „die hessische Fahne kann jetzt nicht hoch genug gehalten werden" mit unausgesetztem Eifer verfolgte, aufs Tiefste zu beklagen und kann seine voraussichtliche Mitwirkung an Erreichung des angestrebten Zieles nur schwer vermissen. Nun ruht er in der Erde seines von ihm so treu geliebten Heimathlandes; ein ehrenvolles Andenken wird ihm immerdar bewahrt bleiben.

R.-L.

* * *

— Die Herzogin Auguste Wilhelmine Louise von Cambridge, Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen, vollendete am 25. Juli ihr 90tes Lebensjahr; sie ist die älteste der jetzt lebenden Fürstinnen. Sie vermählte sich am 7. Mai 1818 mit dem Herzog Adolf von Cambridge (geb 25. Februar 1774, gest. 8. Juli 1850), welcher vom 24. Oktober 1816 bis 1831 Generalstatthalter, von da bis 1837 Vicekönig von Hannover war. Ungeachtet ihres hohen Alters und einer Lähmung, die ihr die Bewegung erschwert, ist die Herzogin von Cambridge geistig noch vollständig frisch und widmet immer noch das größte Interesse der Kunst, Literatur, Politik, vorzugsweise aber der Musik.

* * *

— Am 18. Juli starb zu Rothenbach bei Ahrenshausen nach kurzem Kranksein in seinem 79ten Lebensjahre der Generallieutenant z. D. Freiherr von Hanstein, ein Sohn des vorhinnigen kurhessischen Staatsministers v. Hanstein, welcher letztere als Nachfolger Hassenpflugs, nach dessen erstem Ministerium, von 1837 bis 1841 den Vorsitz im kurhessischen Staatsministerium führte. Der eben verstorbene Generallieutenant von Hanstein war nach Vereinigung Kurhessens mit der preußischen Monarchie im Jahre 1866 kurze Zeit hier in Kassel Kommandeur der 44ten Infanterie-Brigade und galt für einen durch vortreffliche militärische Eigenschaften ausgezeichneten Offizier.

* * *

— Der seitherige Direktor der hiesigen Kunstgewerbeschule, Herr Prof. von Kramer ist zum Direktor

des bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg gewählt und ist diese Wahl bereits vom bayerischen Ministerium bestätigt worden. Man sieht Herrn v. Kramer nur ungern von hier scheiden, da unser heimisches Kunstgewerbe in ihm einen kenntnißreichen und feinsinnigen Förderer besaß. Besondere Verdienste hat er sich auch um die vor mehreren Jahren stattgehabte hessische Landesausstellung kunstgewerblicher Alterthümer erworben, deren Oberleitnng in seiner Hand lag.

* * *

— Aus München, wo er wieder ein Jahr lang den Studien bei Prof. v. Defregger obgelegen, hierher zurückgekehrt, hat unser hochbegabter hessischer Landsmann, der Maler Johannes Kleinschmidt, uns durch einige im Kunsthaus ausgestellte Gemälde mit den dort erlangten künstlerischen Resultaten vertraut gemacht. Eine bedeutsame Meisterschaft dokumentirt er besonders im Portraitfach, indem er den ebenfalls in München lebenden jungen hessischen Maler Andreas Brübach, seine Kunst ausübend, wiedergab. Trefflich charakterisirt und reizvoll in der technischen Ausführung wie der Farbe an und für sich, verdient das Bild die unumwundenste Anerkennung. Auch die übrigen Gemälde Kleinschmidt's, namentlich ein liebliches „Tyroler-Mädchen" (Brustbild) erregen mit Recht allgemeine Aufmerksamkeit. **M. M.**

* * *

Von befreundeter Seite ist uns folgende Zuschrift zugegangen:

Zu S. 196 der Nummer 14 des „Hessenland". Der Verfasser des Buches: Meine Wanderungen 2c. ist nicht unbekannt geblieben, es ist v. Göchhausen.

Zu S. 197. Wegen Reinhard von Rosenbach fragt v. G. an, ob Jemand von einem Geschlecht dieses Namens etwas wisse? Ich verweise den Herrn auf Harthard Deutscher Reichsadel I, S. 472. Dort wird Konrad von Rosenbach zu Lindheim in der Wetterau, † 1558, als Erster und Philipp Christoph, des fürstlichen Stifts Fulda Kapitular und Propst zu Blankenau † 1681, als Letzter dieses Stammes angeführt. Schw.

* * *

Eine kleine Berichtigung. In Nr. 8 des „Hessenlandes", Seite 99 findet sich in den hochinteressanten Mittheilungen (als Beitrag zur Geschichte des früheren kurhessischen 1. (Leib)-Husaren-Regiments, jetzt königl. preußisches 1. hessisches Husaren-Regiment Nr. 13, von einem früheren Offizier dieses Regiments eine kleine Unrichtigkeit.

Es wird allda von jenem glorreichen Tage dieses Regiments bei Atzen—heim am 11. September 1762 berichtet. Der betreffende Ort heißt jedoch Atzen—hain. Jene unrichtige Schreibung entstammt offenbar dem in jenen Mittheilungen enthaltenen Berichte des kommandirenden hessischen Generals über die glänzende Waffenthat. Vergl. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757—1763 (Kassel 1864), Band III., Seite 765 ff.; Fünfter Jahresbericht des oberhessischen Vereins für Lokalgeschichte, Seite 31. —

Atzenhain liegt eine starke Stunde in nordwestnördlicher Richtung von Grünberg. Auf demselben Terrain hatte am 21. März 1761 der Erbprinz von Braunschweig (der Oberbefehlshaber in der Champagne, tödlich verwundet 1806 bei Auerstädt) eine empfindliche Niederlage erlitten. Vergl. Renouard, a. a. O. Bd. III. S. 113 ff. —

Laubach in Hessen. Dr. A. R.

* * *

Marburg. Das Fest, welches die Stadt Marburg am 14. v M. der Universität und Studentenschaft zur Feier der Immatrikulaton des tausendsten Studenten am Dammelsberg veranstaltete, hat den schönsten Verlauf genommen. Gegen 4 Uhr setzte sich der Zug der Studentenschaft von der Ketzerbach aus in Bewegung. Voran drei berittene Wappenherolde, dann die Musik des 11. Jäger-Bataillons, worauf die einzelnen studentischen Vereinigungen, zwischen denen wieder verschiedene Musik-Kapellen vertheilt waren, folgten. Der Zug nahm den Weg über das Schloß nach dem Festplatz, dessen prächtige Eichen und Buchen den bei der großen Hitze doppelt willkommenen Schatten spendeten. Es waren ausreichend Sitzplätze für 2500 Personen hergerichtet, außerdem hatte jede studentische Verbindung ihre besonderen Plätze. Mit eintretender Dunkelheit wurden die verschiedenen Plätze in geschmackvollster Weise beleuchtet, worauf dann der Tanz begann, dem gegen Mitternacht ein herauffsteigendes Gewitter ein Ende machte. — Am 15. Juli, dem Stiftungstage des altrenommirten Corps Hasso-Nassovia, wurde der Grundstein eines eigenen Corpshauses vor dem Barfüßer-Thore feierlich gelegt. Die Mittel zur Aufführung dieses Gebäudes sind zum größten Theile von alten Herren des Corps gezeichnet worden. Auch hier in Kassel besitzt das Corps eine nicht geringe Anzahl alter Herren, die alle mit großer Liebe die alten Erinnerungen nnd die Beziehungen zu demselben pflegen. — An Stelle des vom Rektorate zurücktretenden Professors der Jurisprudenz, Dr. v. Liszt, wurde für das Studienjahr 1887/88 der Professor der vergleichenden Grammatik und germanischen Philologie, Dr. Justi, zum Rector magnificus der alma Philippina gewählt.

## Briefkasten.

C. R. in Kassel. Wird Ihrem Wunsche entsprechend benutzt werden.

J. S. in Kassel. Die Gedichte: „Ein hessisches Kadettenlied von 1779" und „Schlachtgesang eines hessischen Grenadiers 1792" folgen in einer späteren Nummer. Für diesmal mußten dieselben wegen Mangels an Raum zurückgestellt werden.

W. B. in Neustadt. Sie müssen sich noch einige Zeit gedulden.

Nach Rinteln. Gewiß sind uns auch naturwissenschaftliche Artikel, soweit sie unser Hessenland betreffen, willkommen.

D. R. in Laubach. Besten Dank für Ihre gütige Zusendung. Sie erhalten in den nächsten Tagen brieflich Antwort.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. Druck von Wilh. Thiele in Kassel.



**№ 16.** Kassel, 24. August 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



# Unfehlbar!

Fürwahr: unfehlbar ist der Geist,
Der sich unfehlbar preisen heißt
Im großen Reich der Geister,
Unfehlbar wie der Sonne Strahl,
Ist Bischof selbst und Kardinal
Im Geist aus ihrem Meister.

Es ist der Geist, der unverhüllt
Die Welt mit Wahrheit nur erfüllt,
Wie sie aus Gott geboren;
Drum bleibt er auch für alle Zeit
Die Quelle der Unfehlbarkeit,
Der heilig ich geschworen.

Und ob das Weltphilisterthum
Um meines Dogmas ew'gem Ruhm
Mir flucht mit grimmem Munde:
Ich werde selig doch beim Geist,
Der selbst sich als unfehlbar preist
Im heil'gen Römer-Bunde.

Drum füllt die Römer voll mit Wein,
Mit Feuerwein vom freien Rhein,
Mit Blut der deutschen Rebe:
Unfehlbar ist des Geistes Macht,
Der aus des Rheinweins Wahrheit lacht,
Die Römer hoch! Er lebe!

Carl Preser.



# Die Pilgerfahrten

## der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.

Von C. von Stamford.

(Schluß.)

Voll mächtiger Eindrücke verließ Wilhelm am 3. Januar 1492 die ewige Stadt. Treu eingedenk seines Gelübdes in Todesnoth, gedachte er nun nach Loretto zu pilgern. In einem Wirthshause östlich von Spoleto geriethen die Pilger Nachts in Gefahr, indem Feuer ausbrach. Alle flüchteten, auch die Pferde wurden gerettet. Nach siebentägigem Ritte wurde Loretto erreicht, dessen Kapelle in der Meinung der Gläubigen das Häuslein ist, in welchem die heilige Jungfrau auf Erden lebte. Als 1291 Palästina in die Gewalt der Muhamedaner fiel, hätten Engel das Haus von Nazareth nach Dalmatien getragen, von da nach Italien und in einigen Absätzen es an jetzigen Ort geschoben, Alles auf Befehl der heiligen Jungfrau. Die Legende giebt die Gründe für das Einzelne an. Bald bildete sich die Stätte durch den Ruf ihres wunderthätigen Muttergottesbildes zu einem Wallfahrtsorte aus. Zur Prüfung der einem frommen Manne Nachts gewordenen Offenbarung über die Herkunft der Kapelle zogen Abgeordnete mit den Maßen derselben in's Morgenland. In Nazareth fragten sie, ob hier vor einigen Jahren ein Haus abhanden gekommen sei. Dies wurde bejaht, sie maßen die leere Stätte und siehe, deren Maße stimmten mit denen zu Loretto. Hiernach waren alle in dessen Gegend überzeugt. Unsere Pilger verrichteten ihre Dankgebete in dem kleinen Gotteshause, und Schachten berichtet gläubig über einige von der heiligen Jungfrau hier verrichtete Wunder. Nach eintägigem Aufenthalte setzten die Pilger die Reise längs der adriatischen Küste fort, Ancona „gahr eine schöne stadt" und viele andere Orte wurden berührt, zu Chioggia ein Tag „stille gelegen." Auf dem Kanale fuhr der Landgraf nach Mestre, von wo er die Pferde nach Treviso voraussandte, dann zur Lagunenstadt, 23. Januar. Hier traf er Philipp von Hanau bereits vor, beide Herren vereinigten sich wieder. Wilhelms diesmaliger Aufenthalt dehnte sich auf beinahe vier Wochen aus, der Karneval mit seiner Pracht und seinen Genüssen fesselte den jungen Fürsten, der in seiner nordischen, armen Heimath derartiges nicht kennen gelernt hatte. Der Doge und die Regierung erwiesen Wilhelm wieder große Ehre; jener lud ihn in den Palast ein, bewillkommnete ihn und erbot sich, ihm in allen dienlich und förderlich zu sein. Zunächst bot er dem Fürsten Bestrafung des Patrons an, wenn dieser etwas verfehlt haben sollte, — die Regierung, welche alle ihre Beamten und Unterthanen durch Späher überwachte, hatte jedenfalls Kenntniß von dem Benehmen des Patrons. Landgraf Wilhelm war jedoch so edelmüthig, nicht klagen zu wollen. Die hessichen Gäste wurden eingeladen, einer Sitzung des großen Rathes beizuwohnen, welche jeden Sonntag stattfanden. Der Doge setzte Landgraf Wilhelm „über sich", den Grafen von Hanau „neben sich", d. h. er saß zwischen ihnen. Welchen Eindruck der Senat der Königin der Meere machte, lehrt die Bemerkung im Tagebuche: „magk ich warlichenn sprechenn, das ich köstlichers Raths von Ehrlichenn und Altenn Personenn niemals gesehenn habe, vermeine Ihrer woll bey funfhundertt gewesenn sein sollenn . . ." Interessante Notizen über die Vertheilung der höheren Staatsämter durch Kugelung, den Staat, dessen Seemacht, werden gebracht. Die Venetianer gaben die Zahl ihrer Schiffe aller Gattungen auf 30000 an; hierbei sind wohl auch die kleinsten mitgerechnet, welche bei der größtentheils nur im mittelländischen Meere betriebenen Schifffahrt, wie längs der Küsten vollkommen geeignet waren. Bald darauf, durch Vasco de Gamas und Christoph Colon's große Entdeckungen wurde es anders.

Der Karneval nahm die Fremden vor Allen in Anspruch; „in köstlichenn Kleidern lauffen die Venediger in der Fastnacht umb, etliche von gold und sielber gestickett, etliche von Perlenn hosenn gesticket auf den Ermelln . . . undt währet durch denn ganzenn Winter undt wann sie sich ann aller scheußlichsten vermachenn und verstellenn wöllenn, so ziehen sie wie Deutsche tragen, kurtze kleider und Caplein mit tradeln . . .“ Von einem sonderbaren Gebrauche hören wir; während des Karnevals dienten die jungen Männer ihren „bulen,“ wenn sie diesen große Ehre thun wollten, kauften mehrere einen Ochsen, führten ihn an Stricken dahin, wo ihre Geliebten sich befanden. Große böse Hunde mußten das Thier beißen und hetzen, um einige Aufregung in dem Opfer hervorzubringen. Unter den Fenstern ihrer Damen hieb als Krönung dieser „Verehrung“ einer der Helden dem Ochsen den Kopf herunter, wobei die Uebrigen das Thier festhielten, damit „er ihnen nichts thunn möge, undt wilcher dem ochsen das Haupt abgehawenn, vermeinett, Er habe ein großes erjagtt.“ Das widerliche Schauspiel, eine Fratze des spanischen doch wenigstens gefahrbietenden Stierkampfes, deutet das Sinken des venetianischen Geistes an, welches in den folgenden Jahrhunderten in erschreckender Weise zum Niedergange des Staates führte.

Der Landgraf war noch immer so wohl mit Geldmitteln versehen, daß er beträchtliche Einkäufe machen konnte; so kaufte er „viel sammt undt seidenstucke, 16 Ellen golden stucke zu einem Rocke, davon die Elle 25 Ducaten kostete.“ Er ließ einen Orden fertigen, vermuthlich den des heiligen Grabes, wofür er 1000 Ducaten und drei goldne Ketten, wofür er 1000 Gulden zu zahlen hatte, letztere vermuthlich für seine treuen Genossen. Ueber Wilhelms Theilnahme an den sinnberückenden Freuden der geheimnißvollen Stadt ist keine Andeutung gegeben; doch ist wohl aus Schachtens wenig glimpflichem Urtheile über die Venetianerinnen vielleicht zu entnehmen, daß sein junger Herr sich von ihnen nicht fern hielt.

Auch diese heitere Zeit ging zu Ende. In schmeichelhafter Weise von der Regierung behandelt, reich von ihr beschenkt, darunter mit erlesenen Speisen, und den schon damals in ganz Italien sehr gebräuchlichen Süßigkeiten, durfte der Landgraf auch hier im Vollgefühle der Befriedigung scheiden. Die ihm gewordene aufmerksame Behandlung ist um so bemerkenswerther, als diese Aristokratenregierung im Verkehr mit Fürsten einen mitunter verletzenden, später bei ihrer Schwäche lächerlichen, Hochmuth darlegte. Gegen den 20. Februar trennte Wilhelm sich von der schönen Stadt. In Treviso fand er seine Diener mit den Pferden und nun ging es durch die im Frühlingsglanze prangenden Gefilde der Terrafirma, dann durch die noch schneebedeckten Alpen. Sieben Tage währte die Reise von Venedig bis Innsbruck, im letzten Nachtquartier zu Matrey empfing der von Wilhelm dem Mittlern dem Bruder entgegengesandte Curt von Waldenstein seinen Fürsten. Bereits eine Meile vor Innsbruck holten Wilhelm der Mittlere, die Herzöge Hans von Sachsen (der spätere Kurfürst), Erich von Braunschweig und eine große Zahl Edelleute, die weitgereisten Pilger in glänzendem Zuge ein, empfingen sie mit großer Freude und geleiteten den Landgrafen zu seiner Herberge. Viele Fürsten und Edle waren Gäste des Erzherzogs Sigismund und feierten die Fastnachten. Der römische König Max war gleichfalls anwesend. Täglich brachen die Ritter Lanzen, des Abends sammelte der erlesene Kreis sich am Hofe Sigismunds und seiner jungen schönen Gemahlin. König Max stach noch am Abende der Ankunft des Landgrafen mit einem Grafen Salm, wobei jeder den anderen einmal aus dem Sattel hob. Der König lud Wilhelm, welcher wie sein Bruder demselben treuergeben war, zu Gaste und „hattenn da viel kurtzweill.“ In der Turnierbahn suchten die Ritter durch Kraft und Gewandtheit vor den Damen zu glänzen. So sprang ein großer Herr aus Welschland in voller Rüstung zweimal „ohne einigen stegreif“ in den Sattel, „wilches doch eine große geradheit ist,“ auch stach derselbe auf welsche Weise. Hierbei ist die Rüstung der deutschen ähnlich, der Sattel aber mit hohen Pauschen, die Lanze nur hinten dick, vorn aber schmal, so daß sie brechen mußte, wenn einer dem anderen traf, „daß doch nicht viel geschah“ setzt Schachten hinzu. Zu mehrerer Sicherheit wurde ein starkes Tuch manneshoch durch die Länge der Bahn gespannt und befestigt, welches die beiden Ritter von einander trennte. Die rennenden Rosse konnten hierbei sich nicht treffen, die Ritter „treffenn ubell undt ob sie sich woll zu zeitenn troffenn, so mochte doch keiner nichtt fallenn.“ Diese Abschwächung des ritterlichen Turniers behagte den Deutschen nicht recht.

Maximilian, damals zweiunddreißigjährig, bezauberte Alle; Schachten rühmt ihn als „einen so zuchtigen feinen fürsten, wie er sein tage einenn gesehenn habe, mit allen seinen geberdtenn, sönderlichenn an dem tantze.“ Der König stach täglich mit, selbst in einem Gesellenstechen, d. h. einem solchen, bei dem ein Trupp gegen eine gleich große Anzahl ansprengte. Der jüngere hessische Landgraf, der in der Wissenschaft damaliger Zeit wie in Ritterlichkeit gleich vollendet galt, rannte mit einem Ritter Wickert, beide küßten den Sand; als er sich mit seinem Lieb=

linge Waldenstein maß, hob er diesen aus dem Sattel. Nach ritterlichem Spiele trieben die Herren Abends in den Kammern der Erzherzogin bei Tanz und mit Singen, Pfeifen, Lauten- und anderem Saitenspiel viel Kurzweil. Als Beispiel der Sitten jener Zeit hören wir, wie der bejahrte Erzherzog mit seiner Gemahlin zum Tanze „aufzog." Er ließ sich auf einem Stuhl zu ihr tragen „so mußte die springenn an den tantz, da das die Königliche Mayestät ihnenn werdt, namb Er Herzog Hansen bei der Handt undt griff zwo kertzenn undt sprungenn dem Herzogenn vor und Herzog Erich und Landgraf Wilhelm der Mittlere sprungenn dem Herzog mit zwo kertzenn nach, sonstenn mußten andere Ritter und Edelleute ann denn tantz. Als der tantz geschehen war, kußte der Herzog die hertzogiennenn auff beide backenn, aber Ich glaube, das solches Ihr nichtt bey dem bestenn schmackte, dann Er wahr gar graw ihnn dem Nackenn." Es scheint eine Promenade durch den Festraum hier ausgeführt zu sein, zu Ehren der fürstlichen Wirthe, wobei die Tänzer in gewandten und schönen Bewegungen der Freude Ausdruck gaben; unsere altkluge Zeit führt das in gemessener Weise als Polonaise aus.

Der Reisebericht bricht ohne einen Schluß ab, daher ist nicht anzugeben, wie der Landgraf die Heimfahrt vollbrachte. Daß der sorgfältige Berichterstatter, wenn er nicht etwa erkrankte, sein Tagebuch bis zur Rückkehr nach Kassel fortsetzte, ist nicht zu bezweifeln. Die Unvollständigkeit ist zu bedauern, da wir sonst vielleicht besser über die Entstehung des nachfolgenden Leidens des Landgrafen unterrichtet sein würden.

Schon an dem heiteren fürstlichen Treiben zu Innsbruck scheint Wilhelm geringen Antheil genommen zu haben; hätte er einmal eine Lanze gebrochen, so würde Schachten gewiß dieses angemerkt haben. Als ein kräftiger blühender junger Mann war der Landgraf ausgezogen, als ein geistig Gebrochener kehrte der 26jährige heim. Gewisses ist über die Entstehung dieses Zustandes nicht zu sagen, da die Nachrichten davon sehr auseinander gehen. Die Anstrengungen der Fahrt waren außerordentliche, drei der Genossen, zu denen doch wahrscheinlich nur kräftige Männer gewählt waren, erlagen den Folgen der Mühsale. Ohne Einwirkung waren diese auch auf Wilhelms Gesundheit sicher nicht geblieben, der vor seinen Gefährten nichts voraus hatte. Doch deuten Umstände darauf hin, daß der letztere Aufenthalt in Venedig so traurige Folgen herbeiführte. Als im folgenden Jahrhundert Landgraf Georg I. von Hessen zu Darmstadt sich mit dem Plane einer Reise nach Venedig trug, war sein Bruder Wilhelm IV. zu Kassel darüber in Sorge gerathen und schrieb an den Oberamtmann Milchling von Schönstädt: „uns ist gesagt S. L. sey nach Venedig . . . wo er nun dahin, so geb ihm Gott glück, den S. L. wirds dürfen, denn auch einmal ein Landtgraff dahin getzogen, den die Curtisanineen dermaßen abrichteten, daß er eyn Narr und wahnwitzig heimkam." Man darf annehmen, daß Wilhelm IV. über die Umstände der Krankheit seines Großoheims unterrichtet war und daß daher der Inhalt obiger Anerkennung der Wahrheit ziemlich entspreche. Hiermit stimmt auch überein, was einige Berichte erwähnen, dem Landgrafen sei in Venedig ein Liebestrank eingegeben worden und dieser habe die schlimme Einwirkung auf Wilhelm geäußert. Derartige Tränke kannte schon das Alterthum, im Mittelalter wurden sie wie so manche abergläubische Gebräuche nicht selten angewandt. Waren sie meist nicht harmlos, so enthielten sie mitunter ekelhafte, auch gesundheitsschädliche Substanzen, wie es in unserm Falle gewesen zu sein scheint.

Der Zug des Landgrafen Wilhelm nach Palästina hatte seinem Lande beträchtliche Summen entführt, ihm selbst die Gesundheit geraubt, die Erfüllung aller Hoffnungen abgeschnitten, welche man an sein noch junges Leben knüpfen durfte. Nicht lange mehr führte er die Regierung Hessens, es scheint, daß er aus eignem Antriebe in dem Bewußtsein seiner Unfähigkeit für die Ausübung der Regentpflichten sich im Jahre 1493 zur Abdankung herbeiließ. Er erhielt Einkünfte angewiesen, welche aber bei seiner abenteuerlichen, phantastischen Lebensweise nicht für seinen Aufwand genügten. Der Kaiser Maximilian war mit dem nun regierenden Landgrafen Wilhelm dem Mittlern innig befreundet, daher mußte er ein besonderes Interesse daran nehmen, seinem Freunde und dem Lande die aus des abgedankten Landgrafen Lebensweise entstehenden nachtheiligen Folgen zu ersparen. Er ließ nach längerem unstätem Leben Wilhelms des Aelteren diesen von Nürnberg, seinem damaligen Aufenthalte, nach Hessen geleiten, wo derselbe unter gelinder Aufsicht lebte.

Der vom Landgrafen Ludwig I. mitgebrachte Splitter vom heiligen Kreuze sowie die von dem Papste jenem Fürsten verliehene goldene Rose sind verschollen, vermuthlich in den Zeiten der Reformation als „papistisch" beseitigt. Keinerlei Spur, was aus ihnen geworden sei, ob sie vielleicht noch irgendwo in einem Verstecke, der Wiederauffindung entgegen harren, war seither zu entdecken. Das herrliche Schwert, welches Landgraf Wilhelm I. zur Heimath mitführte, ziert noch heute das Museum seiner Vaterstadt Kassel. Ein treuer Sohn der alten Kirche wurde Wilhelm von dem Oberhaupte der Christenheit mit dem

Symbole des Kampfes für den Glauben geschmückt und ausgezeichnet; sein Neffe, Landgraf Philipp, gegen welchen die Umgebung des geistesumnachteten Fürsten ihn noch einmal mit dem Anspruche auf die Herrschaft im Lande erfolglos aufstellte, wurde der Gegner des Papstthums. Doch das erlebte Landgraf Wilhelm I. nicht mehr, er starb 1515 mit 49 Jahren. Sein aus frommem Glauben unternommenes Werk hatte ihm ein Leben voll Leid und Schmerz eingetragen — wessen Gemüth sollte nicht beim Gedenken des so früh Geknickten zur Wehmut gestimmt werden!

# Schiller in Bauerbach.

Historisches Lustspiel in 5 Aufzügen

von

**Julius W. Braun.*)**

Personen des ersten Aufzugs:

Frau Geh. Legationsrath von Wolzogen, Wittwe.
Friedrich Schiller, desertirter Regimentsmedicus aus Stuttgart, unter dem Namen Dr. Ritter.
Bibliothekar Reinwald aus Meiningen.
Vogt, Gutsverwalter und Dorfschullehrer.
Dessen Frau.
Henriette, Pflegetochter der Frau v. Wolzogen.
Wärmstein, Dorfschulze.
Senfteig, Barbier.
Judith, Botenmädchen.
Bauern und Bäuerinnen.
Ort der Handlung: Bauerbach in Meiningen auf dem Gut der Frau v. Wolzogen.
Zeit: Juli 1783.

Freier Platz. Links das Wohnhaus. Treppe vor der Thür. Rechts und im Hintergrund Bäume und Ziersträucher. Eine Staketenwand trennt hinten das Grundstück von der Straße. Das geöffnete Thor ist mit Tannenzweigen und Blumen zu einer Art Triumphbogen umgewandelt. Links vorn am Haus Tisch und Bank.

Erster Auftritt:

Schiller (sitzt am Tisch und schreibt mit einem Gänsekiel, den Kopf leicht auf die linke Hand gestützt. Nach einer Weile steht er auf und geht, die Feder in der Hand, in Gedanken versunken, längere Zeit hin und her. Er bleibt öfter stehen, entweder vor sich hinstarrend, oder, wie geistesabwesend, einen beliebigen Gegenstand, ein Blatt, eine Blume betrachtend. Dann geht er nach hinten und wendet sich, immer in Gedanken, langsam wieder nach vorn. In der Mitte der Bühne bleibt er stehen, steckt die Feder hinter das Ohr, zieht seine Schnupftabaksdose und schnupft mit sichtlichem Behagen.) Hazi! Ich hab's benossen! Es wird gelingen! (Tritt an den Tisch, nimmt ein Blatt Papier zur Hand und liest):

Die schönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure Königliche Hoheit
Verlassen es nicht heiterer. Wir sind
Vergebens hier gewesen. Brechen Sie
Das räthselhafte Schweigen, öffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz! Zu theuer
Kann der Monarch die Ruhe seines Sohnes —
Des einz'gen Sohns — zu theuer nie erkaufen.

(Legt das Papier hin.) Es geht — hm! Aber ich bin jetzt zu unruhig — ich kann nicht mehr schreiben! — Heute soll sie kommen, meine Freundin, meine Beschützerin, meine gütige Wirthin — sie, der ich alles, die Sicherheit dieses verschwiegenen Aufenthalts und die Mittel zu meiner gegenwärtigen Existenz verdanke! Und auch Lotte, die Angebetete meines Herzens, kommt mit! — Ach, während meine „Räuber" ganz Deutschland in einen wahren Taumel des Entzückens versetzen, während mein Name bewundert auf Aller Lippen schwebt, währenddem muß ich mich, verfolgt von der Laune eines despotischen Fürsten, und in der Furcht, wieder gefaßt und zu schweren Strafen verurtheilt zu werden — währenddem muß ich mich hier in Bauerbach, wie ein Ausgestoßener, fast vor jedem Strahl der Sonne verbergen! Bis an die Sterne erschallt mein Ruhm und ich selbst muß glücklich sein, im Dunkel des Thüringer Waldes nebst andern Krüppeln der Schöpfung überhaupt noch — vegetiren zu dürfen. (Er setzt sich.) Dichterloos! — Die Tage des gewöhnlichen Sterblichen schleichen dahin in ewigem Einerlei. Seine Sorgen und Mühen — was sind sie? das leichte Kräuseln eines friedlichen Sees! Die Stürme der Zeit, der Geschichte, des allgemeinen Elends rauschen über ihn dahin, derweil er im sichern Thal seinen Geschäften nachgeht! Er lebt nur, um — zu sterben. Wie anders das Schicksal

*) Von unserm als Schillerforscher rühmlichst bekannten Landsmann erscheinen in aller Kürze vier Werke auf einmal. Der früher schon von uns erwähnte Roman „Umsonst gelebt!", 3 Bände, ein zweiter Roman „Erste Liebe", 2 Bände, dies Lustspiel, dessen ersten Akt der Herr Verfasser so freundlich war, uns zum Abdruck zu überlassen, und ein Sammelwerk: „Luise, Königin von Preußen, in ihren Briefen." Letzteres wird namentlich eine große Anzahl bisher unbekannter Briefe der Königin Luise bringen, die sich im Besitz des Hohenzollern-Museums, des königlichen Hausarchivs, der königlichen Bibliothek zu Berlin, der Magistratsarchive mehrerer Residenzstädte der altpreußischen Monarchie u. s. w. befinden. Auch Fürstlichkeiten, Autographensammler haben dem Herausgeber reiches Material zur Verfügung gestellt.

des Poeten! Der Poet umfaßt die ganze Welt in Sehnsucht und Liebe; er ist gleichsam das Herz der Menschheit! Das Leid von Millionen dringt auf ihn ein! Was Millionen empfinden — er spricht es aus! Und darum rührt er Millionen! Ach, könnt' ich doch, frei von den Sorgen für die kleinen Bedürfnisse dieses Daseins, nur meinen Träumen, meinen Idealen, meinen künstlerischen Entwürfen leben! Heimath, Vaterland, Eltern, Geschwister, Freunde — alles hab' ich verloren um der Dichtkunst willen! Und wie wenig fehlte daran, daß ein Sprung von der Sachsenhäuser Brücke meinem Erdenleben überhaupt ein Ende würde bereitet haben! Da war sie es, Frau von Wolzogen, die im letzten Augenblick der grenzenlosesten Verzweiflung mir die rettende Hand gereicht und mir dies herrliche Bauerbach zum Asyl angeboten. Der Guten, die die Kunst beschirmt, soll nie vergessen sein!

Zweiter Auftritt:

Judith (einen Korb auf dem Rücken, tritt auf durch das Thor.) Voriger. Dann Frau Vogt.

Judith: Grüß Gott, Herr Doktor —!

Schiller: Ah, die Judith —! Nun, haben Sie etwas für mich aus Meiningen mitgebracht? —

Judith: O ja —! (nimmt den Korb ab und prustet) Der weite Weg — und der schwere Korb — und so früh schon diese Hitze —! Der Athem geht einem aus —! (Trocknet sich die Stirn mit einem Tuch.) Ach —!

Schiller: Also —! (Will am Inhalt des Korbes kramen.)

Judith: (hält Schiller davon zurück.)

Schiller: Haben Sie Bücher für mich —?

Judith: Ja —!

Schiller: Und haben Sie den Herrn Bibliothekar Reinwald selbst gesprochen —?

Judith: Ja — selbst —!

Schiller: Ich will Ihnen behülflich sein. —

Judith: Nein, lassen Sie nur —! Ich habe auch zerbrechliche Sachen im Korb —! Also — einen schönen Gruß soll ich bestellen vom Herrn Bibliothekar Reinwald an den Herrn Doktor Ritter —

Schiller: Danke schön. —

Judith: Und hier sind die Bücher. — (Reicht Schiller mehrere Bücher aus dem Korb.)

Schiller: (schlägt die Bücher auf und liest die Titel.) „Robertson — Geschichte von Schottland.“ — Brauch ich nicht mehr! Eine Maria Stuart schreib ich vielleicht später einmal —! Bereits am Don Carlos angefangen —! „Lessing, theatralische Bibliothek“ — Sehr erwünscht! — Und hier seine „Dramaturgie“. — Weiter nichts, Judith —?

Judith: O ja — hier noch etwas — ein halb Pfund Schnupftobak. —

Schiller: (riecht an der Düte.) Marokko — meine Lieblingssorte. Ah —!

Frau Vogt: (ruft hinter der Scene) Judith! —

Judith: Und eine Rolle Papier. —

Schiller: (erstaunt.) Wie —? Papier —? Ich habe Ihnen ja doch kein Geld dafür mitgegeben —?

Judith: Der Herr Bibliothekar giebt es Ihnen von seinem Vorrath — sowie dies Fläschchen Tinte — und dies Packet Federn. —

Schiller (freudig): Wie? Federn, Tinte und Papier —? (zum Publikum). Nun kann ich meinen Don Carlos ja schreiben! —

Judith: Er schenkt es Ihnen. —

Schiller: Ein Dichter schlägt niemals Geschenke aus! Geschenke sind ihm die sichtbaren Zeichen der Werthschätzung. — (leichthin.) Wir schenken der Menschheit überhaupt mehr, als sie uns wieder schenken kann.!

Frau Vogt (hinter der Scene): Judith —!

Judith: Ich komme schon —!

Frau Vogt (erscheint in der Hausthür): Judith, muß Sie denn immer noch schwatzen? Ich warte ja auf Sie —!

Judith: Gleich — gleich —!

Schiller: Haben Sie weiter nichts für mich —?

Judith: Nein, weiter nichts —! Das Uebrige ist für die Herrschaft. —

Frau Vogt (wirft einen zornigen Blick auf Schiller und tritt zurück.)

Schiller: (mit Beziehung auf Frau Vogt): Hausdrache —! (Er setzt sich und blättert in den Büchern).

Dritter Auftritt:

Vogt und zwei Mägde (einen großen Kranz und ein aus Blättern und Blumen hergestelltes „Willkommen“ tragend, treten auf aus dem Haus). Vogt und Frau Vogt. Schiller.

Vogt (stellt sich in die Mitte der Scene und betrachtet ringsum das Arrangement.)

Frau Vogt (ist den Mägden behülflich).

Vogt: So —! Nun noch den Kranz über die Thür und das „Willkommen“! — Elise — den Kranz etwas mehr nach rechts — immer noch mehr — halt — so! — Endlich —! Nun geht hinein und lest die Blätter auf, die im Hausflur noch herum liegen.

Die Mägde (ab ins Haus).

Vogt: Wir stören Sie wohl, Herr Doktor?

Schiller: Nein, durchaus nicht. —

Frau Vogt: Heute muß sich der Herr Doktor das schon einmal gefallen lassen — nichts für ungut —!

Vogt: Haben Sie schon die Hauptstraße angesehen? Lauter Maienbüsche — einer an dem anderen —! Kommen Sie doch —!

Schiller: Danke, Herr Verwalter —!

Frau Vogt: Mein Mann hat den ganzen Forst plündern lassen. —

Schiller: Ich möchte doch lieber hier bleiben. —

Frau Vogt (zu ihrem Mann): Zu hochnäsig ist er! Er will mit uns nicht reden. —

Schiller (für sich): Wie darf ich mir die Hauptstraße ansehen —? Und namentlich heute, da die ganze Einwohnerschaft auf den Beinen ist! Wer weiß, wo meine Feinde lauern! Ich könnte ja gerade heute in dem Tumult jemandem begegnen, der —

Vogt: Nun wären wir ja fertig —! So! Die Böller werden losgeschossen, wenn der Wagen der gnädigen Herrschaft um die letzte Biegung fährt. Der Küster fängt dann an zu läuten und ich setze mich mit meinen Schuljungen in Bewegung. Der Schulze und seine Bauern werden sich ja dann auch hier eingefunden haben. —

Frau Vogt: Ja, wenn Du nicht für alles sorgtest, namentlich für ein wenig Kanonen und Musik — ein anderer bekümmert sich nicht darum. —

Vogt (würdig): Lasse dergleichen Reden und bringe Dich vielmehr in die richtige Feststimmung —! Ich will zu meinen Rangen gehen und das schöne Lied zuvor noch einmal mit ihnen durchnehmen, gestern haperte es noch. (Er singt leise, mit der Hand taktirend, den ersten Vers des Liedes: „Blühe liebes Veilchen“ und geht dann singend durch die Mitte ab.)

Frau Vogt (nach Schiller hinschielend): Ja, ja! Während unsereins sich schindet und plagt, läßt der feine Herr den lieben Gott einen guten Mann sein! Lesen und schreiben — weiter thut er nichts! Dann raucht er noch und schnupft und ißt und trinkt und geht spazieren! Eine Fertigkeit hat er darin, zuzusehen, wie andere arbeiten — es ist großartig! Und dies Luderleben führt er schon seit acht Monaten! Seit acht Monaten! Jeder Andere wäre in der Zeit schon ganz von selbst ein ordentlicher Mensch geworden — aber Der —? Daß Gott erbarm! (Kopfschüttelnd ab in's Haus.)

### Vierter Auftritt:

Schiller (allein, schreibt wieder. Nach einer Pause):
„Wo Alles liebt, kann Carl allein nicht hassen;
„So seltsam widerspricht sich Carlos nicht.
„Verwahren Sie sich, Prinz, daß sie es nie,
„Wie sehr ich — diesem — Weib — mißfall', erfahre;
„Die Nachricht würde schmerzen.“

Ach, das ist ja Unsinn —! (krault sich in den Haaren). Ich wollte schreiben: (immer weiter schreibend)
„Wie sehr sie ihrem Sohn mißfällt, erfahre;
„Die Nachricht würde schmerzen — Glauben Sie?“ (immer weiter schreibend).
„Beweinenswerther Philipp —!“

So —! Nun — zweiter Auftritt — Carlos — Marquis von Posa — (immer schreibend).
„Wer kommt? — Was seh' ich? — O ihr guten Geister!“ (Er starrt sinnend, die Hand über die Stirn haltend, in die Weite. Dann fährt er plötzlich auf): Alle Wetter, das ist ja der Bibliothekar Reinwald aus Meiningen — nicht der Marquis Posa — (Packt seine Schreibutensilien rasch zusammen). Ich sehe, mit der Dichterei wird's heute nichts —! Wieder ein verlorener Tag!

### Fünfter Auftritt:

Reinwald (angehender Vierziger, ängstliches Männchen, tritt auf durch das Thor.) Voriger.

Schiller (eilt Reinwald entgegen): Reinwald — theurer, treuer Freund —! (umarmt ihn).

Reinwald: Nicht so stürmisch, Herr Doktor — nicht so stürmisch —! Sie werfen mich ja um —!

Schiller: Mein Ungestüm möge Ihnen sagen, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen —! Und Sie haben mich heute wieder so königlich beschenkt. — Papier —

Reinwald (ärgerlich, ungeduldig): Schweigen Sie doch —! Schenken Sie mir die Gedanken, die Sie auf das Papier schreiben —! Ehrlich! Ich hatte geradezu das Bedürfniß, Sie wieder einmal an mein Herz zu drücken!

Schiller: Einziger Freund, der mich hier kennt! Der den Aufenthalt in dieser grillenhaften Zelle, Bauerbach genannt, durch seinen Umgang mir erträglich macht! Mit dem ich reden und plaudern, dem ich mein Inneres ausschütten kann! Und Sie sind der gute Engel, der mich mit Büchern versorgt, damit das Erdreich meines Geistes nicht ganz und gar vertrockne —!

Reinwald: Bitte, lieber Schill —

Schiller: Pst! — Nicht meinen Namen nennen! (Sich umschauend) Wenn man uns hört! Ein Verräther könnte überall lauern und sei's auf diesen Bäumen!

Reinwald (rasch): Man hört uns nicht! Aber von wegen der Bücher! Ich hatte heute früh vergessen, der Judith dies medicinische Werk mitzugeben, das ich Ihnen versprochen — (zieht mit vieler Umständlichkeit ein Buch aus der Rocktasche und giebt es Schiller).

Schiller (liest): „Zimmermann, Von der Erfahrung in der Arzneikunst“ —! (beiseite) Mit der Verarztung ist es vorbei —! Deswegen brauchten Sie sich doch nicht hierher zu bemühen —!

Reinwald: O doch! Doch! Sein Versprechen muß man halten! — Ach Gott! Meine Hypochondrie! Ich bin wieder einmal so verdrießlich! Ich ärgere mich über alles — über die Fliege an der Wand — ja, über mich selbst —!

Schiller: Haben Sie Verdruß gehabt in Ihrem Amt —?

Reinwald: Verdruß mit meinem Vorgesetzten, meinen Untergebenen, mit dem Publikum! Sogar meine Wissenschaft fängt an, mich zu ärgern! Stets trifft es sich jetzt so, daß die Bücher, die ich speziell für meine persönlichen Zwecke brauche, im nächsten Augenblick auch von anderen verlangt werden —! Und da soll ich meinen Heliand fertig machen können! Seit fünfzehn Jahren arbeit' ich daran! Und fortwährend diese Störungen und Hemmnisse! — Ja, wenn ich es nur um der Ehre willen thäte! Wenn ich nicht jeden Groschen eines Extraverdienstes so dringend nöthig hätte! Herzoglicher Bibliothekar! Ein Lakai oder Kanzleikopist empfängt mehr Gehalt, als ich, der studirte Mann!

Schiller (beiseite): Er wird mich doch nicht anpumpen wollen? Ich habe ja selbst nichts — (laut) Lieber Reinwald, ich bin wohl noch in Ihrer Schuld — für Portoauslagen? Meine Briefe, die sämmtlich an Ihre Adresse gehen —

Reinwald (wie oben): Ach was! — O, meine Hypochondrie! Aber ich habe mir jetzt ein Herz gefaßt! Ich habe unserm allergnädigsten Herrn geschrieben, daß ich mit meinem bisherigen Gehalt nicht mehr auskäme! Ich habe ihm geschrieben, daß ich dem fürstlichen Hause jetzt einundzwanzig Jahre treu gedient, mich verschiedene Male krank gearbeitet, daß ich immer unverdrossen weiter arbeite, und zwar zur Zufriedenheit aller — aber, daß ich Erdäpfel, Sauerkraut, halbgar gekochte Stücke Fleisch aus unseren elenden Wirthshäusern nicht mehr vertragen könne! Ich müsse mir jetzt selbst kochen lassen und bäte daher unterthänigst um einige Zulage —

Schiller: Das war recht, lieber Reinwald — das war recht!

Reinwald: O, meine Hypochondrie!

Schiller: Sie müssen sich zu beherrschen suchen —.

Reinwald: Thu' ich ja — aber was hilft's —?

Schiller: Das thun Sie eben nicht! — Aber es ist doch gut, daß Sie hier sind! Wir wollen Ihnen Ihre Hypochondrie schon vertreiben! Wir erwarten nämlich jeden Augenblick die Ankunft der Frau von Wolzogen —

Reinwald (erschreckt): Der Frau von —

Schiller: Wolzogen! Aber warum erschrecken Sie denn?

Reinwald (hat sich wieder gefaßt): Ach ja, recht! In diesen Tagen sollte sie ja kommen —! Und sie kommt direkt aus Stuttgart, Ihrer Heimath —?

Schiller: Ja —!

Reinwald: Ich meine: direkt —?

Schiller: Ja, direkt —!

Reinwald (matt, scheinbar gleichgültig): Sie wird Ihnen Nachricht bringen von den Ihrigen —

Schiller: Ich hoffe —

Reinwald: Hm — hm —! (beiseite) Fatal — das heißt — auch nicht fatal —! Diese ungewohnten Situationen, in die man da kommt —! Aber ich werde mich ihm doch wohl entdecken müssen —! (laut) Ja, sehen Sie, lieber Herr Doktor, was ich Ihnen eigentlich sagen wollte — hm —! (beiseite) Mein Gott, ich hätte es ihm doch lieber schreiben sollen! — (laut) Hm — hm —! Herr Doktor, die Brieftasche, die Sie, als Sie sich neulich Abends nach Meiningen geschlichen, bei mir liegen gelassen, haben Sie doch wieder erhalten —?

Schiller: O längst! Sie schickten sie mir ja andern Tages wieder —

Reinwald: Das war vor beinahe vier Wochen —! Ganz recht! — hm — hm! — Aber glauben Sie, daß ich die Brieftasche geöffnet oder gar darin geblättert —?

Schiller: Ihrer Diskretion bin ich versichert! Aber selbst wenn Sie darin geblättert hätten —

Reinwald: Es waren kurz zuvor noch einige andere Herren bei mir gewesen, die — die — die — ebenfalls — Brieftaschen hatten —! Wem von ihnen gehörte die liegengebliebene also —? An wessen Adresse hätte ich sie zurückschicken müssen —? Denn ich durfte sie doch nicht behalten —?

Schiller: Nein, das durften Sie nicht —

Reinwald: Also — ich betrachte die Brieftasche von außen und von innen — um einen Namenszug zu finden — als durch eine ungeschickte Bewegung meinerseits ein Blatt herausfällt! Ich hebe es auf — und was war es —?

Schiller: Das Scenarium zu meinem Don Carlos —?

Reinwald: Nein, ein Brief Ihrer Schwester Christophine —! O, meine Hypochondrie!

Schiller: Der Brief meiner Schwester ist doch nicht an Ihrer Hypochondrie schuld —?

Reinwald (zerstreut): Nein, meine Hypochondrie auch nicht an dem Brief Ihrer Schwester —! Ach, was sag' ich denn! (Schlägt sich vor die Stirn.) Ich werde ja wirklich schon ganz schwach! — Aber — ich habe den Brief doch gelesen — aus Interesse für Sie —!

Schiller: Natürlich! — Nicht aus Neugierde! — Staatsgeheimnisse werden Sie aber nicht darin gefunden haben —

Reinwald: Nein — so oft ich ihn auch gelesen habe —

Schiller: Wie?

Reinwald: Nun, ich meine nur so! — Aber, mit Ihrer Erlaubniß, ich habe ihn schließlich — abgeschrieben —

Schiller: Abgeschrieben —? Sie entwickeln sich also zum Abschriftsteller —?

Reinwald: Ich fand so viel reifes Denken darin, so viel Sinn für Sparsamkeit, so viel besorgte, herzliche Wohlmeinung für Sie, lieber Herr Doktor, für Sie, den großen Dichter, den Verfasser der Räuber, des Fiesco, der Luise Millerin, für Sie, die Hoffnung und den Stolz Deutschlands — (stockt)

Schiller: Platzt denn die Bombe noch nicht bald —?

Reinwald: Daß ich trotz meiner Hypochondrie sofort gar nicht zweifelhaft darüber war, die Freundschaft, die ich für den Bruder hege, auch auf die Schwester übertragen zu sollen —

Schiller (beiseite): O, weh! — Das wußt' ich!

Reinwald: Sagten Sie etwas —?

Schiller: Nein, ich dachte nur laut —

Reinwald: Ihr Fräulein Schwester! — Als Poet bin ich natürlich im Stande, die Erscheinung des holden Kindes mir im Geist vorstellen zu können! Schlanke Figur — ovales Gesicht — zierlicher Mund — gebogene Nase — wie Sie — (macht mit der Hand eine entsprechende Bewegung).

Schiller: Bitte —! Die Nase meiner Schwester ist geschweift — so —

Reinwald: Thut nichts —! Ich liebe auch geschweifte Nasen —! Blaue Augen — hohe Stirn —

Schiller: Impertinent rothe Haare — (zeigt auf sein Haupthaar).

Reinwald: Thut nichts —

Schiller: Sommersprossen — kein Vermögen —

Reinwald: Wir haben Manna des Himmels!

Schiller: Davon wird man nicht satt. Das weiß ich aus Erfahrung.

Reinwald: Lieber Herr Doktor, ich habe ja um Gehaltszulage gebeten —

Schiller: Verstehe! Verstehe! — Lieber Reinwald — aber —

Reinwald (rasch, gereizt): Kein Aber —! Sie sollen sehen, daß ich ganz loyal zu Werke gehen will! — Ich wollte Sie als den Bruder, meinen Freund, den großen Dichter —

Schiller: Halt!

Reinwald: Ach, welche Bescheidenheit! Er ist ein wirklicher Künstler! — Ich wollte Sie nur gehorsamst fragen, ob Sie verstatten, daß ich — ich — ich —

Schiller: Trotz Ihrer Hypochondrie —

Reinwald: Nein, wegen derselben — ein paar Zeilen an Ihre Schwester nach Stuttgart richten darf — um — um —

Schiller: Ganz recht — um!

Reinwald: Vorher hatten Sie ein Aber!

Schiller: Lieber Reinwald, wie alt sind Sie denn —?

Reinwald (rasch): Sie meinen, Ihre Schwester wäre doch zu jung für mich? — O, was das betrifft, da seien Sie ganz unbesorgt! Ich würde sogar eine noch jüngere heirathen —!

Schiller: Daß Sie heirathen wollen, ist ja sehr vernünftig von Ihnen —! Warum haben Sie das denn nicht schon früher gethan —?

Reinwald (perplex. Nach einer Pause): Warum? (herausplatzend). Weil mich bisher noch keine gewollt hat —! Meine Hypochondrie —!

Schiller: So! — In Meiningen kennt man Ihre Hypochondrie und die jungen Damen richten sich darnach! Aber meine Schwester halten Sie für gut genug, um —

Reinwald: Natürlich —! (Sich rasch verbessernd) Ach Gott —!

Schiller (wendet sich nach hinten).

Reinwald (geht Schiller nach): Ich meinte ja nur so —! Herr Doktor —! Ich meinte —! Verstehen Sie mich doch recht —! Ich meinte —! Ich wollte ja nur sagen — ich habe ja nur sagen wollen —

(Posthornklänge hinter der Scene.)

Schiller: Ich verstehe —!

Reinwald (rasch, gereizt): Nein, Sie verstehen nicht! Ich habe ja nur sagen wollen —

### Sechster Auftritt:

Frau Vogt. Mägde (eilen aus dem Hause nach dem Thore zu). Bauern und Bäuerinnen (füllen die Dorfstraße). Wärmstein. Senfteig. Vorige. Dann Schulkinder, von Vogt (hereingeführt).

(Böllerschüsse.)

Vogt: Sie kommen! Sie kommen!

Schiller: Sie müssen mich entschuldigen, lieber Reinwald — ich muß dem Wagen, wenn auch nur einige Schritte, entgegen gehen —!

Reinwald (rasch): Ich auch! Ich gehe mit! — Wir können ja unterwegs weiter reden!

Schiller: Im Augenblick bin ich wirklich nicht in der Stimmung —! Und offen gestanden, meine eigenen — Herzensangelegenheiten beschäftigen mich jetzt mehr, als diejenigen — selbst meiner Schwester —! Lotte! Lotte! — Sie ist es —! (stürzt durch das Thor ab.)

(Die Bühne füllt sich immer mehr.)

Reinwald: Merkwürdig! So geht es mir doch stets! Allen Menschen bin ich für gewöhnlich eine angenehme Persönlichkeit! Man macht mir Komplimente über meine Gelehrsamkeit! Man lobt meine Verse! Man rühmt die Korrektheit meines Styls! Man ist entzückt von der Gabe

meiner Unterhaltung —! Aber sowie ich anfange vom Heirathen zu reden, will niemand mehr etwas von mir wissen —! Dann kann mich Niemand mehr leiden —! Es ist um sich die Haare — (es fällt ihm ein, daß er eine Glatze hat) ja so —! Herr Gott! Und nun schießen sie schon! Man sollte ja meinen, die Franzosen seien wieder im Lande —! O, meine Hypochondrie — meine Hypochondrie —!

(Glockengeläute und Hochrufe hinter der Scene.)

### Siebenter Auftritt:

Frau von Wolzogen, Henriette (in Reisekleidern, treten auf durch die Mitte). Man umringt sie. Hochrufe. Die Schulkinder singen: „Blühe liebes Veilchen!" Vorige.

Frau v. Wolzogen: Ich danke Euch, Ihr lieben Leute! Ihr erdrückt mich ja mit Euerer Freundlichkeit!

Schiller (küßt, sich tief verneigend, Frau von Wolzogen die Hand): O, meine Theuerste! Alle meine Wünsche und Träume haben Sie begleitet, seit Sie mir in Mannheim die Hand zum Abschied reichten! Der Himmel schenkte uns dies fröhliche Wiedersehen —! Wie glücklich bin ich, o, wie glücklich! Unsere Freundschaft, die Zusammenschmelzung aller Gefühle soll uns diese Welt jetzt zum Eden gestalten —!

Frau v. Wolzogen: Immer der Schwärmer!

Schiller: Immer, wenn ich Sie sehe, Mutter meiner Lotte! — wenn ich der Liebe gedenke, die uns alle umfängt, die mir wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel erscheint —! (faßt Henriettens Hand) Und auch Sie, meine Beste! Herrlicher und schöner als je stehen Sie vor mir! Strahlend öffnet sich uns der Blick in die Zukunft! Die bange Kerkernacht ist dahin und in Ihrer Nähe winkt mir jetzt die goldene Freiheit! Lotte! Lotte!

Henriette (hebt den Schleier in die Höhe, der ihr Gesicht bedeckt hat): Ich bin ja Lotte nicht —!

Frau v. Wolzogen: Meine Pflegetochter Henriette ist es, die Sie noch nicht kennen —!

Schiller (taumelt zurück): Wie —? Aber wo ist denn Lotte —? Sie schrieben mir doch —

Frau v. Wolzogen: Lotte ist nicht hier —

Schiller (höchst enttäuscht): Nicht hier —? Aber wo ist sie denn —? Freundin!!

Henriette (begrüßt Vogt und dessen Frau).

Frau v. Wolzogen (leise): Beherrschen Sie sich, lieber Ritter —!

Schiller (beiseite, unglücklich): Ritter —! Ritter —!

Frau v. Wolzogen (zu Reinwald): Siehe da, der Herr Bibliothekar —

Reinwald: Frau Geheimrath, auch ich konnte es mir nicht versagen, trotz meiner Hypochondrie, an dem schönen Feste Ihrer Bewillkommnung Theil zu nehmen! Heil und Segen zu Ihrer Ankunft in Bauerbach!

Frau v. Wolzogen: Ich danke Ihnen! — Judith — Elise —! Und Vogt führt mir seine Kleinen vor! — Herr Bürgermeister —! Das ganze Dorf hat sich ja aufgemacht, mich zu begrüßen! Ich danke Euch, ihr guten Leute, ich danke Euch! Euerer Hingebung und Treue bin ich stets gewiß!

Wärmstein (vortretend, zieht den Hut ab): Jawohl, gnädige Frau! Der Hingebung und Treue der Bauerbächer dürfen Ew. Hochwohlgeboren stets gewiß sein! Das ist in der ganzen Welt ja übrigens bekannt! — Gnädige Frau! Wir haben zwar während Ew. Hochwohlgeboren Abwesenheit, die ja ein ganzes, glockenvoll geschlagenes Jahr dauerte —

Senfteig (Fistelstimme): Ach ne, Gevatter, es fehlen noch einige Tage daran — ich hab's heute Morgen ausgerechnet —

Wärmstein: Barbierseele —! Wir haben zwar während Ew. Hochwohlgeboren Abwesenheit, die ja ein ganzes, glockenvoll geschlagenes Jahr dauerte, mancherlei Streitigkeiten und Scherereien mit der Gutsverwaltung gehabt —

Senfteig (halblaut): Scherereien —? Er —? Die Gutsverwaltung hat sich immer nur von mir scheeren lassen.

Wärmstein: Das Rindvieh des Dorfes — mit Respect zu vermelden! — ist mit dem Rindvieh Ew. Hochwohlgeboren —

Vogt: Ei zum Teufel, Herr Bürgermeister, so reden Sie doch nicht von unseren privaten Streitigkeiten —! Frau Geheimrath weiß ja auch bereits alles —!

Wärmstein: Sie weiß bereits Alles? (Sehr befriedigt.) Ah, dann brauch' ich weiter nicht zu reden —! Der Zank thut unserer Liebe und Freundschaft weiter keinen Abbruch! Im Gegentheil!

Frau v. Wolzogen (lächelt): Ja, ja! Gottlob, daß wir hier angelangt sind, daß der Odem des Thüringer Waldes uns wieder umrauscht! Nochmals, ich danke Euch, meine Freunde! Ich danke Euch —! (Geht mit Henriette ab ins Haus.)

Schiller (will folgen, für sich): Aber Lotte —? Wo ist Lotte —?

Reinwald (zerrt Schiller, der schon auf der Treppe, am Rockzipfel grob zurück.)

Schiller: Was giebt's?

Reinwald (rasch): Herr Doktor, ich wollte Ihnen nur sagen — aber nochmals, werden Sie nur nicht gleich böse —! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Ihrer Schwester bereits geschrieben habe —!

Schiller (schlägt die Hände über dem Kopf zusammen): Sie haben ihr schon geschrieben? Guter Himmel! Nun, so werden Sie ja eine Antwort erhalten —! (Ab ins Haus.)

Wärmstein (ruft): Unsere gnädige Herrschaft —

Senfteig (Wärmstein überholend, rasch): Unsere gnädige Herrschaft, sie lebe hoch — hoch — hoch —!

(Alle stimmen ein.)

(Vorhang fällt.)

## Die Spinnerinnen.

„Rolle Rädchen! Rolle Rädchen!
Spinne, süßes kleines Käthchen!
Laß von seinen Liebesschwüren
Ja dich nicht zu früh verführen!
Traue deiner Mutter Worten,
Liebe giebt's von allen Sorten!
Meistens flattert sie und flittert,
Wie ein trüg'risch Sumpflicht zittert,
Und — dem Spukgesichte trauen,
Heißt — —"

„— — Ach Muter, machst mich grauen!
Was hat meine süße Liebe
Zu dem holden Herzensdiebe
Wohl gemein mit Flackerlichten
Und mit trüg'rischen Gesichten?!
Ach, in seine braunen Sterne
Seh' ich, Mutter, gar zu gerne!
Nimmer kann ihr Glanz mir lügen,
Nimmer mich mein Herz betrügen!
Warte nur, bald wird er kommen!
Hab' von Großmama vernommen:
Wenn er naht, so bricht das Fädchen!
Rolle Rädchen! Rolle Rädchen!"

Und das Rädchen rollt und schnurret
Und das Mädchen spinnt und murret,
Immerzu hat sie gesponnen,
Seiner Treue nachgesonnen —
Fädchen will und will nicht reißen,
Ungestört die Spulen kreisen, —
— Endlich brach in wildem Schmerz,
— Nicht der Faden — doch das Herz!

Hugo Frederking.

## Erkenntniß.

Als ich zum ersten Mal Dich sah,
Da ward mir offenbar,
Daß meines Herzens stilles Leid
Der Liebe Sehnsucht war;
Doch als Du schiedest, stumm und kühl,
Da wußt ich, daß nunmehr
Mein Herz nach einem kurzen Wahn
Noch ärmer als vorher! —

Nataly v. Eschstruth.

## Aus alter und neuer Zeit.

Ein seltsames Leichenbegängniß fand am 17. Juli 1822 in Marburg statt. Zwei Tage zuvor war der Oberforstmeister der Provinz Oberhessen, Dr. Ludwig Karl Eberhard Heinrich Friedrich von Wildungen, dessen Wiege Diana und die Musen beschirmt hatten, gestorben. Schon in den Jahren 1805 und 1806 hatte dieser Forst- und Weidmann von echtem Schrot und Korn Anordnungen wegen seiner Beerdigung getroffen, die er in dem von ihm herausgegebenen „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde" veröffentlichte.

„Und", so schrieb er, „wenn ich einst entschlummert sein werde (jetzt aber bin ich noch gar nicht müde), sollen meine Hinterlassenen mein Begräbniß, wie folgt, pünktlich veranstalten. Sonst wird mein erzürnter Schatten, wenn er kann, gewiß jede Nacht sie beunruhigen.

Auf meinem Lieblingsplatze im Walde, mit Lerchen, Weymouthskiefern, Edeltannen und Lebensbäumen von mir selbst bepflanzt (meine Vertrauten kennen es wohl) wünsche ich im Tode auch zu ruhen. Der in diesem Punkte nützliche Aberglaube wird jene liebste meiner Pflanzungen hoffentlich noch lange vor nächtlichen Freveln wenigstens schützen. Gewiß wird mein Geist, wenn er Urlaub bekommen kann, so sichtbar als möglich darin umgehen.

Rüstige Unterförster sollen mir dort mein Grab höhlen, doch der Gebühr des Todtengräbers unbeschadet, und ein rauher Basalt soll darüber aufgerichtet werden, ruhend auf einem kunstlosen Postament von bemoosten kleinen Waldsteinen. Außer meinem Namen, dem Geburts- und dem Sterbetage soll keine andere Inschrift daran zu lesen sein, als die:

Hier ruhet ein Beschützer der Wälder,
Der im Leben selten geruhet hat.

Meinen Sarg zimmere man so schlicht als möglich aus einem zu nichts Besseren tauglichen Eichenwindfalle. Die natürliche Farbe des Holzes werde mit keinem Anstriche übertüncht. Da hinein strecke man mich in einem abgenutztesten Waldkittel und setze eine Nachtmütze mir auf, wie ich stets, wenn ich „in's Quartier" kam, zu thun gewohnt war. Kein Leichentuch bedecke den Sarg. Oben darauf werde bis zum Grabe zwischen Brüchen von Eichen oder Tannen (je nachdem es Sommer oder Winter ist) mein Lieblings-Hirschfänger befestigt.

Das grüne Gestell meines Jagdwagens, mit meinen treuen Rossen bespannt, soll auch zu dieser meiner letzten Forstreise mir noch dienen. Zwölf redliche Förster sollen nachfolgen, zwei Jäger mit meinen Leibgewehren den Zug beschließen. Will irgend ein anderer echter Freund auch mitwandern, so bitte ich ihn (wenn es sein Stand erlaubt) in Grün sich zu kleiden. Beim Einsenken sollen die braven Weidmänner mit einem dreimaligen Donner ihrer Pirschbüchsen mich einsegnen.

Nach der Zurückkunft soll man sie — außer meinem Hause — mit einem frugalen Jägermahle und einem guten Ehrentrunke bewirthen, und der Aelteste unter ihnen zum Schluß den hoffentlich herzlichen Toast noch ausbringen:

„Sanft schlummere der Freund der Natur
Im Schatten der von ihm selbst gepflanzten Bäume!" —

Und genau so, wie Wildungen es angeordnet hatte, vollzog sich denn auch seine Beerdigung. Ein zahlreicher Zug von Männern aus allen Ständen schloß sich an die dem Sarge unmittelbar folgenden Forstbeamten an. Einer der Begleiter sprach am Grabe warme Abschiedsworte im Sinne des Hingeschiedenen. Die Grabesstätte aber ist der etwa $^3/_4$ Stunde von Marburg an dem Kappeler Wege nach dem Frauenberge gelegene, von Wildungen selbst gepflanzte Forstgarten. Der Marburger Lokalpoet Dietrich Weintraut besingt in seinen „Erinnerungen an Marburg" Wildungen's Grab und gedenkt noch in einem besonderen Gedichte der fröhlichen Feste, die Wildungen im Mai 1811 mit seinen Freunden im Forstgarten bei Gesang und Becherklang feierte. Und in späterer Zeit fand dies Nachahmung bei den Herren Studenten. Sie unternahmen häufig fidele Fäßchenpartien nach dem Forstgarten und zuweilen fochten sie hier auch ihre Duelle aus. Hatte schon der Sturm vom 18. März 1858 arge Verwüstungen im Forstgarten angerichtet, so war dies in noch größerem Maße bei dem Orkane vom 12. März 1876 der Fall. Fast sämmtliche von Wildungen gepflanzte Bäume wurden umgerissen, aber das Felsengrabmal blieb verschont, während der Sturm doch den kaum errichteten Aussichtsthurm auf Spiegelslust in Trümmer warf und das Denkmal auf Augustenruhe umstürzte.

Ludwig Karl Eberhard Heinrich Friedrich von Wildungen, der Letzte seines Stammes, war geboren zu Kassel am 24. April 1754. Sein Vater war Hessen-Kassel'scher Geheimer Rath. Das Geschlecht Derer von Wildungen wird bis zum 13. Jahrhundert zurückgeführt und stammt wahrscheinlich aus der fürstlich Waldeckischen Stadt gleichen Namens; in früherer Zeit vor den Herren Freiherrn von Dörnberg soll es mit dem hessischen Erbtruchseß- oder Erbküchenmeisteramte belehnt gewesen sein.

Seine Gymnasialstudien machte Wildungen auf dem damals berühmten Aegidiengymnasium zu Nürnberg und auf dem Pädagogium zu Halle. Hier schloß er ein dauerndes Freundschaftsbündniß mit Friedrich Ludwig von Witzleben, dem nachmaligen hessischen Oberjägermeister und Staatsminister. Auf den Hochschulen Halle und Marburg widmete sich Wildungen nach dem Wunsche seines Vaters dem Studium der Rechtswissenschaft — ganz gegen seine eigene Neigung, die ihn nicht zu dem „grämlichen Dienste der Themis", sondern zu dem frischen fröhlichen Dienste der Artemis hinzog. Nach vollendeten Universitätsstudien wurde er zunächst am 2. April 1776 als Assessor der Regierung zu Marburg angestellt. Der Plan, sich jetzt noch der von ihm so sehr geliebten Forstwissenschaft zu widmen, scheiterte an dem Widerspruch seines Vaters. In Nassau-Usingensche Dienste übergetreten, wurde er am 10. Mai 1780 zum Regierungsrathe befördert, und hier bot sich ihm auch Gelegenheit, sich mit seinem Lieblingsfache, dem Forstwesen, beschäftigen zu können. Im Jahre 1781 wurde er nach Hessen zurückberufen und zum Regierungsrathe in Marburg *) ernannt. Achtzehn Jahre blieb er in dieser Stellung, da schlug ihm die heiß ersehnte Erlösungsstunde. Am 22. November 1799 erhielt er das Reskript als Oberforstmeister in Marburg. „Lieblicher", schreibt er in seiner Selbstbiographie, „lächelte nie des Rosenmonats schönster Morgen mich an, als jener düsterste aller Novembertage mich anlächelte, der diese frohe — nun fast nicht mehr erhoffte — Botschaft mir verkündigte. Selbst im höchsten Schwunge der Ode vermochte ich die Freude nicht zu schildern, in der ich mein „Triumphlied" aus der Fülle des dankbarsten Herzens anstimmte." Dieses „Triumphlied" aber, das damals berechtigtes Aufsehen machte, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Hier ist es:

Nun fahr' er wohl, Herr Mevius,
Herr Brunnemann und Leyser;
Im Walde macht Naturgenuß
Mich glücklicher und weiser.

Wohl mir! entfloh'n bin ich dir nun,
Gerichtliches Getöse;
Wie gerne lass' ich jetzt euch ruhn,
Ihr feisten Aktenstöße!

Nun mögen andre früh und spät
Vor Themis Pfluge schwitzen;
Ein schöner Wald, von mir gesät,
Wird baß der Nachwelt nützen.

Zwar werd' ich einst, beim Rabenschrei
Und bei der Füchse Ränken,

---

*) Wildungen war Mitglied der juristischen Abtheilung der Regierung. Damals waren die Verwaltung und die Justiz noch nicht getrennt. Dieser wesentliche Fortschritt erfolgte in Kurhessen erst, oder vielmehr im Hinblick auf andere deutsche Staaten schon unter der Regierung des Kurfürsten Wilhelm II. durch das Organisationsedikt vom 29. Juni 1821.

Noch oft an Rabulisterei
Und Advokaten denken.

Doch werd' ich, so Diana will,
Ihr Beißen nicht mehr hören. —
Mich wird im Forste, kühl und still,
Chikane nicht mehr stören.

In Wäldern soll nun thatenreich
Mein Leben sanft zerfließen,
Und dort, dem edlen Hirsche gleich,
Will ich es auch beschließen. —

Zu näherem Verständniß der nicht juristischen Leser bemerken wir hier, daß Mevius, Brunnemann und Leyser berühmte Rechtslehrer waren; Mevius in Greifswalde und Wismar († 1670), Brunnemann zu Frankfurt an der Oder († 1672) und Leyser in Wittenbeeg († 1752). —

Ein Freund Wildungen's, der Regierungsrath Bunsen in Arolsen, erließ auf dieses „Triumphlied“ nun folgendes launige Gegengedicht:

**Mevius an seine Kollegen über die Abtrünnigkeit des Herrn von Wildungen.**

Laßt nur den Apostaten ziehn!
Verloren ist verloren!
Frau Themis war doch nicht für ihn,
Er nicht für sie geboren!
Gezwungen gab er ihr die Hand,
Das Herz hatt' er zum Unterpfand
Dianen längst gegeben.

Wahr ist's, mein Schatten freute sich
So oft er referirte
Und bei Entscheidungsgründen mich
Gar zierlich allegirte:
Auch gäb' ich heimlich viel darum,
Daß seines Abfalls Scandalum
Nicht so notorisch wäre.

Man trägt uns leider! ohnehin
Nicht überall im Herzen,
Wie wird die Welt ob dem Entfliehn
Des Veteranen scherzen!
Sie schließt, ich weiß nicht was, daraus
Und schüttet unbarmherzig aus
Das Kindlein mit dem Bade.

Daß er so fröhlich von uns schied,
Das nur möcht' ich bestrafen; —
Sein Abschied war das Jubellied
Des frei gewordnen Sklaven.
Man möchte weinen vor Verdruß,
Sein: „Fahr' er wohl, Herr Mevius“
Ertönt auf allen Gassen!

Doch nur Geduld! es bleibt nicht so,
Das Räuschchen wird verfliegen;
Jetzt muß er ex officio
In Liebchens Armen liegen. —
Nicht selten, wie das Sprichwort sagt,
Pflegt, die dem Bräutigam behagt,
Dem Mann nicht zu gefallen.

Eins spricht für ihn und drum verzeiht
Dem raschen Exkollegen!
Er that's aus Vaterzärtlichkeit
Der sieben Kindlein*) wegen.
Sie waren weiland spurii
Und sind doch nun legitimi
Per subsequens**) geworden.

Diesen Gedichten reihen sich noch einige andere an, welche den gleichen Gegenstand behandelnd zwischen Bunsen und Wildungen gewechselt wurden; so u. a. Mevius an das Publikum: „Habemus!“ und die Antwort Wildungen's: „Herr ICtus, ich verbitte mir die naseweisen Glossen“, die hier mitzutheilen zu weit führen würde.

Wie Wildungen die Jägerei auffaßte, und daß er nicht aus Jagdleidenschaft allein, wie er sich selbst in seiner Autobiographie ausdrückte, Diana so innig verehrte, das geht aus seinem Gedichte „Natur“ hervor, dem er den Matthison'schen Vers

„So lang' ich bin, soll nichts von dir mich scheiden,
Natur! Natur!“

als Motto vorsetzte. Dort heißt es:

Um Tigern gleich zu morden,
In Wäldern weit und breit
Hab' ich Dianens Orden
Mich wahrlich nicht geweiht;
Nein — einem edleren Triebe
Dank' ich mein grün Gewand;
Nur dir, Natur, zu Liebe
Wählt' ich den Jägerstand.

Dir hat mein Herz geschworen!
Als Weidmann hast du mich
Zum Liebling auserkoren
Des preis' ich, Holde, dich!
Du machst Gebirg und Felder
Und selbst die Finsterniß
Der wild bewachsnen Wälder
Für mich zum Paradies!

— — — — — —

Entzückt will ich dich preisen
Natur, so lang ich bin!
Nichts soll mich dir entreißen,
Du Allbeleberin!
Wohl dem, der dir ergeben,
Des Daseins froh genießt,
Und endlich sanft sein Leben
Im trauten Forst beschließt.

*) Die sieben „Jagdkalender“ sind damit gemeint, welche Wildungen schon als Regierungsrath herausgegeben hat.

**) Bekanntlich besteht die Rechtsnorm, daß uneheliche Kinder durch nachfolgende Verheirathung des Vaters mit der Mutter legitim werden.

Ein ebenso großer Feind der s. g. Aasjäger, wie der Sonntagsjäger, geht er denselben in seinem Gedichten, ganz besonders aber in seinem „Goldenen Forst-ABC, oder Vaterlehren eines alten biederen Forstmannes an seine Zöglinge“ scharf zu Leibe. —

Eine innige Freundschaft verband ihn mit dem im Jahre 1811 von Leipzig nach Marburg berufenen geistreichen und gelehrten Professor der Jurisprudenz Dr. Eduard Platner (gestorben am 5. Juni 1860). Dieser mußte ihm versprechen, täglich sein Grab im Forstgarten zu besuchen, was denn auch der Geheime Hofrath, der „alte Gaius“, wie wir als Studenten ihn nannten, bis an sein Lebensende, wenn ihn nicht Krankheit daran hinderte, getreulich, sei es zu Fuß sei es zu Pferd, gehalten hat.

Es erübrigt noch, daß wir der Schriften Wildungen's gedenken. Wir nennen hier nur: Lieder für Forstmänner und Jäger (Leipzig 1788 und öfter in neuen Auflagen erschienen), bekannt unter dem Namen „Grünes Gesangbuch“; das „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber“ (6 Bücher, Marburg 1794—1799), fortgesetzt als Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde (8 Bändchen, Marburg 1800—1812) und als Weidmanns Feierabend (6 Bändchen, Marburg 1815—1822). Ein Freund und Verehrer Wildungen's gab dessen „Forst- und Jagdgedichte“ (aus dem Nachlasse gesammelt) 1829 (Hersfeld, Industrie-Comptoir) heraus und im Jahre 1877 erschienen hier in Kassel bei Th. Fischer: Wildungen's Gesammelte Schriften, herausgegeben von P. von Sametzki.

Wildungen's Gedichte zeichnen sich durch Frische der Empfindung, schlagfertigen Witz und große Formgewandtheit aus.

Zum Schlusse können wir dem Weidmann von altem Schrot und Korn einen Vorwurf nicht ersparen. Es betrifft sein Verhalten während der französischen Fremdherrschaft. Als westfälischer Conservateur des eaux et des forêts hat er denn doch eine Unterwürfigkeit dem Könige Jérôme gegenüber sich zu Schulden kommen lassen, die in starkem Widerspruche mit seinem sonstigen mannhaften Auftreten und der festen Betonung seines Deutschthums steht.*) Doch wer will hier den ersten Stein gegen ihn erheben? Gab es, leider sei es gesagt, damals doch, und giebt es heute noch so viele, die, wenn die Sonne der Gunst von oben lächelt, nur zu leicht Verräther an sich selbst und ihrer Gesinnung werden. Quos ego! —

F. Z.

*) Wir verweisen diesbezüglich auf den Artikel „Geschichten aus dem Hessenland“ in Nr. 11 dieser Zeitschrift, sowie auf den Artikel „Gut reiten können“ in der 1886 bei N. G. Elwert in Marburg erschienenen, von W. Kolbe herausgegebenen 3. Auflage des „Hessischen Historienbüchleins“ (Anhang 76, S. 179—183).

---

Ein Attentat auf König Jérôme. Die Tradition hat uns die Kunde von einem Attentat auf den König Jérôme von Westfalen überliefert, das, wie es scheint, in den damaligen Zeitungen todtgeschwiegen und überhaupt wenig bekannt geworden ist. In Doernberg lebte ein Forstlaufer, namens Dotting, der aus übereifrigem Patriotismus, wie man wohl annehmen darf, den Entschluß gefaßt hatte, den König Jérôme auf irgend eine Weise aus dem Leben zu befördern. Er hatte ausgekundschaftet, daß Jérôme an einem bestimmten Tage des Jahres 1809 von Schloß Weißenstein aus, der jetzigen Wilhelmshöhe, damals Napoleonshöhe genannt, eine Reise durch einen Theil des Landes unternehmen wolle und dabei auch das Dorf Doernberg passiren würde. Dotting hielt dies für die beste Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen. Durch das langgestreckte Dorf führt die Straße nach Wolfhagen. Etwa in der Mitte des Dorfes führt eine Brücke über das Flüßchen Warme, zur rechten Seite hinter dieser Brücke steht das Pfarrhaus, von dessen vorderen Ecke man die Einmündung der Kasseler Straße in das Dorf übersehen kann. Diese Position hielt Dotting für den geeignetsten Punkt seines Operirens. Von hier aus konnte er den König Jérôme, der von dem General Allix begleitet war, einfahren sehen, und dann von der entgegengesetzten Ecke des Pfarrhauses aus, von wo er mit seiner Schußwaffe die Brücke bestreichen konnte, sein Attentat am sichersten vollführen. Dotting hatte von seinem Standpunkte aus das Einfahren des Königs Jérôme in das Dorf wohl wahrgenommen und sich sofort hinter dem Pfarrhaus her zur andern Ecke desselben begeben. Ein Zufall wollte es, daß das Attentat mißglückte. Der König hatte während der Zeit, in welcher Dotting seinen Standpunkt geändert hatte, aus irgend einem Grunde, ohne daß dies Dotting gewahren konnte, seinen bisher im Wagen eingenommenen Platz mit demjenigen des Generals Allix gewechselt. Als nun der König die Brücke passirte, war der Attentäter durch die jetzt erst wahrgenommene Veränderung so verblüfft, daß seine Waffe das Ziel verfehlte. König Jérôme befahl die sofortige Rückkehr nach Kassel. Das Dorf wurde mit westfälischem Militär besetzt, dessen Befehlshaber den Auftrag hatte, die ganze Ortschaft zu demoliren. Dieser Befehl wurde jedoch durch Fürsprache dahin geändert, daß nur das Haus des Dotting der Erde gleich gemacht wurde.

E. M.

---

— Zwei hessische Veteranen, der Geh. Hofrath Strieder und der Major Henel, die in den zwanziger Jahren in Kassel verstorben sind, hatten als junge Offiziere der Schlacht von Wilhelmsthal — 24. Juni 1762 — beigewohnt und pflegten noch in ihrem hohen Alter am Johannistag zusammenzukommen, um sich an den Erinnerungen ihrer Jugend zu ergötzen. Unter den da rekapitulirten Erlebnissen erfreuten sie sich namentlich daran, wie sie in brennender Sonnenhitze, vor Durst lechzend, durch die Saat-

felder marschirt waren und, im Korn versteckt, eine Flasche französischen Wein gefunden hatten, der der köstlichste Trunk ihrer Erinnerung war. — Henel war gegen Abend, als Adjutant im Gefolge des Herzogs von Braunschweig, in den Schloßhof von Wilhelmsthal, wo das Hauptquartier genommen wurde, eingeritten und erzählte, wie rundum noch Alles voll blessirter und gefangener Franzosen gelegen habe, die den Herzog mit lauten Akklamationen empfangen hätten. Gesenkten Blickes, die Hand an den Hut legend, sei dieser zwischen ihnen durchgeritten und in einem Zimmer des unteren Geschosses abgestiegen. Hier wären die Franzosen an den Fenstern in die Höhe geklettert, um den Sieger zu betrachten. Kecke Burschen hätten auch hineingerufen: Braver General, wären wir so angeführt worden, wir hätten gesiegt. Wir sind schlecht angeführt worden; unsere unwissenden Generäle haben uns verrathen. **Schw.**

---

## Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Am 20. August, dem Geburtstage des letztverstorbenen Kurfürsten von Hessen, Friedrich Wilhelm, war ebenso wie in den Vorjahren, das Grabmal desselben auf dem alten Friedhofe mit Lorbeerkränzen und Bändern in den hessischen Farben, sowie mit Blumen reich geschmückt. Auch war die Grabstätte vom Morgen bis zum Abend von Personen aus allen Ständen der Residenzstadt Kassel zahlreich besucht. Kränze hatten u. a. auf das Grabmal niederlegen lassen: sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen von Hanau, die Herzogin Marie von Sachsen-Meiningen, die *Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg*, sowie mehrere dem früheren kurfürstlichen Hofe nahe stehende Persönlichkeiten.

---

Kassel. Am 13. und 14. August hatten Hessens Sänger sich in ihrer alten Hauptstadt zur Abhaltung eines 1. hessischen Sängerfestes in außerordentlich großer Anzahl eingefunden. Am Abend des 13. fand im Klosterbräu-Park ein solenner Kommers statt, bei welchem der Vorsitzende des Fulda-Werra-Sängerbundes, Herr Lehrer Armbröster, eine herzliche Bewillkommungsansprache hielt. In der am anderen Morgen stattgehabten Delegirtenversammlung wurde die Begründung eines allgemeinen hessischen Sängerbundes beschlossen. Herr Oberbürgermeister Weise, welcher in der Versammlung anwesend war, brachte den auswärtigen Vereinen ein Hoch, welches Herr Armbröster mit einem Hoch auf die Stadt Kassel und den Herrn Oberbürgermeister erwiderte. Den Glanzpunkt des Festes bildete das am Nachmittag des 14. im Stadtpark veranstaltete Konzert. Außer den hiesigen Vereinen betheiligten sich an demselben aktiv der Marburger „Liederverein", die Wolfhagener „Liedertafel", der Marburger „Liederkranz", der Melsunger „Männergesang-Verein". Unter den von Herrn Ellenberg vortrefflich geleiteten Massenchören ist das von unserem hessischen Landsmann, dem kurfürstlichen Hofrathe, jetzigem fürstlich Ysenburgischen Kammerdirektor Karl Preser, dem rühmlichst bekannten hessischen Poeten gedichtete herrliche Lied „Des deutschen Mannes Wort und Lied", in der wirkungsvollen Komposition unseres Landsmannes August Münch besonders hervor zu heben. Stürmischer Applaus folgte diesem Vortrag. Der Komponist hat hier abermals einen Beweis seines hervorragenden musikalischen Talentes geliefert. — Herr Armbröster feierte am Schluß des Konzertes in beredten Worten die so glücklich gelungene Gründung eines hessischen Sängerbundes. — Schließlich haben wir — für künftige Fälle — noch eine kleine Ausstellung zu machen. Wir finden es nämlich für wenig rücksichtsvoll gegen unsere deutschen Dichter, daß man die Titel von Liedern in das Programm aufnimmt und wohl die Komponisten der Lieder nennt, nicht aber die Dichter, und dann gehört es sich, daß man auf der Rückseite des Programms den Wortlaut des Liedes abdruckt. Wo soll denn die Aufmerksamkeit des Publikums herkommen, wenn es nur Melodien hört und nicht weiß, was die Herren Sänger singen? Natürlich plaudert dann die ganze Welt und weder von der Wort- noch Tondichtung erhält man ein Verständniß. Wir wünschen sehr, daß diese beiden Ausstellungen in künftigen Fällen, im eigenen Interesse der Gesang-Vereine, berücksichtigt werden. **M.**

---

— Auf der seit Kurzem eröffneten Akademischen Kunstausstellung zu Berlin sind auch wieder hiesige, resp. hier lebende und hessische Künstler überhaupt mit Bildwerken vertreten. Der Direktor der hiesigen Kunstakademie, Professor Kolitz, stellte zwei Schlachtgemälde aus, welche schon hier berechtigte große Anerkennung fanden. Dieselben betiteln sich: „Auf der Straße nach Orleans" und „Vor Paris". Johannes Kleinschmidt erregt mit dem hier bereits bekannten „Portrait seiner Mutter" (Kniestück), sowie einem Mönch, der die Photographie einer Grätzner'schen Mönchsscene mit Behagen betrachtet, Berliner Kunstberichten zufolge, besonderes Aufsehen. Von hier sind weiter noch zu nennen: S. Gerechter mit einer Knaben-Gruppe (Portrait) und Adolf Müller mit einem Genrebild „Auf dem Friedhof". Von Hanau sind zwei Künstler an der Ausstellung betheiligt, nämlich: Paul Andorff („Der neue Markt und die Bischofsstraße" und „An der Unterspree bei Moabit") und Cornicelius („König Enzio und Lucia Viadogli im Gefängniß", „Bei der Kartenschlägerei" und „Siegfried"). Gratz-Marburg stellte aus: „Mädchen in Oberhessen". Endlich sind noch drei auswärts lebende Hessen vertreten, nämlich

die von hier stammenden trefflichen Landschaftsmaler Grebe und Lins, welche beide in Düsseldorf leben, und der Portraitmaler Zickendraht aus Hersfeld, welch letzterer sich seit Langem schon in Berlin niedergelassen hat. **M.**

— Am Sonntag den 31. Juli starb zu Rasdorf im Kreise Hünfeld der Pfarrer Dr. theol. Reinhold Ebert, einer der würdigsten Priester der Diöcese Fulda. Geboren war derselbe am 5. Oktober 1824 in dem großherzoglich sachsen-weimarischen Städtchen Dermbach. Nachdem er das Gymnasium zu Fulda besucht hatte, machte er seine theologischen Studien am Collegium Germanicum in Rom. Nach Deutschland zurückgekehrt, war er zunächst Lehrer am bischöflichen Knabenseminar zu Fulda, dann war er an mehreren Stellen in der praktischen Seelsorge thätig, worauf er, nach dem Tode des vorhinnigen Gymnasiallehrers, Pfarrers Johannes Donner im Jahre 1868 zum Pfarrer in Rasdorf ernannt wurde. Wegen seiner trefflichen Eigenschaften als Priester wie als Mensch erfreute er sich bei seinen Parochianen wie bei seinen geistlichen Amtsbrüdern hohen Ansehens und allgemeiner Beliebtheit, wie denn auch zu seiner Beerdigung eine außerordentliche große Anzahl von Leidtragenden von nah und fern erschienen war, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. R.i.p.

— Noch kurz vor ihrer Eröffnung nach den Ferien hat unsere Hofbühne ein schmerzlicher Verlust betroffen, indem die königliche Schauspielerin Fräulein Louise Hesse am 16. d. M. plötzlich vom Tode dahingerafft wurde. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes „dahingestorben im Gesang“. In einer befreundeten Familie in Heidelberg, bei der sie alljährlich ihre Ferien zuzubringen pflegte, sang sie gelegentlich einer Gesellschaft ein Brahms'sches Lied. Mitten im Gesang mußte sie sich unterbrechen, heftiges Unwohlsein ergriff sie — ein Schlaganfall machte ihrem Leben ein Ende. Es ist ein eigenes Zusammentreffen, daß sie in jener Vorstellung, in welcher ihr verehrter greiser Vater von der Bühne Abschied nahm, zum letzten Male vor das Publikum hingetreten ist. Wer hätte das damals geahnt? Für das Kasseler Theater ist ihr Heimgang sehr empfindlich, denn es hat in ihr eine künstlerische Kraft von seltener Vielseitigkeit verloren. Sowohl im Salonstück, wie in der Posse war sie zu Hause und füllte stets ihren Platz zur Zufriedenheit des Publikums und der Kritik aus. Sie verband mit glücklichem Humor ein fesches, aber stets decentes Spiel und leistete in derbkomischen Rollen Vortreffliches. Herb und bitter ist der Tod der Tochter für den alten Vater, dem sie nun eine Stütze sein sollte. Alle, die sie von der Bühne oder ihre liebenswürdigen Eigenschaften im Privatleben würdigen konnten, wissen Louise Hesse und was sie der Kunst, wie dem Vater galt, zu schätzen. Ehre ihrem Andenken. **M. M.**

— Hofbuchhändler G. Klaunig hat von hiesiger Landesbibliothek die in derselben vorhandenen Doubletten, darunter werthvolle Inkunabeln und viele unser Hessenland betreffende Schriften, sogenannte Hassiaca, erworben. Das an sich schon reichhaltige Antiquariat des Herrn Klaunig erhält dadurch einen sehr beachtenswerthen Zuwachs.

## Briefkasten.

W. R.-L. in Kassel. Wegen Mangels an Raum mußten wir den Schluß des Berichtes über die zu Schlüchtern abgehaltene 53. Jahresversammlung des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ für die nächste Nummer unserer Zeitschrift zurückstellen.

W. C. in H. a. d Werra. Mit längeren Gedichten, insbesondere mit poetischen Erzählungen und Schilderungen sind wir für geraume Zeit versehen. Das soll Sie indeß nicht abhalten, Ihre Arbeit einzuschicken.

L. M. in Nordhausen. Ihre Sendung war uns willkommen. Wann erfreuen Sie uns einmal mit einem Prosabeitrag?

E. S. in Kassel. Vorläufig die Nachricht, daß wir „Auf dem Schlosse zu Marburg“ angenommen haben, einige Aenderungen uns aber vorbehalten. In Betreff der übrigen Sendungen erhalten Sie brieflich Nachricht.

H. B. in Kassel. Sehr erfreut, Sie auch auf diesem Gebiete als Mitarbeiter begrüßen zu dürfen.

J. Gr. in Fulda. Wir bitten um Entschuldigung, daß wir den Empfang Ihrer letzten Beiträge jetzt erst bestätigen. Dieselben werden zum Abdruck gelangen.

K. F. in Kassel. Ihre Einsendungen erhalten und angenommen. Die in Aussicht gestellten Sagen dürften zu umfangreich für unsern sehr beschränkten Raum sein.

E. G. in Kassel. Wir bedauern, ablehnen zu müssen. Wenn Sie bei großen und gut gegründeten Zeitschriften anfragen, welches Honorar dieselben für lyrische Beiträge zahlen, werden Sie eine Sie wahrscheinlich überraschende Antwort erhalten. Davon abgesehen lassen Ihre Verse noch Manches zu wünschen übrig.

Nach Salmünster. Wird erledigt.

H. F. in Bromberg. Vielen Dank für die freundlichen Zeilen.

H. K.-J. in Mexiko. Wir hoffen, auch in dieser Beziehung fortzuschreiten.

O. S., M. F., C. U. in Kassel. Die uns eingesandten Beiträge werden aufgenommen werden.

H. R. in Kassel, J. M. in Bielefeld, J. W. in Hanau. Unbrauchbar.

**☞ Von heute an wird die Zeitschrift „Hessenland“ in der Officin des Herrn Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, gedruckt. Einzelne Exemplare werden zum Preise von je 30 Pfennig abgegeben: bei dem Redakteur F. Zwenger, Jordanstraße 15, sowie bei dem Buchdruckereibesitzer Scheel und dem Hof-Buchhändler G. Klaunig, obere Königsstraße 19.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 17. Kassel, 1. September 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½ Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



# Gnomen.

Was dem Verstande zu erringen
Oft ein vergebliches Bemühen,
Weiß leicht und schnell oft zu vollbringen
Das Herz in heiligem Erglühen.

* * *

Blumen gleich am Wegesrand
Lassen sich die Freuden finden,
Doch es braucht der Frauenhand,
Um sie uns zum Strauß zu binden.

* * *

Die Menschen lernt mißkennen und verachten,
Wer immer nur von Weitem sie gesehn,
Doch nah, am eignen Herd ihr Thun betrachten,
Lehrt Menschenwerth erkennen und verstehn.

Begrüßt Dich die Gelegenheit
Dank' ihr mit frohem Gegengruß,
Doch halt die Eil'ge thatbereit
Sogleich auch fest am Flügelfuß.

* * *

In allen Tagen und allen Sachen
Nach Wunsch es Jedem und recht zu machen,
Das hat noch Keiner erreicht und gezwungen
Und ist selbst dem lieben Gott nicht gelungen.

* * *

Nicht immer erntet der auch, der gesät,
Wie sehr man auch sein Recht ihm zuerkenne,
Oft kommt ein Anderer heran und mäht
Das reife Korn und bringt's auf seine Tenne.

Feodor Löwe.



# Johann Geyse,

## Landgräflich Hessen-Kassel'scher Generallieutenant, Geheimer Kriegsrath und Gouverneur von Kassel.

Biographische Skizze von August von Baumbach.

Da Geyse während der Zeit des dreißigjährigen Krieges eine sehr wichtige Rolle in der Landgrafschaft Hessen-Kassel spielte, und der Gründer des gegenwärtigen Adelsgeschlechtes Derer von Geyso ist, so will ich versuchen, sein Leben und Wirken hier kurz zu schildern.

Johann Geyse (auch Geise und Geiß genannt) wurde im Jahre 1593 zu Borken in Niederhessen geboren, wo sein Vater, Peter Geyse, landgräflicher Rentmeister war.

Nach beendigten Schuljahren bezog Johann Geyse die Universität Marburg, um Jura und Cameralia zu studiren; er vertauschte jedoch nach beendigtem Studium die Feder mit dem Degen und trat in dänische Kriegsdienste, in denen er es im Jahre 1626, erst 33 Jahre alt, schon zum Major gebracht hatte und als solcher in der am 27. August desselben Jahres geschlagenen und von König Christian IV. von Dänemark gegen Tilly verlorenen Schlacht bei Lutter am Barenberge mitfocht.

Als König Christian IV. von Dänemark in Folge dieser verlorenen Schlacht zum Frieden gezwungen wurde und den größten Theil seiner Armee entlassen mußte, verlor auch Geyse seine Stellung und ging nach Hessen zurück, wo ihn der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel zum Rathe und Amtmann in Eschwege ernannte.

Nachdem der König Gustav Adolf von Schweden am 27. Juni 1630 mit seiner Armee in Deutschland gelandet war, wurde Geyse vom Landgrafen Wilhelm V. zum Oberstlieutenant und General-Quartiermeister ernannt und mit der Errichtung eines Infanterie-Regimentes von 1000 Mann beauftragt. Dieses Regiment, das weiße, oder auch Regiment Geyse genannt, focht mit Auszeichnung in den meisten Gefechten und Schlachten des dreißigjährigen Krieges, und bildete später den Stamm des Regimentes, aus dem nachmals das 1. Bataillon des Kurhessischen Leibgarde-Regimentes hervorging. Noch im Jahre 1630 wurde Geyse Oberst und zugleich Kommandant von Kassel.

Landgraf Wilhelm V. schloß am 12. August 1631 zu Werben ein Bündniß mit dem König von Schweden, in Folge dessen er ein Korps ausrüstete, bei dem sich auch Geyse mit seinem Regimente befand, und mit demselben die Operationen im Rheingau begann. Am 9. Dezember 1631 zeichneten sich die Hessen bei Mainz aus.

Im Jahre 1632, und zwar im Januar, kämpfte Geyse mit bei Warburg, den 24. August bei Nürnberg und den 16. September bei Lützen, den 11. April 1633 bei Lippstadt und den 28. Juni bei Oldendorf im Schaumburgischen, wo die Kaiserlichen total geschlagen wurden. Das Jahr darauf befand sich Geyse bei dem hessischen Korps, welches in Westfalen operirte, und that sich bei verschiedenen Belagerungen ganz besonders hervor.

Aus Rache für den am 13. Juni 1636 stattgehabten glorreichen Entsatz von Hanau, wurde im Jahre 1637 ganz Niederhessen von feindlichen Schaaren überschwemmt, die 18 Städte, 300 Dörfer und 47 Rittersitze niederbrannten. Um sie zum Abzuge aus Hessen zu nöthigen, unternahm der Landgraf Wilhelm V. eine Diversion gegen Ostfriesland, wobei sich Geyse wiederum in hervorragender Weise auszeichnete.

Nachdem Landgraf Wilhelm V. den 21. September 1637 zu Leer in Ostfriesland, und zwar während der Belagerung von Stickhausen, gestorben war, ertheilte die Landgräfin-Regentin, Amalie Elisabeth, geb. Gräfin von Hanau, dem Obersten Geyse den Befehl, Kassel mit seinem Regiment und 4 Kompagnien Reiter zu besetzen und zu vertheidigen. Er vertheidigte nicht nur Kassel, sondern vertrieb auch durch seine guten Maßnahmen den Feind aus Niederhessen.

Im Mai 1639 besetzte Geyse die Grafschaft Waldeck und vertheidigte im Verein mit dem Oberst Kotze 1641 Dorsten so nachdrücklich, daß den Hessen schließlich freier Abzug zugestanden wurde.

Im Jahre 1642 überfiel er ein kaiserliches Korps, das sich mit einem anderen vereinigen wollte, bei Stadtbergen und schlug es zurück, dann siegte er am 7. Januar desselben Jahres bei Huld unweit Kempen.

Wegen seiner vorzüglichen Leistungen ernannte ihn die Landgräfin-Regentin im Jahre 1644 zum Generalmajor und sendete ihn mit einem Korps von 2000 Mann an den Rhein zur Unterstützung der dort operirenden französischen Truppen, wobei er Höchst eroberte. Kurze Zeit darauf wurde er zurückgerufen, um mit seinem Korps, das auf 3200 Mann verstärkt wurde, zu den Schweden bei Magdeburg zu stoßen, das er im November blokiren half, und im Januar 1645 befand er sich mit seinem Korps im Braunschweigischen und half Hornburg und Wolfenbüttel einnehmen.

Nach der im Jahre 1645 stattgefundenen Vereinigung der französischen Feldherren Condé und Turenne, wurde Geyse, der kurz vorher das Schloß Heldrungen in Thüringen eingenommen hatte, von der Landgräfin-Regentin, mit einem Korps von 5000 Mann zu Fuß und zu Pferd, zu deren Verstärkung entsendet. Geyse, der aus Thüringen nach Westfalen marschirt war, vereinigte sich bei Corbach mit Turenne, zu dem auch der schwedische General Königsmark mit 2000 Mann bei Wolfhagen gestoßen war.

Dieses hessische Korps, das auch über 9 Geschütze verfügte, hatte den größten Antheil an dem durch Condé (Enghien) am 3. August 1645 erfochtenen Siege bei Allerheim, indem es, nachdem die Franzosen schon einige Male von den Bayern und Oesterreichern zurückgeschlagen waren, allein vorging, die Oesterreicher aus ihren Verschanzungen auf dem Winneberg vertrieb, ihren General von Gleen gefangen nahm und dann die Bayern, deren General von Mersy fiel, nöthigte, Dorf und Schloß Allerheim zu räumen. Die Hessen machten 2000 Gefangene, eroberten 16 Kanonen, sowie 40 Fahnen und Standarten.

Nachdem Nördlingen und Dinkelsbühl erobert waren, rief die Landgräfin-Regentin den General Geyse mit seinem Korps zurück, um den Darmstädtern den jetzt preußischen Theil von Oberhessen, dessen sie sich bemächtigt hatten, wieder abzunehmen. Hierbei eroberte Geyse den Gleiberg und belagerte mit dem schwedischen General von Wrangel die Festung Gießen. Die Belagerung mußte jedoch aufgegeben werden, weil Wrangel einen anderen Auftrag erhielt.

Geyse, der sich nach Aufhebung der Belagerung gegen Ziegenhain zurückzog, eroberte Alsfeld und wendete sich dann, durch den schwedischen General Löwenhaupt mit 3000 Mann verstärkt, gegen den darmstädtischen General von Eberstein, überfiel ihn am 5. Oktober in Oberhessen, unweit der Eder, und schlug ihn vollständig, wobei er 2 Kanonen, 7 Standarten und die ganze Bagage eroberte, und 1000 Mann, zum größten Theil Kavalleristen, zu Gefangenen machte. Hierauf besetzte er den Vogelsberg und nahm Herbstein ein.

Als der General von Eberstein in Niederhessen einfallen wollte, erreichte ihn Geyse am 9. November bei Frankenberg, griff ihn an und schlug ihn mit einem Verluste von 1200 Mann, zwei Kanonen und 9 Standarten.

Da nun Oberhessen vom Feinde frei war, ging er auf Befehl der Landgräfin-Regentin mit einem Theil seines Korps nach Kassel, und wurde, nach dem im Jahre 1647 erfolgten Tode des hessischen Feldmarschalls Mortaigne, zum General-Lieutenant und Kommandeur en chef aller hessischen Truppen ernannt.

Im Jahre 1648 deckte er von Westfalen aus Niederhessen gegen den kaiserlichen General Lamboy (nicht zu verwechseln mit dem General Lamboy, der 1636 Hanau belagerte) und griff denselben am 5. Juni bei Grevenbruch an. Obgleich General Lamboy 6500 und Geyse nur 4000 Mann stark war, so siegte doch Geyse vollständig, denn Lamboy verlor 4300 Mann, 11 Kanonen und 16 Fahnen, während Geyse nur einen Gesammtverlust von 168 Mann hatte.

Den weiteren Unternehmungen Geyse's in Westfalen machte der westfälische Friede ein Ende.

Aus dem Kriege zurückgekehrt, wurde Geyse noch Geheimer Kriegsrath und Gouverneur von Kassel.

Auf Antrag des Landgrafen Wilhelm VI. wurde Geyse vom Kaiser in den Adelstand erhoben und erhielt den Namen „von Geyso“. Er starb im Jahre 1661 in Kassel.

Von Denen von Lehrbach hatte Geyse das Gut Gilsenhausen bei Borken, sowie einen Burgsitz zu Freudenthal und die niedere Gerichtsbarkeit nebst den Gefällen in den Dörfern Freudenthal und Roppershain erworben. Seine Erben traten jedoch diese Besitzungen an einen Herrn von Brink ab und kauften sich im ritterschaftlichen Gebiete des jetzigen Kreises Hünfeld an, wo seine Nachkommen noch begütert sind. Von jener Zeit an wurde die Familie von Geyso dem reichsunmittelbaren Adel zugezählt.

---

*

# Gefecht im Arronaiser Wald
## am 26. April 1794.

In Nr. 6 des „Hessenlandes“ wird von Herrn Major H. von Pfister mit Recht das vortreffliche 1881 bei Elwert zu Marburg erschienene Werk Ditfurths: „Die Hessen in den Feldzügen der Champagne, am Main und Rhein während der Jahre 1792, 1793 und 1794“ rühmend hervorgehoben. Doch nicht minder bedeutend und interessant sind die schon früher erschienenen Werke des genannten Verfassers. Ebenso bemerkenswerth ist das erst neuerdings bei Elwert in Marburg erschienene, aus dem Nachlasse des Verfassers 1887 veröffentlichte Werkchen: „Die Schlacht bei Borodino am 7. September 1812 mit besonderer Rücksicht auf die Theilnahme der deutschen Reiter=Kontingente.“

Unter den Werken Ditfurths befindet sich auch eine geschichtliche Skizze über das ehemalige Kurhessische Leibgarde=Regiment. In derselben wird auf S. 62 bei der Schilderung des Angriffes auf den Arronaiser Wald, ein Hauptmann von Pappenheim als Führer einer Tirailleur=Linie erwähnt. Letztgenannter hat über alle die schon vorher gedachten Feldzüge Tagebuchsaufzeichnungen hinterlassen, welche dem Verfasser nicht bekannt waren. In diesem Tagebuch befindet sich auch ein Bericht über den Angriff auf den Arronaiser Wald, welcher im Allgemeinen ganz genau mit der Schilderung des obengenannten Verfassers übereinstimmt. Es wird hierdurch der Beweis erbracht, wie richtig und wahrheitsgetreu die Darstellung des Gefechtes von dem Verfasser der obigen Schrift wiedergegeben ist. Der Tagebuchbericht über den Kampf am 26. April des schon erwähnten Hauptmanns von Pappenheim lautet wortgetreu folgendermaßen:

Der heutige Tag (26. April 1794) war ein warmer Tag für uns, aber hauptsächlich für mich. Um 3 Uhr diesen Morgen mußte ich auf, weil ich zum Arbeitskommando kommandirt war, an einer Schanze, so ¼ Stunde vom Lager nur entfernt und zur Deckung des Lagers angelegt worden ist. Es kommen 2=Pfd.=Kanonen und eine Haubitze hinein. Gegen 5 Uhr hörten wir rechts und links, auf allen Flügeln, klein Gewehr=Feuer und um ½7 Uhr war das Engagement so allgemein, daß die ganze Armee in's Gewehr ging und ich von meinem Arbeitskommando abgerufen ward. Vor der Schanze, wo wir arbeiteten, liegt ein Wald, in welchem es sehr stark knapperte. Wir „fünf Bataillone Hessen“ marschirten von unserm Lagerplatz ab und zogen uns links nach einer Schanze vor Castillon, vor uns einen bebuschten Meierhof habend. Wahrscheinlich war die erste Absicht, blos Castillon als das Hauptquartier Coburgs zu decken. Ich kam mit 100 Mann auf Kommando in den Meierhof und bekam hernach noch 50 Mann Verstärkung. Rechts und links hatte ich kaiserliche Cavallerie zur Deckung, und das waren Kaiser=Chevauxlegers und von Curazai. Hier bekam ich gar bald Gelegenheit, mich mit dem Feind herum zu schießen. Der Meierhof lag auf einer Anhöhe, darunter lag ein kleines Dörfchen und hinter dem Dörfchen ein buschiger Wald, in welchem wir noch heute genug zu thun bekamen. Anfänglich mochte der Feind wohl nicht stärker als etwa 1000 Mann sein, mit welchem ich mich herumarbeitete. Das Dörfchen war der Zankapfel. Die Feinde bemeisterten sich desselben und ich jug sie wieder heraus. Da sie sich aber hiernach ansehnlich verstärkten und sogar Kanonen holten, zog ich mich auf meinen Meierhof zurück, wo ich meine Leute hinter die Hecken stellte, und hoffte, der Feind werde den Berg herauf kommen; ich hätte ihm alsdann eine tüchtige Lage geben können, und die kaiserliche Cavallerie, so ich rechts und links hatte, hätte an sie ein wenig flacken können. Nur wenige Franzosen wagten sich aber so weit und gingen auch gleich rum loß — nach dem Dörfchen und Walde, da ich Feuer auf sie geben ließ. Unterdessen dies wohl drei Stunden dauerte, hatte der Herzog von York wie auch Coburg die Franzosen total geschlagen auf dem rechten Flügel, ihnen viele Kanonen abgenommen und ihren General Chabot (Chapuis, siehe Ditfurth) gefangen genommen. In dessen Brieftasche fand man die Disposition der ganzen Attaquen des Feindes auf unsere Armee. Mit der einen Hälfte des feindlichen Heeres war der General en chef Pichegru gegen Clairfait gegangen, welcher bei Tournai stehet; und mit der andern Hälfte fiel Chabot auf uns. Die Engländer haben sich besonders hervorgethan, und ihre Cavallerie — eine ganze Linie Infanterie über den Haufen geworfen. Ein englischer General ist auch geblieben, dabei ist auch der kaiserliche General Alvinzi hart blessirt worden. Da es nun auf dem rechten Flügel ganz ruhig war und bei uns das Feuer immer stärker wurde, so ließen etliche kaiserliche Generale unsere zwei Bataillone Gardegrenadiere vorrücken, auf Befehl, wie sie sagten, des Kaisers. Zwei Kanonen

wurden wieder auf die Anhöhe geführt, wo ich auf Kommando stand. Wir feuerten ein wenig in den Wald und auf Cavallerie, da sich der Feind aber verstärkte, zogen wir unsere Kanonen an das Bataillon. Mein Kommando trat ein, und nun sollten wir den Wald attaquiren. Es war eben Zeit, daß ich mit meinem Kommando eintrat, denn der Feind hatte in dem Busche ein paar Kanonen ganz nahe gebracht und wollte mich eben mit Kartätschen begrüßen. Zu der Attaque in den Wald waren außer der schon besagten Cavallerie auch noch drei Ungarische Grenadier-Bataillone uns zur Hülfe gegeben, wovon eins mit uns ging und die andern sich um den Wald herumschlichen, um, wenn wir den Feind herausgeworfen hätten, ihm den Rückzug sauer zu machen. Nun ging's vorwärts, und da der Wald sehr voll von Franzosen war, so bekamen wir ein saures Stück Arbeit. Es gelang uns aber, nachdem wir Schritt vor Schritt, in immer beständigem Kugel-Regen den Feind forttrieben bis aus dem Wald, wo ihre Cavallerie stand, um ihre Retraite zu decken. Wir hatten viele Todte und Blessirte. Auf meinem Kommando den Morgen hatte ich nur drei Blessirte. Was wir verloren haben überhaupt, werde ich wohl morgen erst erfahren. Die Affaire dauerte bis es dunkel war, und wir hatten die Satisfaktion, den Feind auch auf dem linken Flügel geschlagen zu haben, welcher sich unordentlich nach Guise zurückzog. Von unsern Offizieren weiß ich keinen außer dem Major von Hachenberg, der blessirt wurde. Dieser ist durch die Wade geschossen. Von meiner Kompagnie hatte ich fünf Blessirte und einen Unteroffizier, den Sergeanten Wilhelm. Es war schon Nacht, als wir unsern Lagerplatz wieder zu beziehen befehligt wurden, daher marschirten wir irre und kamen erst um $^1/_2$12 Uhr an. Da die Leute, so wir zurückgelassen hatten im Lager, die Zelte noch nicht aufgeschlagen hatten, und meine Leute nicht einmal etwas für mich gekocht hatten, so schalt ich sie brav aus. Ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Leben noch nicht so müde gewesen bin als heute. Ich legte mich schlafen ohne vorher etwas zu essen.

Am 27. April. Obschon ausgeschlafen, doch noch in allen Gliedern matt, stand ich um 6 Uhr auf. Der Obrist Fuchs rief mich vor das Zelt und sagte mir, da die Kompagnie drei Kühe gestern Abend mitgebracht habe, so sollen solche für das ganze Bataillon verschlachtet werden. — Um 10 Uhr zogen die Wachen auf. Um 11 Uhr hielt das Regiment Kirche. In Castillon hat der Kaiser auch ein feierliches Hochamt halten lassen als Dankfest für den gestrigen Sieg. — Ich bekam mit dem Major Wackenitz einen lebhaften Streit über die Kühe, weil er behauptete, es sei schon längst eine Ordre gegeben, daß alles Vieh, was die Leute erbeutet, für das ganze Bataillon sein solle. Ich bewies ihm das Gegentheil, da kein einziger Feldwebel von dieser Ordre etwas weiß. — Im Hauptquartier des Prinzen Coburg bei dem Feldpostmeister kommt ein Journal heraus, dessen Inhalt nur allein die Vorfälle bei den Armeen, wie solche dem Prinzen gemeldet werden, enthält und bekannt macht. Dasselbe kostet das halbe Jahr drei Kronen. Ich habe darauf pränumerirt, und habe zu Mitlesern den Obrist Fuchs, Major Wackenitz, Capitain Hohorst, Prinz Solms, Lieutenant Kospoth. — Bei der gestrigen Affaire habe ich dicht am Kopf einen Schuß durch den Hut und einen anderen auf der linken Rocktasche, welcher mir meine Brieftasche, so ich daselbst hatte, entzwei gerissen hat. — An Todtgeschossenen hat gestern das Regiment gehabt: 1 Offizier, 5 Unteroffiziere, 41 Grenadiere. — Summa Todtgeschossene und Blessirte: 1 Offizier, 6 Unteroffiziere, 44 Gemeine. — Der Kommandeur des Regiments Kaiser-Chevauxlegers schrieb einen sehr artigen Brief an den Obristen von Fuchs, worinnen er unserm Regiment die größten Elogen giebt und zugleich bittet zu attestiren, daß zwei Reiter dieses Regiments den blessirten Major Hachenberg und den Obristen von Eschwege aus dem Gedränge heraus und aus dem Walde gebracht, weil er alsdann überzeugt ist, daß der Kaiser den zwei Reitern für diese edle That die Verdienst-Medaille geben würde. Diese Atteстate soll der Obrist v. Fuchs, der Obrist v. Eschwege und der Major v. Hachenberg unterschreiben. Hachenberg hat sich heute dem Regiment empfehlen lassen, geht nach Valenciennes, um sich daselbst kuriren zu lassen. Dieser, als er blessirt während der Affaire unter einem Baume lag, ward umringt von den Franzosen; er reichte ihnen seine Börse und Uhr hin, keiner nahm sie aber ab; sie rührten ihn nicht an, und verließen ihn auch, da unsere Leute näher kamen, ohne ihm etwas zu thun. Ist das Großmuth oder Konsternation gewesen? Die Festung Landrecies ist heute nochmals aufgefordert worden, sich zu ergeben, hat aber refusirt, denn, wie ich höre, will die Garnison freien Abzug haben, welches aber nach dem neuen System des Generals York niemals wieder geschehen soll, da hernach, wie voriges Jahr die Garnison von Mainz, Valenciennes und andere, in der Vendée mit Erfolg gedient haben. — Der Lieutenant v. Langenschwartz ist hierher vom Herr General von Wurmb geschickt an das Hauptquartier. Er sagt, die Franzosen unter Pichegru hätten Ipres eingeschlossen und bedrohet, ebenso auch Tournai. Es ist von hier starke Verstärkung, ich glaube 10 Bataillone und nach

Proportion Cavallerie zum General Clairfait geschickt, und diese wird hoffentlich noch zeitig genug kommen, um Flandern zu retten, sonst würde es schlimm aussehen, und wir durch diese starken Diversionen gezwungen werden, Landrecies zu verlassen. — H. v. P.

# Belagerte Hessen.

In Nr. 14. unserer lieben Zeitschrift „Hessenland" findet sich ein Büchlein angezeigt über das Festungs-Trumm des Hohentwiels, im alten uns durch Scheffel's Eckehart so vertraut gewordenen Hehgaue (nicht: Höhgau). Gewiss darf beim Mahnen jenes Namens auch ein hessisches Herze höher schlagen; denn unlösbar hat unser Landsmann Konrad Wiederhold seinen mit dem jener schwäbisch-alemannischen Veste für alle Zeit zu verknüpfen gewußt.

Es war das Ringen des zähen hessischen Geistes in Mitten feindseliger Welt, der immer aus sich selbst heraus, im Wachsen aller Widerwärtigkeit vielmehr neue größere Kräfte zu gewinnen scheint. Erwähnt sei doch, daß die heute in wirtenbergischem Heeres-Dienste vorfindlichen „Wiederholde" nicht etwa zur Sippe unseres Helden gehören.

Mir drängte sich beim Lesen obiger Besprechung ein anderer weiterer Gedanke auf: wie viele bedeutsame Belagerungen, mit ausgezeichneten Taten hessischer Männer und Truppen, ebenwol gerade unsere, überhaupt so rühmliche Kriegs-Geschichte aufzuweisen habe!

Blicken wir zurück bis zum Ausgange des Mittelalters, so leuchtet uns zunächst die heldenhafte Verteidigung der Festung Neuß entgegen, durch wenig mehr denn ein schwaches Häuflein Todes mutiger Hessen. Hier brach sich in 1474 so recht eigentlich die beste Kraft des bislang unbewältigten Burgunden-Herzoges Karl's des Kühnen, der vielfach als Schöpfer stehender Heere gefeiert, jedes Falles über eine ganz vortreffliche ansehnlichste Kriegs-Macht gebot. Karl's Miserfolg vor Neuß ließ ihn mit minderer Wucht in 1476 den Schweizern bei Murten gegenüber treten.

Warum wird immer nur Murten's gedacht? Römer und Griechen hätten ein Ringen wie um Neuß doch in unsterblichen Liedern besungen. Hessen stund übrigens auch damals schon an der Spitze alles wehrtümlichen Fortschrittes. So verständigten sich die hessische Besatzung im Platze und das hessische Entsatzes-Heer außerhalb durch Briefkapseln in und an Geschoßen ihrer „Muserei" wie der älteste hessische Name des groben Geschützes und überhaupt der Stückwehr dann war.

Von Neuß am Rheine darf heimatliche Liebe und vaterländischer Ehren-Stolz uns an die Schwalm gen Ziegenhain entführen, wo ein Heinz v. Lüder in 1546 und folgenden Jahren seinen Namen in Erz und Stein gegraben. Fast sollte man wähnen, Konrad Wiederhold habe sich ein Jahrhundert später am Vorbilde seines großen Schwälmer Landsmannes im Gemüte aufgebaut zu gleicher Treue und Standhaftigkeit. —

Doch bedeutsamer denn alle, durch Jahre geführte Kämpfe um den Hohentwiel ist die wehevollste Belagerung des ganzen dreißigjährigen Krieges: das Trauerspiel von Magdeburg.

Da Gustav Adolf in 1630 — ebenwol also in einem Quinten-Jahre — an pommerischer Küste gelandet war, erkannte er sofort die hohe Wichtigkeit jenes starken Waffen-Platzes an niederer Elbe, gegen den ein baierisches Heer unter Tilli im Anzuge sich befand, dessen Bürgerschaft durch Parteiungen gespalten, zum Teile gut kaiserlich gesonnen war. Ebenso erwies sich aber damals auch Kur-Brandenburg, das die Schweden nicht ins Reich gezogen wißen wollte, ablehnend wegen des Königes Durchmarsch.

Dieserhalb gieng auf Gustav Adolfs dringende Bitten eine hessen-kasselische Besatzung unterm Obristen Falkenberg, dessen Nachkommen noch in Niederhessen leben, in Eilmärschen nach Magdeburg ab. Die heldenmütige Verteidigung der kleinen Hessen-Schar ist bekannt. Da Falkenberg alle Mittel des Widerstandes erschöpft sah, ordnete er die Sprengung der Werke an, und befahl trotz Einspruches der Bürgerschaft, die Stadt an allen vier Ecken und Enden anzuzünden. Beim nun folgenden Sturme der Baiern blieb kein Hesse verschont. Falkenberg aber hatte sterbend seinen Zweck erreicht: Dem Feinde war die Festung verloren.

Und wir kehren wiederum von der Elbe zum Rheine, dessen getreueste Wacht durch Jahrtausende gerade unser Volks-Stamm gehalten hat.

O Rheinfels, hehrer Klang, Du sahest ein erstes Mal die Scharen jenes gekrönten französischen Mordbrenners, des ruchlosen Ludwig's des Vierzehnten, an Deinen steinernen und lebenden Mauern blutig zerschellen!

Mit einigen Fähnlein des kasselischen Leib-Regimentes (heute Nr 82), geringem Aufgebote der Landwehr aus Niederer Grafschaft Katzen-Elnbogen, sowie der Schützen-Gilde der Stadt

St. Goar leistete hier — wie schon 1621 Obrist v. Uffeln den Spaniern getan — Graf Görz v. Schlitz im Dezember 1693 einem ganzen Heere unbeugsamen Widerstand. Allein 8000 Tote ließen die Franzosen vor der Veste; ihr halbes Heer wund — darunter der Reichs-Marschall Tallard selber. Wol durften solcher gewaltigen Macht gegenüber die Verteidiger nur eine Hand-voll heißen.

Rheinfels und Hohentwiel haben seitdem wunderbar gleiches, trübes Schicksal gehabt. Jener menschentümlich-empfindsame, unklare, vaterlandslose Freiheits-Schwindel französischer Umwälzungs-Zeit schien das Marg europäischer Mannheit in gewissen Kreißen hinweg gesogen zu haben. Rheinfels und Hohentwiel wurden von erbärmlichen Wichten, ohne auch nur leisesten Versuch eines Widerstandes gewagt zu haben, staunendem Feinde nach freiwilligem Abzuge der Verteidiger, preis gegeben! Just so geschah es mit Malta. Unsere hochgemute Mannschaft ebenso als die ehrenhaften Bürger von St. Goar traf aber auch im Spätherbste des Jahres 1794 kein Schatte von Schuld. —

Jedem Hessen wollte ich dringend ans Herze legen, in Ditfurth's meisterhaftem Werke: die Hessen in der Champagne, am Maine und Rheine — Marburg, 1881, Elwert's Verlag — doch den Anhang über Rheinfels zu lesen. Die schlüßliche Betrachtung hat jedes Mal mich mächtig bewegt.

Und nach Spanien folgen wir dem Wehen hessischer Fahnen. Zu Badajoz war es, wo in 1811 das darmstädtische Leib-Regiment (heute Nr 117) einen Widerstand leistete, der ähnlich dem der Spartaner in den Thermopylen am Ende nur einer Umgehung — über eine von französischen Bundes-Genoßen geräumte Stelle des Walles — und somit dem Angriffe vom Rücken erlag. Dasselbe Regiment hatte einst in der Schlacht am Kalenberge vor Wien (1683) sich rühmlich hervor getan.

Hier, zu Badajoz, in der mit edelsten Blute getränkten Breche, aber war es ein Kampf, um den deutsche Herzen trauern möchten noch diesen Tag. Denn, die vor dem geschmolzenen schließlich gefeßelten hessischen Häuflein tot oder verwundet am Boden lagen, es waren die Mannen des schwarzen Welfen-Herzogs, die treuen Streiter der englisch-hannöverischen Legion! Und auch darunter vielleicht mancher Hesse, dem korsische Tücke die Heimat verkehrt.

Sechs Namen wurden genannt: Neuß, Ziegenhain, Hohentwiel, Magdeburg, Rheinfels, Badajoz; gering ihre Anzahl gegenüber dem Sieges-Glanze schier unzähliger Schlachten in offenem Gefilde, und dennoch leuchtend immerdar durch makellosen Ruhm! Auch sie rufen späten Enkeln die mahnenden Worte zu:

Gehet hin und tuet desgleichen!

**v. Pfister.**

---

# Die 53. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.

(Fortsetzung.)

Am 20. Juli fand der Ausflug der Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde von Schlüchtern nach der Huttenschen Stammburg, dem Steckelberge, statt. Wir haben dieser Partie in dem ersten Artikel (S. Nummer 15 des „Hessenlandes") bereits eingehender Erwähnung gethan, hier erübrigt nur noch die Rede wiederzugeben, welche der Präsident des Vereins, Herr Major C. von Stamford, innerhalb der Ruinen der Burg über Ulrich v. Hutten hielt. Nicht unbeachtet wollen wir hier lassen, daß jetzt, zu Ende August, bezw. zu Anfang September, 364 Jahre verflossen sind, seit Ulrich v. Hutten auf der Insel Ufenau im Züricher See arm, krank und elend in einem Alter von 35 Jahren und 4 Monaten sein bewegtes ruhmreiches Leben beschloß.

Herr Major v. Stamford leitete seinen Vortrag über Ulrich v. Hutten durch eine scharfe, treffende Zeichnung der politischen nnd religiösen Verhältnisse ein, wie sie zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts in der damals kultivirten Welt, und namentlich in dem heiligen römischen Reich bestanden. Dann fuhr er fort:

Ich wende mich zu dem Geisteshelden, dessen Schatten über diesen Trümmern schwebt, dessen Gedächtniß diese Stunde geweiht ist. Ulrich erblickte das Licht als ältester Sohn des Ritters Ulrich von Hutten auf Steckelberg am 21. April 1488; klein und schwächlich war das Kind und das war vielleicht der Grund, weshalb der Vater dasselbe für das Kloster bestimmte, wobei die Aussicht mitgewirkt haben mag, durch die Beziehungen der angesehenen und zahlreichen Familie der Hutten zum Stifte Fulda hier für Ulrich eine ehrenvolle Laufbahn zu

eröffnen. Der Vater wird als ein verschlossener harter Mann geschildert, der von seinen Entschlüssen nicht abzubringen war, in der engen und düsteren Burg erklang in der Fehde- und raublustigen Zeit mehr der Waffenlärm der Reisigen, als die Töne eines befriedeten Daseins: das rauhe einförmige Leben brachte auch dem Kinde wenig Freuden, wenngleich die Mutter, Ottilie von Eberstein, weiblich und sanft einiges Gegengewicht gegen den Vater bildete. Der aufgeweckte Knabe zeigte rasche Fassungskraft und Lernbegierde. Mit 11 Jahren brachte man ihn nach Fulda, um Mönch zu werden; in der altberühmten Klosterschule daselbst entwickelten sich Ulrichs Fähigkeiten, aber er erkannte auch, daß sein Beruf nicht im klösterlichen Leben liege. Das war auch die Ansicht Eitelwolfs v. Stein, welcher den begabten widerwilligen Klosterinsassen kennen lernte und ihn für Höheres bestimmt hielt. Stein, ein für die Zeit hochgebildeter Mann, wie die Ritterschaft wenige aufzuweisen hatte, galt viel bei dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, in dessen Diensten er stand und bewog Hutten den Vater, die Ablegung der Klostergelübde seines Sohnes noch hinauszuschieben. Doch es sollte gar nicht dazu kommen. Ulrich entzog sich einem Dasein, welches nach den in ihm sich entwickelnden Eigenschaften ihm entsetzlich hätte sein müssen, im J. 1504 oder 1505 durch die Flucht, wie es scheint unter Mitwirkung seines Jugendfreundes Crotus Rubianus. Einige Monate hiernach, daß der künftige Kämpfer gegen das Mönchthum seine freie Persönlichkeit sich rettete, gab der andere künftige Kämpfer dieselbe auf, der Student Martin Luther trat 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt ein, ein merkwürdiges Zusammentreffen, welches das Wesen der beiden Charaktere kennzeichnet. Als der Sohn so dem Willen des Vaters entgegen gehandelt hatte, zog dieser seine Hand von demselben ab. Der etwa 16jährige sah sich gänzlich mittellos in der Welt, doch mit frischem Muthe nahm er den Kampf ums Dasein auf — es sollte ein Kampf bis zum letzten Athemzuge sein. Mit wissensdurstiger Seele ging Ulrich an die Studien, denen er auf den Universitäten Erfurt, Cöln und Frankfurt a. O. 4 Jahre lang sich hingab, öfters in Noth, mitunter von Gönnern unterstützt. Frühe schon versuchte er sich poetisch, d. h. in der lateinischen Sprache, welche damals Gelehrten- und Weltsprache war; doch erst aus dem Alter von etwa 18 Jahren sind uns poetische Versuche Ulrichs aufbewahrt. In diesem Alter wurde ihm der 1te philosophische Grad, des Baccalaureus, in Frankfurt zutheil, es blieb dies der einzige. Eoban Hesse lernte er zu Erfurt kennen, mit ihm, welcher bald sich den Ruhm des ersten Dichters der Zeit errang, verband Hutten treue Freundschaft, Eoban und Crotus blieben ihm bis zum Tode innig verbunden.

Huttens unruhiger Geist trieb ihn hinaus ins Leben und nach wohlgenützter Studienzeit verließ er, vermuthlich im Frühjahre von 1509, Frankfurt a. O. Im Herbste nach erlittenem Schiffbruche auf der Ostsee, finden wir ihn in Greifswald, wo er mittellos und krank von dem Bürgermeister Lötz und dessen Sohne, einem Professor, ins Haus aufgenommen wird. Nach einiger Zeit trübte sich das gute Verhältniß, gewiß nicht ohne Schuld des heftigen, reizbaren jungen Mannes. Er verließ Greifswald, wurde von Bewaffneten aller seiner Habe, auch der Oberkleider beraubt und mußte sich im elendesten Zustande bei strenger Winterkälte wenig bekleidet durchbetteln. In Rostock nahmen Professoren sich seiner an, er hielt einem Kreise Studirender schon wissenschaftliche Vorträge. Und nun machte sich der Zorn des Gekränkten Luft, denn die Räuber, welche ihm Alles, selbst die Handschrift seiner Dichtungen genommen hatten, waren von den beiden Lötz ausgesandt worden. Die Querelae, Klagen gegen die Lötz, welche im J. 1510 erschienen, brachten die Vorwürfe des auch durch manches Andere sich verletzt haltenden und begannen die lange Reihe der Streitschriften Huttens, das ihm eigenste Gebiet. Noch im selben Jahre hielt er sich in Wittenberg auf, wo ihn im Februar 1511 des Freundes Crotus Mahnung traf, zu den Aeltern zurückzukehren. Statt dessen hatte Ulrich die Keckheit, das Kloster, dem er entlaufen war, um Geld zu bitten; begreiflicherweise kam kein Geld, aber doch freundlicher Zuspruch statt gerechtfertigter Vorwürfe. Im Sommer von 1511, nachdem er wahrscheinlich einige Zeit sich in Leipzig aufgehalten, finden wir Hutten auf der Wanderung durch Böhmen und Mähren, im erbärmlichsten Aufzuge; Bischof Thurzo von Olmütz, ein großmüthiger Förderer der Wissenschaft, stattete den geistvollen Bettler reichlich aus und so gelangte dieser nach Wien, wo unter Kaiser Max der Humanismus eine Stätte gefunden hatte. Hier, am Sitze des Oberhauptes des Reiches, entwickelte sich in Ulrichs Geiste die Theilnahme an den großen Angelegenheiten des Vaterlandes; Schmerz über den Verfall des Reiches, Zorn gegen die Widersacher des Kaisers flossen in einem Gedichte an Maximilian zusammen, in welchem er die Idee des Kaiserthumes in der Hoheit erfaßt, wie die großen Kaiser des Mittelalters ihr nachstrebten und vorab die Republik Venedig gezüchtigt haben will, da sie 1508 Maximilian den Durchzug zur Kaiserkrönung weigerte. So nahe Italien, lockte diese Heimat des Humanismus dessen eifrigen Jünger an, Hutten zog dahin, und im April 1512 taucht er in Pavia auf, wo er das Studium des Rechtes begann, dem Wunsche seines Vaters sich fügend. Dieses galt allein für eines Edelmannes würdig neben dem Waffendienste, da es zu den Stellungen im Reiche wie in den Einzelstaaten befähigte; auch trieb Hutten hier das Griechische. Wieder gerieth er in die äußerste Noth, sodaß er kaiserlichen Kriegsdienst nahm, obwol er schwere Gebreste trug, z. B. das linke Bein kaum gebrauchen konnte, gewiß ein martervolles Dasein.

Dabei dichtete er zu dieser Zeit die Epigramme an Kaiser Max, gegen Venedig, Frankreich und den Papst gerichtet, des Kaisers Feinde; ein Werk voll Kraft und Reiz, in dem bereits der Ablaß- und Bullenhandel wie die Ausbeutung Deutschlands durch Rom gegeißelt werden. Wahrscheinlich kehrte Ulrich 1514 nach Deutschland zurück, sein Gönner Eitelwolf von Stein veranlaßte ihn, ein Gedicht auf den Einzug des neuen Erzbischofs Albrecht von Brandenburg am 8. November 1514 in Mainz zu verfassen; Albrecht ließ ihm 200 Goldgulden zukommen und Aussicht auf eine Stellung eröffnen. Als Hutten im Sommer 1515 auf der väterlichen Burg erschien, im Bewußtsein durch das Rechtsstudium des zürnenden Vaters Verzeihung verdient zu haben, wurde ihm dennoch kein freundlicher Empfang zutheil und erst die Erwägung, des Sohnes gewandte und scharfe Feder gegen Herzog Ulrich von Würtemberg zu verwenden, welcher kürzlich einen Hutten ermordet hatte, mag den Vater auf mildere Gedanken gebracht haben. Ulrich faßte auch nach und nach 5 Reden gegen den Herzog ab, deren zornige Gewalt und rücksichtslose Vorwürfe in unserer Zeit sich kaum noch denken lassen. Zu Mainz lernte Hutten 1514 den durchreisenden Erasmus kennen, den bei weitem größten Gelehrten der Zeit, das Haupt der ganzen humanistischen Schule und von Hutten selbst als ein höheres Wesen verehrt; ein Briefwechsel wurde angeknüpft. Im Frühjahre von 1516 sehen wir den Ritter wieder in Italien, in Rom, von wo er über die Verhältniße am päpstlichen Hofe gegen Crotus sich aussprach. Der Kaiser war um diese Zeit in die von dem Könige Franz I. ihm entrissene Lombardei eingedrungen, aber bald wieder abgezogen; allenthalben erklang nun der Spott der Italiener über Max und der großsprecherische Hochmut der Franzosen machte sich breit. Da begab es sich eines Tags, daß Hutten bei einem Ritte auf 5 Franzosen traf, welche über den noch um Mailand kämpfenden Max höhnten, er nahm sich seines Kaisers an, die Franzosen fielen über ihn her, aber er stach Einen nieder und schlug die Uebrigen in die Flucht. Der Strauß trug ihm eine Wunde im Gesichte ein, aber auch den Ruhm der Vaterlandsliebe und tapferen Ritterthums, worauf er besonderen Werth legte. Rom mußte er freilich nach diesem Abentheuer vor den Franzosen verlassen. Er betrieb dann noch einmal Rechtsstudien in Bologna und daneben das Griechische. Studentenunruhen im Frühlinge von 1517, bei denen Ulrich dem Governeur gegenüber die Studenten vertrat, trieben ihn fort, und er wagte es, trotz seiner heftigen Ausfälle wider die „Fischer- und Krämerrepublik," sich nach Venedig zu begeben, im Vertrauen auf den schützenden Zusammenhalt der Gelehrtenrepublick — er gewährte ihm auch Sicherheit. Während des für den Kaiser unglücklichen Kampfes um Mailand hatte Hutten ein Gedicht verfaßt, in welchem Italia ihren wahrhaften Oberherrn, den Kaiser, zu ihrer Rettung anruft. In Bologna erhielt er Kenntniß eines in Deutschland erschienenen, das größte Aufsehen machenden Buches, der Epistolae obscurorum virorum. Anlaß zu demselben gab der durch einen getauften Juden Pfefferkorn hervorgerufene Streit, da jener nach Art solcher Abtrünniger den Glauben seiner Väter verfolgte und den Satz aufgestellt hatte, alle Schriften in hebräischer Sprache außer der Bibel wären zu vernichten. Gegen diese Ungeheuerlichkeit trat Reuchlin, der neben Erasmus angesehenste Gelehrte der Zeit, auf und der Streit nahm immer größere Ausdehnung an, auch Hutten hatte in einer Schrift kräftig für den von der mächtigen Partei kirchlicher Fanatiker angegriffenen Reuchlin Partei genommen. Die Epistolae schienen aus den Kreisen der genannten Partei zu kommen, sprachen deren Anschauungen aus und verrieten mit ihrem schlechten Latein deren Unwissenheit. Die Täuschung hielt auch vor, bis am Schlusse des erst nach längerer Zeit erscheinenden zweiten Theils die Maske fallen gelassen wurde und das als eine Schutzschrift begrüßte Werk nun sich als ein um so gefährlicherer Angriff auf die Finsterlinge erwies, als es die Lacher auf seiner Seite hatte. Es wird erzählt, daß dem Erasmus beim Lesen durch das Lachen ein Geschwür geplatzt und er so wieder gesund geworden sei. Man darf den ersten Theil vorzugsweise als von Crotus herrührend ansehen, wobei Mutian, ein bedeutender und einflußreicher Gelehrter zu Gotha, u. A. Beiträge und Ideen geliefert haben mögen. Hutten war alsbald von dem Buche so entzückt, daß er noch in Bologna einige von ihm im selben Geiste verfaßte Briefe Bekannten vortrug. Diese finden sich dann im 2. Theil der Epistolae und Hutten hat wahrscheinlich noch weitere Beiträge zu letzterem gestellt. Von Venedig wieder nach Bologna zurück gekehrt, verließ er die Stadt im Juni 1517 und zog nach Deutschland, wo ihn ein hoher Triumph erwartete. Längst hatten seine mit Freimuth und Kühnheit in classischem Latein geschriebenen Schriften die Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter und Gelehrten hingelenkt; die heiße Vaterlandsliebe und der Wunsch, die alte Hoheit des Reiches wiederherzustellen, welchen er seit seinem Wiener Aufenthalte mannigfachen Ausdruck gab, dann das furchtlose, ritterliche Auftreten in Rom für die Ehre seines Kaisers konnten diesen nur wohlgeneigt stimmen. Er beschloß Hutten zum Dichter zu krönen und setzte am 12. Juli zu Augsburg, umgeben von einer glänzenden Versammlung, dem vor ihm knieenden Hochbeglückten den von der schönen tugendhaften Constanze Peutinger geflochtenen Lorberkranz aufs Haupt.

Bald hiernach übte dieser einen kecken Streich im Geiste der Dunkelmännerbriefe aus. In Bologna hatte er die Schrift des Lorenz Valla aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts gefunden, welche darlegte, daß die Schenkung Kaiser Constantins, durch

die dem Bischofe zu Rom die Herrschaft über das Abendland übertragen worden sein sollte, erdichtet sei. Damit fiel diese Grundlage der weltlichen Herrschaft des Papstes hinweg. Hutten gab diese Schrift mit einer Widmung an Papst Leo X. neu heraus, mit dem Vorgeben, Leo, von dem nur alles Gute und höchste Liebe zur Wahrheit erwartet werden dürfe, werde sehr befriedigt sein, diese nun zu erfahren. Er bittet sogar den heiligen Vater, ihm öffentlich seinen Beifall zu bezeugen. Das Werk wurde 1517 auf Steckelberg in der hier von Ulrich errichteten tüchtigen Druckerei hergestellt. Luther war höchlich überrascht, als er diese Schrift zu Gesichte bekam und sie konnte ihn in seinen Schritten zur Kirchenbesserung nur bestärken.

Gegen Ende des Jahres 1517 unternahm Hutten im Auftrage des Kurfürsten von Mainz eine Reise an den Hof des Königs von Frankreich, wo er um seines schriftstellerischen Namens willen ehrenvoll aufgenommen wurde, kehrte Anfangs des Februar 1518 zurück und trat in den Dienst Albrechts förmlich ein. Es würde nicht zu verstehen sein, daß der hohe Kirchenfürst einen Mann in seine Umgebung zog, welcher kürzlich eine solche Schrift veröffentlicht hatte, wenn man nicht die Mißstimmung kennte, welche die beständig gestiegene Ausbeutung Deutschlands durch den römischen Stuhl vorab in dem Mainzer Erzbisthum erzeugt hatte, so daß es Albrecht im Geheimen nicht zuwider sein konnte, wenn dagegen vorgegangen wurde. Hutten hatte ihn um diese Zeit in das Erzstift Magdeburg zu begleiten, dessen Oberhirte Albrecht gleichfalls war, und hier setzte ihn ein Ordensbruder von Luthers Auftreten zuerst in Kenntniß, der am 31. October des vorigen Jahres seine 95 Thesen in Wittenberg angeschlagen hatte. Wohl hatte Hutten bereits gegen das Gebaren mancher besonders höherer Geistlichen und gegen päpstliche Übergriffe in Wort und Schrift gewirkt, allein doch mehr nur in dem Sinne des sein Vaterland liebenden Deutschen; so fehlte ihm das Verständniß für Luthers That und er hielt den sich daraus entwickelnden Streit für Mönchsgezänk. Auch traten beide Männer nicht in Bekanntschaft, als Luther vom 6.—20. October 1518 zu Augsburg anwesend war, wo unser Ritter sich während des Reichstages d. J. aufhielt. Für diesen Reichstag verfaßte er eine Rede an die deutschen Fürsten, um auf sie im Sinne des Kaisers einzuwirken und sie zur Einigkeit, zur Unterordnung unter das Reichsoberhaupt anzumahnen. Papst Leo hatte einen Kirchenzehnten zum Kriegszuge gegen die Türken von dem lateranischen Concile 1517 sich bewilligen lassen; entsprechend suchte Kaiser Max von den deutschen Ständen eine Türkenhilfe zu erlangen. Da diese des Kaisers Macht und Stellung nur heben konnte, redete der hierfür begeisterte Hutten in seiner kräftigen hinreißenden Sprache zu den Fürsten. „Wenn ihr mir kein Gehör gebt, — ruft er den Fürsten zu — so fürchte ich, wird diese Nation etwas sehen, das ihrer nicht würdig ist. Denn wenn es einmal zum Volksaufstande kommt . . . . wird es mit den Schuldigen die Unschuldigen treffen, blindlings wird man wüten.“ Hätte Hutten geahnt, daß seiner prophetischen Warnung nach 7 Jahren furchtbare Wirklichkeit folgen sollte!

Er mußte mit tiefem Schmerze erleben, daß die Stände des Reiches am 27. August die Aufbringung einer Türkenhilfe ablehnten.

Hutten erkannte schon im ersten Jahre seines Dienstes am Hofe, daß er nicht dafür geeignet sei, und Freunde hatten überhaupt mit Befremden die Kunde von seinem Eintritt in den Hof Albrechts vernommen. Es ist jedoch erklärlich, daß nach dem vieljährigen Leben aufs Ungewisse, oft in Not und Elend, die Gelegenheit für ein gesichertes Dasein auch diese freie und starke Seele bewegen konnte, ein Joch überzustreifen. Daß es nicht allzu schwer war, zeigt der obenberührte Umstand der Schrift Valla's.

(Schluß folgt.)

---

# Einer von altem Schrot und Korn.

Skizze von F. Storck.

Er stand durchaus nicht in verwandschaftlichen Beziehungen zu unserem Hause, er war nur der Amtsvorgänger meines Vaters. Dennoch nannten wir Kinder ihn Großvater. War er doch das echte und rechte Urbild eines allezeit gütigen, nachsichtigen Großvaters, und liebten wir ihn doch gleich einem solchen.

Seine freundlichen Augen blickten mit dem gleichen Ausdruck der Liebe auf unsere Flachsköpfe, wie auf den dunkleren Scheitel seiner Enkelin — unserer Spielgefährtin — herab. Wie ein Anflug neckischer Schelmerei lag es in den zahllosen Fältchen des von dichtem, weißem Bart umrahmten, guten Angesichts.

Das leicht gelockte, dünne Haupthaar glänzte im Strahl der Sonne wie lichte Silberfäden,

auf dem Haupte saß das Hauskäppchen von dunkelgrünem Sammet mit der mächtig langen Trodbel aus lichtgrüner Seide, deren Knopf eine kunstvolle Eichel zierte. So schritt er von uns Kindern umringt, angethan mit dem grün und braunkarrirten Schlafrock aus Beiderwand, durch das schmale Gärtchen neben dem fast bäuerlich einfachen Hause. Wie freundlich zutraulich klang das: „Guten Abend!“ der mit schwerer Gras, oder Holztracht aus dem Walde heimeilenden Dorfbewohner über das niedere Staket mit den wurmstichigen Latten herüber. „Der ahle Förschter“ konnte ihnen ja nichts mehr anhaben. Der war ja nicht mehr im Dienste, und so konnten sie ruhig mit ihren unter Angst und Herzklopfen dem Walde entführten Schätzen dem heimischen Herde zueilen. War erst die Last unter dem schützenden Dache des Stalles abgeworfen, so war jede Gefahr vollends vorüber.

Der alte Herr verrieth die Waldfrevler nicht an seinen jüngeren Amtsnachfolger. Im Gegentheil: es lag ein recht befriedigtes Schmunzeln auf dem wettergebräunten Antlitz, wenn er die armen Leute mit ihrer Beute in Sicherheit wußte. Früher hatte man das überhaupt so streng nicht aufgefaßt. Da war der Wald mehr Gemeingut gewesen. Die Leute hielten einen Waldfrevel nicht für „Diebstahl.“ Sie dachten wohl, das läßt unser Herrgott für alle Menschen wachsen, warum sollten sie da nicht nehmen, was sie bedurften? Wenn sich nun auch der alte Herr bewußt war, nie und nirgends gegen sein Dienstreglement gesündigt zu haben, so hatte er doch nie so scharf zu Gericht gesessen, über die Armen, die oft die bitterste Noth zur Überschreitung der Gesetze trieb. Und ebenso war er nachsichtig gegen die liebe Jugend. Mochten die Burschen am Abend des Pfingstsonnabends, immerhin ihren „Auserkorenen“ die schönen Maibüsche vor die Thür setzen, er sah es nicht. Und den Schulkindern gestattete er, daß sie unter Begleitung des Forstlaufers das einfache Kirchlein mit den zartgrünen, duftenden Sträuchern schmückten. Zum Dank setzten sie ihm den stattlichsten Busch in den eingegitterten Kirchenstuhl, und die erwachsenen Burschen zollten ihm ihren Dank für seine gütige Nachsicht dadurch, daß sie ihm sein Leiblied „Den Jäger aus Kurpfalz“ des Öfteren zu Gehör brachten, wenn sie an Sonntagabenden singend das Dorf durchzogen.

Mochten die jungen Beamten das jetzt halten wie sie wollten. Sein Glaubensbekenntniß, eines biederen, hessischen Revierförsters, war kurz und leicht faßlich. Da bedurfte es keiner langjährigen, beschwerlichen Studien über Mineralogie und Botanik und wie das Zeug alles heißt, und die Mathematik war auch gerade nicht das Steckenpferd des alten Herrn gewesen. Hatte er für uns „Grünschnäbel“ doch eine gewisse Bewunderung, weil wir schon bei so jungen Jahren in die Geheimnisse der Decimalbrüche eingedrungen waren! Mit derlei Larifari hatte er sich seines Lebtags nicht viel befaßt. So hatte er es auch während seiner Amtsthätigkeit nie mit allzuviel Schreiberei gehalten. Ja es ging sogar die dunkle Sage, es habe sich die Repositur in unmittelbarer Nähe der Rauchkammer befunden, wenigstens sollen gar manche Aktenstücke stark angedunkelt gewesen sein. — Aber die Buchen- und Eichenbestände an den Bergabhängen des jenseitigen Schwalmufers, die zeugten von seinen praktischen forstlichen Kenntnissen, von der Pflege, die er seinem geliebten Walde angedeihen ließ. Und dann erst die Jägerei. War das nicht das ureigenste Feld der Thätigkeit für einen Forstbeamten der guten alten Zeit?

Auf allen Gebieten des Jagd und Fischerei-Wesens wußte er Bescheid. Das zeigte sich auch äußerlich. Das niedere, durch das die schmalen Fenster umziehende Weinlaub in grünliche Dämmerung gehüllte Wohnzimmer war rings an den Wänden dicht besetzt mit stattlichen Geweihen und seltnen Rehbockstangen. Und jedes dieser zum Theil prächtigen Exemplare hatte seine Geschichte. Was alles für schier unglaubliche, höchst wunderbare Ereignisse sich zugetragen, ehe der unerschrockene Weidmann die Träger dieser Gehörne zu Falle gebracht, das war ein nie versiegender, und stets anregender und belustigender Erzählungsstoff. In späteren Jahren wurde er oft selbst irre und verwechselte wohl zum Ergötzen seiner Zuhörer die Geschichten der einzelnen Glieder der Sammlung.

In dem Wohnzimmer hing auch neben der guten alten Doppelflinte ein Blasrohr von beträchtlicher Länge. Mit diesem Instrumente erlegte er Sperlinge.

Gerade über der ehemals grünen, nun vom Regen verwaschenen und vom Zahn der Zeit stark benagten Hausthür hing das Knochen- oder richtiger Grätengerüst eines riesigen Hechtkopfes. Wir Kinder betrachteten dieses gebleichte, an einen Drachen aus unserem Märchenbuch etwas erinnernde Ungeheuer stets mit einem gelinden Gruseln, soviel sich auch der alte Herr mühte, uns begreiflich zu machen, daß es ein sehr wohlschmeckender Hecht mit dem stattlichen Gewicht von 30 Pfunden gewesen sei, — und die althessischen Pfunde waren noch um ein Weniges schwerer, als die heutigen Halbkilos. Auch daß er selbst, unter Assistenz des alten Uferaufsehers, des „Schmitthannes,“ dieses Prachtstück eines Schwalmhechtes gefangen, hat er uns unzählige Male mit allen Einzelheiten erzählt. Nicht wie Hans oder Kunz diese Geschichte erzählt haben würden, nein, er verstand

es, seine Zuhörerschaft, gleichviel, ob alt oder jung, zu spannen. Daß er dabei ab und an etwas derbes Jägerlatein mit hinein flocht in die Schilderung seiner Jagdabenteuer, je nun, das machte die Sache nur lustiger.

Da hatte er auch ein Mal zwei durchpassirenden Fremden im Gastzimmer der „Post“ einen tüchtigen Bären aufgebunden, und davon erzählte er später noch mit kindlicher Freude. Es war zur Zeit, als noch die Thurn und Taxis'sche Personenpost eine Hauptstation in dem Dorfe gehabt. Eine Hauptstation jedoch nur insofern, als man bei der drallen Wirthin in der „Post“ sehr gut speiste und trank. Daher kam es, daß fast sämmtliche Reisende die heißen, unbequemen Wagen verließen, und der berühmten Küche der „Post“ die gebührende Ehre anthaten.

Für den alten Herrn war es eine angenehme Unterbrechung des täglichen, sich eigentlich ereignißlos abwickelnden Lebens, wenn er ab und zu ein Stündchen in der Post verbrachte, so um die Zeit, wenn die abendliche Personenpost eintraf. Man hörte doch zuweilen etwas von der Welt da draußen. Zu jener Zeit, da das Dampfroß noch nicht schnaubend die Lande durchflog, unternahm man ja weit seltener eine Reise, besonders Leute vom Schlage des alten Försters haßten das Reisen als etwas höchst Widerwärtiges. Aber einmal Fremde sehen, ihnen einige Jagdabenteuer erzählen, welche die Leute dann in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit an andere Menschen weiter berichten mochten, das war für unsere guten Alten gewiß ein harmloses Vergnügen.

Da waren auch ein Mal zwei junge Reisende dem staubigen Wagen entstiegen und in das große, lustige Gastzimmer gekommen. Unser alter Freund hatte an einem Tische sitzend den „Jäger aus Kurpfalz“ gepfiffen und mit den Fingern den Takt auf der Tischplatte getrommelt. „Sind das zwei schwanke, lang aufgeschossene Jungen,“ dachte er, als die Beiden laut lachend über die Schwelle schritten.

Die überflogen mit schnellem Blicke den Raum und steuerten dann, nachdem sie sich durch einen leichten Stoß mit den spitzen Ellenbogen verständigt, direkt auf den Tisch des alten Herrn zu.

Es waren junge Kaufleute aus der freien Reichsstadt Frankfurt.

Mit einem ironischen Schmunzeln betrachtete der Alte diese Jünglinge aus der Großstadt. Sie trugen so enge Beinkleider, daß ihm bange wurde, es werde ihnen unmöglich sein, sich zu setzen. Zu seinem Erstaunen brachten sie jedoch dies schwierige Kunststück mühelos fertig. Die Ärmel der Röcke wetteiferten im Raummangel mit den Beinfutteralen, und die Halsbinden umschlossen die dünnen Hälse so fest, daß der Weidmann, — welcher nur selten bei großer Kälte ein Halstuch trug, sich aber nimmermehr zu solcher „Erstickungsmaschine“ bequemt haben würde — ganz ängstlich mit dem Finger unter seinem Hemdkragen herfuhr; gleichsam als mangele ihm schon beim Anblick eines solchen Folterinstruments die nothwendige Luft zum Athmen.

Die beiden Jünger Merkurs hatten alsbald, mit der allen Handlungsreisenden angeborenen — sagen wir — Kühnheit, eine Unterhaltung begonnen, und der alte Herr hatte es auch sofort heraus bekommen, daß sie sich über seine Erscheinung, — die so ganz verschieden war von ihrem eignen geschniegelten Äußern, — lustig machten. Es war unverkennbar, sie wollten dem schlichten, alten Manne imponiren, ihn gewissermaßen verblüffen. Da waren sie aber an den Unrechten gerathen.

Eben brachte das saubere Mädchen, — Kellner hatten sie im Dörfchen nicht, — zwei Portionen köstlich duftenden Schwalmhechts, nach den berühmten Edderhechten die besten im Hessenlande. Daher mußten die Frankfurter hier unbedingt „Hecht“ essen. Ein schelmisches Lächeln zuckte um den Mund des Alten, als er sah, wie die Reisenden nunmehr ihr ganzes Interesse den Fischen zuwendeten; umsomehr, da die Zeit drängte, denn der Postillon machte sich schon bemerklich, um die Fahrgäste zur möglichsten Eile zu mahnen. „Wartet“ dachte er „Der Hecht soll Euch keine Magenbeschwerden machen;“ dabei gab er dem ruhig unter seinem Stuhl am Boden liegenden Dachshund einen leichten Stoß mit dem Fuß. Der Hund hob den Kopf und sein Herr, sich zu ihm niederbeugend, raunte leise: „Waldmann, leid's nicht, die wollen essen.“

Mit einem jähen Satze setzte der braune, schiefbeinige Geselle unter dem Tische hervor, und gerade als die Reisenden die ersten Bissen zum Munde führten, sprang er knurrend und zähnefletschend auf einen zwischen den Beiden stehenden leeren Stuhl mit der unverkennbar deutlichen Absicht, im nächsten Augenblick auf den Tisch vorzudringen.

(Schluß folgt.)

## Landgraf Philipp der Großmüthige und die Bäuerin.

Der Landgraf hatte einst, nachdem's bewilligt,
Und, weil's zum Schutz des Reiches, auch gebilligt,
Im Lande eine Schatzung ausgeschrieben,
Die auch sogleich ward strenge beigetrieben.
Und als der Landgraf zu derselben Zeit
Sich eines Tags in schlichtem Jägerkleid,
Von keinem Unterthan so leicht erkannt,
Mit dem Gefolge auf der Jagd befand,
Von fern er eine Bäu'rin kommen sah;
Er hält sie freundlich an, als sie ihm nah':
„Was," fragt er, „tragt ihr auf dem Kopfe da?"
„Ach, Herr, von meinem Garne ein Gebund." —
„Wohin wollt ihr damit in früher Stund'?" —
„Zur Stadt, will sehn, ob ich's verkaufen kann,
Zu zahlen diese neue Steuer dann,
Die unser Landgraf jetzo ausgeschrieben,
Von der kein Unterthan verschont geblieben;
Ach!" fuhr sie unter Weheklagen fort,
„Vielleicht gelingt's mir erst am zehnten Ort,
Nach stundenlangem, mühevollem Laufen,
Das Garn an einen Händler zu verkaufen."
Drauf fragt der Landgraf sie nach einer Weil':
„Wie viel beträgt es denn auf euren Theil?" —
„Ach, leider einen vollen Gulden fast!
Gar schwer drückt uns die neue Steuerlast!"
„Nehmt," spricht der Landgraf, „diesen Gulden hier,
Bringt ihn aufs Amt, das Garn behaltet ihr." —
„Gott mög's euch, edler Junker, zehnfach lohnen
Und euch mit jedem Mißgeschick verschonen!
Ich aber wollte," sie hinzu noch setzt:
„Daß unsrem Herrn Landgrafen glühend jetzt
Solch Sündengeld auf seinem Herzen läge!"
Noch einmal dankend geht sie ihre Wege. —
Der gute Landgraf aber herzlich lacht,
Da ihm die Sache wahrhaft Spaß gemacht,
Und wendet zu den Jagdgefährten sich:
„Schaut, ist es nicht ein Handel wunderlich,
Daß ich für meines eignen Geldes Gabe —
Des Weibes bösen Wunsch erkauft mir habe?"

**Karl Finck.**

---

## Ihr und mir.

Sonnenschein, Sonnenschein,
Grüße mir die Rose fein,
Die ich bis zum jüngsten Tag
Hüten möcht' im Rosenhag!
Sonnenschein, Sonnenschein,
Lächle du
Sanft ihr zu
Glück und Ruh!

Sonnenschein, Sonnenschein,
Dring' auch in mein Herz hinein!
Ach, ich bin ja so verlassen,
Liebe säend, ernt ich Hassen!
Sonnenschein, Sonnenschein,
Lachst du ihr,
Scheinst du mir,
Dank' ich dir.

**Kurt Kuhn.**

---

## Aus alter und neuer Zeit.

Der 1. September ist der Todestag eines hessischen Kunstgelehrten, der anfänglich wenig bekannt, sich rasch den Namen eines der bedeutendsten Kenner der Gothik erwerben sollte, des Professors und Universitätsarchitekten Dr. J. Friedrich Lange, der an dem genannten Tage des Jahres 1870 zu Marburg verstarb. Geboren war Lange am 5. April 1811 hier in Kassel, wo sein Vater die Stelle eines Wasserbaumeisters inne hatte. Nachdem Friedrich Lange mehrere Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, auch Schüler der höheren Gewerbeschule gewesen war, widmete er sich auf der hiesigen Kunstakademie dem Studium der Architektur. Nachdem hörte er in Göttingen bei Jakob Grimm und Otfried Müller Kollegien und begab sich dann zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen in die Rheinprovinz, nach Italien und England, um die dortigen Kunstdenkmale des Alterthums und des Mittelalters durch eigene Anschauung kennen zu lernen und zu studiren. Hier erweiterte sich sein Wissen und schärfte sich sein Kunsturtheil. In seine Heimath zurückgekehrt, wurde er 1838 zum Zeichenlehrer an dem Gymnasium zu Fulda ernannt, auch wurde ihm später der Turnunterricht an demselben übertragen. Bis zum Jahre 1851 verblieb er in dieser Stellung, dabei unablässig bemüht, sich in dem Studium der Architektur und der Archäologie fortzubilden. Die Resultate seiner Studien legte er in der Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde nieder; Band IV derselben enthält u. a. den von ihm ausgearbeiteten Entwurf zu einer historisch-artistischen Darstellung der hessischen Kunstdenkmale vom Jahre 1844. Im Jahre 1847 gab er ein Schriften über die Baudenkmale und Alterthümer Fuldas heraus. Der Bewegung des Jahres 1848 schloß er sich insofern an, als er ein Mitbegründer der dortigen Turngemeinde war und die Turnübungen derselben leitete. In demselben Jahre wurde ihm seitens des Ministeriums des Innern die Restauration der Kirche in Hayna übertragen, welche Aufgabe er in trefflichster Weise löste. Dies soll

darnach dieselbe Behörde bestimmt haben, von ihm einen Bericht über die Restauration der Elisabethkirche in Marburg einzufordern, welche am 3. August 1847 durch einen Wolkenbruch, dessen Wasserströme in die Gewölbe der Kirche eingedrungen waren, sehr bedeutend gelitten hatte. Der Bericht Lange's wurde für so zweckdienlich gehalten, daß ihm bald darauf die Ausführung der Restauration der Elisabethkirche übertragen wurde. Nach einer anderen Lesart soll sich jedoch die hessische Staatsregierung bezüglich der Restauration der Elisabethkirche an einen bekannten Gothiker in Straßburg, irren wir nicht, an Aufschlager, gewandt haben mit dem Ersuchen, einen Architekten in Vorschlag zu bringen, dem man die Restauration eines so denkwürdigen Baues mit Vertrauen übertragen könne. Da habe denn der Straßburger geantwortet:

Warum in die Ferne schweifen,
Sieh', das Gute liegt so nah',

und ganz besonders auf die Bedeutung Lange's aufmerksam gemacht, der alle Eigenschaften besitze, um die Restauration der Elisabethkirche und der sonstigen älteren Baudenkmale in Kurhessen stilgemäß in der gediegensten Weise auszuführen. Da würde ja in gewissem Sinne der alte Spruch „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“ sich wieder bewährt haben; kurz, erst von jener Zeit an datirt der Ruf Lange's auch in seinem Heimathlande Kurhessen.

Auf Antrag der philosophischen Fakultät Marburg wurde Lange durch kurfürstliches Reskript vom 7. März 1851 zum Universitäts-Architekten nnd außerordentlichen Professor ernannt. Er hielt in den ersten Semestern Vorlesungen über deskriptive Geometrie, Steinkonstruktionslehre, Kunstgeschichte u. s. w., die sich einer sehr günstigen Aufnahme seitens der Studirenden erfreuten.

Außer der Restauration der Elisabethkirche in Marburg wurde dem Professor Lange auch die Restauration der Michaelskirche in Fulda, einer der ältesten Kirchen Deutschlands (erbaut von Abt Eigil, 817 bis 822; s. Nr. 12 unserer Zeitschrift), übertragen, über welche Lange eine interessante Monographie veröffentlicht hat. Von seinen Schriften wollen wir hier nur noch eine nennen, es ist die Fortsetzung des berühmten Hoffstadt'schen Werkes „Gothisches A.B.C.-Buch“, oder „Grundregeln des gothischen Stils für Künstler und Werkleute“, die leider nur Fragment bleiben sollte.

Bei allen seinen Arbeiten erwies sich Lange als einen für die Blüthezeit des gothischen Stiles begeisterten Künstler von feinstem Kunstverständniß, dessen eifriges Streben, dessen Wissen und Können die höchste Anerkennung verdienen. F. Z.

---

— Als 1792 Custine am Maine stand und Hessen mit einem Einfalle bedrohte, rührte sich im ganzen Volke eine Kampflust, wie nur die glühendste Vaterlandsliebe sie zu erzeugen vermag, und allenthalben rüstete man sich, die verhaßten Franken blutig zu empfangen. Als in der Diemelgegend ein Reisender ein zwischen mehreren Bauern geführtes Gespräch mißverstand, erhielt er auf seine Bemerkung, daß ja hier vom Feinde nichts zu fürchten sei, die Antwort: „O Herr! fürchten thun wir uns auch nicht; wir haben uns nur verabredet, wie wir unser Hauswesen bestellen wollen, denn wenn es zum Klopfen kommt, bleiben die Diemelfüchse wahrhaftig auch nicht daheim.“

Ein anderer Reisender beklagt sich, daß er zu Vacha einen ganzen Tag habe verweilen müssen, weil der Posthalter, ein ehemaliger Dragoner-Wachtmeister, mit seinen Postillons und einer Schaar berittener Bürgerssöhne Exerzier-Uebungen angestellt habe, und erzählt, daß ihm auf seine Beschwerde barsch entgegnet worden sei: „Herr, jetzt ist es keine Zeit zum Reisen; jetzt muß man sich zum Kampfe vorbereiten.“

Selbst solche, welche wegen Alters oder wegen Unabkömmlichkeit schon lange verabschiedet oder in überzähligen Stand gesetzt waren, stellten sich wieder freiwillig. So meldeten sich namentlich einige entlassene Leibdragoner, nachdem ihr Regiment aus dem Feldzuge in der Champagne zurückgekehrt war, wieder zum Dienste und entgegneten auf die Bemerkung des Kommandeurs, daß sie ja ihren Abschied hätten: „Herr Oberst! Vor dem Ausbruch des Krieges haben wir allerdings diese Bitte gestellt, während des Krieges aber nimmt kein hessischer Leibdragoner seinen Abschied.“ Schw.

---

— Ein hessisches Kadetten-Lied von 1779. Im Jahre 1779 erschienen in der Waisenhaus-Druckerei zu Kassel „Hessische Kadettenlieder“. Herausgeber derselben war Karl Samuel Wigand, Hofmeister bei dem hessischen Kadettencorps*). Im Jahr 1782 erschienen dieselben ohne des Verfassers Vorwissen in Musik gesetzt von dem Hofmusikus G. C. Grosheim, 1783 erfolgte ein zweites Bändchen und 1788 eine vermehrte und verbesserte Ausgabe beider Bändchen mit Melodien von J. G. Vierling. Der ersten Sammlung entnehmen wir ein Gedichtlein, welches den Titel „Exercier-Liedchen“

*) Landgraf Friedrich II. stiftete im Jahr 1778 das Kadettencorps, in welches die Jünglinge von Adel, die sich dem Militair widmen wollten, auf Kosten des Landgrafen aufgenommen wurden. Ein sehr angesehener Offizier, Oberst Wittenius, stand an der Spitze der gegründeten Anstalt, Capitain Mauvillon und mehrere Professoren des Carolinums ertheilten Unterricht und ist mancher tüchtige Offizier aus diesem Institut hervorgegangen, über welches General von Schlieffen die Oberaufsicht führte.

führt und die Anschauungsweise kennzeichnet, die damals im hessischen Kadettencorps herrschte. Das Lied lautet:

Heran, ihr Brüder, frisch heran!
Zum Exerzieren her!
Patrontasch' um, den Säbel an,
Ergreifet das Gewehr.

In Reih' und Gliedern stehen wir,
Nicht achtend Müh' und Schweiß,
Wetteifern voller Ruhmbegier
Nur nach des Beifalls Preis.

Marschiren schnurgerade auf,
Und schlagen männlich an,
Dann steht und merkt bewundernd drauf
Gar mancher Kriegesmann.

Mich reizt nicht, wenn Gewehre klirr'n,
Der Vögel Lustgesang,
Mich reizet nur beim Exerzier'n,
Der rasche Waffenklang.

Ganz Ohr für das Commando blos,
Auch für den Flügelmann,
Lern' ich, daß ich, bin ich einst groß,
Auch kommandiren kann.

Und wenn dann Friedrich um uns ist,
Und, hoher Gnade voll,
Uns Beifall lächelt, — Brüder wißt,
Dann ist mir erst recht wohl.

Und unsern Obersten entzückt
Auch dieser Mühe Preis,
Und sein vergnügter Blick erquickt
Uns dann für unsern Fleiß.

**Schwk.**

---

## Aus Heimath und Fremde.

Kassel. In der Nacht vom 20. auf den 21. d. M starb zu Fulda im Alter von 68 Jahren Karl Kind, ein Mann, der sich wegen der Aufrichtigkeit und Biederkeit seines Charakters der allgemeinen Achtung, wegen seiner trefflichen gesellschaftlichen Eigenschaften der größten Beliebtheit erfreute. Seine Jugend war in manchen Beziehungen eine bewegte, insofern er in der Mitte der 40er Jahre an dem Kriege der Republik Texas gegen Mexico, sowie 1849 an dem Kampfe für die deutsche Reichsverfassung in Baden aktiven Antheil nahm. Geboren zu Burghaun als der älteste Sohn des Rentmeisters Georg Kind — seine Mutter war eine Enkelin des früheren fürstlich fuldaischen Kanzlers Eberhard von Kaiser — besuchte Karl Kind einige Jahre das Gymnasium zu Fulda und widmete sich dann der Landwirthschaft. Auf der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Schleißheim bei München, welche damals sich eines ausgezeichneten Rufes erfreute, machte er seine theoretischen Studien. Hiernach absolvirte er seinen Militärdienst bei der kurhessischen Garde du Corps. Zu Anfang der 40er Jahre bestand in Deutschland eine außerordentliche Auswanderungslust, und das ersehnte Land, auf welches hauptsächlich die Hoffnungen der Auswandernden gingen, war die Republik Texas, welche sich ihre Unabhängigkeit von dem Staate Mexico durch blutige Kriege zu Ende der 30er Jahre erkämpft hatte.

Im Herbste 1845 wanderte Karl Kind mit mehreren Jugendfreunden nach Texas aus und ließ sich, dort angekommen, zunächst als Farmer in der Nähe von Galveston nieder. Damals waren auch noch viele Bürger der nordamerikanischen Union nach Texas übergesiedelt, die es durchsetzten, daß die Texaner um die Aufnahme in die Union nachsuchten, welche denn auch 1845 stattfand. Die mexikanische Regierung widersetzte sich diesem Vorgehen und da noch weitere Differenzen zwischen Mexico und der Union hinsichtlich Texas bestanden, so kam es zum Kriege. Präsident der Union war zu jener Zeit der Demokrat James Knox Polk. Der amerikanische General Zachary Taylor, Nachfolger Polk's auf dem Präsidentenstuhle, rückte in den Staat Mexico ein. Karl Kind war in das texanische Heer, welches unter dem Oberbefehl Taylor's stand, als von der Mannschaft gewählter Offizier eingetreten und machte als solcher gegen den mexikanischen General Arista die siegreichen Gefechte am Rio Grande und bei Matamoros im Frühjahr 1846 mit. Das Resultat des Kampfes war, daß die Mexicaner von den amerikanischen Generalen Taylor und Scott fast in allen Schlachten geschlagen wurden und daß General Scott am 14. September 1847 in die Hauptstadt Mexico einrückte, worauf am 2. Februar 1848 der Frieden geschlossen wurde, in welchem Mexico alle Ansprüche auf Texas aufgeben mußte. Als Lohn für seine Theilnahme an dem Kriege erhielt Karl Kind in späteren Jahren, als er schon längst in sein Heimathland, Kurhessen, zurückgekehrt war, einige Acres Unionsland, die er durch Vermittlung des amerikanischen Generalkonsuls Walton Murphy in Frankfurt a. M. amerikanischen Ansiedlern käuflich überließ. Das Jahr 1847 führte Karl Kind nach Deutschland zurück. In Fulda angekommen, betheiligte er sich dort an der Bewegung des Jahres 1848, war Mitbegründer und eifriges Mitglied der dortigen Turngemeinde, und als im Mai 1849 in der Rheinpfalz und in Baden der Kampf zur Durchführung der deutschen Reichsverfassung begann, da schloß er sich den Hanauer Turnern unter August Schärtner an, und nahm Antheil an dem Gefechte von Hirsch-

horn am 15. Juni 1849, welches die Hanauer Turner gegen kurhessische (3. Regiment), bayerische und mecklenburgische Truppen unter dem Befehl des kurhessischen Obersten Weiß bestanden. Als kriegserfahrener Mann mochte Karl Kind wohl das Aussichtslose des Kampfes einsehen, er kehrte daher nach dem Gefechte von Hirschhorn nach Fulda zurück. In späterer Zeit errichtete er daselbst ein photographisches Atelier und manches wohlgelungene Bild ist aus demselben hervorgegangen. Im Uebrigen verbrachte er sein otium cum dignitate. Karl Kind besaß ein nicht gewöhnliches Talent für mechanische Arbeiten, wie denn überhaupt die praktische Richtung bei ihm vorherrschend war, und manches nette Kleinstück, auch humoristischer Art, ist von ihm angefertigt worden. — Dem Verblichenen, dem Manne ohne Arg und Falsch, dem deutschen Biedermanne in des Wortes vollster Bedeutung, dem treuen in allen Lagen des Lebens zuverlässigem Freunde, werden Alle, die ihn kannten, ein ehrenvolles Andenken bewahren. Friede seiner Asche! F. Z.

---

— In Nr 2 des „Hessenlandes“ brachten wir anläßlich des 50jährigen Jubiläums des berühmten Orgelvirtuosen und Komponisten Professor Dr. Wilhelm Volckmar in Homberg eine kurze Notiz, verbunden mit einer biographischen Skizze, und leider sind wir schon heute, in Nr. 17 unserer Zeitschrift gezwungen, unsere Leser von dem plötzlichen Ableben des berühmten Musikers in Kenntniß zu setzen. Am 27. d. M. hat Volckmar in Homberg die Augen für immer geschlossen. Eine eingehendere Besprechung der Verdienste des Verblichenen behalten wir uns vor, bemerken nur gleich heute, daß sowohl die Musik im Allgemeinen, als auch vor Allem das Seminar zu Homberg einen schwer zu ersetzenden Verlust durch Volckmars Tod erlitten hat.

---

— Wir erfahren aus Halle, daß dort die Fürstin Auguste zu Ysenburg und Büdingen, aus Wächtersbach, die älteste und Lieblingstochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, welche im April d. J. ihren Gemahl, den Fürsten, wegen einer Staar-Operation nach Halle begleitete, um ihm als treue Pflegerin zur Seite zu sein, dort schon im Mai selbst erkrankte und die Krankheit in den letzten Wochen, trotz aller ärztlichen Hülfe, einen so lebensgefährlichen Verlauf nahm, daß fast alle Hoffnung auf Wiedergenesung geschwunden ist. Die Fürstin, welche bekanntlich mit ganzem Herzen an ihrer hessischen Heimath hängt, hatte sich zuletzt hessische Diakonissinnen von Kassel zur Pflege kommen lassen. Sowohl ihr Gemahl, der Fürst, als auch der Bruder der Erkrankten, der Prinz Philipp von Hanau, haben das Krankenlager der hohen Frau seit vier Monaten nicht verlassen und in den jüngsten Tagen wurden auch die Kinder der Fürstin telegraphisch nach Halle berufen. In allen hessischen Kreisen wird unsere Nachricht die innigste Theilnahme erwecken.

---

— Hutten-Sickingen-Denkmal. Vor einigen Tagen fand auf der Ebernburg bei Kreuznach eine Versammlung des Comités für Errichtung des Hutten-Sickingen-Denkmals statt, in welcher u. A. beschlossen wurde, daß am 21. April nächsten Jahres, dem Tage, an welchem vor 400 Jahren Ulrich von Hutten auf der Steckelburg das Licht der Welt erblickte, der Grundstein zu dem Denkmal gelegt werden soll. —

---

— So eben ist der „Althessische Volkskalender“ für 1888, herausgegeben, gedruckt und verlegt von W. Hopf in Melsungen, erschienen. Gleich seinen Vorgängern zeichnet er sich durch die Reichhaltigkeit des in demselben behandelten Stoffes aus. Wir finden darin ein ausführliches Kalendarium, eine Chronik denkwürdiger Ereignisse aus der hessischen Geschichte, unter der Ueberschrift „Praktika“ u. A. den Post- und Telegraphentarif; hierauf folgen Rathschläge für Haus- und Landwirthschaft. Aus der zweiten Hälfte des Kalenders, welche mehr der Unterhaltung gewidmet ist, heben wir ganz besonders ein Gedenkblatt für Ulrich von Hutten zu dessen 400-jährigem Geburtstag (mit Portrait) hervor. Der „Althessische Kalender“, der sich seit den 13 Jahren seines Bestehens mit jedem Jahrgange neue Freunde in unserem Hessenlande erworben hat und sich einer sehr großen Verbreitung erfreut, ist in der That ein Volksbuch, das in keiner hessischen Familie fehlen sollte. Auch äußerlich präsentirt sich derselbe sehr vortheilhaft durch seinen reichgezeichneten Umschlag, dessen Rückseite den hessischen Löwen nach dem von Gustav Kaupert modellirten bekannten kurfürstlichen Tafelaufsatz zeigt.

---

## Briefkasten.

L. in Reden. Entschuldigen Sie, daß wir Ihren interessanten Artikel noch nicht gebracht haben. Wegen Raummangels, hervorgerufen durch eine große Anzahl von Artikeln, die schon früher als der Ihrige eingegangen waren, mußten wir denselben zurückstellen. Gestatten Sie uns übrigens, hier und da Kürzungen eintreten zu lassen, und empfangen Sie unsern besten Dank.

B. H. in Fulda. Dem ausgesprochenen Wunsche sind wir in der heutigen Nummer unserer Zeitschrift nachgekommen.

W. K. in Kassel. Sehr willkommen.

---

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.




**№ 18.** Kassel, 15. September 1887.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



## Die Ruhe.

Ich habe einst sie wohl gekannt —
Fast unbewußt war sie mir lieb.
Mir herzlich nah', mir blutsverwandt.
Nun weiß ich selbst nicht, wo sie blieb.

Ich suchte nach ihr Tag und Nacht —
In Straßen, Häusern sucht' ich sie.
Ich hab' gesorgt und hab' gewacht.
Ich rief sie laut. Sie hörte nie.

Ich fuhr ihr nach in's ferne Land
Nach Ost und Süd, nach West und Nord.
Und nirgends ich sie wiederfand,
Nicht auf der See und nicht im Port.

Doch als ich neulich weinend stand
Am Freundessarg — trat sie herein
Im Fluge nur und mit der Hand
Hinwies sie auf den Todtenschrein.

„Mit dem einst stand ich Du auf Du,
So wie mit Dir — und ward ihm fremd.
Nun braucht er keine Wanderschuh —
Nun liegt er still im Todtenhemd.

Nun liegt er still in meinem Arm."
Es traf mich sehnsuchtsheiß ihr Blick.
Da kam der Trauergäste Schwarm
Und wie ein Hauch wich sie zurück.

Th. Kellner.



# Ein Notizbuch des Kurfürsten Wilhelm I.

von W. Rogge-Ludwig.

In dem Nachlasse eines ohnlängst Verstorbenen, dessen Familie mit den drei letzten Kurfürsten in näherer Beziehung gestanden, hat sich ein Büchelchen vorgefunden, welches eigenhändig von Kurfürst Wilhelm I. während seiner Verbannung in Itzehoe und Prag in den Jahren 1806 bis 1813 geschriebene Befehle an seine Beamten und außerdem einige für die Geschichte dieser Zeit beachtenswerthe Angaben und Bemerkungen enthält. Den Anfang machen in bezeichnender Weise Abschriften aus Zerrenners „Morgen und Abendfeier“ mit der Ueberschrift „Leiden nach Gottes Willen,“ welche auch das Büchelchen selbst auf seinem sehr einfachen Umschlag von blauer Pappe trägt. In dem von dem Kurfürsten gewählten Abschnitt aus dem Buche Zerrenners wird dargelegt, daß Leiden gar mancher Art des Menschen Loos seien, wobei dann kein Gedanke mehr Trost verleihe, als der: „Wir leiden nach Gottes Willen,“ ein Gedanke, welcher aber nur dann für uns recht beruhigend und erfreulich sei, wenn wir das Bewußtsein hätten, daß wir uns nicht die Leiden als natürliche Folgen unserer Unbesonnenheit selbst zugezogen hätten. Der Umstand, daß der Kurfürst in der von ihm genommenen Abschrift es keinmal versäumt hat, die darin vorkommenden Worte: wir, uns, unsere mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben, zeigt, daß er den Inhalt der Schrift gänzlich auf sein eigenes Schicksal bezogen hat. Eine am 20. Juli 1808 erfolgte Instruktion an den Major v. Thümmel bei der Abreise von Itzehoe und eine Disposition bei der Abreise von Prag lassen erkennen, mit welch' peinlicher Sorgfalt der Kurfürst auf die Sicherheit seines mitgeführten Geldschatzes und aller Effekten bedacht war. In der Disposition zu „Meine Abreise von Prag“ wird u. a. Folgendes bestimmt: „1. Das sämmtliche Depot, bestehend aus drei Kisten mit Coupons, sieben Koffern mit Obligationen und zwei Kisten mit Pretiosen, wozu der große Frachtwagen bestimmt ist, bleibt unter der Oberaufsicht des Kriegsraths Schminke und des Kriegskommissars Knatz in Prag, die Inspektion wird Dellbrueck und dem Pedell Schaefer anvertraut.

2. Ist während des hiesigen Aufenthalts eine prompte Verrückung nöthig, so wird das Depot eiligst durch Dellbrueck und Schaefer über Königsgrätz und Nachod nach Glatz gebracht, vom Kriegskommissar Knatz aber dahin zur Ueberlieferung an den Preußischen Gouverneur oder Kommandanten mit einem Handschreiben gebracht.

3. Blos in dem Falle, wo Hessen schon von alliirten Truppen besetzt wäre und der Zwischenraum gänzlich sicher sei, gehen die Kisten mit den Coupons und Pretiosen mit Mir ab, das übrige Depot der sieben Obligations-Coffres erwartet Meinen Befehl gleich nach Meiner Ankunft in Hessen.

6. Die beyden Chatouillen gehen gleich mit Mir ab.

7. Bei der zurückgelassenen Hofhaltung cessirt die eigene Küche gänzlich und wird pr. tête das Essen aus einem Gasthofe bezahlt.

8. Sämmtliche Equipage an Pferden und Leuten geht gleich ab mit Mich.

9. Alle Meubles werden nach dem Inventario zum Höchsten Preiß verkauft, wozu vielleicht bei Gr. Ledebur oder durch auction Gelegenheit ist.

Der Kurfürst hat sodann in dem Buche speciell die 54 Tage angegeben, an welchen er in Itzehoe und Prag an Podagra und Chiragra gelitten hat, auch alle seine hessischen Militairstellen, welche im Jahre 1749 mit seinem Eintritt als Cadett und Unterofficier bei dem 1. Bat. Garde-Grenadiere beginnen, sowie daneben auch seine Ernennungen im preußischen Militairdienst aufgeführt. In letzterem ist er im Jahre 1778 zum Generalmajor, 1797 zum Generalfeldmarschall, 1800 zum Gouverneur von Wesel und 1801 zum General-Inspecteur in Westphalen ernannt.

In einem in französischer Sprache geschriebenen Aufsatze hat er ferner „Principales Epoques de la

Vie de Guillaume I, Electeur de Hesse" von Jahr zu Jahr verzeichnet. Begonnen wird mit dem Jahre 1748 „Changement de religion de Son Père Frederic II en Secret." 1754 „Devenu Public." Auf das Verhältniß zu seinem Vater bezieht sich dann noch die Bemerkung zum Jahre 1784 „Raccomodement paternel. Retour a Cassel sans avoir vu Son Père depuis 29 ans." Seine Aufzeichnungen enthalten fast durchgängig bereits geschichtlich bekannte Thatsachen und mögen davon nur hier hervorgehoben werden, daß er nach Erwähnung der Heirath des Erbprinzen mit der Prinzessin Auguste von Preußen und der Hochzeitsfeierlichkeiten im Jahre 1797 zum Jahre 1800 unter den principales epoques seines Lebens bemerkt: „Brouilleries entre le Prince héréditaire et son Epouse", und daß er bei Anführung des Baseler Friedens (1795) schreibt: „Hessen die Vormauer (le boulevard) Preußens." Von besonderem Interesse ist am Schlusse des Notizbuches des Kurfürsten die Aufzählung der Summen, welche er in Itzehoe und Prag für die Wiedererlangung seiner Staaten verausgabt hat. Zuerst kommt folgende Notiz:

„Den 5. November 1806 schrieb zu Altona an den französischen Kaiser, durch Bourrienne, (französischer Gesandte zu Hamburg),

und folgen dann die verausgabten Beträge:

1. den 28. December 1806 wurde mit obigem durch Fürst Wittgenstein eine Negotiation zur Wiedererlangung Hessens geschlossen und bezahlt mit 200 000 Thlr.,
2. im Januar 1807 erhielt Lagrange 175 000 Thaler,
3. im April 1807 wurde Fürst Wittgenstein nach London gesandt, und da Er im April zu früh herausgekommen, durch Versicherung des ihm vorher abgeschlagenen Plettenbergschen Anlehens à 310 000 Thlr. vermocht, wieder zu retourniren und vorher nach Rußland zu reisen, sobald er die 310 000 Thaler gezogen hatte, zog er sich heraus und hat noch keinen Heller Zinsen gezahlt.
4. September 1807 wurde Geyling, der die Russische Reise sowie Malsburg und General Lehsten abgelehnt hatten, nach Paris geschickt.
5. September 1807 begann Wächter seine Negotiationen mit 8000 Thaler.
6. Im Mai und April 1809 wurde zu Prag ein Corps errichtet und kostete 800 000 fl. W. Cour. facit, 200 000 Thlr., rückständige Zahlungen 200 000 fl., 50 000 Thlr. Zusammen 943 000 Rthlr. Hess. Währung. Verlust ohne alle Reisekosten, Diaeten rc.

Aus diesen Angaben ergiebt sich zunächst, daß v. Berlepsch in seiner im Jahre 1817 erschienenen Schrift „Beiträge zu den Hessen-Kasselschen Landtagsverhandlungen der Jahre 1815 und 1816" bei seiner Kritik der V. O vom 3. Febr. 1815, betreffend die Ausschreibung der Petri- und Martinisteuer, mit Recht sagen konnte „mit dem Anführen, daß er arm sei, wird der Kurfürst niemanden blenden, er hat bei seinem Regierungsantritt volle Kasten gefunden und diese stets vermehrt, er hat sieben Jahre hindurch, ohne Landes- und Chatoulleeinkünfte zu beziehen, im Auslande anständig gelebt, sofort 200 000 Thlr. zu Breslau in die Operationskasse der hohen Verbündeten gezahlt, und wie in der V. O. angeführt wird zur Ausrüstung des Corps von 26 000 Mann gegen Frankreich bedeutende Beträge vorgeschossen, der Staatsschatz ist noch beträchtlicher, als man ihn angiebt rc."

Der Kurfürst war aber auch nach dem Notizbuch schon in der ersten Zeit seiner Verbannung in der Lage, zur Wiedererlangung seiner Staaten über so bedeutende Summen verfügen zu können. Die Hoffnung dieses Ziel zu erreichen, hat er zu keiner Zeit aufgegeben. Anfangs hatte er von den vereinigten preußischen und russischen Streitkräften, sowie von England, und im äußersten Falle von einem Friedensschluß eine günstigere Wendung seines Schicksals erwartet, und erst als diese Hoffnung durch den Frieden von Tilsit vereitelt war, noch Rettung bei Oesterreich gesucht und sich zu diesem Zwecke nach Prag begeben.

Nachdem seine Absicht, selbst zu Napoleon zu reisen und mit diesem direct zu verhandeln, hatte aufgegeben werden müssen, auch die Unterhandlungen seiner Agenten, des geheimen Raths von der Malsburg, des Kriegsraths von Starkloff und des Generals von Lehsten-Dingelstädt mit Napoleon in Berlin nicht zum Ziele geführt hatten, übersendete er von Itzehoe aus dem russischen Kaiser ein selbstverfaßtes Memoire über seine Lage und knüpfte mit England Unterhandlungen an. Zu diesem Zwecke erschien ihm als der geeignetste Unterhändler der frühere preußische Gesandte in Kassel Fürst Wilhelm von Wittgenstein, welcher im Auftrag Preußens mit England wegen einer von diesem Staate nach dem Norden von Deutschland zu richtenden Expedition unterhandelte.

Die Erfahrung, daß es zu allen Unterhandlungen bedeutender Geldmittel bedürfe, hatte er schon vor seiner Entthronung gemacht. Vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Preußen war ihm aus vertrauten Händen, (von Johannes von Wessenberg, dem Bevollmächtigten des römischen Kaisers), ein Schreiben

zugegangen, worin angegeben wird, „es sei der Wille Napoleons, Hessen von Preußen zu isoliren und als Mittelmacht zwischen Frankreich und Preußen aufzustellen, der Erfolg werde durch die Quantität der Opferpfennige bestimmt werden, eine Neutralitätserklärung Hessens wäre wohl möglich, wenn sie mit ein paar Millionen unterstützt werde, freilich müßten da viele als unerträglich betrachtete Dinge mit in den Kauf genommen werden, namentlich große Zahlungen an die habgierigen Unterhändler in Paris und der völlige Abbruch der alten Beziehungen zu England, ein Punkt, welcher die Hoffnung, auf anderem Wege jene Summe zurückzuerhalten, vollständig zerstöre."

Auch in Kassel hegte man noch in den ersten Tagen des November (nach Aufzeichnungen eines Zeitgenossen) die Hoffnung, die Sache werde noch eine günstigere Wendung nehmen und nur der Schatz des Kurfürsten stark in Anspruch genommen werden.

In der Ansicht, daß auch nach seiner Vertreibung noch durch Geldopfer viel für ihn zu erreichen sei, wurde der Kurfürst in Itzehoe durch den im Notizbuch genannten Geyling bestärkt. Es war dies der geheime Rath von Geilingen in Mainz, welchem er als früheren Gesandten in Paris großes Vertrauen schenkte. Dieser hatte schon in den ersten Tagen des November 1806 an ihn geschrieben: „Manche der hier anwesenden französischen Officianten sagten mir unter anderem im Vertrauen, es scheine Alles nur darauf abgesehen, Geld zu erhalten."

(Strippelmann Beiträge zur Geschichte Hessens. Kassel 1791—1814. S. 253.)

Zu den Personen, bei welchen eine solche Absicht mit voraus zu sehendem Erfolge unterstellt werden konnte, scheint nun auch die nach der Flucht des Kurfürsten in Hessen bedeutendste und einflußreichste Persönlichkeit, der Divisionsgeneral Lagrange, welcher am 4. November 1806 sein Amt als General-Gouverneur angetreten hatte, gehört zu haben.

Professor Müller schreibt in Beziehung hierauf in seinem „Cassel seit 70 Jahren!"

„Der Kurfürst ließ den ihm treu gebliebenen Offizieren anfangs während ihrer Gefangenschaft in Frankreich Unterstützungen, (bestehend in einem Theil ihrer Gage,) zufließen, als aber diese immer kärglicher wurden und endlich ganz aufhörten, gaben sie ihren Widerstand auf. Derartiges ist aber auch dem Lagrange in Betreff der von ihm aufgelegten Kriegskontributionen und der vom Kurfürsten zurückgelassenen Werthsachen nachgesagt worden. Man munkelte, er sei unter strenger Bewachung nach Frankreich zurückgeführt worden."

Ein noch härteres Urtheil über Lagrange fällt Dr. Arthur Kleinschmidt, Docent der Geschichte an der Heidelberger Universität, in seiner im Jahre 1878 erschienenen Schrift „Die Eltern und Geschwister Napoleon I.," indem er S. 269 schreibt: „Polizei und Verwaltung leitete der Militairgouverneur Lagrange, der die ordentlichen und außerordentlichen Landeseinnahmen für die Kriegskasse beanspruchte und mit der Unverschämtheit eines Soult zusammenraubte, was zu haben war. Jérôme borgte indessen in Paris schon zwei Millionen auf seine zukünftige Einnahme" und S. 273 „General Lagrange wurde Kriegsminister als König Jérôme am 7. December 1807 die Regierung antrat, hatte aber so grob und schmutzig erpreßt und betrogen, daß er noch im December 1807 abtreten mußte."

Damit stimmt eine Angabe überein, welche ich in dem Tagebuche eines Zeitgenossen, des Bauraths Ludovici, gefunden habe. Er schreibt unter dem 16. December 1807: „Heute reiste Lagrange ab, nachdem er vorher Stubenarrest gehabt haben soll."

Diese Lagrange betreffenden Angaben finden nun unzweifelhaft Bestätigung in der vom Kurfürsten eigenhändig in das Notizbuch geschriebenen Angabe, daß er an diesen im Januar 1807 die Summa von 175 000 Thaler abgesandt habe.

Eine bei der Sparsamkeit des Kurfürsten so bedeutende Summe läßt darauf schließen, daß damit entweder eine für seine Interessen hochwichtige Angelegenheit hat ausgeführt werden sollen, oder aber, was bei der großen Vorsicht des Kurfürsten in Geldangelegenheiten wahrscheinlicher ist, daß sie zur Belohnung für einen ihm geleisteten sehr erheblichen Dienst gezahlt worden ist. Da nun in der Zeit bis zum Jahre 1807 dem Kurfürsten von Lagrange kein wichtigerer Dienst geleistet werden konnte, als geleistete Beihülfe bei der damals bereits bewirkten Rettung des Staatsschatzes, so ist wohl die Annahme gerechtfertigt, daß hiermit die Zahlung der Summe in Verbindung zu bringen sei.

Das Verdienst, diese Rettung bewirkt zu haben, über welche immer noch, namentlich seit dem Erscheinen des Schriftchens von Hagedorn, so viele fabelhafte Erzählungen verbreitet sind, gebührt unzweifelhaft, wie auch Lynker und andere namhafte Schriftsteller annehmen, vorzugsweise einem dem Kurfürsten während der westphälischen Zeit immer treu gebliebenen kurhessischen Offizier, dem damaligen Hauptmann Conrad Wilhelm Mensing. Im Besitze dessen Sohnes, des königl. preußischen Obersten z. D. Mensing, befindet sich eine alsbald nach der That von dessen Vater niedergeschriebene, von Stunde zu Stunde gehende und vielfach durch Urkunden belegte Darstellung der

Art und Weise, in welcher das kühne, patriotische Wagniß von ihm durchgeführt worden ist. Nach diesen Aufzeichnungen, in welche mir gütigst Einsicht gestattet worden, ist der viele Millionen betragende Schatz von Mensing bereits in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1806 von Wilhelmshöhe fortgeschafft worden, womit auch eine Nachricht aus Kassel vom 14. November 1806 im Pariser Moniteur übereinstimmt, welche angiebt, daß ein Theil des Schatzes des Kurfürsten in die Fremde transportirt sei.

Nach Mensings Angaben waren die Kisten, deren Inhalt er bei jeder einzelnen genau verzeichnet hat, zum größten Theil in der Löwenburg in der Gruft des Kurfürsten und in einem dortigen Keller, zum geringeren Theil im „Fronton", unter welchem nur die Kuppel des Wilhelmshöher Schlosses verstanden werden kann, versteckt gewesen. Mensing giebt dann genau den Weg an, welchen er mit den vierspännigen Wagen, auf welche die Kisten geladen worden, genommen habe, erst zum Schein auf der Straße nach Arolsen, dann über Zwehren durch die Furt in der Fulda, unterhalb der Fulda auf Umwegen nach Witzenhausen. Hier hat er einen genau angegebenen Theil der Kisten durch seinen Burschen Küllmer nach Frankfurt an Rothschild dirigirt, und ist nach vielen Fährlichkeiten, zumeist als Fruchthändler reisend, glücklich mit dem Rest des Schatzes in Itzehoe angelangt.

Wenn nun auch in dieser Darstellung Angaben fehlen, welche eine geleistete Beihülfe des Lagrange unmittelbar erkennen lassen, so sind doch darin mehrfach solche enthalten, für welche nur durch eine solche Beihülfe Erklärung gefunden werden kann. Jedenfalls ist der Darstellung Mensing's zu entnehmen, daß er mit Lagrange im Jahre 1806 in näherer Beziehung gestanden habe. Dahin gehört die Mittheilung, daß er im December 1806 wegen Theilnahme an dem Soldatenaufstande verhaftet und in das Kastell zu Kassel gebracht worden, nachdem ihn aber gleich darauf Lagrange in seiner Zelle besucht und angegeben, daß er sich seiner noch aus dem Feldzuge in Flandern erinnere, am anderen Tage ohne Weiteres entlassen sei.

Ist die hier zu begründen versuchte Vermuthung über den Zweck der an Lagrange gesendeten Geldsumme gerechtfertigt, so wäre diese die einzige der vom Kurfürsten in seinem Tagebuche erwähnten in Itzehoe gemachten Ausgaben, welche zu einem glücklichen Ergebniß geführt und es ihm möglich gemacht hat, dort sowie nachher im Jahre 1813 die so nothwendig gewordenen bedeutenden Summen auf die Wiedererlangung seiner Staaten zu verwenden.

---

# Sprüche an alten hessischen Bauernhäusern.

Die schöne Sitte, sinnreiche, bedeutungsvolle Sprüche an Hausfront und Zimmergetäfel zu malen, ist wieder Mode geworden. Der Gebildete ziert den Balken über seiner Hausthür mit einem Salve, wie es die Römer thaten, oder der Baumeister schlingt altdeutschen Reim zwischen Gefach und auf den Erkervorsprung — aber es sind geborgte Sprüche — passend in den „Stil". Interessanter, origineller sind jedenfalls jene alten, oft so ungeschickten — zuweilen poetisch fast werthlosen Verse, die man noch hier und dort an Bauernhüttchen aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts findet. Wie man auf alten Bildern Spruchbänder aus dem Munde von Personen hervorgehen sieht, so kommen jene alten Verse direkt aus dem Leben und den Gesinnungen des Volkes und charakterisiren scharf und bestimmt die innerliche Norm, welche das scheinbar wenig entwickelte Seelenleben unserer theilweise so armen und auf niederer Kulturstufe stehenden Landbevölkerung regelt.

Vielleicht möchte es den Einen oder Anderen, der diese Sprüche nicht aus eigener Anschauung kennt, interessiren, wie einige derselben lauten; sie stammen sämmtlich aus der nächsten Umgebung von Melsungen.

Mit dem Messer in einen alten braunen Quer-Balken über der Thür geschnitten, liest man an einem Hause in der Steingasse in Melsungen:

„Gott gebe allen, die mich kennen —
was sie mir gönnen!"

Großmüthig klingt es nicht — aber wer den hessischen Bauer kennt, weiß wie der Spruch ihn packt. In seiner klugen Gerechtigkeit liegt etwas Gesundes.

Manche der Sprüche auf den Dörfern reden mit frischem Muth und Gottvertrauen, zugleich auch mit einer gewissen kalten Gleichgültigkeit gegen das Schicksal. Gern mahnen sie an die Vergänglichkeit irdischen Gutes und das Ende aller Dinge.

An einer Scheuerwand nahe beim Eingange des Dorfes Röhrenfurt liest man — in seltsamer Orthographie:

„Ich will bäten — arbeiten und hoffen —
„Kommt mir das Glück, so hab' ich es troffen —
„Kommt mir aber das Gögenspiel —
„So geschieht doch, wie es Gott haben will. (1832)

Weiter:

„Besieh du deinen Lebenslauf!
„Der Mensch geht wie die Rose auf
„Und wie die Bletter fällt er ab —
„Eh' man ihn tregt zum Kielen Grab."

An einem uralten, halb zerfallenen Häuschen am Ende des Dorfes, dessen Tünche so verwaschen ist, daß man kaum noch den Spruch zu entziffern vermag, steht folgender schöne Vers über der noch in der Mitte quer getheilten Thür:

„Wer aus- und eingeht dieser Thür,
„Der gedenke an Jesum Christum für und für —
„Daß unser Erlöser Jesus Christ
„Die rechte Thür zum Himmel ist."

Gegenüber an einem stattlicheren Bauernhaus:

„Der Herr bewahre dieses Haus,
„Alle die da gehen ein und aus —
„Dieser Bau stehet in Gottes Hand
„Der Herr bewahre uns vor „Feiger" und Brand."

Eine alte Bauersfrau erzählte mir, früher habe über dem Eßtisch in dem Hause gestanden:

„Vor und nach dem Essen
„Sollst du das Gebäte nicht vergessen."

Unter einer an der Wand festgeklammerten Schalter an einem anderen Hause steht folgender muthige Seufzer:

„Ach Gott, wie geht es doch immer zu!
„Die mich hassen, denen ich Nichts tu!
„Die mir nichts gönnen und nichts gäwen —
„Müssen doch sehen, daß ich lebe.
„Und wenn sie meinen, ich wäre gestorben —
„So müssen sie doch für sich selber sorgen!"

Und wieder:

„Das Grab ist da — so heißt es immer —
„Die Welt ist zwar ein schönes Zimmer —
„Doch aber ein geborgtes Haus,
„Bequemt man sich am Besten hier —
„So weiset uns der Tod die Thür!"

An demselben Hause ein Spruch, den man auch in Lobenhausen und Körle findet:

„Die Jugend ist die Zeit der Saat —
„Das Alter erntet Früchte —
„Wer jene nicht benutzet hat
„Des Hoffnung ist zu Nichte."

Eine Fülle von Weisheit — allein die Macht der Gewohnheit ist so groß — das Auge dieser Leute so ungeschult — die Meisten wissen gar nicht, an welchen Häusern Sprüche stehen, wenn man danach fragt.

In dem bettelarmen, schmutzigen Dörfchen Schwarzenberg findet sich die trotzige Herausforderung:

„Ich achte meine Hasser —
„Gleich wie das Regenwasser —
„Das von den Dächern fließt —
„Ob sie mich gleich neiden —
„So müssen sie doch leiden —
„Daß Gott mein Helfer ist."

Ein schöner poetischer Spruch (man findet ihn auch in Westfalen) steht in Lobenhausen an einem Hause:

„Wir bauen hier so feste
„Und sind doch fremde Gäste —
„Da wo wir ewig sollten sein —
„Da bauen wir so wenig ein."

In Körle liest man:

„Alle „Dun" auf Gott gestellt
„Ihm vertraut und nicht der Welt
„Denn die Welt ist voller List —
„Treu und Glauben verloren ist."

„Wer übels redet von mir und den Meinen,
„Der gehe nach Haus und betrachte sich die Seinen —
„Find't er an denen kein Gebrechen —
„So kann er frei von mir und den Meinen sprechen."

Dann:

„Wer sich in diesem Haus gefällt —
„Der lebe so wie's Gott gefällt —
„Sei friedlich gegen Jedermann —
„So wirst Du Glück und Segen han." —

„Wenn doch Gott und der Bauer nicht wär —
„Ständen Länder und Scheuern leer —
„Drum danke Gott ein jeder Mann,
„Daß Scheuer und Land Gott „sägnen" kann."

Mißtrauen gegen den Nachbarn und kräftiges Selbstbewußtsein — scheint die Philosophie der Bauern zu sein, doch kommen auch allgemein — wenigstens an dieser Stelle — oft sehr komische Betrachtungen vor.

So liest man in Kirchhof:

„Blumen machen ist sehr gemein —
„Aber den Duft geben kann Gott allein." —

und dann:

„Die Leite sagen immer:
„Die Zeiten werden schlimmer!
„Die Zeiten bleiben immer!
„Die Leite werden schlimmer." —

Bittere Sachen sagt ein Mann in Obermelsungen seinen Mitbürgern:

„Da es mir wohl ging auf Erden —
„Da wollte ein Jäder mein Freund werden —
„Da ich aber kam in Noth —
„Da waren meine Freunde todt. —

„Glaube und Treu und Liebe und Recht —
„Diese vier haben sich schlafen gelegt.
„Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“

Ein Anderer meint einsichtsvoll:

„Wenn ich wäre so schön wie Absalon
„Und so stark wie Simson
„Und so weise wie Salomon
„Und hätte dem türkischen Kaiser sein Reich —
„So würde ich doch dem Tode sein gleich.

Und wieder mit einem Anklange an das Kirchenlied:

„Jesus ist mein Morgenstern,
„Der mir leuchtet nah und fern.
„Dem will ich nicht lassen ab,
„Bis man mich trägt zum kühlen Grab.“

In einem alten Thorwege neben der Scheuerluke steht:

„Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut —
„Im Himmel und auf Erden,
„Wer sich auf Jesum Christum verläßt,
„Dem wird der Himmel werden.“

Im Jahre 1832 schrieb ein Bauer über seine Hausthür:

„Dies Haus ist mein
„Und doch nicht mein —
„Wer nach mir kommt —
„Bleibt auch nicht drein:
„Meine Wohnung soll im Himmel sein.“

Diese Sprüche verschwinden mehr und mehr — die neuen Häuser wollen nichts mehr von ihnen wissen. — Der Bauer — sonst so konservativ, sagt: „sie sind altmodisch“ und kehrt ihnen stolz den Rücken — und doch ist Manches, das sie sagen, das Beste, was er hat.

**M. Herbert.**

# Einer von altem Schrot und Korn.

Skizze von F. Storck. (Schluß.)

Ganz erschrocken hatten die Fremden die Gabel sinken lassen; doch da das Thier nun ruhig dasaß, lächelten sie überlegen und schickten sich an, mit erneutem Eifer das unterbrochene, angenehme Geschäft fortzusetzen. Doch der „Deckel“ gestattete ihnen nicht, das kleinste Stückchen Fisch vom Teller zu nehmen.

„Aber das ist ja toll!“ schrie der Eine entrüstet. „Rufen Sie doch mal Ihren verwünschten Köter hier fort.“

„Ja meine Herren!“ entgegnete der Alte, indem er sich wie in peinlichster Rathlosigkeit das erbleichte Haar kraute. „Das ist Pech, daß Sie sich gerade Fische bestellten. Der Waldmann leidet's nun einmal nicht, daß irgend Jemand Fische ißt. Seit dem das Sackermentsvieh das Otternauge eingesetzt bekommen hat, da wittert er alle Fische, und sollte es in gesottenem oder gebackenem Zustande sein. Und wie gesagt; er leidet's nicht, das Einer einen Fisch berührt. Nur ich dürfte es in seiner Gegenwart thun, da hätte er nichts einzuwenden. Und wenn ich ihn auch jetzt noch so strenge anriefe, das hilft nun Alles nichts. Er „steht nun die Fische, bis ich selbst sie an mich nehme.“ „Ach Blödsinn“! fuhr der Fremde auf. „Sie wollen uns foppen, das ist Alles! Rufen Sie das Vieh an, damit wir endlich essen können.“

Waldmann saß unterdessen selbstbewußt, wie ein Feldherr, nachdem der Feind den Rückzug angetreten, mit scharfem Auge die beiden Teller fixirend. Er verhielt sich abwartend. Nur sobald einer seiner Nachbarn Miene machte, die Gabel dem Munde zu nähern, knurrte er in bedenklichster Weise.

„Meine Herren, es thut mir aufrichtig leid, daß sie auf diese fatale Weise um Ihren Fisch kommen,“ ließ sich nun der alte Herr vernehmen. „Jedoch da mein Hund die Schuld trägt, so werde ich die Fische nehmen und bezahlen, damit Sie keinen Schaden haben. Lassen sie sich schnell etwas anders geben.“

Mit größter Gemüthsruhe und dem allerharmlosesten Gesicht langte er sich beide Teller herüber. Waldmann aber hüpfte mit einem sehr vergnügten, kurzen Bellen unter den Stuhl seines Herrn zurück.

Freilich mußten die Frankfurter sich etwas

„Anderes“ geben lassen, konnten es aber leider nicht genießen. Kaum hatten sie die ersten Bissen genommen, da schmetterte der Postillon sein „Schier dreißig Jahre bist du alt,“ vom hohen Bock herunter. Es hieß weiterfahren und mußten die Frankfurter mit knurrenden Magen den gedeckten Tisch verlassen; sie gingen, wüthende Blicke auf den behäglich seinen Fisch verspeisenden Förster und den unter dem Tische knabbernden Deckel schleudernd.

„Siehst du Waldmann, die zwei Hanswürste haben wir schön angeführt,“ wurde der Hund belobt, als das Gastzimmer leer geworden. Waldmann knabberte ruhig weiter, klopfte aber zum Zeichen seines innigen Einverständnisses mit dem Schwanz auf die weißgescheuerten, mit Sand bestreuten Dielen des Fußbodens.

Unbekümmert um den Grimm der Fremden, hatte der alte Herr ihnen nebenbei in seiner behaglichen treuherzigen Art die Geschichte von Waldmanns Auge erzählt: Daß er den Waldmann vor längerer Zeit mit auf die Jagd nach Fischottern genommen habe. Daß eine angeschossene Otter, welche der Hund verfolgte, demselben das rechte Auge ausgebissen, worauf er kurz entschlossen dem Hunde sofort das rechte Auge der nun erlegten Otter kunstgerecht eingesetzt habe. Er habe es ja anfangs selbst nicht geglaubt, daß das Vieh mit dem neuen Auge sehen werde; doch als er einige Tage später mit dem Waldmann am Schwalmufer hingegangen — das Wasser habe gerade, in Folge des anhaltenden Regens so dick ausgesehen, wie durchgerührte Erbsensuppe, — da habe alle Nasen lang der Hund etwas gestanden. Es sei aber durchaus kein Wild in der Nähe gewesen, und schließlich sei er dahinter gekommen, daß das „Sackermentsvieh“ durch das Otterauge alle Fische im trüben Wasser sehe. Später habe er denn auch entdeckt, daß das Thier auf die gebackenen und gekochten Fische eben so schlimm sei, wie auf die lebendigen. Doch daran sei nichts zu ändern, es wäre eben etwas von den Liebhabereien der Fischotter mit dem Auge auf den Hund übertragen. —

Diese Geschichte gehörte zu den Lieblingserzählungen des alten Herrn.

Uns Kindern freilich trug er andere Geschichten vor. Wenn wir auf Fußschemeln sitzend vor dem Hause im Schatten um ihn versammelt waren, während die Dorfstraße im glühenden Sonnenbrand lag, dann schauten wir mit großen erwartungsvollen Augen zu ihm auf. Er lehnte in dem altmodischen Stuhl zurück und seine Augen streiften über die einfachen Blumenbeete, auf welchen Rittersporn, Stiefmütterchen und Balsaminen prangten. Auch eine Fülle Reseda und Goldlackduft strömte in den Hof hinaus, und unter den Fenstern standen pyramidenförmige Malvenstöcke. Dicht neben der Gartenthür, deren Angeln und Riegel nicht mehr ihre Schuldigkeit thun wollten, denn der Rost hatte das Eisen durchfressen, war ein kleiner Steintrog in das Pflaster des Hofes eingefügt. Und während Waldmann unter dem Stuhl seines Herrn schnarchte, kamen die kleinen Enten watschelnd und quakend, um aus dem schlammigen Wasser des Troges zu schlürfen. „Großvater“ hieß es dann: „Eine recht hübsche Geschichte!“

„Ja, was wollt Ihr denn hören, Ihr Quälgeister.“ „Ach, am liebsten etwas, was richtig einmal passirt ist. So von Rittern und Räubern.“ „Na, weiß schon. Die Geschichte von der Hundsburg, oder vom alten Dorfe drüben über dem Wasser. Ists nicht so? he!“

Und dann schilderte er uns, wie auf dem höchsten Plateau der Hundsburg — eines bewaldeten, an der Kassel-Frankfurter Straße gelegenen Berges — in vergangenen Jahrhunderten eine mächtige Raubritterburg gestanden. Oft genug haben wir als Kinder in den nur kaum noch erkennbaren Steintrümmern gespielt. Bei des Großvaters Erzählung erstand vor unserm geistigen Auge die alte Burg in greifbarer Deutlichkeit. Mit ihren mächtig dicken Mauern und tiefen Kellergewölben, in welche der Ritter durch seine Knechte die den am Fuße des Berges ihre Straße ziehenden Kaufleuten geraubten Schätze bergen ließ.

Auch daß sie auf der Burg kein Wasser gehabt, so daß eigens dazu dressirte Esel in Tonnen auf dem Rücken, den abschüssig steilen Pfad hinauf, das Schwalmwasser trugen. Woher es denn auch kommen mag, daß dieser schmale Bergpfad bis auf den heutigen Tag der Eselspfad genannt wird. Daß diese Esel noch immer unter Begleitung eines Ritters als nebelhafte Spukgestalten des Nachts um die zwölfte Stunde, wenn der volle Mond am Himmel stehe, auf jenem Pfade sichtbar seien, das erzählte der gute Alte uns nicht. Das hörten wir aber mit allen Schauer erregenden Einzelheiten aus dem Munde der alten Frauen im Dorfe, welche insgesammt steif und fest an solchen Spuk glaubten und sich nimmermehr zu nächtlicher Stunde auf jenen Pfad gewagt hätten.

Von einem jener Burgherren erzählte man sich, daß er eines Tages, als ihm zwei Knäblein geboren wurden, zu dem Pfarrherrn sandte mit der Meldung: Es solle sich der Geistliche sofort auf die Burg bemühen, um zwei „junge Hunde“ zu taufen. Der geistliche Herr, wähnend, der übermüthige Ritter wolle ihn zum Besten halten, ließ durch den Knappen zurück melden: Hunde

taufe er nicht. Solche Zumuthung allein sei schon eine Entweihung seines heiligen Amtes. Darauf sandte der Ritter zu dem Seelenhirten eines anderen Dorfes mit derselben Aufforderung. Dieser, ein schlauer Mann und nicht so schwerfällig im Denken wie sein Amtsbruder, verstand sofort, daß es sich um Söhne des Herrn von Hund handele und erschien unverzüglich auf der Burg. Zum Dank für seine Bereitwilligkeit belehnte ihn der Burgherr mit einem bedeutenden Grundbesitz, den er eigentlich dem Pfarrherrn seiner Gemeinde zugedacht hatte. —

Weit interessanter war es uns aber etwas über den sogenannten Kirchenstumpf jenseits der Schwalm zu hören. Ein Mauerrest, unten schmäler, in der Mitte ziemlich breit und oben fast spitzig zulaufend, erhebt sich wie ein Ausrufungszeichen aus einer Menge Steingeröll, welches von Immergrün und dornigem Gestrüpp überwuchert ist. Hier soll früher das Dorf gestanden haben, das im dreißigjährigen Kriege bis auf jenen kleinen Mauerrest der Vernichtung anheim gefallen. Da die Mauer jenes Stumpfes sehr dick ist, so wird angenommen, daß es ein Rest der Kirche ist, denn die Häuser der Bauern sind wohl schwerlich so massiv gewesen. Hier eröffnete sich der Phantasie des alten Herrn ein schier unbegrenzter Spielraum. Generationen ließ er erstehen und ins Grab sinken und schilderte uns mit lebhaften Farben die Schrecken jenes Krieges, dem all das blühende Leben zum Opfer gefallen. Auch von diesem Erdenfleck laufen Volks- und allerlei gespenstische Sagen um.

Kam der Abend, so brachte die Frau Försterin, — die Frau unseres alten Freundes, — eine gute, freundliche alte Dame, den dampfenden Pfannenkuchen, das fast allabendliche Gericht ihres Mannes. Meist genoß er dazu einen Teller dicke Milch, oder wenn gerade gebuttert war, auch ein Glas Buttermilch. Wir standen dann in andächtiger Erwartung des uns zugedachten Stückchens dicht neben ihm, und es war eine Lieblingsneckerei des alten Freundes, zu thun, als sähe er unsere begehrlichen Augen nicht.

Manchmal trieb er es gar so weit, uns zu fragen: „Ihr eßt nicht gern Pfannenkuchen, nicht wahr?“ Worauf mit größter Pünktlichkeit ein vierstimmiges: „O doch Großvater! Sehr gern,“ ertönte.

Dann rief er wohl in die offenstehende Flurthür hinein: „Minchen!“ — Minchen war die Tochter des alten Herrn — „Minchen, back doch noch'en Kuchen, für die Kinder.“ Kam dann die Magd, um uns heim zu holen, so waren wir meist gar nicht erfreut, besonders zu der Zeit, als die Mutter daheim lange Monde schwer krank darniederlag. Da durften wir im Hause nicht lärmend umherspringen, die Mutter sahen wir selten, der Vater war immer ernst und traurig und wir Kinder fühlten uns überflüssig.

Und dann kam ein Tag, wo sich ein düsterer Zug durch die Dorfstraße bewegte. Von unserm Hause ging er aus und in dem dunklen Schrein, den ernste Männer trugen, ruhte eine bleiche, kalte Gestalt, unsere Mutter, deren Augen nun nie mehr mit zärtlicher Traurigkeit auf uns ruhen sollten. — Da war es wieder der Großvater, zu dem wir uns flüchteten. Scheu an die altmorschen Staketen des Gärtchens gedrückt, spähten wir dem unheimlichen Zuge nach, nicht begreifend, daß wir viel, sehr viel verloren hatten, die Liebe und Fürsorge einer Mutter.

Der Alte aber führte uns hinein in das trauliche, niedere Gemach. Wir sahen es wohl, wie glänzende Tropfen in den langen, weißen Bart rollten, und wie er sich mit dem roth gewürfelten Taschentuch wieder und immer wieder die Augen wischte, als wir uns an ihn schmiegten mit der Frage: Ob die Mutter nun endlich nicht mehr krank sei, und ob wir nun daheim wieder „Anschlag“ spielen dürften, und ob der Vater nun wieder lachen werde? Sein weiches Herz wallte auf im tiefsten Mitgefühl mit uns, dennoch vermochte er wie sonst mit uns zu scherzen, um uns die Schwere des Verlustes weniger fühlbar werden zu lassen.

Zuweilen im Winter, wenn dichter Schnee die Felder deckte und der brausende Nordost über das Land fegte, dann saß er wohl auch einmal an dem altmodischen Schreibschrank mit den Messingbeschlägen. Seine Hand führte den sorgfältig geschnittenen Gänsekiel über das derbe, gelbliche Papier. Dann schrieb er an seine entfernten Kinder. Doch selten genug geschah dies, denn das Schreiben gehörte ja niemals zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Zu seiner Zeit, — das heißt als er noch im Dienste gewesen, — da hielt man noch nicht so viel von der Schreiberei. Er schüttelte oft mißbilligend sein graues Haupt, wenn er sah, wie sein Amtsnachfolger oft tagelang an den Schreibtisch gebannt war. Fragte er uns: „Nun Kinder, wo ist denn heute der Vater?“ so mußten wir häufig genug aussagen: „Er schreibt wieder den ganzen Tag.“ Dann murmelte er in sich hinein: „Ist das heut zu Tage eine Einrichtung! Das sollen Revierförster sein und müssen beständig hinter dem Schreibtisch hocken! Was denkt sich eigentlich das hohe Forstkollegium?“ —

Dann kam ein Tag, wo er sich nicht mehr, weder über das Forstkollegium, noch über sonst Etwas ärgerte. Aber auch das Necken und Scherzen mit uns Kindern hatte sein Ende erreicht. Er sollte uns nie mehr errathen lassen,

in welcher Hand er die köstliche Blutnuß halte, die er an dem selbst gepflanzten Nußbaum gezogen. Mit den lustigen Jagdgeschichten war es vorbei und Waldmann, das kluge Thier, schlich mit hängendem Kopfe umher. Es wurde Abends kein Pfannenkuchen gebacken, denn der alte Herr hätte ihn doch nicht essen können.

Drinnen in der Kammer, durch deren Fenster die Frühlingssonne schien, da lag er schwer erkrankt. Und wenige Tage noch, dann war seine Seele der irdischen Hülle entflohen. Ein biederes, deutsches Herz hatte ausgeschlagen.

Das ganze Dorf nahm Theil an dem Trauerfall, denn der „ahle Förschter" war ja eine beliebte Persönlichkeit.

Sie wanden um den Sarg Guirlanden aus Eichenlaub und die Forstlaufer des Reviers trugen ihn hinaus zur letzten Ruhestätte.

Kurze Zeit darauf schloß auch seine treue Lebensgefährtin die müden Augen für immer. Er war nicht mehr da, für den sie gewirkt und geschafft, was sollte sie noch in der Welt?

Bald stand das schlichte, alte Haus ganz verödet. Wir Kinder aber gedachten oft und mit aufrichtiger Trauer unseres alten Freundes.

## Der See bei Oberellenbach.

(Hessische Sage.)

Fern droben in grüner Waldesnacht,
Auf einsam-schweigender Höh',
Vom Schatten der Eichen überdacht,
Liegt ein tief-dunkeler See.

Draus stiegen vor Zeiten zum sonnigen Tag
Drei holde Nixen zumal,
Sie wandelten durch den grünen Hag
Und lauschten hinunter ins Thal.

Und wenn im Dorfe drunten erklang
Das Lied zum Reigentanz,
Dann wanden sie sich ins feuchte Haar
Aus grünem Schilfe den Kranz.

Sie stellten sich mit zum fröhlichen Reih'n,
Geschürzt das weiße Gewand,
Sie tanzten, bis der Sonne Schein
Fern hinter den Bergen entschwand.

Und so tanzten sie einst, und der Lieder Klang,
Wie hob er der Jüngsten die Brust!
Denn um den schönsten der Burschen schlang
Sie den Arm in Liebe und Lust.

Doch die Sonne sank, es kam die Nacht, —
Da faßte sie tötliche Angst:
„O weh, zu schnell verrann dir die Zeit,
„Da um den blühenden Burschen heut'
„Die weißen Arme du schlangst."

Laut rief und klagte das arme Kind:
„Wo sind die Schwestern mein?
„Warum denn gingen sie fort geschwind,
„Und ließen mich hier allein?"

Sie klagte in bitterem Herzeleid,
Es jammerte Jung und Alt.
Und alle gaben ihr das Geleit
Zum See hoch droben im Wald.

Es schwieg die Flut geheimnißvoll, —
Da sprang sie schaudernd hinab.
Ein dumpfer Klagelaut erscholl
Aus dem schaurig-dunkelen Grab.

Und sieh! aus der gähnenden Tiefe quoll
Ein Blutstrom schwarz empor, —
Dann wieder lag geheimnißvoll
Der See, und stumm wie zuvor.

Wohl erklangen im Dorfe das nächste Jahr
Die Reigenlieder so laut. —
Die Nixen aber mit feuchtem Haar
Hat keiner wieder geschaut!

**Brunner.**

## Aus alter und neuer Zeit.

Das 2. kurhessische Husaren-Regiment im Gefecht bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866. Bei anderer Gelegenheit haben wir bereits des trefflichen Buches „Geschichte des königl. preußischen 2. hessischen Husaren-Regiments Nr. 14 und seiner hessischen Stammtruppen 1706—1886", herausgegeben von den früheren Offizieren des Regiments Rittmeister Karl von Kossecki und Rittmeister Robert Freiherrn von Wrangel, Erwähnung gethan. In schöner Sprache und fesselnder Darstellungsweise geschrieben, nach den besten und reichhaltigsten Quellen bearbeitet, bietet das möglichst objektiv gehaltene Werk für alle, die sich für Militärgeschichte interessiren,

eine ebenso unterhaltende wie belehrende Lektüre und verdient auf das Beste empfohlen zu werden. Vor allem aber liefert uns die Geschichte dieses Regiments einen neuen Beweis der heldenmüthigen Tapferkeit, von welcher von jeher die hessischen Truppen beseelt waren.

Es ist uns nicht darum zu thun, hier eine eingehende Kritik des Werkes zu liefern, wohl aber gestatten wir uns, einen kurzen Auszug aus demselben zu geben, der das Treffen bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866 zum Gegenstande hat, in dem gerade das 2. kurhessische Husaren-Regiment (Herzog von Sachsen-Meiningen) in hervortretender Weise betheiligt war. *)

An dem eigentlichen Kriege des Jahres 1866 nahm von der kurhessischen Armee wie bekannt nur das 2. Husaren-Regiment aktiven Antheil, die übrigen kurhessischen Truppentheile befanden sich in der Festung Mainz.

Das 2. kurhessische Husaren-Regiment war der von dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen v. Neipperg kommandirten österreichischen Infanterie-Division des 8. Armeekorps, welches unter dem Oberbefehl des Generals der Infanterie Prinzen Alexander von Hessen stand, zugetheilt und in eine Division zu 2 Feld-Eskadrons à 140 Pferden formirt worden. Zu dieser Division waren folgende Offiziere ꝛc. kommandirt: Divisionsstab: Kommandeur Major Heusinger von Waldegg, Adjutant Seconde-Lieutenant von und zu Schachten, Zahlmeister Rübsam, (Divisionsschreiber Q. M. Stehling, Büchsenmacher Haefner, Sattler Fülling, Trainführer Quartiermeister Haar); 1. mobile Kolonne: Rittmeister von Amelunxen, Premier-Lieutenant Nebelthau; Premier-Lieutenant von der Malsburg, Seconde-Lieutenant Heym, Seconde-Lieutenant von Meyerfeld, Seconde-Lieutenant Dörr, Eskadrons-Wundarzt Meyer, Eskadrons-Thierarzt Collmann, (Wachtmeister Bobel); 2. mobile Eskadron: Rittmeister von Baumbach, Premier-Lieutenant von Stamford, Seconde-Lieutenant Beinhauer, Seconde-Lieutenant Ruhl, Seconde-Lieutenant von Ochs, Assistenzarzt Dr. Leibrock, Eskadrons-Thierarzt Heßberger, (Wachtmeister Spohr).

Die kurfürstlich hessische Husaren-Division traf am 2. Juli in Homburg vor der Höhe ein und machte bis zum 9. Juli als Avantgarde der 4. Division (Graf Neipperg) den Marsch durch das Vogelsgebirge mit. Vom 9. bis 13. Juli verblieben die Eskadrons in Praunheim.

Der preußische General v. Falkenstein bedrohte nach den Gefechten mit den Bayern bei Kissingen und Hammelburg und mit den Darmstädtern bei Laufach durch die Division Goeben das 8. Armeekorps und die freie Reichsstadt Frankfurt a. M. Zum Schutz derselben schickte Prinz Alexander die hessische und österreichische Division unter dem Grafen v. Neipperg nach Aschaffenburg; die hessischen Husaren wurden am 13. Juli Nachmittags alarmirt und erhielten Marschbefehl nach Aschaffenburg über Seligenstadt, welchen Ort sie Abends 11 Uhr erreichten.

Ueber die Theilnahme der hessischen Husaren am Gefecht von Aschaffenburg spricht sich der Bericht des Kommandeurs derselben, Majors von Heusinger, wie folgt aus:

„Am 14. Juli Morgens um 4 Uhr marschierte die Husaren-Division aus Seligenstadt und traf gegen 7 Uhr an der Mainbrücke westlich von Aschaffenburg ein. Gegen 9 Uhr brachte der Adjutant (Neipperg's) den Befehl, durch die Stadt zu marschieren und vor dem östlichen Ausgange Aschaffenburgs Bivouaks zu beziehen und abzukochen. Die Division marschierte circa 600 Schritt östlich der Stadt, 400 Schritt rechts neben der Straße nach Goldbach, auf dem Platze der abmarschiernden großherzoglich hessischen Infanterie auf und hatte ihren rechten Flügel an die Infanterie gelehnt. Ehe jedoch abgesessen wurde, kam bereits die Meldung, daß der Feind *) in drei Kolonnen angreife, und 10 Minuten später fielen auch die ersten Kanonenschüsse (zwischen ½ und ¾10 Uhr); das feindliche Feuer rückte alsbald so nahe, daß die Division vielfache Verluste an Leuten und Pferden durch Infanterie-Feuer zu erleiden hatte; der 4. Zug der 2. Eskadron (Premierlieutenant von Stamford) wurde zur Deckung einer Batterie **) detachirt. Ohne einen Feind zu sehen, mußte die Division bis nach 11 Uhr diesen Platz behaupten, zog sich dann links auf die nach Goldbach führende Straße, schwenkte hier nochmals um und zog sich hierauf — nachdem die Infanterie bereits zurückgegangen — durch die Stadt über die Mainbrücke zurück. Die Bagage war von Seligenstadt nach Babenhausen dirigirt, die Handpferde wurden aus der Gefechtsstellung hinter die Brücke zurückgeschickt, geriethen hier in die österreichischen Train-Kolonnen und wurden nach Seligenstadt versprengt.

Auf dem Rückzuge durch die Stadt und besonders beim Uebergange über die Brücke hatte die Division noch viel unter dem Feuer der bereits in die Stadt gedrungenen Preußen zu leiden, und einzelne Abtheilungen wurden abgeschnitten, die sich jedoch zum Theil über die Eisenbahnbrücke bei Stockstadt retteten und in Seligenstadt an die Handpferde anschlossen.

Der Rückzug aus der an und für sich nicht günstigen Stellung war der wundeste Punkt in diesem unglücklichen Gefecht. Die Stadt Aschaffenburg mit einer einzigen Brücke über den Main, nach welcher alle Truppen sich hindrängten, bildete ein Defilee,

*) Die Schilderung in dem angezogenen Werke beruht außer den allgemeinen gedruckten Quellen speciell auf dem Berichte des Majors von Heusinger und dem Kriegstagebuche des Premier-Lieutenants von Stamford.

*) Preußische Division Goeben.

**) ½ österreichische gezogene Vierpfünder-Batterie.

wie man es sich nicht schwieriger denken konnte. Für die Husaren war der Abmarsch noch gefährlicher, da sie mit einer großherzoglich hessischen Eskadron (Chevauxlegers) bis zum Abfahren der österreichischen Geschütze ausharren mußten, welche den Abzug der Infanterie so gut als möglich deckten. Gleich der großherzoglich hessischen Eskadron versuchten die beiden Eskadrons des Husaren-Regiments den nachdrängenden Feind durch eine Attaque aufzuhalten, dieselbe blieb jedoch ohne Erfolg, und unter dem wirksamen Feuer des Zündnadelgewehrs gelangten die Husaren nach der Mainbrücke, wo sie mit dem Bedeckungszuge des Premier-Lieutenants von Stamford zusammentrafen. Letzterer hatte am Bahnübergange, wo sich Alles staute, zum Gefecht zu Fuß absitzen lassen, um der Batterie Luft zu schaffen und ihr den Abzug zu ermöglichen. Die Husaren passirten als letzte Truppen die Brücke und erlitten hierbei wiederum Verluste, die noch stärker gewesen wären, wenn die Preußen die zwei Eskadrons im ersten Moment nicht für preußische 8. Husaren gehalten hätten.

Auf der Brücke resp. beim Abzuge von derselben erhielt der Chef der 2. Eskadron, Rittmeister von Baumbach, einen Schuß durch den Leib (in die Lende von hinten schräg nach vorn); dieser schweren Wunde erlag der brave Offizier leider 3 Tage darauf. Unmittelbar nach Baumbach wurde Lieutenant von Schachten am Kopf leicht verwundet; Rittmeister von Amelunxen hatte beim Vorgehen der Schwadronen einen bedeutenden Prellschuß gegen das rechte Schulterblatt erhalten. Die 2. Eskadron verlor 3 Unteroffiziere: Stuckhardt, Stamm und Krauskopf; ersterer war mit einem Verwundeten zurückgeschickt worden und versuchte, um die Eskadron zu erreichen, mit einem Husaren durch den Main zu schwimmen, wobei Stuckhardt, ein ausgezeichneter Soldat, erschossen wurde.

Die Husaren-Division übernahm die Arrièregarde der 4. Division (Graf Neipperg) bis nach Babenhausen, woselbst sie um ½4 Uhr Nachmittags eintraf und Bivouak bezog. Bei dem hier abgehaltenen Appell fehlten außer den verwundeten Rittmeistern von Baumbach und von Amelunxen die Aerzte: Assistenzarzt Dr. Leibrock, Eskadrons-Wundarzt Meyer und Eskadrons-Thierarzt Collmann nebst 95 Mann und 109 Pferden. Der verwundete Seconde-Lieutenant von und zu Schachten wurde von hier ins Spital nach Darmstadt überführt.

Nachdem sich in den nächsten Tagen die Handpferde, sowie einzelne Versprengte wieder eingefunden und die gefangen gewesenen 3 Aerzte zurückgekehrt waren, bestand der Verlust in 3 Offizieren und 17 Mann. Hiervon waren todt, bezw. an den Wunden gestorben: Rittmeister K. L. v. Baumbach (zu Babenhausen gestorben), Quartiermeister Stamm, Korporal Stuckhardt, Korporal Krauskopf (letztere drei zu Aschaffenburg begraben); verwundet: Rittmeister von Amelunxen, Divisions-Adjutant Seconde-Lieutenant von und zu Schachten, Husar Kersten, Karabinier Albert, Husar Pfister I, Quartiermeister Althaus, Korporal Schmoll, Husar Flies, Husar Pfister II, Husar Pietsch, Karabinier Sinning; vermißt wurden: die Husaren Knocke, Zengerle, Barthel, Hassenpflug, Oechsner.

Außerdem hatte die Husaren-Division einen Verlust von 18 Pferden (10 todt), wobei eine große Anzahl verwundeter Pferde, die mitgeführt wurden, nicht einbegriffen sind." *)

So lautet Heusinger's Bericht. Die Verfasser der „Geschichte des Husaren-Regiments" fügen demselben folgende Worte der Anerkennung hinzu: „Ueberblicken wir kurz den Tag von Aschaffenburg, so war derselbe trotz des Sieges der Preußen für die hessischen Husaren immerhin ein Ehrentag zu nennen; sie hatten ihre Schuldigkeit bis zum letzten Moment gethan, thätigen Antheil bei Deckung des Rückzuges genommen und nicht unbedeutende Verluste erlitten. Das stundenlange Halten im Infanterie-Feuer, besonders aber an der Queue der Truppen durch ein enges Straßen-Defilee waren eine harte Probe für die Husaren-Division. Jedenfalls bewiesen die beiden Eskadrons bei diesem unglücklichen Gefecht am 14. Juli, daß Manneszucht und Tapferkeit ein Erbtheil der kurhessischen Krieger sei."

Und der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Graf von Neipperg entließ mit folgenden Abschiedsworten die hessische Husaren-Division, als dieselbe am 3. August unter das Kommando der Brigade Nassau gestellt wurde:

4. Division des 8. deutschen Bundes-Armeekorps.

Ich rechnete mir jederzeit zur besonderen Ehre, die kurhessische Husaren-Division meinem Kommando unterstellt zu wissen, um so mehr muß ich jetzt bedauern, diese musterhafte Reitertruppe aus dem dienstlichen Verbande der Division scheiden zu sehen. Bei diesem Anlasse fühle ich mich angenehm verpflichtet, der Husaren-Division für den stets bewährten vorzüglichen militärischen Geist, strenge Aufrechterhaltung einer musterhaften Disziplin, sowie auch muthvolle Ausdauer in allen Kriegsstrapazen, feindlichen Begebenheiten und Gefechten meine vollste Anerkennung, desgleichen dem Herrn Kommandanten und den Herren Offizieren meinen wärmsten Dank für die mir von ihnen zu Theil gewordene aufopfernde Unterstützung auszusprechen und Allen meine besten Wünsche für die Zukunft entgegen zu bringen.

---

*) Wir erwähnen an dieser Stelle als merkwürdiges Vorkommniß, daß die Pferde des gefallenen Rittmeisters von Baumbach, welche an einen württembergischen Offizier übergegangen waren, im späteren Verlaufe des Krieges, als die hessischen Husaren das Bivouak eines württembergischen Reiterregiment passirten, ihre alten Gefährten wiedererkannten, freudig wieherten, sich los rissen und sich mit Gewalt den Escadrons anschließen wollten.

Mögen Alle eine kameradschaftliche Erinnerung mir und den österreichischen Truppen als ihren Kampfgenossen bewahren.

Kantonnirungs-Station Marktbibart, 3. Aug. 1866.
gez. Neipperg,
Kommandeur der 4. Division beim 8. deutschen Armee-Korps."

Dieser Tagesbefehl sprach laut genug aus, wie sehr Graf Neipperg die Verdienste der zwei hessischen Husaren-Eskadrons anerkannte, er gab ferner ein beredtes Zeugniß für die wirklich tüchtige Ausbildung ab, welche seit lange den kurhessischen Truppen innewohnte und dank welcher sie sich in Allem so vortheilhaft vor vielen Theilen der s. g. Reichsarmee auszeichneten. Major von Heusinger durfte daher ohne Selbstüberhebung am Schlusse seines Berichtes vom 9. August nach Mainz melden: „Mit Stolz kann ich hohem Kommando berichten, daß der Geist der Mannschaft in allen Lagen, sowohl im Gefecht, als bei den größten mit Hunger und Durst verbundenen Strapazen, sich stets als ein guter bewiesen hat; auch hat die Division sich nicht nur des Lobes ihrer Vorgesetzten, sondern auch der Achtung sachverständiger Kameraden zu erfreuen gehabt."

Hiermit brechen wir den Auszug aus der „Geschichte des hessischen Husaren-Regiments" ab, und sind überzeugt, daß die Leser auf Grund des mitgetheilten Abschnittes mit uns übereinstimmen in dem Lobe des Werkes, welches wir demselben im Eingange unseres Artikels ausgesprochen haben. Den Herausgebern aber gebührt aufrichtiger Dank für ihr verdienstliches Unternehmen. —

Zum Schlusse mögen uns selbst noch einige Zeilen gestattet sein. Sie gelten der Erinnerung an den bei Aschaffenburg gefallenen Rittmeister Karl Ludwig von Baumbach, einem allgemein beliebten und hochgeschätzten Offizier der kurhessischen Armee, der, Soldat durch und durch, ritterlich in allen Lagen des Lebens, zu den Bravsten unter den Braven zählte. Karl Ludwig von Baumbach war der jüngere Sohn des Kommandeurs des fürstl. Waldeck'schen Bataillons, Oberstlieutenants von Baumbach. Seine Vorstudien zu der Militär-Laufbahn bestand Karl Ludwig von Baumbach in dem hiesigen Kadettenhause. Am 26. Juli 1846 wurde er zum Seconde-Lieutenant im 2. kurhessischen Husaren-Regiment (Herzog von Sachsen-Meiningen) ernannt. Als solcher machte er 1849 den Feldzug gegen Dänemark mit, wurde in Folge der Sorglosigkeit seines Escadrons-Chefs mit diesem und dem ganzen Detachement am 8. Juni bei Nörre-Snede von den Dänen gefangen genommen und nach Kopenhagen geführt, wo er bis zum Friedensschlusse verbleiben mußte. Nach Kassel zurückgekehrt, trat er wieder in seine frühere Stellung im Regimente ein. Bei seinem Landesherrn war er eine persona grata, doch nicht immer erfreute er sich der Gunst desselben. Zu der Zeit der Verfassungswirren im Jahre 1850 kam Karl Ludwig von Baumbach gleich der überwiegenden Mehrzahl der kurhessischen Offiziere um seinen Abschied ein. Dies, und wohl noch einige unvorsichtige Aeußerungen, die ihm zugeschrieben wurden, ließen ihn in Ungnade fallen. Er wurde zur Infanterie versetzt, doch nicht lange sollte die Ungnade dauern. Er wurde zum Premier-Lieutenant befördert und 1856 wieder zur Kavallerie zurückversetzt, um zunächst bei dem 1. (Leib-) Husaren-Regiment eingestellt zu werden. Im Jahre 1863 wurde er zum Rittmeister im 2. Husaren-Regiment ernannt, bei welchem er als Offizier seine militärische Laufbahn begonnen hatte. Verheirathet war Karl Ludwig von Baumbach mit der Tochter des Generals Braun de Montenegro, dem tapferen Kampfesgenossen Bolivar's in dem Unabhängigkeitskampfe der südamerikanischen Staaten. Dieser glücklichen Ehe ist ein Sohn entsprossen, der gleichfalls die militärische Carrière ergriffen hat und der sich gleich seinem Vater des Rufes eines wackeren Kavallerie-Offiziers erfreut. Das Andenken an Karl Ludwig von Baumbach wird in unserem Hessenlande stets in Ehren gehalten werden.

F. Z.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Die katholische Frauenwelt der Diöcese Fulda wird anläßlich des 50jährigen Priesterjubiläums des Papstes Leo XIII. die vollständige Ausstattung einer Kapelle in kirchlichen Geräthen und Paramenten für Missionszwecke als Festgabe darbringen. Schon im Anfang dieses Jahres trat zu diesem Behufe in Fulda unter dem Vorsitze der nunmehr verstorbenen Prinzessin Sophie von Isenburg-Birstein ein Diöcesan-Comité zusammen (bestehend aus den Damen: Frau von Savigny, geb. Gräfin Arnim zu Hof Trages bei Somborn, Freiin Emilie von Amelunxen—Kassel, Frau Sekret. Ebell—Kassel, Frau Rechtsanwalt Rang—Fulda, Frau Hauptmann Schoedde, geb. von Geyso—Fulda, Frau Anna Hohmann, geb. Rang—Fulda, Frl. Maria Breitung—Fulda) welches das Unternehmen mit rührigem Eifer leitete und förderte. Nunmehr sind die aus allen Gemeinden der Diöcese zusammengeflossenen Geschenke, bevor sie nach München abgehen, im sogen. Kaisersaale des landgräflichen Schlosses zu Fulda in geschmackvollster Weise ausgestellt worden. Die für den katholischen Kultus nothwendigen Metallgeräthe sind, als edle stilgerechte Gebilde des kirchlichen Kunsthandwerks, zumeist aus dem Bernwardi-Institut zu Hanau hervorgegangen. Unter den aus Nah und Fern in reichster Menge eingesandten Paramenten finden sich wahrhaft bewunderungswürdige Erzeugnisse weiblicher Kunstfer-

tigkeit. Die jetzige Besitzerin des Schlosses, die Frau Landgräfin von Hessen, welche gegenwärtig auf ihrem Lustschloß Adolfseck bei Fulda weilt, beehrte die Ausstellung mit ihrem hohen Besuche, wobei das Comité derselben ein prachtvolles Bouquet überreichen ließ, das in sinniger Blumenzusammensetzung ein Kreuz in den päpstlichen Farben auf einem von den hessischen Farben gebildeten Grunde zeigte. Es ist ein interessanter Zufall, daß der Ausstellungsraum — ein prächtiger Saal, den ein geistlicher Fürst des vorigen Jahrhunderts durch seinen geschätzten Hofmaler Eman. Wohlhaupter mit al fresco gemalten Bildnissen der deutschen Kaiser herrlich ausschmücken ließ — bereits vor beinahe 150 Jahren schon einmal in ähnlicher Weise benutzt wurde. Damals rüstete sich das Hochstift gleichfalls zu einem kirchlichen Feste von höchster Bedeutung: die tausendjährige Gedenkfeier des Todes des hl. Bonifatius nahte heran, und wo heute die Töchter der altehrwürdigen Bonifatiusstadt die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes ausgestellt haben, da saßen ihre Urahnen damals versammelt und stickten unter der kunstvollen Anleitung eines Goldstickers aus Paris an prächtigen Kirchengewändern, die der damalige Fürstabt Amand von Buseck für die hehre Gedächtnißfeier gestiftet hatte. Der überaus kostbare, mit dem Wappen des Fürsten und den reichsten Goldstickereien gezierte Ornat aus rothem Genueser Sammet soll sammt einem entsprechenden Ueberzug über den Baldachin 20,000 Gulden gekostet haben — eine für die damalige Zeit außerordentlich hohe Summe. Derselbe bildet aber auch heute noch einen sehr werthvollen Theil des Fuldaer Domschatzes, und wenn er bei höchsten Kirchenfesten einmal an's Tageslicht kommt, dann sieht man ihn noch in so wunderbarer Farbenfrische und ungetrübtem Goldglanze prangen, als ob jene emsigen Frauenhände, die einst voll Freude daran geschafft, nun aber so lange schon in Staub zerfallen sind, ihn jetzt erst fertig gestellt hätten.

J. Gr.

---

— Unter außerordentlicher Betheiligung fand am 29. August das Leichenbegängniß des Königlichen Seminarlehrers und Musikdirectors Prof. Dr. Wilhelm Volckmar in Homberg statt, von dessen plötzlichem Ableben wir unsere Leser bereits in voriger Nummer benachrichtigt hatten. Zahlreiche Schüler und viele Freunde des berühmten Musikers hatten sich eingefunden, um dessen sterblichen Ueberresten das letzte Geleit zu geben. Nach dem Vortrage des Liedes „Christus, der ist mein Leben" setzte sich der Leichenzug vom Sterbehause in Bewegung. Den mit Kränzen, Palmen und Blumen förmlich überschütteten Sarg, welchem die Orden des Verblichenen vorausgetragen wurden, trugen Schüler des Seminars zum Friedhof, wo derselbe unter Gesang der Erde übergeben wurde. Da Volckmar bei Lebzeiten den Wunsch ausgesprochen hatte, daß an seinem Grabe die Grabrede unterbleiben möchte, sprach der betreffende Geistliche nur ein Gebet, woran sich abermals Gesang, vom Seminarchor ausgeführt, anschloß.

In Volckmar, welcher 1812 in Hersfeld geboren wurde und während seines ganzen Lebens eine bedeutende Thätigkeit dem engeren Vaterlande widmete, verliert Hessen einen seiner ersten Söhne. Volckmars Leben, welches wenig wechselvoll war, sich vielmehr einfach und gleichmäßig im Hessenlande abspielte, kennen unsere Leser schon aus Nr. 2 unserer Zeitschrift, es bleibt noch übrig, Volckmars Verdienste und seine Werke zu beleuchten. Volckmar war einer der ersten Orgelvirtuosen Deutschlands, vor allem im Vortrage klassischer Kompositionen und seiner eigenen Tonschöpfungen kam ihm Keiner gleich. In Volkskreisen ist Volckmar hauptsächlich durch „das Gewitter" bekannt, eine Fantasie, in welcher er das Herannahen eines Gewitters, das Heulen und Brausen des Sturmes, den Donner und Blitz trefflich nachzuahmen verstand.

Als Komponist ist er außerordentlich thätig gewesen. Zunächst ist seine „Orgel-Schule" zu nennen, ein in seiner Art einzig dastehendes Werk; das „Vorspielbuch für Orgel", 380 Vorspiele zu sämmtlichen Chorälen von Volckmar's Choralbuch op. 165 wird in ganz Deutschland mit Vorliebe benutzt. Von tiefem Gemüth und Gedankenreichthum zeugen seine Orgelsonaten, unter denen op. 81 (G moll), op. 145 (A moll) und op. 148 (B dur) als die vorzüglichsten genannt zu werden verdienen. Konzertfantasien, Konzertvariationen, Märsche, Tonstücke für Klavier, Choralbücher, Festvorspiele für Orgel, geistliche Lieder, Tonstücke für Violine und Orgel, Orgelintonationen, Nachspiele für Orgel dürften unter seinen Kompositionen hervorgehoben werden. Als Pädagog hat Volckmar auch außer seiner „Orgel-Schule" Schätzenswerthes geleistet. So sind seine „Tonleiterstudien für Pianoforte", seine „Elementarübungen für Violine", letztere speziell für Präparandenschulen und Seminarien geschrieben, sehr instruktive Werke. Vortrefflich sind auch die aus klassischen Werken arrangirten Tonstücke für vierstimmigen Männerchor mit Orgel, sowie „Eichenkranz", eine Sammlung deutscher Vaterlandslieder mit Tonweisen für zweistimmigen Volksgesang und vierstimmigen Männerchor. — Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Volckmar neben seinem in Hersfeld geborenen und in Kassel lebenden Landsmann Karl Rundnagel als Orgelrevisor in Hessen vortheilhaft bekannt war.

Fr.

---

## Hessische Bücherschau.

Krone und Kerker. Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von N. vom Hof. Gotha Friedrich Andreas Perthes. 1887.

Unsere geschätzte Landsmännin entwickelt in den letzten Jahren eine literarische Thätigkeit, welche auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich ziehen dürfte. Vor kurzer Zeit veröffentlichte sie in einem Berliner Blatt einen fesselnden Roman aus dem englisch-indischen Leben „Die Erbin“, welcher besonders durch seine getreue Schilderung des in der dortigen vornehmen Gesellschaft herrschenden Tons anmuthete, jetzt ist in dem altehrwürdigen Perthes'schen Verlag die oben genannte Erzählung erschienen, die uns die Lebenslaufbahn der ebenso glänzenden als unglücklichen Anna von Boleyn vor Augen führt und zwar in einer Weise, wie sie geschmackvoller nicht verlangt werden kann. Wenn die Verfasserin, wie sie es gethan, ihr Buch nur den Frauen widmet, und ausdrücklich „allen denen, die sich freuen, daß die Geschichte eine ihrer Mitschwestern von einer großen Schuld freigesprochen hat,“ so ist dies jedoch als eine einseitige Auffassung zu betrachten, denn die, auf Home, Rotteck, Schlosser und andere Geschichtsforscher aufgebaute Erzählung muß als eine Lectüre bezeichnet werden, die dem männlichen Denken und Fühlen näher liegt, wie dem weiblichen, besonders in der Beziehung, die gegen den historischen Klatsch Front macht und Anna Boleyn nur als das Opfer eines ebenso wollüstigen, als launenhaften Regenten hinstellt. Die Londoner Hofverhältnisse der damaligen Zeit sind mit Sicherheit wiedergegeben und eine besondere Sorgfalt ist auf die Zeichnung des Kostüms verwandt worden. Hoffentlich ist dieses Werk nicht das letzte, welches N. vom Hof mit ihrer genauen Kenntniß der englischen Geschichte zu gestalten weiß. **B.**

---

Bericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau über den Zeitraum vom 1. April 1885 bis 31. März 1887. (169 S.)

Nach Vorausschickung eines Berichtes über den Gang und Stand des Vereinslebens in den letzten zwei Jahren, aus welchem wir hier den Nekrolog des am 14. Mai 1885 verstorbenen Gymnasialprofessors Dr. Fliedner besonders erwähnen, folgt als wissenschaftliche Beigabe die systematische Übersicht der bis jetzt in dem Kreise Rotenburg a/F wildwachsenden und häufiger kultivirten phanerogamischen wie kryptogamischen Pflanzen, bearbeitet von dem Nestor der hessischen Naturforscher, dem Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. med. et phil. Eisenach zu Rotenburg. In den beiden vorhergehenden Jahresberichten der oben genannten Gesellschaft hat derselbe Verfasser die Fauna seines Heimatsbezirkes bearbeitet und zwar in dem 1883er Berichte die Wirbelthiere und Käfer, in dem in 1885 erschienenen Berichte die übrigen Insekten, die Würmer, Krebse, Spinnen und Weichthiere. **A.**

---

Der Redaktion des „Hessenlandes“ sind folgende neue Schriften zugegangen:

Kurze Geschichte des Kreises und der Stadt Hanau nebst einer chronologischen Uebersicht der Hauptereignisse. Allen Freunden der Heimath gewidmet von W. Junghans, Pfarrer, Vorsitzender des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Hanau 1887. Fr. König's Buchhandlung.

---

Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westfalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Herausgegeben von Dr. August v. Schloßberger, Vicedirektor des königl. württemb. geh. Haus- und Staatsarchivs. Bd. II, vom 20. März 1811 bis 27. September 1816. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer. 1887.

---

Beiträge zur Geschichte des Feldzuges von 1806 nach Quellen des Archivs Marburg. Von Dechend, Premier-Lieutenant im hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt 1887.

---

Das dritte, vierte und sechste Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von von Löbell, Oberst z. D. Berlin, Verlag von Siegfried Mittler & Sohn 1887. In denselben sind die Artikel „Aus dem Leben des kurhessischen General-Lieutenants Bauer“, sowie „Die Armee des Königreichs Westfalen in den Jahren 1808 bis 1813“ enthalten.

Wegen Raummangels mußten wir die Besprechung vorstehender vier Schriften für eine spätere Nummer unserer Zeitschrift zurückstellen.

---

## Briefkasten.

J. G. in Fulda. Der Aufsatz wird in der 1. Nummer des folgenden Quartals erscheinen.

E. U. in Kassel. Da eins der beiden von Ihnen uns gesandten Gedichte inzwischen anderwärts veröffentlicht ist, ist der nachträgliche Abdruck im „Hessenland“ nicht gut thunlich. Vielleicht senden Sie gelegentlich ein anderes.

Th. K. in Melsungen. Freundlichen Dank. Brief folgt.

R. v. B. in Fulda. In Betreff der uns zugegangenen Einsendung erfolgt briefliche Mittheilung.

Pfr. G. H. in H. Wann kommt einmal ein Lebenszeichen?

W. K. in Hanau. Wir verweisen Sie auf die Abonnements-Einladung auf der letzten Seite.

# Einladung zum Abonnement.

In seinem dreivierteljährigen Bestehen hat das „**Hessenland**“ den Beweis geliefert, daß es in unserm Volke Boden gefunden hat; die täglich wachsende Zahl seiner Leser zeigt, daß seine Schaffung einem vorhandenen Bedürfnisse entgegen kam.

Wir werden bemüht sein, diesen Erfolg festzuhalten, indem wir der **hessischen Geschichte und Literatur** eine Stätte bieten, da sie sich entfalten kann. Nichts Hessisches soll uns fremd sein — Alles, was unser engeres Vaterland betrifft, soll liebevolle Pflege in dem Rahmen unseres Blattes finden. Was uns Hessen vereint, nicht was uns trennt, wollen wir hegen; darum wird nach wie vor das „Hessenland“ von politischen und sonstigen Streitfragen sich fernhalten.

Wie die Zahl unserer Leser in erfreulicher Zunahme begriffen ist, so haben auch immer mehr namhafte Gelehrte und Schriftsteller durch ihre Mitarbeit uns unterstützt. Wir nennen hier nur folgende Namen:

**Dr. K. Ackermann, W. Bennecke, Dr. H. Brunner, A. Gild, S. Hahndorf,** Maler **L. Katzenstein, Dr. Ludwig Knorz, Dr. Th. Köhler, J. Lewalter, Dr. Ed. Lohmeyer,** Professor **Friedrich Müller, Karl Neuber, W. Rogge-Ludwig,** Major **von Stamford, Franz Treller, Emilie Wepler** in Kassel; Professor **Gegenbaur, Jos. Grau,** Bibliothekar **A. von Keitz, Dr. J. Schneider** in Fulda; **Armand-Strubberg** in Gelnhausen; Pfarrer **Junghans,** Banquier **Neumüller,** Landgerichtsrath **J. Reul, Dr. G. Wolff** in Hanau; **Kurt Nuhn** in Kesselstadt; Major **von Gironcourt, Dr. Sigmund Paulus** in Marburg; **Th. Kellner** in Melsungen; Hofrath **Preser** in Wächtersbach; **Julius Braun, Nataly von Eschstruth, E. v. Hohenhausen, Dr. Julius Rodenberg** in Berlin; Professor **Dr. Adolf Müller** in Chemnitz; Major **H. von Pfister** in Darmstadt; Direktor **Julius Gräfe** in Dresden; **E. von Goeddaeus, Dr. Hugo Goldschmidt, Otto Kanngießer, Elisabeth Mentzel, D. Saul** in Frankfurt a. M.; Gymnasialdirektor **Dr. Leimbach** in Goßlar; **Hans Paulus** in Halle a. d. S.; **Gustav Kastropp** in Hannover; **Jul. Bößer** in Köln; **H. Keller-Jordan** in München; **Ludwig Mohr** in Nordhausen; **Malwida von Meysenbug** in Rom; **Feodor Löwe** in Stuttgart; **A. Trabert** in Wien; Major **August von Baumbach** in Wiesbaden.

Um aber unserm Blatte nicht nur eine geistige, sondern auch eine materielle Grundlage zu sichern, bedürfen wir auch ferner und in erhöhtem Maße der Mitwirkung aller unserer Freunde.

An unsere Mitarbeiter geht das Ersuchen, uns wie bisher durch Beiträge zu erfreuen und weiter ihr bestes Können für das „Hessenland“ einzusetzen. Unsere Leser bitten wir, uns treu zu bleiben und da Nachsicht walten zu lassen, wo wir ihren Ansprüchen nicht nachkommen sollten. Alle aber werden ersucht, für die Verbreitung unseres Blattes eifrigst zu wirken, ein Jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften; denn nur, wenn das „Hessenland“ in unserer Heimath allüberall eingebürgert ist, wird es im Stande sein, seine Bestimmung zu erfüllen. Gern sind wir bereit, jedem Leser Probenummern zur Weitergabe unentgeltlich zu überlassen.

Auch sind wir dankbar, wenn uns geeignete Adressen mitgetheilt werden, insbesondere solcher Landsleute, die in der Fremde weilen.

Wir werden trotz der hohen Kosten, welche die vornehme Ausstattung des Blattes bedingt, an dem seitherigen billigen Preise festhalten und die leistungsfähige Offizin, in welcher dermalen das „Hessenland“ hergestellt wird, bürgt mit ihrem Namen dafür, daß auch im Vertriebe künftig Störungen ausgeschlossen bleiben.

So laden wir denn **zum Abonnement auf das IV. Quartal** ein, in der Hoffnung, daß unser Unternehmen überall da freundlich aufgenommen werde, wo hessische Herzen schlagen.

**Die Redaktion des „Hessenland“.**

---

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 19. Kassel, 1. Oktober 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



## In meiner Vaterstadt.

Vom Frauenberge steig' ich nieder
Zum trauten Nest im Fuldathal;
Gott grüß euch, Eltern, Schwestern, Brüder,
Die hier einst wohnten eng und schmal.

Gott grüß auch euch ihr alten Gassen,
Die ich durchstreifte kreuz und quer;
Wie scheint ihr still mir und verlassen,
Denn Keiner, Keiner grüßt mich mehr.

Doch muß ich oft inmitten halten
Und tief im Herzen seufz' ich auch;
Sind doch die Häuser ganz die alten,
Geschwärzt vom Wetter und vom Rauch.

Nur hier die neue Straßenzeile —
Wohin sie führt? O weh! da gellt
Ein langer Pfiff: „Du Alter, eile
Und stürme weit an's End der Welt.“

Mir aber hat das wenig Eile;
Ras' ohne mich, du langer Zug!
Noch hab' ich Zeit, daß hier ich weile,
Und Zeit zum Sterben auch genug.

Zum Friedhof auf bekanntem Wege
Führ' du mich jetzt, mein Wanderstab,
Daß einen Kranz ich niederlege
Dort auf ein längst vergessnes Grab.

O weh! Auch in den stillen Gründen
Ist alles anders, als es war;
Ich kann ja kaum die alten finden
Vor all der neuen Kreuze Schaar.

Da ruhn sie, die mich hergezogen,
Den müden Greis im Dämmerschein;
Ihr Lieben habt mich nie betrogen,
Ihr, meine Todten, seid noch mein.

A. Trabert.



# Ein Fürst des Friedens.

Historische Skizze von F. Zwenger.

Hassia laetatur, quia princeps iam dominatur,
Qui pius ac humilis, in campis estque virilis.
Gerstenberger Chronic. Hass.

„Heute Landgraf oder keiner mehr! Und wer ein getreuer Hesse sein will, der folge mir! Sie haben meinem Vater nicht Frieden gelassen, der war ihnen zu fromm; gewohneten sie das an mir, so müßte ich ihnen allezeit gereit sitzen als ein Zinsmeier, meine armen Unterthanen müßten sie nähren und keinen Frieden darzu haben." So lautete nach eines hessischen Chronisten Angabe die Ansprache, mit welcher der 25jährige Landgraf Ludwig, dem die Geschichte den ehrenden Beinamen der „Friedsame", der „Friedfertige", beigelegt hat, seine Getreuen entflammte, als er am 23. Juli 1427 bei Großenenglis seinen Gegnern, den Mainzern, den Erbfeinden unseres Hessenlandes, gegenüberstand.

Der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Konrad III, aus dem Geschlechte der Wildgrafen bei Rhein, hatte dem Landgrafen Ludwig von Hessen zwei Tage zuvor, am 21. Juli, einen Fehdebrief gesandt und war selbst nach Buchonien mit einem Heer gezogen, um den Bundesgenossen des Landgrafen, den greisen Fürstabt von Fulda, Johannes von Merlau, zu bekriegen. Den Krieg in Hessen führte sein Neffe, Graf Gottfried von Leiningen. Letzterer verheerte mit den Mainzer Schaaren die Felder von Gudensberg, Felsberg und Melsungen. Als er auf seinem Rückzuge das Dorf Udenborn zwischen Fritzlar und Großenenglis an einem Winkel, den die Schwalm und die Edder bilden, ausbrannte, ereilte ihn der Landgraf mit seinem Heer, dem die Mainzer freilich an Zahl bedeutend überlegen waren. Aber wann wären die Hessen jemals vor der Uebermacht der Feinde zurückgewichen! Was ihnen an Zahl abging, das ersetzte die hessische Tapferkeit, die Begeisterung, mit welcher sie unter ihrem Landgrafen in die Schlacht zogen. Doch lassen wir den Chronisten selbst reden: „Da war Bischof Konrad zu Fritzlar und hatte ein groß Hofwerk beieinander, und unterstund sich den jungen Landgraf zu beschädigen und meinte, er wäre noch ein Kind. Aber der junge Fürst gedachte dargegen, und bewarb sich mit seinen Hessen, edel und unedel, Bürger und Bauern, daß er ein ziemlich Volk zusammen brachte, und ließ da die Feinde beschauen und ihre Macht überschlagen, da erfand sich's in Wahrheit, daß die Mainzischen den Hessischen viel zu stark waren. Aber der Landgraf hieb damit drauf zu den Feinden als ein Unverzagter. Da folgten ihm die Seinen mit Treuen und brachten die Feinde in die Flucht und schlugen sie von Fritzlar gegenüber neben Englis bis gen Jesberg, und die Hessen gewannen von dem Bischof von Mainz 400 gesattelter Pferde und fingen ihm ab 200 reisiger Mann".

Wenige Tage später finden wir den Landgrafen bei Fulda. Dort, auf der Westseite, jenseits des Flusses, befindet sich das Münsterfeld, eine weite von mehreren Dörfern begrenzte Ebene. Erzbischof Konrad von Mainz, ein eitler stolzer Prälat, stand daselbst an der Spitze seines Hofstaates und seines Heeres und leitete die Belagerung Fuldas. Am 10. August kam es zur Schlacht. Erzbischof Konrad verlor den Kern seiner Truppen und entkam selbst nur durch die Flucht. Mehr als 300 adelige Ritter wurden gefangen, auch das Panier des Erzbischofs wurde von den Hessen erobert und als Trophäe nach Marburg gebracht, wo es die Kirche der hl. Elisabeth zierte.

Es waren Ehrentage in der ruhmreichen Geschichte unseres Hessenlandes, die Tage der Schlachten von Großenenglis und am Münsterfeld, sie lieferten den Beweis, daß der jugendliche Landgraf Ludwig, den die Gegner als „schwächlich" verschrieen hatten, ein tapferer, von hessischem Heldenmuth beseelter Heerführer war. Aber nicht allein in dieser Eigenschaft hat er

sich Lorbeern errungen, weit mehr noch hat er sich ausgezeichnet, als der stets um das Wohl seines Landes, seiner Unterthanen besorgte Fürst, als Gesetzgeber, als Staatsmann. Seltsam, der Name und die Geschichte dieses durch seine Regententugenden hervorragenden Fürsten sind wenig bekannt geworden und doch verdient gerade Landgraf Ludwig I. in der langen Reihe berühmter hessischer Landgrafen in erster Linie genannt zu werden. Und hoch verdient hat er sich auch um unsere Vaterstadt Kassel gemacht. Er war bürgerfreundlich gesinnt gleich seinem Vater, dem Landgrafen Hermann dem Gelehrten. Durch seine Bauthätigkeit verschaffte er den Bewohnern Beschäftigung und lohnenden Verdienst, und bei sämmtlichen Verordnungen, die er erließ, hatte er nur die Wohlfahrt der Bürger im Auge.

Welchen hohen Ansehens er sich im Rathe der Fürsten und der Großen des Reiches erfreute, das geht aus dem Umstande hervor, daß man ihn zumeist zum Vermittler in Fehdeangelegenheiten erwählte, und gut waren die Parteien berathen, denen er seine Dienste widmete. Von strenger Gerechtigkeitsliebe beseelt und abhold unfruchtbaren Streitigkeiten vermittelte er den Frieden. Und wenn Papst Nikolaus V. ihm die „goldene Rose“ und den Ehrentitel „Princeps pacis“ verlieh, wohl der schönste, der einen Fürsten zieren kann, so waren diese Auszeichnungen wohl an den Würdigsten der Würdigen gelangt. Ein nicht minder ehrenvolles Zeugniß gab ihm Aeneas Sylvius, des deutschen Kaisers Friedrichs III. geistvoller Geheimschreiber, der nachmalige Papst Pius II., indem dieser ihn als den einzigen Fürsten seiner Zeit hinstellte, der nie in seinem Leben ein ungerechtes Urtheil gefällt habe.

Sollen wir hier noch einer der trefflichen Eigenschaften des an Regententugenden so reichen Landgrafen Ludwig Erwähnung thun, so ist es die Frömmigkeit des Herzens, die keinen unlauteren Gedanken aufkommen ließ, verbunden mit der Demuth und Sanftmuth seines wahrhaft edlen Sinnes, Eigenschaften, wie dieselben in solcher Vereinigung, wie bei ihm, nur höchst selten bei den Führern der Völker vorkommen. —

Es ist nicht unsere Absicht, hier ein umfassendes Lebensbild des Fürsten des Friedens, Ludwigs I. von Hessen, zu entwerfen, das müssen wir berufeneren Historikern überlassen, uns ist es vielmehr nur darum zu thun, die Hauptmomente aus dem Leben eines Regenten zu schildern, den zu besitzen wir Hessen vor anderen deutschen Stämmen stolz sein können. Wenden wir uns nun nach vorstehender Einleitung in unserer nächsten Nummer zu unserer Aufgabe selbst.

(Fortsetzung folgt.)

# Schloß Wabern.

Von W. Rogge-Ludwig.

Wohl kein anderes Land war in früheren Zeiten so reich an prunkvollen fürstlichen Schlössern, als das Hessenland, jetzt aber zeigen viele derselben nur noch geringe Spuren ihrer einstigen Pracht und Herrlichkeit, da sie im Laufe der Zeit zu praktischeren Zwecken, zu Gerichtslokalen oder gar zu Strafanstalten verwendet worden sind. So hat auch das stolze und historisch bedeutsame Schloß zu Marburg, einst dazu bestimmt, Philipps alte Stadt zu hüten, dem Geschicke nicht entgehen können, viele Jahre hindurch zur Verwahrungsanstalt der schwersten Verbrecher des Landes zu dienen und ist erst in neuerer Zeit einer seiner Vergangenheit würdigen Bestimmung zurückgegeben. Ein noch härteres Schicksal hat das in den Jahren 1704 bis 1707 von dem Landgrafen Karl erbaute und zum Lustschloß seiner Gemahlin Marie Amalie bestimmte Schloß zu Wabern betroffen. Einst der Lieblingssitz hessischer Fürsten, ist es jetzt all seines einst so reichen Schmuckes im Innern entkleidet, völlig umgebaut und zu einer Verwahrungs- und Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher bestimmt worden. Da möchte es wohl angezeigt sein, einen Rückblick auf die Zeit zu werfen, in welcher dort nicht die Zuchtruthe, sondern nur Lust und Fröhlichkeit herrschte, zumal es, soweit mir bekannt ist, an einer Geschichte desselben noch gänzlich fehlt.

Landgraf Karl, welcher das Gebäude mit zwei Stockwerken massiv und in einem nicht ungefälligen Stil erbauen und mit einem Park umgeben ließ, hatte in der großen, weiten und fruchtbarsten

Ebene Niederhessens, begrenzt von nahen und fernen Waldgebirgen, eine für ein Lustschloß sehr geeignete Stelle gewählt. Aus seiner Regierungszeit und der seiner nächsten Nachfolger, Friedrich I., König von Schweden und Wilhelm VIII. ist von dem Schlosse nichts Bemerkenswerthes bekannt geworden. Ersterer hat nur einmal bei seinem Regierungsantritt seine Stammlande besucht und Letzterer schenkte ihm keine Beachtung, da sein Augenmerk nur auf die Gründung von Wilhelmsthal, für welches er über eine halbe Million Thaler verwendete, gerichtet war.

Die Glanzzeit des Schlosses beginnt erst mit dem Regierungsantritt des Landgrafen Friedrich II. Dieser prunkliebende Fürst, welcher in Nachahmung des am französischen Königshofe herrschenden Glanzes alle andern von gleichem Streben erfüllten deutschen Fürsten übertraf, hatte alsbald nach seinem im Jahre 1760 erfolgten Regierungsantritt Anordnung getroffen, das schon etwas verfallene Schloßgebäude durch seine vollständige Wiederherstellung und Erweiterung durch Neubauten zu einem glänzenden Hoflager herzurichten. Aus dem im Jahre 1764 zuerst erschienenen hessischen Staats- und Adreßkalender ergiebt sich, daß schon in diesem Jahre die Falkonerie dort im Sommer während der Baizzeit ihren Sitz hatte. Das dazu gehörige Personal bestand aus einem Ober-Falkenmeister (von Kanitz und dann von Osterhausen), einem Falkenpagen, einem Falkenmeister, vier Falkenknechten, drei Falkenburschen und einem Reiherwärter zur Aufsicht über das in der Nähe des Schlosses gelegene und seit einigen Jahren abgeholzte Reiherwäldchen.

Zu dem Hoflager, welches Friedrich II. jedes Jahr im Juni im Schlosse hielt, wurden außer dem sehr zahlreichen Hofgefolge, zu welchem namentlich viele Officiere gehörten, den Jagdbeamten ꝛc. auch das sämmtliche Personal des französischen Theaters, des Ballets und der Hofkapelle herangezogen und alle fanden in den mehr als fünfzig Zimmern des Schlosses ihre Unterkunft. Für das gesammte Hofgefolge, Herren und Damen, war für die Zeit ihres Aufenthalts im Schlosse die Kleidung genau vorgeschrieben. Sie bestand für die Herren in Röcken von Scharlachtuch mit Ermeln und Kragen von hellblauem Sammet, verziert mit silbernen Tressen; für die Damen in Kleidern von derselben Farbe und in mit einem Reiherbusch geschmückten Hüten. Den Herren durfte in damaliger Zeit bei schön gepuderter Frisur der Zopf nicht fehlen, indem die Haare in einem sehr breiten und fast fußlangen schwarzseidenen Haarbeutel getragen wurden.

Reiherbaizen, Falkenjagden, Schauspiele, Konzerte, großartige ländliche Feste, splendide Hoftafel brachten dann ein glänzendes und an Abwechslung reiches Leben in das Schloß, welches noch dadurch erhöht wurde, daß für diese Zeit auch mehrere Regimenter in die nächste Umgebung zusammengezogen wurden.

Landgraf Friedrich stand, wie Heinrich Koenig schreibt, „unter dem Meridian der französischen Sprache und Literatur, welche durch Voltaire bezeichnet wird und auch in gewissen Kreisen der Gesellschaft etwas vom Dufte volltairischer Denkart verbreitet hatte.“ Damit steht auch im Zusammenhang, daß Voltaire einmal selbst in dieser Zeit auf einer Reise von Berlin nach Paris zu den Gästen des Landgrafen in Wabern gehört hat.

Bei solchem Geiste der Zeit konnte es dem üppigen Hofleben auch an interessanten Vorfällen, Intriguen u. s. w. nicht fehlen, von welchen zahlreiche Beobachter, welche sich aus Kassel und anderen Städten in dieser Zeit in Wabern einfanden, mancherlei pikante Anekdoten zu erzählen wußten.

Unter den galanten Damen des Hofes zeichneten sich besonders aus die unvermählte Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Maximilian von Hessen, und eine bei dem Landgrafen in besonderer Gunst stehende Gemahlin eines Generals.

Allen diesen französischen Herrlichkeiten wurde wie mit einem Zauberschlage ein jähes Ende bereitet, als der echt deutsch gesinnte Landgraf Wilhelm IX. im Jahre 1785 den Thron seines Vaters bestieg. Schloß Wabern gerieth während der 36 Jahre seiner Regierung fast vollständig in Vergessenheit, da dieser kunstsinnige Fürst vor Allem darauf bedacht war, die nach ihm benannte Wilhelmshöhe durch Erbauung des Schlosses und der Löwenburg, Anlegung des Steinhöferschen Wasserfalls und des Aquaeduktes zu dem „schönsten Garten Europas“ zu erheben.

Auch König Jérôme ließ das Schloß in Wabern ziemlich unbeachtet, hat es aber mit der Königin bald nach seinem Regierungsantritt besucht. Diese schrieb am 7. März 1808 an ihren Vater aus Kassel:

„Wir haben einen Ausflug nach Wabern, einer 6 Stunden von hier entfernten Domaine des Königs gemacht. Es war aber ein wegen der großen Kälte wenig angenehmer Aufenthalt, da in den großen Zimmern keine Oefen, sondern nur schlecht konstruirte Kamine sind. Das Schloß ist ein gefälliges Gebäude, aber nur zum Rendezvous für die Jagd im Sommer geeignet, ich glaube nicht, daß wir es noch einmal im Winter besuchen werden.“

Erst unter der Regierung Wilhelm II. begann wieder eine Glanzzeit des Schlosses. Nachdem dieser baulustige Fürst das neue Schloß in Kassel gebaut und dieses, sowie das Schloß auf Wilhelmshöhe mit der größten Pracht im Innern

hatte ausstatten lassen, traf er im Jahre 1827 Anordnungen, auch das Schloß in Wabern im Innern und Äußern vollständig wieder herzustellen und mit dem eines fürstlichen Schlosses würdigen Mobiliar zu versehen. Um die Ausführung zu überwachen, war er häufig selbst an Ort und Stelle anwesend, vor Allem aber darauf bedacht, die Gemäldesammlung des Schlosses durch werthvolle Bilder aus anderen kurfürstlichen Schlössern zu großer Bedeutung zu erheben. Sie enthielt an 500 Oelgemälde, zumeist von großen Meistern, darunter allein 42 von dem älteren und 54 von dem jüngeren Tischbein, sowie eine Sammlung von 1200 höchst werthvollen Kupferstichen, Zeichnungen und Radierungen. Besonders zahlreich vertreten waren in der Oelgemäldesammlung die Portraits hessischer und anderer Fürsten, sowie der Herren und Damen am Hofe Friedrich II. und außerdem namhafter hessischer Officiere aus den verschiedenen Zeiten, welche in einem Saale vereinigt waren. Auch das Andenken an einige ausgezeichnete Falken war durch deren Abbildung der Nachwelt aufbewahrt worden. Eine Hauptzierde des Schlosses und einzig in ihrer Art war eine von Tischbein gemalte Tapete in dem großen nach dem Park zu gelegenen Saale. Gegenstand der Abbildung war der Auszug zu einer Falkenjagd. Friedrich II. mit allen Herren und Damen des Hofgefolges, sowie alle zur Jagd gehörigen Personen bis herab zu dem geringsten Diener waren in der entsprechenden Situation portraitähnlich dargestellt; die Hauptpersonen erschienen im Vordergrund zu Pferde.

Wilhelm II. war es indessen nur wenige Jahre beschieden, sich an dem so glänzend ausgestatteten Schlosse zu erfreuen. Sein Nachfolger, Kurfürst Friedrich Wilhelm, war nur darauf bedacht, es in diesem Zustande zu erhalten und hat sich häufig zur Jagd oder bei Gelegenheit der in der Nähe stattfindenden Herbstmanöver darin aufgehalten.

Die Ereignisse des Jahres 1866 wurden auch für dieses Schloß entscheidend, da für dessen Instandhaltung nichts mehr aufgewendet wurde. Die noch aus etwa 400 Stück bestehende Oelgemäldesammlung, einschließlich der erwähnten Tapete nebst den Zeichnungen, sowie das werthvollere Mobiliar gelangten in den Besitz des Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen und bilden jetzt einen Hauptschmuck des so prächtig hergestellten Philippsruher Schlosses. Ein Verlangen nach dem Besitze des seiner inneren Zierden entkleideten Schlosses, welcher nur bedeutende Kosten verursacht haben würde, zeigte sich bei keinem derer, welche etwa darauf Ansprüche hätten erheben können, und da sich auch sonstige Kauflustige nicht fanden, ging es seiner neuen praktischen Bestimmung entgegen.

Wenn es diese, wie zu erwarten, zum Segen des Landes erfüllt, wird der Verlust seines früheren Glanzes wohl zu verschmerzen sein.

---

# Hessische Ehrentafel.*)

Von Joseph Schwank.

## I. Dreißigjähriger Krieg.

1620 29. Oktober. Schlacht am weißen Berge bei Prag im Heere des Kurfürsten von der Pfalz.

1631 Mai. Heldenmüthige Vertheidigung von Magdeburg unter Oberst Falkenberg gegen die Baiern.

" 12. Mai. Eroberung von Vach durch Wilhelm V.

" 28. August. Eroberung von Fritzlar durch denselben.

" 7. September. Schlacht bei Leipzig.

" 2. Oktober. Gefecht bei Ziegenhein gegen Tilly.

1631 1. November. Eroberung von Minden durch Wilhelm V.

" 9. Dezember. Erstürmung der Mainspitze bei Mainz mit Durchwatung des Mains.

1632 27. Februar. Eroberung von Amöneburg durch Wilhelm V.

" 22. März. Niederlage bei Hörter gegen die Kaiserlichen.

" 28. Mai. Treffen in der Nähe von Kassel gegen diese. General von Uslar erbeutet 600 Pferde.

" 17. Juni. Niederlage von acht hessischen Regimentern bei Volkmarsen im Treffen gegen diese unter Graf Gronsfeld.

" 25. Juni. Gefecht hessischer Reiter bei Mackenzell gegen 800 Bauern, von denen 500 blieben.

*) Chronologische Zusammenstellung der Schlachten, Gefechte, Belagerungen und Scharmützel, an welchen die Hessen seit dem dreißigjährigen Kriege theilgenommen haben.

1632 24. August. Sturm auf das Lager der Kaiserlichen bei Nürnberg.
„ 6. November. Schlacht bei Lützen. Hier wurde der Fuldaer Abt Bernhard Schenk zu Schweinsberg, welcher der Schlacht als Zuschauer beiwohnte, erschossen.
1633 11. April. Gefecht vor Lippstadt, wobei der hessische General Jakob Mercier blieb.
„ 28. Juni. Schlacht bei Segelhorst in der Grafschaft Schaumburg.
1634 13. April. Gefecht bei Herford gegen die Kaiserlichen.
„ Gefecht bei Brilon.
„ 20. April. Erstürmung von Höxter, das der hessische Oberstlieutnant Krug besetzt hatte, durch die Kaiserlichen.
„ 7. November. Niederlage des Generals Dalwigk bei Hersfeld gegen den kaiserlichen General Isolani.
„ 29. Dezember. Erstürmung von Salzkotten, worauf sich Lippstadt, Lünen, Soest und Hamm dem Landgraf Wilhelm V. unterwarfen.
1635 6. März. Gefecht bei Neustadt unweit Ziegenhain gegen die kaiserliche Reiterei, die zersprengt wurde.
„ 21. März. Gefecht bei Kleinensee. Der hess. General Eberstein schlägt den kaiserl. General Ilow in die Flucht.
1636 13. Juni. Entsatz von Hanau durch Wilhelm V.
„ 18. Juli. Glückliche Vertheidigung des Schlosses zu Homberg gegen die Kaiserlichen.
1637 Gefechte in Pommern und Sachsen.
1639 Gefecht bei Zwickau.
1640 Gefechte in Ostfriesland, Westphalen und am Rhein.
„ 16. November. Oberstwachtmeister Latomus mußte Friedberg räumen.
„ Siegreiches Treffen bei Holzminden.
„ Einnahme der Stadt Soest.
„ Oberst Rabenhaupt erorbert Huissen und Calcar und schlägt General Lamboi's Angriff zurück.
1641 14. Dezember. Niederlage des Oberstwachtmeisters Wilke in Helmarshausen gegen die Kaiserlichen.
1642 7. Januar. Ruhmreiche Schlacht bei Hüls im Kurkölnischen. Bei Dormagen hieb die hess. Reiterei noch 300 feindliche Dragoner nieder. — Einnahme von Neuß, Lünen, Kempen, Düren, Hulkrath.
„ 17. Januar. Ruhmreiche Schlacht bei der Kemper Landwehr auf der Antoni-Heide, woselbst die Hessen den kaiserlichen General Lamboi gefangen nahmen und das Erzstift Köln nebst dem Herzogthum Jülich eroberten.
1642 Ueberfall und Niederlage der Kaiserlichen bei Stadtberge durch General Geise.
„ und 1643 Theilnahme an den Feldzügen der Schweden in Sachsen und Schlesien und der Franzosen in Thüringen, Franken, Schwaben und am Rhein.
1643 Ueberfall des kaiserl. Feldmarschall-Lieut. Luttersheim bei Stadt Bergen durch die Hessen.
„ 30. Oktbr. Einnahme von Kirchhain durch General Geise.
„ 5. November. Desgleichen von Alsfeld.
1644 Vertheidigung von Cösfeld.
„ Eroberung von Höchst durch General Geise.
„ September. Eroberung von Bredenbend und Zanten.
„ September. Eroberung von Höchst durch General Geise.
1645 Januar. Blokade von Magdeburg.
„ „ Einnahme der Festung Hornburg bei Wolfenbüttel.
„ 25. Juli. Siegreiche blutige, durch die Hessen entschiedene Schlacht bei Allersheim unter General Geise. 40 Fahnen und 16 Kanonen erbeutet. 2000 Gefangene.
„ 3. August. Schlacht bei Nördlingen.
„ 2. September. Belagerung von Friedberg.
„ Einnahme des Schlosses Heldrungen in Thüringen durch General Geise.
„ Vertheidigung von Kirchhain.
„ 27. Oktober. Einnahme von Butzbach durch General Geise.
„ Eroberung von Nördlingen u. Dinkelsbühl.
1646 Eroberung von Marburg.
„ 3. Februar. Einnahme des Schlosses Rauschenberg durch General Geise.
„ 15. Juni. Eroberung von Amöneburg durch diesen und Wrangel.
„ Sieg des Obersten Rabenhaupt bei Zons a. Rh. gegen den kaiserl. Oberst Sparr.
„ 10. August. Eroberung von Schmalkalden.
„ 4. Sept. Einnahme von Kirchhain.
„ 5. Oktober. Eroberung von Alsfeld durch General Geise.
„ 9. November. Sieg des General Geise über den nun in Darmstädter Diensten stehenden General Eberstein bei Frankenberg.
„ 6. Dezember. Sieg bei Rauschenberg über die Darmstädter u. Wegnahme des Schlosses Wolckersdorf.
„ Eroberung des Schlosses Gleiberg durch General Geise.
1647 Vertheidigung des Schlosses in Marburg.
„ Mai. Einnahme von Nidda und Katzen-

elnbogen, letzteres unter dem heff. General Caspar Cornelius Montaigne.

1647 10. Mai. Eroberung von Friedberg, Caub, Gutenfels und Reichenberg durch denselben.

„ 1. Juli. Belagerung von Rheinfels, wobei dem General Moutaigne der linke Fuß abgeschossen wurde, was am 8. Juli seinen Tod zur Folge hatte. Die Festung mußte sich nachher ergeben.

„ Juli. Eroberung der Stadt Schotten.

„ „ Eroberung des Schlosses Hohenstein in der Grafschaft Katzenelnbogen.

„ 1. Oktober. Einnahme von Alsfeld.

„ 2. November. Einnahme und gänzliche Zerstörung (18. Nov. 1647) des Schlosses Blankenstein.

1648 30. Januar. Uebergabe des Schlosses Homberg an den heff. General Rabenhaupt.

„ 30. März. Abschlagung des vom kurkölnischen General Lamboi auf das von Oberst Willich besetzte Geseke unternommenen Sturmes und in Folge dessen Abzug Lamboi's über den Rhein.

1648 4. Juni. Vollständiger Sieg über die Kaiserlichen bei Grevenbroich in einem von Morgens bis Abends dauernden äußerst hitzigen Gefechte, dem letzten des dreißigjährigen Krieges. Hier siegte General Geise über General Lamboi, welcher 4300 Mann, 11 Kanonen und 16 Fahnen verlor.

In diesem Kriege wird die strenge Mannszucht und nie wankende Tapferkeit der hessischen Truppen allgemein anerkannt. Ihnen wird nachgerühmt, daß sie ihren Bundesgenossen „vorn eine starke Mauer, von hinten ein fester Riegel" waren, und daß sie niemals ohne Ehre vor ihren Feind gekommen seien. (Wird fortgesetzt in zwangloser Folge.)

---

# Aus engem Thal.

## Novellette v. M. Herbert.

Mit herzlicher Theilnahme las ich neulich das Lied eines alten Kurhessen, eines festen Mannes, den politische Stürme aus unseren lieben Gauen hinausgetrieben haben in das gastfreie Oesterreich. Es ist ein Lied, in welchem ein treuer Sohn der Erde unseres Hessenlandes sein Heimweh in herzergreifenden Tönen ausspricht:

„Zu Fuld' im lieben Neste
Tönt am Frohnleichnamsfeste
Der Glocke mächtiges Läuten,
Die seit uralten Zeiten
Die Mutter Osann heißt.
Da fühlen sich wohler die Kranken —
Großmütterchen, sie wanken
Am Stabe nicht und schreiten
Bei dieser Glocke Läuten
Mit festrem Tritt zum Dom.
Ich aber bin verschlagen
Aus meiner Jugend Tagen
Und hab' in fernen Weiten
Von dir auch müssen scheiden
Du alter Buchengau.
Doch wenn ich auch vergessen
Noch dein gedenk, o Hessen,
Und wenn ich Nachts im Walde
Auf mondbeglänzter Halde
So ganz allein mich weiß:
Da hör' ich fernes Läuten —
Da möcht ich die Arme breiten
Und wieder knien als Knabe
Am Bonifatiusgrabe —
Weil Mutter Osann ruft.*)

Das Lied ließ mich nicht los, als ich an einem Nachmittag im Spätherbst auf einem heidebewachsenen Rain am Fuldaufer zwischen den beiden kleinen hessischen Dörfern Röhrenfurt und Lobenhausen saß. Während die Fulda stille ihren Weg durch die träumende Herbstgegend machte, fühlte ich, wie lieb auch mir das enge Heimathland ist und meine Gedanken hielten einen Vagabundenstreifzug an allen schönen Punkten vorüber, deren Spitzen just aus meinem Gedächtnißland beleuchtet hervorragten. Herauf gezaubert durch die Worte des Liedes stieg vor meiner Seele empor die Bischofftadt des Winfried Bonifatius, ich ging mit der Frohnleichnamsprocession durch die alten, heute so reich geschmückten Straßen. Ich trat in den Dom! die Propheten und Sibyllen schauten ernsthaft nieder aus ihren Gypswolken, ich kniete in der Krypta, wo seit elf Jahrhunderten unangetastet des Heiligen Gebeine ruhn. Dann trug

*) Osann von Hosiannah.

mich der Gedankenflügel in die hohe Rhön und bei den Patres am Kreuzberg trank ich ein gemüthliches Bier. Und wieder stand ich in dem klugen, gelehrten und doch in ewiger, malerischer Jugend prangenden Marburg, mit seinem Wunder der Gothik, der schlanken, jungfräulichen Kirche der heiligen Elisabeth. Ich trat hinein durch das Thor mit den herrlichen Ornamenten. Bogen und Säulenpracht umfing mich und hessische Große sahen zu mir auf vom steinernen Sarkophag — mächtige Gestalten todter Tage. Fritzlar grüßte ich dann — den interessanten Dom mit den romanischen Denkmälern und dem kostbaren Schatze von Kelchen, Patenen, Monstranzen und Reliquienschreinen. Ich stand in der alten Krypta, wo das verlassene Grabmal des hl. Wigbertus steht; ich saß träumend auf dem sonnigen kleinen Hof inmitten des Kreuzgangs und die grauen Grabsteine erzählten mir graue Geschichten aus vergangenen „Jahren der Herren". Ich weilte am edelsteingeschmückten Schrein der Heiligen und mir schien, ich fühlte den Rosenduft ihres barmherzigen lieblichen Lebens, dessen Glanz noch heute auf Hessen und Thüringen liegt. Die einst engen, mittelalterlichen Straßen von Fritzlar scheinen noch wiederzuhallen vom Geklirr der Rüstungen deutscher Ritterschaft — Konrad von Franken ging aus diesen Mauern zum Kaiserthron.

Nun lehne ich an der zerbröckelnden Mauerbrüstung des Heiligenberges und zähle der Chattendörfer „alle sesse". Homberg lockt mich zu sich herüber. Dort am Schloßberg spukt „die blaue Dame", aber noch lieber ist mir die Erinnerung an „Karoline von Baumbach", die hessische Heldenmaid. Spangenberg seh' ich erstehn, auf hohem Schlosse wohnte dort einst das Geschlecht derer von Treffurt, Raubritter waren sie, — zwei Brüder. Einer stürzte im nächtlich tollen Ritt vom Heldrastein hinab. Ein Ave Maria rettete sein Leben. Als Büßer starb er in Eisenach. Otto der Schütz wohnte hier, die ritterliche Sagengestalt Kinkels — und träumte einen seligen Liebestraum mit der schönen Elsbeth von Cleve — später hauste in den weiten Gemächern Margarethe von der Saal, Landgraf Philipps Nebengemahlin. Dort kniete sie in einer kleinen eigens für sie gebauten Kapelle. Was sie wohl gebetet haben mag? — — Noch später schmachteten dort politische Gefangene und in 1871 lagen in den öden Gemächern kriegsgefangene Franzosen —. Die Zeiten wechseln. Fortgezogen folgt mein Geist dem Flusseslauf nach Kassel, der alten Kurfürstenstadt. Ich stehe auf der Kettenbrücke und vor mir erhebt sich der neue Justizpalast — hier trauerten einst die unvollendeten Mauern der Chattenburg — nun hat die Gegenwart gesiegt und sinnend liegen die Sphinxe vor den imposanten Stufen. Altes, schönes Kassel! Wieviel hast du gesehen! Landgrafen und Kurfürsten in langer Reihe — den lustigen Jérôme — die rothe Revolution — die große Veränderung von 66. Du empfingst den trauernden Napoleon III. auf dem Prachtsitz deiner Fürsten und sahst den letzten, verbannten Sproß ihres Hauses im Todtenschreine deine Straßen wieder durchziehen. Noch heute meine ich den Eisenbahnzug durch das winterliche Land fahren zu sehen, der seine Leiche brachte, noch meine ich die ernsten Glocken diesen Einzug grüßen zu hören.

Im Wilhelmsthaler Rococo-Schlößchen drüben im Walde aber hängen lange Reihen Tischbeinischer Portraits und erzählen von der zarten Schönheit der Töchter hessischer Adelsgeschlechter, und vor dem Theater steht das edle Monument des ernsthaften Meisters Spohr — des hessischen, musikalischen Klassikers und hier und dort hängt in Palast oder Gallerie ein Bild des feinsinnigen Nahl. Ein hessisches Landeskind auch stellte die prächtigen, adeligen Frauengestalten auf im Treppenhaus der Gemäldegallerie; stolz und erhaben grüßen diese Repräsentantinnen mächtiger, künstlerisch begabter Nationen. Drunten in der Au aber trauert der hessische Löwe mit gesenktem Antlitz um die Helden, welche auf dem Forst die fremde Todeskugel traf. O, du reiches, kleines Hessen, wie wandeln durch deine Auen hohe Gestalten der Heldensage, der Poesie, der Kunst, des Märchens, dem die Gebrüder Grimm so Herrliches abgelauscht! wie wohnen in deinen Gauen Glück und Leid so nahe nebeneinander! Innig mit dem Gemüthe des Volkslebens verknüpft ist der Christenglaube, — das Halten an Treu und zäher Redlichkeit. Wohl mag in der Ferne deine Kinder, kleines Land, bittere Sehnsuchtsqual ergreifen! Historische Reminiscenzen wie diese wecken manch prächtiges Bild alter und neuer Zeit, und doch, was den mächtigsten Zauber um uns schlingt, ist der Reiz der heimischen Natur, des heimischen Volkslebens.

Eben jetzt verfiel ich dem Zauber dieser Natur. Einer der ersten Novembertage, deren Nächte schon vom Meißner den Frau-Hollentanz des Windes und vom Odenberg den Wodanszug des eisigen Sturmes gebracht, gaben der einfachen, nur dem liebevoll forschenden Auge ihre verschleierten Reize bietenden Landschaft eine fast drückende Melancholie, die jedoch durch das Eingehen auf die von grauem Nebel verhangene Schönheit von Fluß, Wald und Berg gemildert ward.

Mit tiefem, herzlichen Blick der Seele lohnt das verschwiegene, hessische Thal dieses Eingehen auf die Geheimnisse seiner innersten, unentweihten

Natur. Es giebt den Reichthum seines unbegehrten, unbeachteten Herzens dem freundlichen Beobachter hin, der weltfern und bescheiden genug ist, seine in keinem Reisehandbuch, auf keinem Plane verzeichneten Wege zu gehen. In angehäuftem Buchenlaube rauschen seine Füße, neben ihm an den Rainen die wildverschlungenen Brombeerranken zwischen den schneeweiß gebleichten, mächtigen Blättern der Adlerfarre weisen ihre herrliche Zeichnung und prachtvolle Farbenschattirung des leuchtenden Roth von jeder Nüance im feinsten Uebergange zu Braun, Grün und Orange. Die Fulda — zu Zeiten so lebhaft, ist stille geworden über dem Ernst der Zeit. Die hellen Lichter auf ihrer Fluth von geschmolzenem Silber schwinden und kehren in träumerischem Spiel über dem Bilde des tannenbewachsenen Hügels am jenseitigen Ufer im Wasserspiegel. Pinienhaft ragt dort und hier ein einzelner Erlenbaum über dem dunkeln Schilfe empor und zuweilen trägt ein Luftzug im langsamen, schwebenden Flug das breite, bunte Blatt einer Eiche oder Buche vom Waldesrand bis in des Flusses Lauf, als hoffe das Jahr einen Gruß seiner vergangenen Jugend bis in die Ewigkeit des Meeres zu senden. Auf der Landstraße gehen hessische Bauern, Männer in blauen Leinenkitteln, Weiber mit der spitzen Mütze und langen Bandschleifen. Sie haben noch die zähen, geduldigen, ausgearbeiteten Züge ihrer Race, des alten, todesmuthigen Chattenvolkes, vor dem schon Tacitus Respekt hatte. Ihre Langsamkeit, die steifen Bewegungen der Glieder, die regungslose Kopfhaltung, verrathen einen Mangel an geistiger Regsamkeit, aber dann und wann blitzt in den grauen Augen ein Strahl empor, welcher verräth: es ist nur schlummernde Intelligenz.

Langsam, wie das Leuchten einer großen, aufgehenden Lebensfreude in ein müdes Gesicht tritt, bricht die Sonne durch die Nebelschleier und erweckt urplötzlich mit ihrem „Sesam öffne dich!“ all' den wunderbaren, verhüllt gewesenen Farbenzauber des herbstigen Waldes. Die Bäume, deren Aeste und Kronen durch den schon gelichteten Blätterschmuck leichter und anmuthiger ihre Contouren auf den blauen Hintergrund zeichnen, stehen von heller Purpurgluth übergossen. Die Wiese hat der letzten Ernte noch einmal den jungen Halm nachgeschoben und trägt die leuchtende durchsichtige Färbung des ersten Frühlings. Der Fluß strahlt nun in glänzendstem Azur. Unnennbarer Zauber liegt in solch plötzlichem Uebergang von grauer Müdigkeit zu jubelnder Festfreude — aber schnell wie ein Traum stirbt aller Glanz unter den Schleiern des frühen Abends und vor mir liegt die greifbare Wirklichkeit des kleinen Bauerndorfes Röhrenfurt.

Während ein Spruch des Dreizehnlinden Webers durch meinen Geist klingt:

„Ueber abgrundtiefe Räthsel
Huscht der Mensch mit leichtem Sinne —
Sorglos wie auf blauen Schlünden
Spielt und tanzt die Wasserspinne.“

denke ich eines Menschengeschicks — eines kleinen Dramas aus der Tiefe des Volkslebens, das zum Theil im Dörfchen Röhrenfurt sich abspielte. Heimgehend überdenke ich sie und werfe sie in wenigen Zügen aufs Papier.

An der Heerstraße, die über die alte, schwarze Holzbrücke durch die Mitte des Ortes führt, lag ein kleines Haus, weiß getüncht, mit braunem Fachwerk und Hauslauch auf dem schiefen Dach. In den weißen, gekalkten Feldern zwischen dem Gebälk waren Urnen gemalt, aus denen steife Sonnenblumen emporwuchsen und auf der Giebelwand stand ein alter Spruch:

„Besie du deinen Lebenslauf.
„Der Mensch geht wie die Rose auf —
„Und wie die Bleter fellt er ab
„Eh man ihn tregt zum Kielen grab“

Ein verfallender Stall, der eine meckernde Ziege beherbergte, war an die Rückwand gebaut, ein Stückchen Garten und etwas Wiesenland umgaben das bescheidene Anwesen. Im Häuschen — der Hühnerstall unter den Flurstiegen, hockige Stübchen aneinandergedrängt und darin die uralte Großmutter, die Frau „Tielen“ mit ihrer Enkeltochter der „Kathrinlies.“

(Forts. folgt.)

---

# Nekrolog.

Die in unserer vorletzten Nummer ausgesprochene Befürchtung über die schwere Erkrankung der Fürstin Auguste zu Ysenburg und Büdingen-Wächtersbach hat sich leider nur zu bald erfüllt, indem die hohe Kranke am 18. September in Halle ihren Leiden erlegen ist, wohin sie, wie wir schon berichteten, ihren Gemahl, den Fürsten, zur Pflege während einer Staaroperation

im April d. J. begleitete. Aber schon im Mai erkrankte sie selbst und seitdem verließ sie das leidensvolle Krankenlager in Halle nicht mehr.

Fürstin Auguste Marie Gertrude, Prinzessin von Hanau und Gräfin von Schaumburg, war die älteste und zugleich die Lieblingstochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen und trug ihre Vornamen von der Mutter des Kurfürsten, der Kurfürstin Auguste, von der Schwester des Kurfürsten, der Herzogin Marie von Sachsen-Meiningen, sowie ihrer eigenen Mutter, der Fürstin Gertrude von Hanau. Geboren am 21. September 1829, vermählte sich Prinzessin Auguste am 17. Juli 1849 mit einem hessischen Standesherrn, dem damaligen Grafen Ferdinand Maximilian zu Ysenburg und Büdingen-Wächtersbach, welcher später in des Kurfürstenthums erblichen Fürstenstand erhoben wurde. In ihrer Jugend, gleich ihrer Mutter, eine auffallende Schönheit, war die Fürstin selbst noch in älteren Jahren eine schöne Dame, die Aller Herzen namentlich dadurch gewann, daß sie sich stets ein jugendfrisches, munteres Gemüth zu bewahren wußte, welches ihre reichen Geistesanlagen in einem nur um so schöneren Lichte erscheinen ließ. Der Gedanke an den Tod lag ihr daher so ferne wie nur etwas, und doch — er hat sie rascher ereilt, als irgend Jemand es ahnen konnte, der ihr nahe stand, und es ist deshalb nicht nur die Bestürzung eine große, sondern auch die Trauer um die Entschlafene eine sehr tiefe. Nicht nur die Stadt Wächtersbach, sondern die sämmtlichen zu dem ehemaligen Ysenburgischen Ländchen gehörigen Ortschaften verlieren an ihr eine Wohlthäterin, die stets und überall zu helfen bereit war und die erst vor zwei Jahren an ihrem Geburtstage die Kleinkinderschule in Wächtersbach, sowie das nach ihr benannte Augusten-Hospital für Kranke dort in's Leben rief. Aber auch das fürstliche Haus Ysenburg-Wächtersbach selbst verliert an der Fürstin Auguste eine treue und sorgsame Stütze, und indem sie eine Dame von seltenen Geisteseigenschaften, eine Frau von hohem Verstande und, man möchte fast sagen männlicher Energie war, wird sie selbst in den übrigen Ysenburg'schen Häusern vermißt werden, mit denen sie das Band inniger Liebe und Freundschaft verknüpfte. Was die verstorbene Fürstin im Leben wollte, wollte sie stets voll und ganz und dies bewies sie namentlich in den schweren Tagen des Jahres 1866, als sie von der Nachricht ereilt wurde, daß ihr Vater, der Kurfürst, in die Kriegsgefangenschaft nach Stettin abgeführt worden sei. In diesen Tagen wollte sie den Vater nicht allein wissen und begab sich sofort, ohne jegliche Begleitung, auf den Weg nach Stettin. In dem Kriegsgetümmel aber stieß sie überall auf Hindernisse, und endlich doch in Berlin angekommen, wies man sie zurück. Trotz alle dem erreichte sie jedoch in einer von ihr gewählten Verkleidung das Ziel ihres Willens und theilte dann die Kriegsgefangenschaft ihres Vaters, von dem sie manchen Zug geerbt hatte und den sie noch über seinen Tod hinaus hoch verehrte. Nur Eins hat sie nicht mehr erlebt: den Erfolg ihrer Bemühungen, daß man den Kindern des Kurfürsten auf Grund des Beschlagnahme-Gesetzes das sequestrirte Privat-Vermögen zurückgab, was die Sorge für ihre eigenen Kinder sie unausgesetzt wünschen ließ, zumal die politischen Erben des Kurfürsten bei Auflösung des kurhessischen Hausfideikommisses reichlich bedacht waren. Aus ihrer Ehe entsprossen vier Kinder: der Erbprinz Friedrich Wilhelm, der Träger des letzten vom Kurfürsten verliehenen goldenen Löwen-Ordens, und vermählt mit Anna, Gräfin Dobrzensky, die Prinzessin Alexandra, vermählt mit dem württembergischen Ulanen-Premier-Lieutenant Baron von Pagenhardt, die Prinzessin Gerta, vermählt mit dem Prinzen Wilhelm von Sachsen-Weimar, und Prinz Max, Seconde-Lieutenant im kgl. sächsischen Garde-Reiter-Regiment.

Wenn schon das Andenken an die hingeschiedene Fürstin in allen hessischen Kreisen fortleben wird, so wird sie doch vor Allem Denen unvergeßlich bleiben, welche das Glück hatten, ihr nahe zu stehen und Zeuge ihrer Liebenswürdigkeit, sowie ihres hohen Sinnes für alles Schöne und Gute zu sein.

---

Das Leichenbegängniß gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung der größten Verehrung und Anhänglichkeit, welche die Hingeschiedene genoß. Denn als am 20. September der die Leiche von Halle nach Wächtersbach überführende Personenzug Nachmittags $^1/_2$5 Uhr unter Glockengeläute der Stadt auf dem Bahnhofe einfuhr, wurde der Sarg von einer dichtgedrängten Menschenmasse erwartet und in die zahlreichen Kränze, welche den kunstvoll gearbeiteten Metallsarg zierten, floß gar manche Thräne. Der Weg vom Bahnhof nach der Stadt und durch dieselbe über den Markt war mit frischem Sand und grünen Fichtenreisern bestreut; den Zug eröffneten die Lehrer mit der Schuljugend, dann folgte der Männer-Gesang-Verein mit umflorter Vereinsfahne, hierauf die Geistlichkeit aller Patronatskirchen, dann kam der reich mit Blumen gezierte Leichenwagen, von vier Rappen gezogen, welche von vier Stallleuten an weißen Servietten geführt wurden, den Sarg umgaben die in schwarze Livrée gekleidete Dienerschaft sowie das Ysenburgische Forstpersonal, welches die zahllosen Kranzspenden trug. Hierauf folgten die Leidtragenden, die Frauen der Beamten 2c. in tiefer Trauer, die Staatsbeamten, die Ysenburgischen Beamten, Freunde, die Kirchenältesten, Bürgermeister mit Stadtrath und die Bürgerschaft, alles in Schwarz gekleidet. Die Stadt, und namentlich die Häuser der Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, hatten schwarz geflaggt. In der Kirche war, umgeben von grünen-

den Gewächsen und brennenden Wachskerzen ein Katafalk errichtet, an dessen vier Ecken die Ysenburgischen und Hanauischen Wappen, in Flor gehüllt, angebracht waren, wodurch die ganze Kirche schwarz ausgeschlagen erschien. Der Männer-Gesang-Verein sang hier eine Kantate und nachdem die Leiche eingesegnet war, übernahm das Forstpersonal die Ehrenwache bis zum andern Tage, dem Tage der Beisetzung und zugleich — der verstorbenen Fürstin Geburtstag, an welchem sie das 58. Lebensjahr vollendet haben würde.

Pünktlich um $^{3}/_{4}$12 Uhr bewegte sich an diesem Tage der Trauerzug, unter Vorantritt eines Trauermarschalls, aus dem Schlosse nach der Kirche. Die Morgenzüge der Eisenbahn hatten noch eine Menge Trauergäste aus der Ferne herbei geführt und bemerkten wir darunter namentlich: die Fürsten von Birstein, Büdingen, Solms-Lich, den Landgrafen Alexis von Hessen, die Grafen von Meerholz und Solms-Laubach, die Prinzen Wilhelm von Weimar und Karl von Hanau, den Erbprinzen von Birstein, die Grafen Ferdinand und Georg von Philippseich, die Prinzen Alfred von Büdingen, Kraft von Hohenlohe-Oehringen, den Königlichen Landrath Freiherrn von Riedesel zu Eisenbach, Hofmarschall von Dör aus Birstein, Kammerherrn von Simolin aus Stuttgart, Baron Scholley' den Landesdirektor von Hundelshausen, Kammerherrn von Bodenhausen, Justizrath Dr. Renner aus Kassel, General-Konsul Schmidt von Panhenis und die Barone von Erlanger aus Frankfurt, Vertreter verschiedener auswärtiger Höfe und Herrschaften, sowie sämmtliche Fürstinnen, Prinzessinnen, Gräfinnen und Comtessen der Ysenburger Häuser, Prinzessin Marie von Ardeck, Olga von Hohenlohe.

Der Fuß des Katafalks konnte die Kränze und Blumenspenden gar nicht fassen, unter denen sich die Palmen des Großherzogs von Weimar und der Tante der Verstorbenen, der Herzogin Marie von Meiningen, auszeichneten. —

Nach einer tief ergreifenden Leichenrede des ersten Pfarrers Wiederhold, sowie auch Vortrag eines Chorals und der Segenspendung, begab sich der Trauerzug dann aus der Kirche nach dem Friedhofe, wo die Leiche der unvergeßlichen Fürstin in dem fürstlichen Erbbegräbniß beigesetzt wurde.

Zur Ausführung des letzten Willens der Fürstin sind, wie wir hören, in dem in Halle hinterlegt gewesenen Testamente der Kurfürstliche Kabinetsrath a. D. Schimmelpfeng sowie der Fürstliche Kammerdirektor Preser ernannt worden. Ψ.

---

## Der Ehrenplatz.*)

Cäsar Claudius lud zum Spiele
Im Theater des Marcellus
Romas Edle, seinen Hofftaat,
Und viel schön geschmückte Frauen.
Lud auch gnädig die Gesandten
Der Armenier und Parther
Ja, selbst rauhe Nordlandssöhne
Aus Germaniens Waldesschluchten,
Anzustaunen seine Pracht
Mehr noch, als die Mimenspiele.

Doch Armeniens Abgesandte,
Und der Parther, setzt er vorne
Zu den edlen Senatoren,
Nahe hin zu der Orchestra,
Um sie also hoch zu ehren.
Und die Männer aus Germanien,
Diese ungefügen Recken,
Hinten ins Gedräng des Volkes —
Zu viel Ehre noch den Bären
Aus des Nordens Eiseswäldern.

Spricht der älteste der Deutschen,
Boewolff, Sohn Athalarichs,
Aus dem alten Wolfsgeschlechte,
Das von Wodan selber stammet:
„Seht doch, die geleckten Buben
Aus dem Lande weit im Süden,
Die mit ihren glatten Stirnen
Mutter Erde gleich berühren,
Stehn sie vor dem Herrscher Romas,
Sitzen vorne dicht beim Spiele,
Bei den rothumsäumten Mänteln —
Sicher ists der Ehrenplatz.
Kommt, wir nehmen, wie's gebühret
Männern aus Tuiskons Blute
Und Gesandten deutschen Volkes,
Unsern Platz in erster Reihe!"

Und sie thaten wie er sagte,
Etwas rauh zwar, aber artig,
Rannten nur ein Häuflein Volkes
Sänftlich auf die Erde nieder,
Brachen einige Römerrippen
Auf dem Wege zur Orchestra,
Stießen dort die Senatoren
Von den schöngefügten Sesseln,
Nahmen darauf ganz gelassen
Ihren Platz in erster Reihe.

Staunend sieht der Cäsar Claudius
Wie die Stützen des Senates
Jählings auf den Boden fliegen.
„Was befällt Euch Ihr Barbaren"?

*) Nach Suetonius.

„Hast vergessen Häuptling Roma's,
Was du freien Männern schuldig —
Setzest Sklaven der Asiaten,
Die sich gleich zur Erde beugen,
Bei dem Rauschen deines Mantels,
Hinter Romas edle Väter?
Nun so müssen freie Männer
Aus dem Volke der Germanen
Sitzen auf dem Platz der Väter.

Denn vor Allen auf der Erde
Ragt der Freie deutschen Blutes,
Der sein Knie noch niemals beugte,
Als vor seiner Götter Hoheit.
Sind jetzt auf dem Ehrenplatze,
Wie er sich für uns gebühret,
Die Gesandten deutschen Volkes,
Und — wir werden ihn behaupten.

Zitternd stehn die Senatoren,
Drohend murmelt rings das Volk,
Romas zarte Damen kreischen
Und die wilden Prätorianer
Greifen schon nach ihren Waffen.

Doch die deutschen Degen stehen,
Festgestützt auf lange Schwerter,
Blicken furchtlos ins Gedränge,
Ragend, hoch, gleich Meeresfelsen,
Aus dem wilden Gischt der Brandung.

Und der Cäsar, guter Laune,
Hält vor Lachen sich das Bäuchlein
Bei der rohen Deutschen Trotzen
Und der Angst der Senatoren,
Winket Ruh' den Prätorianern,
Ruft den Deutschen lachend zu:
„Setzt Euch nieder, Ihr Barbaren,
Habt den Ehrenplatz erworben,
Niemand soll Euch sein berauben.
Wollte, meine feinen Römer
Hielten stetig so auf Ehre"!
Und die Deutschen blieben sitzen.

Und es hofft, der dies gesungen,
Daß der Ehrenplatz der Völker,
Stets von Deutschen eingenommen,
Daß auch allzeit deutsche Helden
Sind bereit ihn zu erkämpfen.

**Franz Treller.**

---

## Ein fallendes Blatt.

Daß es den Himmel finde
Vom Erdenthum erlöst,
Giebt sich das Blatt dem Winde,
Der es zu Boden stößt.

O Herz, so laß dir sagen:
Du bist wie dieses Laub;
Was dich soll aufwärts tragen,
Das wirft dich in den Staub.

**D. Saul.**

---

## Aus alter und neuer Zeit.

Vom 1. Oktober 1586 datirt eine schriftliche Ermahnung des Landgrafen Wilhelm IV., des Weisen, an seinen Neffen, den Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, als dieser zur Regierung kam. Es sind goldene Rathschläge, welche hier der Landgraf seinem Schwestersohne ertheilt, die seinen frommen, rechtlichen Sinn, seine christliche Nächstenliebe und die Sorge für das Wohl seiner Unterthanen wiederspiegeln. Nachdem er seinen Neffen ermahnt, die Mutter zu ehren, diesem Glück zum Antritte der Regierung gewünscht, und demselben die Gottesfurcht und den Schutz des Evangeliums an das Herz gelegt hat, fährt er fort (wir bedienen uns des Landgrafen eigener Schreibweise):

„Fürs ander, Nachdem der Almechtge Ew. Liebden in Fürstlichen Standt gesetzt, so wollen E. L. sich ja nicht lassen bereden, oder sonst in sie lassen, daß E. L. die zeitliche Gütter allein zue Ihrem lust vndt wohlleben geben seindt, Sondern sie seindt E. L. von Gott darumb geben, daß Sie damit pro suo talento die Kirch Gottes, auch Ihre anbefohlne Vnterthanen schutzen vndt schirmen, reine vndt trewe lehrer dem volck vorstellen vndt gleichsame justiese den armen wie den reichen et e contra halten, vndt die armen für Vnbillicher Vntertruckung beschützen sollen, Darumb lassen sich E. L. diese curam negst den vorigen hochangelegen sein, vertrawens nicht allein ihren Rethen sondern sehen auch selbst mit zue, wie mit Ihren armen Vnderthanen gehauset, vndt vmbgangen wirdt, in ansehung, daß Gott der Herr daß volck E. L. principaliter befohlen, vndt vornemblich von E. L. *gubernationis rationem* auf jenem tag fordern wirdt, Darumb wollen auch E. L. Ihres herren Vatters fromme probirte Rethe vnd Dienere, die der Sach vnd lande gelegenheit wissen, trewen rath folgen, vnd nicht wie Rheobeam Salomonis Sohn thete, sie für den Kopff stossen, vndt etwa auf junger vnerfahrner leute angeben Ihre vnderthanen wieder recht vndt herkommen beschwehren vndt wieder sich erregen."

Man sieht, Landgraf Wilhelm IV. von Hessen verdiente nicht blos wegen seiner Gelehrsamkeit den Beinamen „der Weise".

---

Probatum est. Drastisches Mittel zur Heilung einer „bösen Sieben." Es ist bekannt daß noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Fürstenthum Fulda die Sitte bestand, die Verletzung der männlichen Oberherrlichkeit an den Weibern, oder besser zu reden, die Feigheit an den Männern, auf die sonderbarste und empfindlichste Art zu rügen. Wenn ein Mann überwiesen wurde, von seiner Frau Schläge bekommen zu haben, so hatte das fürstliche Hofmarschall-Amt das Recht die Sache zu untersuchen, und wenn die That begründet war, eine ganz außerordentliche Strafe zu erkennen, welche darin bestand,

daß das eigentliche Wohnhaus des Ehepaars, durch sämmtliche in fürstlicher Livre stehende Bedienten abgedeckt wurde, welche Execution um so leichter geschehen konnte, als die meisten Häuser mit Ziegeln, und nicht wie an anderen Orten mit Schiefersteinen und Schindeln gedeckt waren.

„Vor sechszehn bis siebenzehn Jahren," schreibt von Goeckingk in dem von ihm herausgegebenen Journal von und für Deutschland, Jahrgang 1784, „war ich in Fulda bei einer solchen Execution gegenwärtig; ich erinnere mich noch folgender Umstände. Den Zug führte ein Hoffourier, nach diesem folgte der jüngste Hoflakai mit einer Fahne, auf welcher die Hauptscene des Trauerspiels ersichtlich war. Das Gemälde stellt, wenn ich nicht irre, den Mann in der demüthigsten Stellung vor, nämlich im Begriffe, unter den Tisch zu kriegen, die Frau aber in der vollen Arbeit, ihn mit dem Bierkruge, den sie auf dem Kopfe ihrer lieben Hälfte entzwei schlug, den Paß abzuschneiden. Die herrlichste Skizze für einen Hogarth oder Chodowiecki: Halbwegs kam uns die kriegerische Frau entgegen, in jeder Hand einen Krug mit Wein, um sich damit von der Strafe loszukaufen, oder wenigstens solche zu mildern, welches auch in soweit die Wirkung hatte, daß nur einige hundert Ziegeln entzwei geschmissen, die übrigen aber auf den Boden gelegt wurden. Da so viele Hände daran arbeiteten, so war das Haus in weniger als 5 Minuten abgedeckt, während dessen Mann und Frau sehr flehendlich baten und noch allerlei leistende Vorwürfe mit anhören mußte. Der Zug ging sodann wieder mit schönster Ordnung nach dem Hoflager zurück."

Ein Seitenstück zu dieser Execution finden wir in dem interessanten Werke des berühmten Mineralogen K. C. von Leonhard „Lebensbilder. Aus unserer Zeit in meinem Leben," Bd. 2, verzeichnet. Im Sommer 1826 unternahm der Heidelberger Professor mit seinen Freunden C. Buch von Frankfurt a. M. und Medicinalrath Dr. Joseph Schneider von Fulda eine geologische Wanderung in das Rhöngebirge. Es war nach dem Geständnisse Leonhard's eine der heitersten Bergreisen, die er je unternommen. Unerschöpflich war die Laune beider Begleiter, stets standen ihnen die heitersten Geschichtchen zu Gebote. Da brachte Professor von Leonhard denn auch die Rede auf jene Bestrafung der Schöpfungs-Herren, die sich von ihren Frauen prügeln ließen. Der alte „Rhönpapa" Dr. Schneider lachte und gab hierauf aus seiner eigenen Praxis folgendes Erlebniß zum Besten:

„Es war sehr frühe an einem Sonntage, da stürzte athemlos ein Eilbote in mein Schlafgemach, Hilfe bei mir zu suchen. Dinge berichtete er, welche ich kaum begreifen konnte: Kaspar Schmitt in Poppenhausen, der Schlingel, habe sein Weib festgenagelt, so lautete die grauenvolle Kunde. Als böse Sieben stehe die Frau in üblem Rufe, was zu arg sei, sei zu arg, ich möchte kommen, um die Ärmste loszuschneiden."

„Hin und her sträubte es sich in meiner Seele; allein was blieb übrig? das Dorf gehörte in mein Physikat; Anzeige bei der Obrigkeit hätte viel Zeit gekostet; in qualvollster Unruhe harrte man meiner; ich versah mich mit den nöthigsten Geräthschaften, wir machten uns auf den Weg.

„Viele hundert Schritte vom Hause, das etwas entfernt vom Orte liegt, waren nicht Schmerzenstöne, nein das furchtbarste Jammergeschrei zu vernehmen. In einiger Weite standen gaffend die Nachbarn mit einer Art Scheu. Der Mann groß, stark, faustkräftig, ging, die Hände in die Seiten gestemmt, vor der Thüre auf und nieder. Er grüßte zwar, sagte jedoch sehr nachdrucksam, indem er unverwandt mit mißtrauisch-finsterem Blicke mich maß und dabei die Achseln zuckte:

„Allen Respekt vor Ihnen, Herr Doktor, nur drei Schritt vom Leib. Ich weiß, mein Unrecht ist groß, aber seine Strafe muß das Weib aushalten ohne Erbarmen. Oft hab' ich's ihm gedroht, der Starrkopf war jedoch nicht zu bändigen. Dreimal setzte ich an, und dreimal reute es mich; nun der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht. Jetzt ist mein Wort gelöst. Drei Stunden sind verflossen, wenn's sieben Uhr schlägt, machen Sie, was Sie wollen, dann hindere ich Sie nicht, allein früher . . ."

„Eine drohende Geberde des Zwingherrn mißkannte ich nicht, hatte mir auch sagen lassen, es sei ihm keineswegs zu trauen. Von nun an blieb sein Zorn stumm; er ging hin und her, ohne auf meine Worte zu achten. In ängstlicher Spannung mußte ich harren. Endlich war die gesetzte Zeit vorüber.

„„Nun mag's gescheh'n,""
sprach der Mann. Eingetreten in die Hütte, fand ich die Unglückliche, wie der Bote berichtet, mit einem Ohrläppchen angenagelt an den Tisch. Zwischen Schmerz und Beschämung über mein Erscheinen, war die, von Lumpen schlecht verhüllte Frau, anfangs thränenlos, bald aber brach sie aus in lautes Schluchzen. In wenigen Minuten war die Operation geschehen, die Leidende befreit von ihrer Qual."

Schneider fuhr dann zu uns gewendet fort: „In Euren Augen, lieben Freunde, lese ich die Frage: Wie die Kur abgelaufen, wie die Sache geendet? — Vortrefflich! Völlige Heilung trat ein. Ihren schnöden, zänkischen Sinn legte die „Schmittin" ganz und gar ab. Sie, sonst stets ergrimmt im Innersten, von der man im ganzen Jahre kaum ein freundliches Wort gehört, wurde, in ihrer Art, anspruchslos, bescheiden, sanft. Mit einem Wort, die böse Sieben erwies sich umgewandelt zum Weibe, wie es sein soll!" —

---

Heinz von Lüder's goldene Kette. Am 1. Oktober 1760 starb der fürstlich fuldaische Geheime Rath Erhard Georg von Lüder, der Letzte seines uralten, durch Heinz von Lüder berühmten buchischen Geschlechts. In dem Nachlasse des Ge-

heimen Rathes befand sich die goldene Kette, welche Landgraf Philipp der Großmüthige dem tapfern und treuen Kommandanten Heinz von Lüder für dessen mannhafte Behauptung der Feste Ziegenhain gegen die demselben vom kaiserlichen Kommissar Grafen von Solms gestellte Zumuthung der Uebergabe verehrt hatte. Die Sage, wonach Heinz von Lüder unter dem Thore von Ziegenhain zum Schein an dieser goldenen Kette aufgehängt worden sein soll, hat unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin Nataly von Eschstruth in Nummer 1 unserer Zeitschrift in einem schwungvollen Gedichte besungen. Heinz von Lüder starb am 23. Januar 1559 als erster Obervorsteher des Klosters Haina. Die goldene Kette verblieb als werthvollster Familienschatz im Besitze seiner Nachkommen, bis nach dem Tode des letzten Lüder die Vertheilung des Nachlasses desselben unter Leitung des Amtmanns Becker zu Neukirchen bei Ziegenhain unter die Lüder'schen Allodialerben: von Baumbach zu Kirchheim, von Schenk zu Rülferode und von Schenk zu Hermannstein vorgenommen wurde. Die Kette, welche aus 34 Kloben in der Größe eines großen Kugelringes bestand, die oval-rund waren und auf dem Rücken eine scharfe eingekerbte Erhöhung hatten, wurde nun in drei Theile zerstückelt und die einzelnen Theile an die Allodialerben vertheilt. Zwei der letzteren erhielten 11, einer 12 Kloben. F. Z.

---

Der Justizsenat der ehemaligen Regierung zu Marburg. In Nr. 16 dieser Zeitschrift, S. 228, ist erwähnt, daß Wildungen, ehe er der Themis Valet sagte, Mitglied des Justizsenats der Regierung zu Marburg gewesen sei. Diese Regierungsabtheilung wurde gebildet aus Wildungen als Vorsitzendem, aus dem Regierungsrath von Gärtner und dem Justizrath von Eschstruth. Wildungens poetischer Begabung und deren Bethätigung ist schon gedacht, aber auch die beiden anderen Herren waren Dichter, Mitarbeiter an Musenalmanachen und sonstigen belletristischen Zeitschriften. Da mag es nun in der Justiz manchmal etwas poetisch ausgesehen haben. Darf man von einer Sache auf andere schließen, so kamen natürliche Anschauung der Dinge und Humanität zur Geltung, der Billigkeit wurde Raum gegönnt, lauter Dinge, von denen fünfzig Jahre später, als noch in denselben Räumen Dekrete und Bescheide erlassen wurden, keine Rede mehr war. Aber zurück zu unseren drei poetischen Juristen.

Ein Einwohner von Rosenthal verklagte den dortigen Feldscheer, der ihn, wie er behauptete, durch ungeschickte Behandlung um den Daumen der einen Hand gebracht, auf Schadenersatz. Der Feldscheer hatte seine erste Instanz vor der Regierung. Die Sache wurde in den bekannten vier Sätzen verhandelt. Weiter stand nun noch nichts fest, als daß der Kläger sich vom Verklagten an einem schlimmen Daumen hatte behandeln lassen, daß diese Behandlung in der Verwendung von Tabaksfutter bestanden, und daß der Daumen amputirt war. Welche Gelegenheit zur Einholung von Gutachten, vielleicht von auswärtigen Fakultäten! Die Herren dachten anders. Die Relation begann mit den Worten: „Hin ist hin! verloren ist verloren. Den Daumen können wir dem Mann nicht wieder schaffen." So ging's denn weiter. Wildungen als der letzte Votant schrieb unter die Relation: „ich denke, wir billigen dem Mann zwanzig Thaler zu. Sollte Beschwerde erhoben werden, so wird sich der Bescheid schon rechtfertigen lassen."

Es wurde keine Beschwerde erhoben. Alle Betheiligten scheinen zufrieden gewesen zu sein, der Kläger, daß er 20 Thlr. erhalten, der Verklagte, daß er so davon gekommen, das Gericht, daß es die Sache abgemacht, und die Advokaten werden sich mit dem Gedanken getröstet haben, daß die Rosenthaler Kühe keine fette Milch geben.

F. v. G.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Todesfälle. Am 19. v. M. starb hier in Kassel plötzlich in Folge eines Schlagflusses der Regierungssekretar z. D. Adam Hofmann. Geboren 1814 zu Burghaun, Schüler des Gymnasiums und Lyceums zu Fulda, das er 1834 absolvirte, um zunächst Theologie an der katholisch-theologischen Lehranstalt zu Fulda, später Jurisprudenz an der Landesuniversität Marburg zu studiren, trat er 1845 bei dem Kasseler Obergerichte als Referendar in den juristischen Vorbereitungsdienst, ging jedoch 1852 zur Verwaltung über und war zunächst Kreissekretar in Hünfeld, seit 1855 Regierungssekretar in Kassel. Einfach und schlicht in seinem Wesen, von biederem Charakter, fest in seinen Ansichten, ein wohlmeinender zuverlässiger Freund, seiner Kirche und seinem engeren Vaterlande Kurhessen in treuer Anhänglichkeit zugethan, erfreute sich der Verblichene der allgemeinen Beliebtheit und Hochachtung. Sein Andenken wird von Allen, die ihn kannten, hoch gehalten werden. —

---

Aus Amorbach in Unterfranken erhielten wir die Trauerkunde, daß dort am 19. September Frau Elise Trabert, die Gattin unseres hochgeschätzten Mitarbeiters Adam Trabert, gestorben ist. Sie hatte sich zur Herstellung ihrer geschwächten Gesundheit zu Pfingsten d. J. von Wien nach Amorbach zu nahen Verwandten begeben, aber trotz der sorgsamsten Pflege, in welcher dieselben wetteiferten, ereilte sie dort der Tod. Elise Susette Henriette Trabert, geb. Haumann, war als die jüngste Tochter des Packhofverwalters Jakob Haumann am 15. Februar 1825 hier in Kassel geboren. Sie genoß eine sehr sorgfältige Erziehung.

Als Braut Adam Traberts, mit dem sie sich verlobt hatte, als derselbe noch in Marburg studirte, war sie demselben eine treue, thatkräftige, aufopfernde, ja man kann sagen heldenmüthige Stütze während der vielen stürmischen Epochen, welche er durchzumachen hatte. Seit dem 15. September 1859 mit demselben vermählt, war sie die treueste Gattin, die treueste Mutter. Von hingebender Sanftmuth, besaß sie das wärmste Herz auch für fremde Noth. Ein idealer Zug ging durch ihr ganzes Wesen. Dabei war sie die sorgsamste Hausfrau, die nie müßig war und der die Arbeit gleichsam spielend von der Hand ging. Und welches schöne Verhältniß bestand zwischen den Gatten, der Gattin und dem Sohne in dieser musterhaften Ehe, von denen Eins in dem Andern lebte! Unermeßlich groß ist daher auch der Schmerz des Gatten und des Sohnes über den schweren Verlust, den auch die Fernstehenden lebhaft beklagen. Der Verblichenen aber gebührt die Palme. Ehre ihrem Andenken.

F. Z.

---

In Bieber im Spessart schied Ende August d. J. der Metropolitan J. A. Bode in dem Alter von über 80 Jahren aus dem Leben. Nachdem er in den 30er und 40er Jahren zwei Pfarrerstellen in der Nähe von Schlüchtern innegehabt, wurde er nach Oberkallbach versetzt und von da ungefähr 1857 als Pfarrer nach Bieber berufen, wo er auch die Oberschulinspektur und später das Metropolitanat der Klasse Meerholz erhielt. Schwere Schicksalsschläge sind dem Entschlafenen nicht erspart geblieben: Früh verlor er die Lebensgefährtin; sein ältester Sohn wurde ihm in der Blüthe der Jahre, scheinbar von unverwüstlicher Kraft und Gesundheit, als Arzt in Langenselbold durch ein Magenleiden dahingerafft. Mit Gottergebenheit ertrug der Verstorbene diese schweren Prüfungen. Als Seelsorger war er hochgeachtet und geliebt; alle, welche ihn kennen gelernt, rühmen sein freundliches Wesen, seine große Herzensgüte.

—n.

---

Kassel. Am Montag, den 26. September, fand die erste Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in diesem Herbste statt. Der Vorsitzende Major a. D. C. von Stamford eröffnete dieselbe mit geschäftlichen Mittheilungen, denen zufolge die Mitgliederzahl des Vereins gegenwärtig 1307 beträgt. Eine Reihe beachtenswerthe Geschenke ist dem Verein zugegangen, so von Steuerinspektor Wickel in Hoya der 1. Theil von G. Möller's „Denkmäler der deutschen Baukunst“; von General z. D. Bauer dahier 24, aus dem Nachlasse seines Onkels, des Geheimen Raths Ruhl stammende, von diesem selbst aufgenommene und radirte Blätter, Gebäude des Mittelalters darstellend; von dem Privatmann Lücken dahier ein Autogramm des Landgrafen Wilhelm IX., bestehend in einem Briefe desselben an den Garnisonsauditeur Henrici. Der Bürgermeister von Borken veranlaßte die Uebergabe einer Thurmfahne aus dem Jahre 1668 an die Sammlung der Alterthümer zu Marburg, welche Eigenthum des Vereins ist. — An Stelle des verstorbenen Oberbibliothekars Dr. Albert Duncker wurde Bibliothekar Dr. Brunner in den Redaktionsausschuß des Vereins gewählt. Hiernach erstattete der Vorsitzende Major von Stamford Bericht über die vom 14. bis 16. September in Mainz abgehaltene Generalversammlung der „deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“, welcher er als Delegirter des hessischen Geschichtsvereins beiwohnte. Die Ausführungen des Herrn Vorsitzenden gaben in anschaulicher Weise ein Bild der in Mainz gepflogenen Verhandlungen und wurden von der Versammlung mit Beifall aufgenommen.

---

— Am Sonnabend den 24. September wurde die große Ausstellung des Kunstvereins in den Räumen des Meßhauses eröffnet. Der Katalog weist 553 Kunstwerke auf, rechnet man jedoch die erst später angemeldeten Bilder hinzu, so mag sich die Zahl wohl auf 600 erhöhen. Das Arrangement der Ausstellung, über welches nur die Stimme der Anerkennung herrscht, hat Maler Neumann besorgt, die dekorative Ausstellung, über welche sich gleichfalls nur lobend ausgesprochen wird, ist von der Firma C. A. Schmitt hergestellt worden. Unter den Ausstellern ist eine Anzahl der hervorragendsten Künstlernamen vertreten. Wir wollen hier nur als besonders interessant ein Nachtstück von Hans Makart, 1862 gemalt, nennen: Tilly zum Tode verwundet auf dem Schlachtfelde von Ingolstadt wird von seinem Knappen gefunden. Von hiesigen Malern sind ca. 25 vertreten, darunter Direktor Professor Kolitz mit einer Landschaft, C. Neumann: „Von der schottischen Küste“ und „Strandbild“, Johannes Kleinschmidt: zwei Portraits, ein Genrebild: „Im Gebet“, eine männliche Studie, „Tyrolerin“ und „Schwälmerlieschen“, Th. Mathei (gegenwärtig in München): „Scene aus dem hessischen Aufstand gegen die französische Fremdherrschaft 1809“, L. Katzenstein: drei Genrebilder, Frl. Menshausen: „Portraitstudie“, „Gebet einer Waise“ und „Wasserrosen“, Frl. Schepp: „Rococo-Wandschirm“, „Fruchtstillleben“ und „Blumen“, A. Wagner: Genrebild und Merkel: Portrait.

---

## Briefkasten.

W. R.-L. in Kassel. Der Schluß des Vortrags rc. U. v. Hutten folgt in nächster Nummer.

E. B. in Rauschenberg. Wird benutzt. Freundlichsten Gruß.

G. S. in Grünberg. Besten Dank für Ihre gütigen Bemühungen im Interesse unserer Zeitschrift.

# Einladung zum Abonnement.

In seinem dreivierteljährigen Bestehen hat das „**Hessenland**“ den Beweis geliefert, daß es in unserm Volke Boden gefunden hat; die täglich wachsende Zahl seiner Leser zeigt, daß seine Schaffung einem vorhandenen Bedürfnisse entgegen kam.

Wir werden bemüht sein, diesen Erfolg festzuhalten, indem wir der **hessischen Geschichte und Literatur** eine Stätte bieten, da sie sich entfalten kann. Nichts Hessisches soll uns fremd sein — Alles, was unser engeres Vaterland betrifft, soll liebevolle Pflege in dem Rahmen unseres Blattes finden. Was uns Hessen vereint, nicht was uns trennt, wollen wir hegen; darum wird nach wie vor das „Hessenland“ von politischen und sonstigen Streitfragen sich fernhalten.

Wie die Zahl unserer Leser in erfreulicher Zunahme begriffen ist, so haben auch immer mehr namhafte Gelehrte und Schriftsteller durch ihre Mitarbeit uns unterstützt. Wir nennen hier nur folgende Namen:

Dr. K. Ackermann, W. Bennecke, Dr. H. Brunner, A. Gild, S. Hahndorf, Maler L. Katzenstein, Dr. Ludwig Knorz, Dr. Th. Köhler, J. Lewalter, Dr. Ed. Lohmeyer, Professor Friedrich Müller, Karl Neuber, W. Rogge-Ludwig, Major von Stamford, Franz Treller, Emilie Wepler in Kassel; Professor Gegenbaur, Jos. Grau, Bibliothekar A. von Keitz, Dr. J. Schneider in Fulda; Armand-Strubberg in Gelnhausen; Pfarrer Junghans, Banquier Neumüller, Landgerichtsrath J. Reul, Dr. G. Wolff in Hanau; Kurt Ruhn in Kesselstadt; Major von Gironcourt, Dr. Sigmund Paulus in Marburg; Th. Kellner in Melsungen; Hofrath Preser in Wächtersbach; Julius Braun, Nataly von Eschstruth, E. v. Hohenhausen, Dr. Julius Rodenberg in Berlin; Professor Dr. Adolf Müller in Chemnitz; Major H. von Pfister in Darmstadt; Direktor Julius Gräfe in Dresden; E. von Goeddaeus, Dr. Hugo Goldschmidt, Otto Kanngießer, Elisabeth Mentzel, D. Saul in Frankfurt a. M.; Gymnasialdirektor Dr. Leimbach in Goßlar; Hans Paulus in Halle a. d. S.; Gustav Kastropp in Hannover; Jul. Bößer in Köln; H. Keller-Jordan in München; Ludwig Mohr in Nordhausen; Malwida von Meysenbug in Rom; Feodor Löwe in Stuttgart; A. Trabert in Wien; Major August von Baumbach in Wiesbaden.

Um aber unserm Blatte nicht nur eine geistige, sondern auch eine materielle Grundlage zu sichern, bedürfen wir auch ferner und in erhöhtem Maße der Mitwirkung aller unserer Freunde.

An unsere Mitarbeiter geht das Ersuchen, uns wie bisher durch Beiträge zu erfreuen und weiter ihr bestes Können für das „Hessenland“ einzusetzen. Unsere Leser bitten wir, uns treu zu bleiben und da Nachsicht walten zu lassen, wo wir ihren Ansprüchen nicht nachkommen sollten. Alle aber werden ersucht, für die Verbreitung unseres Blattes eifrigst zu wirken, ein Jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften; denn nur, wenn das „Hessenland“ in unserer Heimath überall eingebürgert ist, wird es im Stande sein, seine Bestimmung zu erfüllen. Gern sind wir bereit, jedem Leser Probenummern zur Weitergabe unentgeltlich zu überlassen.

Auch sind wir dankbar, wenn uns geeignete Adressen mitgetheilt werden, insbesondere solcher Landsleute, die in der Fremde weilen.

Wir werden trotz der hohen Kosten, welche die vornehme Ausstattung des Blattes bedingt, an dem seitherigen billigen Preise festhalten und die leistungsfähige Offizin, in welcher dermalen das „Hessenland“ hergestellt wird, bürgt mit ihrem Namen dafür, daß auch im Vertriebe künftig Störungen ausgeschlossen bleiben.

So laden wir denn **zum Abonnement auf das IV. Quartal** ein, in der Hoffnung, daß unser Unternehmen überall da freundlich aufgenommen werde, wo hessische Herzen schlagen.

**Die Redaktion des „Hessenland“.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 20. Kassel, 15. Oktober 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



## Herbstlied.

Die Luft ist rein und köstlich
Und weckt den Wanderdrang;
Ein scharfer Wind nordöstlich
Beflügelt meinen Gang.
Ich schreite durch die Gründe,
Ich steige zu den Höhn
Und sing' es laut und künde:
O Herbst, wie bist du schön!

Nun strahlt in hundert Farben
Des deutschen Waldes Pracht;
Es sind die letzten Garben
Der Ernte eingebracht.
Herr Sommer, gute Reise!
Wir haben mit Gestöhn
Geschafft in deinem Schweiße —
O Herbst, wie bist du schön!

Im Keller liegt ein reicher
Gewinn an süßer Frucht
Und brechen will der Speicher
Von all des Segens Wucht.
Nun klingt von allen Bänken
Ein Fiedeln und Getön,
Nun hallt's aus allen Schenken:
O Herbst, wie bist du schön!

Die Burschen und die Maide
Drehn um die Linde sich
Die Alten — trotz der Kreide —
Sie zechen männiglich.
So pflegen sie's zu halten
Von Weser bis zur Rhön
Die Jungen und die Alten:
O Herbst, wie bist du schön!

D. John.



# Ein Fürst des Friedens.

Historische Skizze von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 23. Mai 1413 starb Landgraf Hermann der Gelehrte im Alter von 73 Jahren, nachdem er fast 10 Jahre Mitregent seines Onkels des Landgrafen Heinrich II., des Eisernen, gewesen war und 36 Jahre (von 1376 an) allein regiert hatte. Sein Leben war ein ununterbrochener Kampf, aber der thatkräftige Fürst, den seine Feinde anfänglich als „Baccalaureus" verspottet hatten, welchen sie „reisig" machen wollten, wurde all' seiner Gegner mächtig und führte mit fester Hand und unbeugsamen Sinnes seine Herrschaft. Ihm folgte in der Regierung sein 11jähriger Sohn Ludwig, das jüngste seiner Kinder. Zweimal war Hermann der Gelehrte verheirathet gewesen, das erstemal mit Johanna von Nassau, die 1383 kinderlos verstarb, das zweitemal mit Margarethe von Hohenzollern, einer Tochter des Burggrafen Friedrich's V. v. Nürnberg, die männlichen Muthes ihm treu zur Seite stand, von der eine volksthümliche Chronik jener Zeit meldete, daß sie mehr regiert, „denn der Herr". Acht Kinder entsprossen dieser Ehe, vier Mädchen und vier Knaben, aber nur die beiden Töchter Margaretha und Agnes und der Sohn Ludwig überlebten die Eltern, von denen die Mutter schon 1406 gestorben war. Ludwig war am 6. Februar 1402 zu Spangenberg geboren. Er war ein schwächlicher Knabe, dies mochte denn auch der Grund sein, daß ihn sein Vater nicht zu den Studien anhielt, oder mochte den Letzteren, den Magister liberalium artium, der in Paris Theologie studirt und zu Prag in seinem 20. Jahre vor dem Kaiser Karl IV. die Probe seiner Gelehrsamkeit bestanden, die Erkenntniß geleitet haben, daß zu einem tüchtigen Regenten andere Eigenschaften als die bloße Gelehrsamkeit erforderlich seien? Genug, vom wissenschaftlichen Unterrichte blieb der junge Ludwig verschont, aber eine streng religiöse Erziehung wurde ihm zu Theil, deren Grundlage Gottesfurcht und gute Sitten bildeten. Und dieser frommen, aber nicht frömmelnden Richtung ist Ludwig sein Leben lang treu geblieben.

Der junge Ludwig trat unter der Vormundschaft des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, seines Schwagers, die Regierung an. Als Räthe standen ihm zur Seite der Abt Dietrich v. Corvey, Ritter Hermann Trott, Heinrich von Holzheim, Hofmeister Wolf v. Wolfershausen, Marschall Eckhard v. Röhrenfurt. Eine der ersten Handlungen der neuen Regierung war die Bestätigung alter Freiheiten für die hessischen Städte, durch deren Beistand allein das Haus Hessen sich in den gefahrvollsten Lagen behauptet hatte. Für die Stadt Kassel erschienen neue Statuten, welche am 29. Juni 1413 verkündigt wurden. Sie wiederholen die acht Artikel der ältesten Statuten vom Jahre 1239, die Landgraf Hermann II. von Thüringen und Hessen, Sohn der hl. Elisabeth, der Stadt verliehen hatte, und fügen noch 12 neue Artikel hinzu. Es würde zu weit führen, wollten wir hier die acht Artikel der ältesten Statuten ihrem Inhalte nach wiedergeben, nur das wollen wir bemerken, daß deren Hauptzweck war, dem Bürger die persönliche Sicherheit, den Schutz gegen Gewaltthätigkeit zu gewährleisten und zu bestätigen. Dagegen können wir es uns nicht versagen, hier wenigstens den Inhalt der wesentlichsten unter den zwölf neuen Artikeln, die sämmtlich mit Rücksicht auf den Vortheil und das Interesse der Bürgerschaft erlassen waren, kurz zu skizziren.*)

Der 9. Artikel räumt einige Hindernisse des freien Handels, welche durch fürstliche Beamten etwa hervorgerufen würden, hinweg. Selbst wenn die Stadt mit Bewaffneten besetzt werden müßte, sollten die verkäuflichen Gegenstände nach der Taxation zweier tüchtiger Schöffen verkauft,

---

*) Vergl. Kopp, Hessische Gerichtsverfassung, Nr. 12 der Beilagen, sowie Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel.

und sollte für ihre Bezahlung Sicherheit geleistet werden.

Der 12. Artikel gestattet die Freizügigkeit eines Bürgers, wenn er seinen Gläubigern genug gethan und etwaige Strafe erlegt hat. Bürger, welche sich in Kassel niederlassen wollen, sollen ehrenhaft aufgenommen werden.

Der 13. Artikel verbietet, den rechtmäßigen Nähererben eines Bürgers in der Antretung der Erbschaft zu hindern.

Der 14. Artikel verbietet allen Vorzug beim Einkauf der Lebensmittel auf öffentlichem Markt.

Der 15. Artikel verspricht, das liegende Eigenthum, Höfe und Ländereien, welche nach Recht von der Stadt aus bebaut werden, mit keinen Kontributionen und Auflagen zu beschweren.

Der 16. Artikel bestimmt, daß Keiner aus der Bürgerschaft zum Schultheiß ernannt werden solle, damit nicht aus Haß oder Gunst die Unparteilichkeit des Gerichts verletzt werde.

Der 18. Artikel erklärt, daß die Beamten im Gericht, wo Strafen zuerkannt werden, mit dem, was die Schöffen für recht und billig erkennen, zufrieden sein sollen.

Der 19. Artikel verspricht den geliebten und treuen Bürgern Kassels, sie in keiner Hinsicht gegen die Gerechtigkeit zu beschweren. —

Der merkwürdigste unter diesen Artikeln ist jedenfalls der 16., nach welchem der Schultheiß, d. h. der oberste Beamte der Bürgerschaft, niemals aus deren Mitte gewählt werden darf. Es sollte ausgesprochenermaßen dadurch jeder Parteilichkeit, der Furcht, daß Familienverbindungen auf die richterlichen Entscheidungen einwirken möchten, vorgebeugt werden.

Diese Statuten wurden in den Jahren 1425 und 1444 noch erweitert. In dem Nachtrage zu denjenigen vom Jahre 1425 wird festgesetzt, „wie man kiese und setze den Rath zu Kassel,“ wobei u. a. der sehr richtige Satz aufgestellt wird, daß „vil Verwandlung nicht gut sey in dem Rathe“. —

In die ersten Jahre der Regierung Ludwigs fällt ein Streit mit dem Grafen Johann mit der Haube, dem kriegerischen Sohne Johann's I. von Nassau-Dillenburg. Derselbe hatte noch zu Lebzeiten des Landgrafen Hermann das Land an der Lahn (Oberhessen) überfallen und verheert, auch den landgräflichen Hofmeister von Riedesel gefangen genommen. Landgraf Ludwig sandte ihm einen Streithaufen unter Werner von Elben und Konrad von Wallenstein entgegen. Während die Hessen in dem Stippacher Thale an der Dill, unweit Herborn, verweilten, erschien Graf Johann von Siegen, um sie zu umzingeln. Nur eine außerordentliche Kriegslist konnte, wie Rommel in seiner Geschichte von Hessen nach den alten Chronisten berichtet, dem weit zahlreicheren Feinde den Sieg entreißen. „Zu diesem Zwecke wurden die Troßbuben in einem nahe gelegenen Walde versteckt, mit dem Befehle, so bald sie das Zeichen zur Schlacht vernähmen, in die Hörner zu stoßen und durch lautes Kriegsgeschrei den Feind zu verwirren. Diese Kriegslist gelang. Die Nassauer, welche einen Hinterhalt vermutheten, wurden in Unordnung gebracht und bis nach Herborn getrieben. Das Panier des Grafen wurde erbeutet und zu Marburg in der Kirche der hl. Elisabeth aufgehängt. Die Niederlage der Nassauer war so bedeutend, daß zur Aufnahme der Gefangenen die Thürme von Marburg, Biedenkopf, Blankenstein und Königsberg geöffnet werden mußten.“ Unter den Gefangenen war auch ein Hesse, Fritz Galgenholz, der als Kundschafter des Grafen seinen Landesverrath mit dem Leben büßen mußte. An seinen an sich schon ominösen Namen mag sich wohl auch das Sprichwort „Falsch wie Galgenholz“ knüpfen. — Durch jenen Sieg hatten die langjährigen Fehden mit Nassau ihr Ende gefunden.

Nach geendigter Vormundschaft begab sich Landgraf Ludwig in Begleitung von 400 Rittern nach Kostnitz zum Kaiser Sigismund. Hier empfing er am 25. Mai 1417 die Reichsbelehnung mit dem Fürstenthume der Landgrafschaft Hessen, auch wurde ihm seitens des deutschen Kaisers der ehrenvolle Auftrag, in dessen und des Reiches Namen den Herzog Otto von Braunschweig und Göttingen, seinen andern Schwager, zu belehnen. An dem Hoflager zu Kostnitz war böswilliger Weise vor seiner Ankunft das Gerücht verbreitet, daß Landgraf Ludwig wegen seiner körperlichen Schwachheit unfähig zum Regieren sei. Auch um dieses Gerücht zu widerlegen, hatte er die Reise nach Kostnitz unternommen und der Kaiser soll, wenn anders die Schilderung eines Chronisten richtig ist, beim Anblick und dem Verkehre mit ihm die Aeußerung gethan haben, daß man Jünglinge und junge Pferde nicht sogleich verwerfen dürfe, indem immer noch gute Männer und tüchtige Rosse daraus erwachsen könnten. Die natürlichen Fähigkeiten des jungen Regenten waren dem scharfen Auge des Kaisers nicht verborgen geblieben.

Als 1419 der Hussitenkrieg ausbrach, begleitete Landgraf Ludwig den Kaiser auf dessen erstem Zuge nach Böhmen. Später begnügte er sich, seinen Bundestheil dahin zu senden. In jener Zeit begann er auch seine gesetzgeberische Thätigkeit, mit welcher wir uns in dem nächsten Artikel beschäftigen werden. (Fortsetzung folgt.)

*

# Sophie von Gilsa.

## Ein hessisches Dichterbild von Jos. Grineau.

Im Maimonat d. J. waren acht Jahrzehnte verflossen seit der Geburt einer hessischen Dichterin. Lange schon ist zwar ihr Erdendasein abgeschlossen, und die Geschichte der Literatur hat ihren Namen nicht vor der Vergessenheit bewahrt, um so mehr aber möge es nun diese Zeitschrift als Ehrenpflicht betrachten, eine beinahe Verschollene, die doch durch und durch eine echte Dichternatur gewesen, in das Andenken des hessischen Volkes zurückzurufen und ihr hier ein schlichtes Denkmal zu setzen.

Im sogenannten „Löwensteiner Grund," einem reichen und gesegneten Landstriche an der Schwalm, liegt der Stammsitz der Freiherren von und zu Gilsa, eines alten kraftvollen Geschlechtes, das dem Hessenland so manchen wackern Haudegen ohne Furcht und Tadel zur Wehr gestellt hat; — erwähnt sei nur der Generallieutenant Eitel Ludwig Philipp von Gilsa, der sich im siebenjährigen Krieg durch die glänzendsten Waffenthaten hervorthat und die volle Anerkennung und Hochachtung Friedrich's des Großen gewann. Doch nicht minder als die Söhne dieses Hauses zeichneten sich auch seine Töchter durch vortreffliche Eigenschaften und einen seltenen Adel der Gesinnung aus, vorab diejenige, deren Gestalt wir hier vorzuführen versuchen wollen.

Sophie Ernestine Marianne Dorothea Christiane von Gilsa wurde zu Gilsa am 18. Mai 1807 geboren als Tochter des Oberstallmeisters Karl Ludwig Philipp von Gilsa und dessen Gattin Elisabeth Maria Frida, geb. von Buttlar. Schon als Kind zeigte sie hervorragende Geistesanlagen, welche in einem Erziehungsinstitute zu Hanau eine sorgfältige Ausbildung erhielten. Gleich ihrer älteren Schwester Karoline wurde ihr dann frühe ein Platz in dem freiadeligen Damenstifte Wallenstein, jenem Stifte, das seinen Namen so ruhmvoll in die Blätter der vaterländischen Geschichte eingeschrieben hat, als ebenfalls eine Freiin von Gilsa, in den Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung, ihm als Aebtissin vorstand, während Marianne von Stein, die Lieblingsschwester des berühmten deutschen Staatsmannes, — „Deutschland's Edelstein!" — damals Dechantin war. Bekanntlich mißlang der Aufstand der hessischen Helden, die das Joch der fremden Zwingherrschaft zerbrechen wollten, und wie Alle, auf denen der Verdacht ruhte, dabei betheiligt gewesen zu sein, schwer für ihren Patriotismus büßen mußten, so auch jene edlen Frauen. Die schmählichste Behandlung wurde ihnen zu Theil, die brutalen Gewalthaber scheuten sich sogar nicht, sie in ein Gefängniß für gemeine Verbrecher zu bringen.

Im Jahre 1830 wurde das Damenstift von Homberg nach Fulda verlegt, wo es im anmuthigsten Theile der Stadt ein sehr geräumig angelegtes Gebäude mit vielen Nebenbauten käuflich erwarb; — es war das Palais, in dem der Letzte von Fuldas geistlichen Fürsten, nachdem er aus dem gegenüberliegenden Residenzschlosse vertrieben worden, nachtrauernd einer untergegangenen Zeit, seine Tage beschlossen hatte. In den Räumen dieses schloßartigen Hauses, das mit der Rückseite in einem großen Garten steht und über grüne Baumreihen nach der majestätischen Kathedrale hinblickt, verbrachte Sophie von Gilsa nun ihr Dasein und strebte, es möglichst befriedigend auszufüllen. Hier fand sie hinlänglich Muße, ihr ästhetisches Empfinden zu schulen und zu läutern, und um den Drang nach intellektuellem Wirken in recht nützlicher und fruchtbringender Weise zu bethätigen, ertheilte sie selbst Unterricht in fremden Sprachen, wobei ihr eifrigstes Bemühen stets darauf gerichtet war, in die jungen Seelen ihrer Schülerinnen die Keime des Edlen und Schönen zu senken. — Aber auch an den geselligen Freuden der gemüthlichen Stadt betheiligte sie sich gern; denn als längst schon ihre Jugend erblichen war und andauernde Kränklichkeit düstere Schatten auf ihr Leben warf, blieb ihr immer noch die Erinnerung an die „fröhlichen Tanzabende im Odenwald'schen Garten" (jetzt Bellevue) ein lichter freundlicher Nachglanz. Und doch, die reichsten Stunden, die sie lebte, waren jene, welche ihr im dichterischen Schaffen aufgingen! Gewiß sind die Beziehungen zu bedeutenden literarischen Persönlichkeiten wie Heinrich Koenig und Franz Dingelstedt, die damals in Fulda lebten, nicht ohne Einfluß auf den empfänglichen Geist der hochbegabten Stiftsdame geblieben und haben sie zum literarischen Schaffen angeregt.

Mit welcher ihrer Geistesarbeiten sie zuerst vor die Oeffentlichkeit getreten — für eine Frau ja besonders ein gewagter Schritt — war leider nicht mehr zu ermitteln, vielleicht war es jene Schrift, welche vorzugsweise ihre hohe Gesinnung im hellsten Lichte zeigt. Es hatte sich nämlich in Fulda in den dreißiger Jahren eine Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern vom Orden des hl. Vincenz von Paula festgesetzt, aber — seltsam! — in der alten katholischen Stadt

regten sich mancherlei Vorurtheile gegen diese Niederlassung, und die frommen opfermuthigen Krankenflegerinnen hatten vielfach dagegen zu kämpfen. Da wallte das für alles Gute und Große begeisterte Herz der Dichterin auf, und mit demselben ritterlichen Sinn, mit dem wohl einst ihre Ahnen zum Schwert griffen, um die Unterdrückten zu schützen, griff sie jetzt zur Feder und, frei von aller konfessionellen Voreingenommenheit, schrieb sie, die protestantische Stiftsdame, eine Apologie des Ordens der barmherzigen Schwestern. —

Die Fluth späterer belletristischer Erzeugnisse hat hinweggeschwemmt, was einst von Sophie von Gilsa auf dem Büchermarkt erschienen; zumeist waren es Uebersetzungen aus dem Englischen wie „Hypatia" von Kingsley; denn die Dichter England's waren es ja vorzugsweise, die ihr Gemüth wie mit einem Zauber umsponnen hatten. Mit Entzücken tauchte sie in die Gedankenfülle und Bilderpracht eines Byron, Moore, Longfellow, einer Felicia Hemans u. A., und was sie dort lebendig erfaßt, das drängte dann wieder mächtig zur künstlerischen Wiedergabe in der eigenen Sprache.

Diesen Dichtern blieb sie treu bis an ihr Lebensende, und so war denn auch ihre letzte Gabe, ihr Schwanengesang, eine Anthologie englischer Gedichte, die mit dem feinsinnigsten Geschmack ausgewählt und mit leichter, sicherer Formgewandtheit ins Deutsche übertragen sind. Dieses Büchlein ist in hübscher Ausstattung im Verlag von Aloys Maier in Fulda, 1858 erschienen. Da der Herr Verleger so gütig war, den Abdruck einiger Gedichte zu gestatten, so mögen dieselben in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift folgen.

(Schluß folgt.)

## Die 53. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. *)

(Schluß.)

Nachdem der Vorsitzende des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Herr Major C. von Stamford, in Fortsetzung seines Vortrages über Ulrich von Hutten erwähnt hatte, daß Hutten nicht bloß in Dürftigkeit seine mühevollen Tage hingebracht, daß er auch seit dem Jahre 1508 ein schweres Leiden mit sich herumgetragen habe, welches von jener seit der Entdeckung Amerikas nach Europa verpflanzten Seuche herrührte, die so viel Unheil, so viel Schmerzen und schweres Siechthum für die davon Betroffenen zur Folge hatte, fährt Redner wie folgt fort:

Huttens theuerer hochgehaltener Kaiser, der edle Max, war am 12. Januar 1519 zur ewigen Ruhe eingegangen. Im Reiche regten sich die nun ganz meisterlosen Kräfte und der schwäbische Bund beschloß dem Herzoge Ulrich zu Leibe zu gehen, gegen welchen Kaiser Max nicht ernstlich eingeschritten war. Auch für die Familie Hutten schien die Zeit der Vergeltung des Mordes ihres Angehörigen durch den Herzog gekommen, und unseren Ulrich finden wir im März in dem verbündeten in Würtemberg einrückenden Heere. Es hatte leichtes Spiel, da dem Herzoge die geworbene Hilfe aus der Schweiz abwendig gemacht worden war und er fast ohne Schwertschlag sein schönes Land aufgeben mußte. Einer der höchsten Führer des Bundesheeres war Franz von Sickingen. Er und Hutten, zwei große aus der Ritterschaft hervorgegangene Gestalten in deren letzter Zeit, der Eine das Schwert, der Andere die Feder handhabend, Beide voll Geist und Kraft, mußten sich anziehen. Bald schon wurde das Verhältniß zur Freundschaft, die beiden Männer waren fast stets zusammen.

Nach dem Feldzuge hielt sich Hutten zur Cur in dem Wildbade auf und das Gefühl wiedererlangter Gesundheit schwellte seine Brust mit neuen Lebenshoffnungen, der Gedanke an eine Lebensgefährtin tauchte in ihm auf. Wir können es wohl glauben, daß dem durch die Verhältnisse wie durch die Unruhe seines Geistes und Wanderlust so vielfach Umhergetriebenen das Bild eines Hafens in stiller glücklicher Ehe lockend erscheinen mochte. Wie er aber sich darin gefühlt haben und wie sein dem Kampfe gewidmetes Leben sich unter einer solchen Fessel gestaltet haben würde, muß unentschieden bleiben, da die ziemlich lang geführten Verhandlungen nicht zum gewünschten Ende führten. Man wird gefesselt von Huttens Aeußerungen, in denen er beschreibt, welche Eigenschaften seine Frau haben müsse und was er an äußeren Umständen zum Leben beanspruche. Eine Edeldame Frankfurts scheint die Erkorene gewesen zu sein, denn die Hutten befreundeten Haman von Holzhausen und Arnold von Glauburg daselbst waren in der Angelegenheit thätig. Woran der Plan scheiterte, wissen wir nicht, vielleicht war es besser so, der Enttäuschte durfte mit einem anderen großen Kämpfer,

*) S. Nr. 17 unserer Zeitschrift.

Lessing, nach dem kurzen Glücke beim Tode seiner Eva, aussprechen: „ich wollte auch einmal glücklich sein wie andere Menschen.“ Unter verschiedenen Schriften, mit denen er von dem Jahre 1519 auf 1520 beschäftigt war, beendete er vermuthlich den Dialog, „Fortuna“ zuerst, welcher seine Persönlichkeit, seine Wünsche und Hoffnungen darlegt und die Anklänge seines Liebestraumes ertönen läßt.

Trotz der entschiedenen Gegenwirkung des Papstes, welcher die Krone des Reiches Franz I. von Frankreich zuzuwenden wünschte, war sie am 28. Juni 1519 dem Könige Carlos von Spanien, Maximilians Enkel, übertragen worden. Kurfürst Albrecht hatte in erster Linie für ihn gewirkt, Hutten gab sich um so mehr der Hoffnung hin, der junge König werde der römischen Fremdherrschaft in Deutschland Schranken setzen; in den ersten Monaten des J. 1520 ist er auf Steckelberg mit der Herausgabe seiner neuesten Schriften beschäftigt, unter welchen der „Vadiscus“ oder die römische Dreifaltigkeit, die wichtigste ist. Die Disputation zwischen Luther und Eck im Juli 1519 zu Leipzig hatte Hutten auf andere Gedanken hinsichtlich der Sache Luthers gebracht und er sah sie nicht mehr als ein Mönchsgezänk an. Er fühlte sich bald mächtig von ihr angezogen und während er seither den Druck von jenseit der Alpen nur bekämpfte, um seinem Vaterlande eine würdigere politische Stellung zu erringen, wurde jetzt aus dem ritterlichen Dichter ein Gehilfe des Kirchenbesserers. Dieser Zeitpunkt ist als eine Wende in Huttens Leben anzusehen, welche dessen zwei große Perioden scheidet. Noch im Januar 1520 redet er auf Sickingen ein, um ihn für Luther zu stimmen, der gewaltige Ritter sichert auch dem Mönche eine Zuflucht zu. Im April erscheint mit vier anderen Schriften Vadiscus, worin in kühner rücksichtsloser Sprache die Vorwürfe gegen die Herrschaft Roms der Welt dargelegt werden; der Wahlspruch alea jacta est, welchen Hutten bereits einer Streitschrift gegen Ulrich von Würtemberg vorgesetzt hatte, erscheint hier mit weit mehr Berechtigung und in weit großartigerer Bedeutung. Denn nach dieser zugleich zur Aufstachelung des Königs angelegten Herausforderung durfte der Urheber derselben auf die Milde der angegriffenen Weltmacht nicht mehr rechnen, wollte dies wohl auch nicht. Er hatte die Brücke hinter sich abgebrochen. Neben dem Vadiscus führte er einen zweiten empfindlichen Schlag. In der Bibliothek zu Fulda hatte er eine Schrift aus dem Jahre 1093 gefunden, in welcher der geistliche Primat des Papstes anerkannt, jedoch seine Einmischung in die weltlichen Dinge scharf verurtheilt und zurückgewiesen wird. Bischof Waltram von Naumburg wird für den Verfasser dieser das Recht Deutschlands und des Kaisers kräftig vertretenden Schrift gehalten. Hutten gab sie mit einer Vorrede heraus, über den Fund jubelnd; er widmete sie des Königs Bruder Ferdinand und mahnt, Karl V. möge sich Heinrich IV. zum Vorbilde nehmen. Um persönlich auf den Erzherzog einzuwirken, machte der Hoffnungsreiche sich im Juni 1520 auf den Weg an dessen Hof zu Brüssel, er ist wahrscheinlich gar nicht bis zu Ferdinand vorgedrungen und kehrte ernüchtert, doch nicht entmuthigt heim. Noch in den Niederlanden begegnete ihm ein tragikomisches Abenteuer mit dem Ketzermeister Hoogstraten, Reuchlins Todfeinde; er traf ihn auf dem Wege, erkannte ihn und bedrohte ihn mit dem Tode für seine Thaten, ließ ihn aber laufen, als der gefürchtete Verfolger der Ketzer auf den Knien um Gnade flehte. Man hatte Hutten schon todt gesagt, da es verlautete, der Papst sei gegen ihn äußerst erbittert und Dolch oder Gift damals leicht sich für Den fanden, welcher der höchsten Macht sich unbequem erwies. Er wurde als ein Geretteter in Mainz empfangen. Der Erzbischof hatte ihn auf eigenen Wunsch schon 1519 aus dem Hofdienste entlassen, jedoch ihm den Gehalt weiter verwilligt, sodaß er als Diener des Fürsten ohne augenblickliche Verwendung anzusehen war. Dieses Verhältniß könnte befremden, nachdem Hutten dem römischen Hofe tödtliche Feindschaft erklärt hatte. Wenn jedoch nach seinem Plane die Gewalt des höchsten Oberhauptes der Kirche in Deutschland beschränkt wurde, und dessen eigene eine selbständige Stellung erlangte, mußten Macht und Einfluß des ersten deutschen Kirchenfürsten naturgemäß wachsen. Albrecht konnte also Huttens Thätigkeit gar nicht sehr gram sein. Als ein päpstliches Breve vom 12. Juli ihm zukam mit schweren Vorwürfen darüber, daß er einen solchen Feind der Kirche im Dienste habe, wußte Albrecht sich in einer fast erheiternd wirkenden Weise damit zu entschuldigen, daß er den Missethäter entlassen habe und seine abscheulichen Schriften nicht mehr in Mainz gedruckt werden dürften. Des Kurfürsten Hofprediger, welcher die Rechtfertigung abfaßte, war ein Freund Huttens.

Nach einem Besuche der Aeltern auf Steckelberg ritt Ulrich zum Freunde auf der Ebernburg, im September; Sickingen wollte der König Karl empfangen, Hutten gab ihm ein „Klagschreiben“ mit, worin er über die Nachstellungen gegen ihn an dem Hofe zu Brüssel, vorab aber darüber, daß der Papst den Befehl gegeben habe, ihn gefangen nach Rom zu schaffen, vor dem Richterstuhle des Königs bittere Klage erhebt, dessen Rechte durch die päpstliche Weisung verletzt wurden. In der ihm eigenen offenen und kühnen Weise gesteht er zu, auf Aenderung der bestehenden Ordnung hinzuarbeiten, aber um die deutsche Freiheit zu retten und des Kaisers Macht wiederherzustellen. An die Kurfürsten von Sachsen und von Mainz richtete Hutten Schreiben verwandten Inhalts und Luther benachrichtigte er von dem ihn Bedrohenden mit der Versicherung, daß er den Kampf fortsetzen werde; der Brief machte tiefen Eindruck auf Luther. Gegen diesen erließ der Papst die Bannbulle vom 12. Juni 1520 und durch seine Schrift „von der baby=

lonischen Gefängniß der Kirche" warf der bisher noch mit Scheu vor dem Papsttume Vorgegangene diesem nun auch im October den Fehdehandschuh hin. Mit dem Verbrennen der Bannbulle und der päpstlichen Rechtsbücher am 10. December durch Luther war der Riß unheilbar geworden.

Die seitherigen Schriften Huttens konnten nur in beschränkter Weise wirken, nur die Gelehrten und Gebildeten vermochten sie zu lesen; jetzt entschloß er sich, da wie er sagte, von den Lateinverständigen allein die Besserung nicht zu erwarten sei, in der Sprache des Volkes zu schreiben. Diese war, eben weil alles Wichtigere, die Geschäfte, die Wissenschaft, im Lateinischen behandelt wurden, noch unausgebildet, wirkte aber deshalb durch Treuherzigkeit um so mehr. Die erste deutsche Schrift ist die „Clag und vormanung gegen dem unchristlichen übermäßigen gewalt des Bapsts zu Rom und der ungeistlichen geistlichen;" gewaltig war ihre Wirkung in der schon durch Luthers deutsch verfaßte Schrift „an den Adel deutscher Nation" tief erregten Nation. Da Hutten selbst das Gedicht einen zornigen Spruch nennt, mag man ermessen, mit welcher Kraft und Leidenschaft es durchtränkt ist. Seinen Denkspruch übersetzte er jetzt in das kräftigere „Ich habs gewagt." Er hoffte immer noch auf den am 23. October 1520 zu Aachen zum Kaiser gekrönten Karl und wandte sich an ihn mit einer Schrift „Kurze Anzeig wie allewege sich die Bäpst gegen den deutschen Kaisern gehalten haben." Das Alles sollte erfolglos bleiben, von diesem Fremdlinge war nichts wahrhaft Deutsches zu erwarten, der Schwerpunkt seiner Macht lag wie bei einer Waage zwischen den großen Massen seiner Reiche, also nicht in Deutschland. Karl konnte nicht mit dem Papste sich überwerfen, der ihm sonst in Spanien, in Oberitalien, in Neapel die schlimmsten Schwierigkeiten bereitet haben würde. Es war ein ungeheueres geschichtliches Unheil für Deutschland, daß 1519 nicht ein nationaler Fürst an die Spitze berufen wurde, wofür Friedrich von Sachsen wohlgeeignet erschien.

Auf der Ebernburg arbeitete Hutten mit leidenschaftlichem Eifer an dem erfaßten Werke, immer neue Schriften gingen aus, er der Ritter, erbot sich sogar zum Verhöre vor dem Kaiser, wo er auf Grund der heiligen Schrift seine Sache zu vertheidigen gedenke. Innig hatte sich das Verhältniß zu Sickingen gestaltet und es ist, wie Huttens Biograph ausspricht, „eines der schönsten Bilder in der Geschichte unseres Volkes. Am gastlichen Tische auf Ebernburg sitzen zwei Ritter an den Winterabenden im Gespräche über die Deutscheste Angelegenheit, der eine Flüchtling, der andere sein mächtiger Beschützer, jener der Jüngere ist der Lehrer, der Ältere schämt sich des Lernens nicht . . . ." Sickingen war nun ganz für die Sache Luthers gewonnen. Unter den hier 1520/21 verfaßten Schriften gibt eine „die Räuber" betitelt, Aufschluß über einen merkwürdigen Fortschritt in der Entwickelung Huttens. Im Sinne der den Städten feindselig und mit Geringschätzung gegenüberstehenden Ritterschaft hatte auch er das Städtewesen, die Krämer, mißachtet, obwol er nicht selten in Städten sich aufgehalten hatte. Sein ritterlicher Stolz beugte sich nun der Erkenntniß, daß es der Mitwirkung der Städte bei dem großen Werke der Neugestaltung und gegenüber der drohend wachsenden Fürstenmacht bedürfe. Zahlreich kamen ihm Zustimmungsschreiben zu, aus dem Volke erklangen Lieder, die ihn als volkstümlichen Helden feierten.

Im Januar von 1521 wurde der Reichstag zu Worms eröffnet, des jungen Kaisers erster. Die Nuntien des Papstes und ihr Anhang boten Alles auf, daß Luther von der Reichsversammlung verdammt werde, indessen gestand der Kaiser doch auf das Drängen der Stände zu, daß er zuvor verhört werde, was am 17. und 18. April stattfand und bekannt ist. Auch ließ Karl sich nicht verleiten, Luther das ertheilte kaiserliche Geleite zu brechen. Hutten ließ sich durch das Auftreten der Nuntien zu einem leidenschaftlichen Angriffe hinreißen, drohte dem ersten derselben, Aleander, er werde dafür sorgen, daß jener nicht lebend Deutschland verlasse und wandte sich gegen die meist auf der Nuntien Seite stehenden höheren Geistlichen im Reichstage in heftigsten Vorwürfen. In einem Schreiben an den Kaiser sagte er diesem ernste und bittere Wahrheiten. Bald darauf, wohl in der Erkenntniß, daß er zu weit gegangen sei, sandte er dem Kaiser eine Art von Entschuldigungsschreiben zu, wie er auch seinem seitherigen Herrn, der in der allgemeinen Adresse der am Reichstage anwesenden hohen Geistlichen mitbegriffen war, in einem Briefe unverbrüchliche Hochachtung aussprach. Luther benachrichtigte Hutten von dem mit ihm in der Reichsversammlung Vorgegangenen und dieser flammte in Leidenschaft und Zorn darob auf. Am liebsten hätte er gleich mit dem Schwerte dreingeschlagen, doch hielt Sickingen, bei dem die Macht dazu war, den Zeitpunkt noch nicht für gekommen; Luther wollte alle Gewalt vermieden wissen und nur durch die Macht des Wortes und der Wahrheit wirken. So mußten die Ausfälle und Drohungen Huttens übereilt und machtlos erscheinen, die Freunde waren vielfach nicht mit ihm zufrieden, die Gegner tadelten ihn bitter.

Im September 1522 machte Sickingen den Zug gegen Trier, dessen Fehlschlagen zum Untergange des Helden führte. Ob sein Freund Hutten mit in dem Heere kämpfte oder die Krankheit ihn lähmte, ist nicht bekannt; er wurde schon von Manchen todt gesagt. Als Sickingen sich auf den Angriff der drei ihm feindlichen Fürsten von Trier, Pfalz und Hessen vorbereiten mußte, war für nicht vollkommen Waffenfähige nicht mehr des Bleibens auf seinen Burgen, so auch für Hutten in neuem Siechthume. Er entschloß sich, thatsächlich geächtet wie er es war, aus

dem Vaterlande zu weichen, und ging nach Basel, wo er Sicherheit und Ruhe zu finden hoffte. Denn nicht allein die mächtige Partei der alten Kirche verfolgte ihn, auch die Fürsten waren ihm feind geworden, als dem vornehmsten Urheber der ritterlichen Bewegung neben Sickingen. Die Aeltern waren in den letzten Jahren verstorben, aber Ulrich bezog wenig oder gar nichts aus der Verlassenschaft. Da erging an ihn ein Ruf des Königs von Frankreich, als Rath in seine Dienste zu treten mit einem Jahresgehalt von 400 Goldkronen. Der Mann, welcher arm und elend sein gefährdetes Leben in Sicherheit bringen mußte, konnte doch es nicht über sich gewinnen, Dienste anzunehmen, welche nicht für sein Vaterland waren und lehnte die glänzende Stellung ab.

In Basel lebte der von Hutten auf das höchste geschätzte und ihm befreundete Erasmus zu dieser Zeit, und nach Niemanden verlangte es den Verbannten so sehr als nach ihm. Wie mußte es ihn da treffen, als Erasmus ihm durch einen Dritten unter den Fuß legen ließ, Hutten möge ihn nicht durch seinen Besuch bloßstellen. Längst schon war er mit dem Verhalten des großen Gelehrten nicht einverstanden, aus dessen Schriften die Gegner der alten Kirche viele ihrer Waffen holten und der dann sich selbst nicht treu, aus Besorgniß, seinen zahlreichen hohen Gönnern zu mißfallen die Verbindung mit jenen ablehnte. Als nun gar verlautete, Erasmus gedenke eine Schrift gegen die Evangelischen zu veröffentlichen, ließ Hutten ihn bedeuten, wenn er das thäte, könnten sie nicht mehr Freunde sein. Die Schrift erschien im März 1523 und der gereizte erbitterte Flüchtling faßte sich zum Schlage gegen den wie er meinte Abtrünnigen von der höchsten Angelegenheit. Auf Betreiben der seine Wirksamkeit fürchtenden Geistlichkeit war Hutten der Schutz des Rathes von Basel aufgesagt und er hatte ein Versteck in dem Augustinerkloster zu Mülhausen, damals einer deutschen Stadt, aufgesucht, im Januar 1523. Erasmus hatte von Huttens Vorhaben durch diesen selbst Nachricht bekommen; da in seiner Schrift offenbare Unwahrheiten bezüglich seines letzten Verhaltens gegen Hutten vorkamen, er überhaupt kein gutes Gewissen hatte, schrieb er einen Brief an jenen, um ihn von dem Angriffe abzuhalten. Unklugerweise ließ er dabei einfließen, es möchte angesichts Huttens derzeitiger Lage Leute geben, welche meinten, es sei vielleicht auf Ausbeutung, d. h. daß Hutten sich durch Geld zum Schweigen bringen ließe, abgesehen. Das reizte aber den Löwen noch mehr und ungeachtet der Bemühungen von Freunden, den Druck zu hindern, erschien im Juli eine geharnischte Schrift gegen Erasmus, welche das höchste Aufsehen machte und die Partei der alten Kirche mit Schadenfreude erfüllte, da sie den großen Humanisten denn doch für einen wahrhaften Freund nicht hielt. Erasmus ging alsbald an eine Erwiderung. Sie erschien erst nach Huttens Tode und dadurch wurde der Eindruck hämischer und unedler Stellen, welche nicht einmal das Unglück Huttens schonten, um so übler. Hatte man des letzteren Angriff nicht gebilligt, so wurde die Vertheidigung schwer getadelt, von Luther zumal.

Der Verbannte hatte seine Zuflucht aufgeben müssen, da ein Sturm auf das Kloster durch das von der Geistlichkeit aufgestachelte Volk drohte; er fand bei Zwingli in Zürich zunächst Schutz und Trost.

Den Untergang Sickingens mußte er noch erleben; heldenmütig ergab der mächtige Repräsentant einer neuen Gestaltungen weichenden Schöpfung des Mittelalters sich dem ihn überraschenden qualvollen Tod.

Wer möchte die Empfindungen Huttens schildern, die ihn bei der Nachricht vom Tode seines Freundes und großmüthigen Beschützers bewegten! War nun auch die Hoffnung auf bessere Tage für die Ritterschaft dahin, so sanken doch nicht des rastlosen Streiters kühner Muth und die Zuversicht auf das Bestehen der Sache, welcher er sein Leben, alle seine Kraft geweiht hatte. Er verfaßte noch eine Schrift „in tyrannos“ nämlich gegen die drei Fürsten, denen Sickingen erlegen war; allein wegen der Leidenschaft und Heftigkeit ihrer Ausdrücke fand sie selbst in der Schweiz keinen Drucker und Eoban, welchem Hutten nun dieselbe übersandte, um sie zum Drucke zu befördern, hatte bereits dem Landgrafen Philipp zur Besiegung der „Räuber“ (Sickingens) Glück gewünscht und bemühte sich um eine Stellung in Marburg. Die Schrift ist verloren gegangen, was sehr zu bedauern ist.

Ende Juli richtete Hutten noch einmal einen Brief an den Jugendfreund Eoban, des sterbenden Helden Schwanengesang.

Ein Anfall des alten Leidens, von welchem Hutten nie gründlich geheilt worden war, brachte dem morschen Körper das Ende. Auf der Insel Ufnau im Züricher See, deren stiller Friede seinen letzten Tagen Trost gewährte, endete der Sturm dieses Lebens. Ob es noch im Monate August oder zu Anfang Septembers war, vermögen wir nicht zu sagen.

Nachdem der Lebenslauf unseres Helden vor uns vorübergeglitten ist, möge sein Bild und eine Würdigung seines Wesens und Strebens einen Augenblick unser Interesse fesseln. Von Person klein und schmächtig, erregte bei Hutten der strenge, fast wilde Ausdruck des blassen Antlitzes die Aufmerksamkeit; die ihm innewohnende Willenskraft deckte sich mit der Zähigkeit des wenig anschnlichen Leibes, welcher so lange der Krankheit und den schrecklichen Curen widerstand. Im Umgange zeigte er sich lebhaft, von sprudelndem Witze, doch flößte er Manchem durch seine Heftigkeit Unbehagen ein, da mitunter seine Rede schneidend und zurückstoßend wurde; Mutian, eine ruhige, den Gleichmut liebende Persönlichkeit, sagt von ihm: scharf und gewaltig und ein großer

Poet ist Hutten, aber durch das leiseste Wort wird er gereizt.“ Dann war er wieder zu anderen Stunden und in anderen Stimmungen von herzgewinnender Freundlichkeit. Hutten war durchaus eine zum Kampfe angelegte Natur, bei welcher freilich Ruhe und Milde nicht erwartet werden durfte. Die ursprünglichen Anlagen seines Geistes erfuhren durch die ungewöhnlich harte und rauhe Schule des Lebens, welche er nach seiner Flucht aus dem Kloster durchlief, andere Entwickelung, als es bei regelmäßigem Bildungsgange zu sein pflegt.

Ernst faßte Hutten jede Aufgabe an, die sich ihm darbot, das viele Uebele, welches er fand und bekämpfte, reizte ihn zu loderndem Zorne. Da mußte es denn sich ereignen, daß er auch wohl über das Ziel hinausschoß und sich allein sah. Aber was er sagt, trägt das Gepräge der Wahrheit, rücksichtsloser Offenheit und Ehrlichkeit und hat stets große, einfache, die allgemeine Theilnahme fortreißende Bestrebungen. In diesem mannhaften, furchtlosen Auftreten ist er mit Luther zu vergleichen.

Als Dichter begann er seine Bahn, Vaterlandsliebe trieb ihn zu den politischen Schriften an, er wurde Agitator für die Neugestaltung des Reiches, zuletzt ein begeisterter Streiter für die Kirchenbesserung. Der Gegner, der hierbei angegriffen wurde, war der mächtigste, den es gab und der noch nie unterlegen; das verbarg Hutten sich nicht, seine Familie hielt ihren Besitz für gefährdet, die fromme Mutter weinte, wie er berichtet. Aber er schwankte nicht, riß sich los und trat an die Seite Luthers. Doch unterscheidet ihn das von Luther, daß dieser die weltliche Macht durchaus von seinem Werke ferngehalten wissen wollte, Hutten dagegen gleichzeitig die Kirche und die Staatsordnung umzubilden strebte. Dabei hat wohl das politische, nationale Element in ihm immer die Oberhand behalten.

Bei aller Freiheit und Kühnheit der Anschauungen streifte er doch bis ans Ende den Ritter nicht ganz ab; die Hoffnung, im Bunde mit Sickingen dem Ritterthume zu neuem Aufschwunge zu verhelfen, erwies sich als Täuschung, da jenes sich ausgelebt hatte und Neueren, für die Entwickelung der Nation mehr Geeignetem, dem Fürstenthume, die Gewalt und Herrschaft allein überlassen mußte. Die Täuschung war eine begreifliche und verzeihliche und groß war einen Augenblick die Gefahr, daß das unbändige Ritterwesen, welches vielerorten in wilden grausamen Fehden von neuem sich erhob, die Oberhand gewinnen möchte, zum höchsten Schaden des großen Vaterlandes. Hutten hatte sie durch das Schwerste zu büßen, was ihm auferlegt werden konnte — er mußte dem Boden Deutschlands den Rücken kehren. In diesem tiefsten Unglücke, zum Tode krank, von Allem entblößt, sodaß er Freunde um Hilfe ansprechen mußte, erscheint er am größten. Der Bettler, welchen Deutschland von sich stieß, weist das glänzende Anerbieten des französischen Königs zurück, weil er dort nicht Deutschland dienen konnte.

Wer durfte ihm doch mit Recht einen Vorwurf machen, wenn er angenommen hätte!

Als er den letzten Athemzug verhaucht hatte, nur 35 Jahre 4 Monate des Alters zählend, fand sich in seinem Besitze nichts vor, als eine Schreibfeder; aber es war die Feder Huttens!

Schwächen hatte auch er und Fehler hat er begangen, doch er strebte zum Höchsten und war ein ächt deutscher Mann der sich ganz einsetzte und so unterging. Möchte es unserem theueren großen Vaterlande in kommenden schweren Zeiten nicht an Helden fehlen, wie dieser war!

---

# Aus engem Thal.

## Novellette v. M. Herbert.

(Fortsetzung.)

Die Großmutter hat ein schmales faltiges Gesicht und kluge, strenge Augen — die Haare sind vom straffen Emporziehen nud vom „Betzeltragen“ abgebrochen, nur ein kleiner Kranz steht noch um die gefurchte Stirn, dennoch ist gewissenhaft der Versuch gemacht, von dem Rest die kleine, runde Krone mitten auf dem Kopfe herzustellen. Sie trägt einen bräunlichen Bieberrock, auf welchen ein Stück schwarzen Sammet's gesetzt ist und eine blaue Kattunjacke mit seltsam gefältelten, weiten Ärmeln, die eng um das Handgelenk schließen. Tag aus, Tag ein sitzt sie vor dem Spinnrocken und dreht das schnurrende Rad. „Brautlinnen“ für die Kathrinlies soll's geben und manchen lieben, langen Winterabend haspelt sie die Spulen ab und legt Strang auf Strang in die hölzerne Truhe. Wenig Worte macht die Großmutter, sie ist mit dem Alter noch sparsamer geworden, als sie arm ist, eng ist sie und genau, aber auch streng und redlich. In ihrer Stube steht auf einer Pritsche ein großes, breites Himmelbett mit baumwollenen Vorhängen, ein brauner Tisch,

Bänke und Stühle. An den Wänden hängen goldbeflitterte Bilder aus der heiligen Geschichte, einige eingerahmte Todtenkränze mit Inschriften vom Melsunger Stadtdichter, und ein kleines, rothes Nadelkissen in Herzform, welches daran erinnert, daß ihr seliger Mann ein Schneider war. Auf dem Fenstersims liegt die alte messingbeschlagene Bibel, deren erstes Blatt eine Art Familienchronik enthält und daneben grünt lustig das Myrtenstöckchen der Kathrinlies. Kathrinlies ist kein Dorfkind, fein, schlank und biegsam ist die Gestalt und das Gesicht mit den schwarzen Augen hat etwas Schnelles, Keckes — Gewandtes.

Die Großmutter pflegt zu sagen: „Das Mägen hot ewas in den Ögen, dos emme nit läßt.“ Aber was dieses „ewas“ war, hätte sie wohl schwer zu sagen gewußt, denn brav und fleißig war die Kathrinlies und konnte ihr keiner Uebeles nachreden. Ihr Vater war Nachtwächter gewesen im benachbarten Melsungen. Aber Vater und Mutter waren früh gestorben, bei der Großmutter war das Mädchen groß geworden und kurz nach der Comfirmation suchte sie einen Dienst in Kassel. Beim Abschied hatte die Großmutter gesagt: Bleib ein rechtschaffen Mensche, Kathrinlies und trau keinem Mannsbild über die Hecke. Tritt den Pfad nach der Schnure, Kathrinlies. Jedes Jahr zur Kirmeß ist die Kathrinlies heimgekommen zum Tanz unter der Linde und droben im Gasthofsaal und jedes Mal hat sie stattlicher und schöner ausgeschaut und den strammen, hessischen Burschen besser gefallen. Für ein tüchtig Bauernweib aber, das schwere „Kötzen“ trägt, war sie verdorben. Eigentlich auch hatte sie einen Schatz, einen Burschen aus der Stadt, den Nachbarssohn — der „krumme Hans“ genannt, weil seine Beine nicht ganz im Gleichen waren. Aber alle hatten Respect vor ihm, denn er war ein wilder Gesell und konnte das Wort und die Fäuste führen. Nur bei der Kathrinlies gab er klein bei und war zahm wie ein gefangener Falke. Mit dem Hannes hatte sie als Kind täglich gespielt und die Liebe zu ihr war in sein Herz hinein gewachsen und hatte leise und heimlich die tiefen Wurzeln geschlagen, die nicht auszurotten sind. Aber es kam eine Zeit, da ward die Kathrinlies, wenn sie heimkam, fremd und vornehm zum Hannes, das fraß ihm am Herzen und eines Tages zog er den Sonntagsrock an und fuhr nach Kassel und suchte die Kathrinlies auf, die in einem prächtigen Hause, das in der Bellevue in Kassel steht, Stubenmädchen war. Gar schmuck und niedlich sah sie aus im weißen Schürzchen und coquetten Häubchen, der Hannes stand sehr verlegen in der großen, blinkenden Küche und stotterte nur so auf die Kathrinlies hinein: „Kathrinlies, ich bin Meister geworden und wollt' dich fragen, ob du meine Frau werden wolltest — ernähren kann ich dich wohl.“

Da sah die Kathrinlies den Hannes von oben bis unten an, dann stemmte sie die Arme in die Seite und lachte laut und gellend, daß es dem Hannes in die Seele schnitt.

„Was bildest du dir ein, Hannes? Grafen und Barone gucken sich die Augen nach mir aus und ich sollte mich in deine verräucherte Pechbude sperren lassen? Und einen Burschen nehmen, der nicht einmal bei die Soldaten kommt. Ne, Hannes, das war einmal, als ich noch dumm und jung war!“

Da flammte ein heißes Licht in den Augen des Hannes auf und blitzte die Kathrinlies an, daß es ihr fast schien, als habe der Bursch plötzlich ein anderes Gesicht bekommen und sie scheu von ihm zurückwich.

„Grafen und Barone!“ höhnte er und seine Stimme, die bisher für sie kein rauhes Wort gehabt, klang scharf und schneidend: „Grafen und Barone! dann bist du freilich keine Frau für mich!“

Er sah sie an von oben bis unten, als habe er sie noch keinmal gesehen — dann sagte er: „Adjös, Fräulein Kathrinlies“ und ging die Treppe hinab.

Selbst das härteste Gemüth merkt etwas davon, wenn ein Mensch es im Zorn verläßt, der es lebenslang geliebt.

Die Kathrinlies fühlte eine dumpfe, unverstandene Reue im Herzen, als sie allein war, sie ahnte etwas von der Schwere und Bedeutung ihres Verlustes — aber es ging ihr wie Manchem Bessern — sie erkannte das Gesicht ihrer Liebe, ihres Glückes nicht einmal, als es seinen schmerzlichen Abschied nahm.

Die Zeiten vergehen. Das kleine Dorf Röhrenfurt merkt nicht viel davon — es pflügt, sät, erntet, begräbt seine Todten und zieht nach und nach seine Kinder groß und nur der Schulmeister hält eine Zeitung. Manchen möchte davor bangen, ein so enge erzogenes, weltfremdes Kind, wie es in dem abgeschiedenen Thal aufwächst, in das bewegte Leben zu senden. Aber selten berechnet ein Mensch Gefahren, die er nie erprobt. Sorglos spinnt noch immer die Großmutter das Brautlinnen des Enkelkindes. Eines Abends kommt die Kathrinlies heim, den Kopf gesenkt, den Anzug vernachlässigt. Sie geht nicht die Heerstraße, sondern schleicht sich über Hügel — Wald — und Feldweg vom Melsunger Bahnhof nach Röhrenfurt. Lange sitzt sie droben am Berge, ehe sie ins Dorf tritt. Dunkel soll es sein, wenn sie kommt. Das Thal lacht und glitzert im Abendgold — ach — wie abgestorben scheint Alles auf Erden, wenn die Freud' an uns

selber todt ist. Sie hat keinen anderen Schlupfwinkel, sonst ging sie nicht heim, denn trotz allen Leichtsinnes lebt noch in ihr der von ehrlichem Bauernblute ihr vererbte Begriff von Stolz und Ehre und sie trägt die Schmach eines Menschen — der den Werth der Ehre hochschätzt und sie doch verloren hat.

Verschlossenen trotzigen Antlitzes steht sie vor der Großmutter und bekennt nur durch ein Kopfnicken auf wiederholtes Fragen ihre Schuld. Die alte Frau, welche all' ihr Lebtag echt war wie Gold, klar wie Glas und starr und fest wie Eisen, straft sie nur mit stummer, starrer Verachtung und eines Abends bringen ihr die Burschen aus dem Dorfe eine Katzenmusik, daß die Kathrinlies wünscht, sie läge, wo das Meer am tiefsten ist. Als sie eines Morgens am Fenster steht — fährt ein Brautwagen vorüber mit Halloh und Gejauchz — Burschen mit Blumensträußen an der Mütze sitzen auf den Pferden, und hoch oben auf dem Kanapee thront die Braut mit den Kranzeljungfern in bunten Schürzen, vor der Braut steht, das Spinnrad, bewimpelt mit rothem Band —, da tritt die Großmutter neben die Kathrinlies — „das hätt'st auch haben können. Nun wird's nischt". —

Im verfeinerten Menschenherzen bildet sich mit der Zeit der Wunsch aus, Alles in der Welt lieber sein zu wollen, als einem Anderen an seine wunde Stelle zu rühren — aber der Bauer hat etwas von der alten, rohen Schadenfreude behalten, die gern auf den tritt, der am Boden liegt.

Vielleicht war es mit Absicht, daß gerade zu jener Zeit die Mädchen des Dorfes Abends so gern auf der Schwelle saßen, dem Hause der Kathrinlies gegenüber, daß sie so gern das hessische Volkslied sangen vom Lorbeerbaum. Der Kathrinlies schnitt jedes Wort in die Seele, wenn es klang:

„Ein Mädchen wollt zum Tanze gehn,
„Schneeweiß war sie gekleidet.
„Was sah sie an dem Wege stehn?
„Ein Lorbeerbaum — war grüne.

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
„Warum bist du so grüne?
„Mich hat ein kühler Thau erquickt,
„Darum bin ich so grüne.

„Und du, schwarzbraunes Mägdelein
„Warum bist du so schöne?"
„Ich esse süß und trinke Wein
„Darum bin ich so schöne."

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
„Mach du dich nicht so kühne!
„Es sind von meinen Brüdern drei,
„Die hauen dich hernieder."

„Haun sie mich diesen Winter ab,
„Aufs Frühjahr grün ich wieder,
„Ein Mädchen, das seine Ehr' verliert,
„Das find't sie niemals wieder."

Und eine der frechsten Dirnen rief wol hinauf zum Fenster der Kathrinlies: „He Kathrinlies, warum singst du nit mit?"

Da birgt das Mädchen den Kopf, aber sie schreit nicht auf. Einmal in der Nacht wacht die Alte auf — da tönt eine Stimme durch das stille Gelaß — die Kathrinlies hat's nicht aushalten können in ihrer tiefen Verlassenheit und Ausgestoßenheit, sie hat sich im Bette aufgerichtet und singt das alte hessische Kirchenlied: „Jesus nimmt die Sünder an" —. d. h. sie versucht's zu singen — denn die Stimme bricht in unartikulirtem Schluchzen — ihr Vertrauen auf ewige Gnade hält nicht aus — sie birgt das Gesicht in den Kissen. — Dennoch findet die Großmutter keinen Trost, die Schande ist ihr persönlich zu nah' gegangen. „Iß aus, was du dir eingebrockt hast"; sagt sie, die Kathrinlies lernt die Lektion, daß Menschen unsere Sünden nicht verzeihen. Einmal auch steht sie im Schilf der Fulda und um ein Haar wär's geschehn gewesen. Aber das Wasser ist so kalt und tief und dem Menschenherzen schaudert so sehr vor dem Tode. — Dann wird ein kleiner Mensch geboren, der Keinem willkommen ist.

Bald darauf stirbt die Großmutter und Kathrinlies zieht nach Melsungen. Im alten Häuschen der Mutter lebt eine Frau, der gibt sie das Kind zur Pflege. Sie selbst nimmt es mit dem Leben auf, aber schweren, dunkeln Herzens. Durch manchen Unglücksfall ist sie gänzlich verarmt — Geld verloren — Ehre verloren — Gott fast ganz verloren —! Arme Kathrinlies!

(Fortsetzung folgt.)

## Mein Musenroß.

Epistel an einen Freund.

Nun höre, Freund! Ich will Dir nicht
Die Antwort schuldig bleiben,
Mein Musenroß, so wie es leibt
Und lebet, zu beschreiben.
Du denkst vielleicht, daß Eitelkeit
Nun meine Feder schärfe,
Und ich von einem Vollblut Dir
Ein schmuckes Bild entwerfe.

O nein! Lichtbrauner Art ist es,
Wie auf den Angerrasen
Der Hessendörfer, längs der Schwalm,
Einheim'sche Stuten grasen.
Nicht Schul- und nicht Paradepferd
Kömmt es einher geschritten,
Und ist nicht in der Hochdressur
Nach Regeln zugeritten,

Nicht ist's ein Renner, der windschnell
In der Arena sieget;
Nach güld'nem Ziele, wie der Pfeil
Zum Ziel vom Bogen flieget,
Und doch kann schnellster Renner Flug
Sich nicht mit seinem messen,
Hab' ich — sein Reiter — erst einmal
Im Sattel ihm gesessen. —

Wir wurden mit einander groß. —
Ich habe es verstohlen —
Ein Knabe noch — getummelt schon
Als jung muthwill'ges Fohlen;
Als Jüngling aber konnt' ich's nicht
Verwinden und vermeiden,
Vor Liebchens Haus am lichten Tag
Es im Galopp zu reiten. —

Die Striegel und Kartätsche spart'
Ich nicht, sein Fell zu glätten,
Zur reinen Streu nicht frisches Stroh,
Das Müde weich zu betten;
Ritt es noch öftrer in die Fluth
Der Edder, es zu schwemmen;
Pflegt' ihm allmorgentlich den Schweif
Sammt Mähn' und Schopf zu kämmen. —

Wir sattelten nur, eh der Tag
Glüh in dem Osten lohte;
Wann in dem West die Sonne sank
Im Purpurabendrothe.
Dann aber galt's auch hohen Muths
Die Heimath zu durchreiten
Thalein und aus, bergan und ab,
Nach Längen und nach Breiten.

Das war vom Maine bis zur Lahn
Ein Lenken und ein Schwenken;
Da mußte oft der Fuldafluß
Mein durstig Rößlein tränken.
Da ließ ich's weiden bald im Gras
Hoch auf des Wiesners Alme,
Bald in dem grünen Prachtgeländ
Der Edder und der Schwalme.

In manchem stillen Hessenforst,
D'rin glattweiß stämm'ge Birken
Waldwieschen, born- und blumenreich,
Mit Hängegrün umzirken,
Ausruhten und genossen wir
Im Schatten duft'ger Büsche
Verschwiegene Waldeinsamkeit
In echter Sommerfrische.

Du glaubst kaum, Freund, wie so bekannt
Dem Thier seit vielen Jahren
Die Straßen all', die Schenken d'ran
Und — meine Schwächen waren.
Wo ein bemaltes Wirthshausschild, —
Ein Kranz von grünen Tannen:
Da hielt's von selbst im Gange an
Und wollte nicht von dannen. —

Und wo ein schmuckes Dirnchen gar
Den Trank der Liebe schenkte:
Zum Thorweg wie zur Einkehr es
Die schlanken Glieder lenkte;
Dann kündete's wohl jederzeit
Mit schmetternd glockenhellen
Und freud'gen Wiehern alsogleich
Den fahrenden Gesellen. —

Wohl war mein Roß in Stadt und Dorf
Und wo wir sonst geritten
Im Heimathland — vom Volke gern
Gesehen und gelitten.
Und mußten wir auf unsrer Fahrt
Auf lauter Köter treffen,
Dann zog mein Rößlein stolz vorbei
Und ließ die Köter kläffen. —

Ach! träfe, Freundchen, das Genoß
Je irdisches Verderben,
Wär's wohl mein größter Seelenschmerz,
Wär's wohl mein zeitlich Sterben! —
Denn nur mit ihm und es mit mir
Heißt für uns Beide: leben;
Ein Andres kann's nicht in der That
Für Roß und Reiter geben! — — —

**Ludwig Mohr.**

# Nekrolog.

Am 21. September d. Js. starb auf dem Rittergut Imshausen im Kreise Rotenburg der ritterschaftliche Obervorsteher und Königliche Kammerherr Bodo Trott zu Solz.

Derselbe war geboren am 17. Septbr. 1817 zu Imshausen als fünftes Kind und ältester Sohn des zu jener Zeit auf seinem dortigen Rittergut als Privatmann lebenden späteren Würtembergischen Staatsraths August Trott zu Solz. Seine erste Ausbildung empfing er auf dem Gymnasium zu Frankfurt a/M., wohin sein Vater, als der Knabe das sechste Lebensjahr zurückgelegt hatte, als Würtembergischer Bundestagsgesandter versetzt worden war. Nachdem der begabte Knabe schon im 17. Jahr das Gymnasium absolvirt hatte, ergriff er, einer früh hervortretenden Neigung für das Leben in der Natur folgend, mit Freuden den ihm von seinem Vater bestimmten Beruf eines Forstmannes, als welcher er nach tüchtiger Ausbildung durch praktische Lehrzeit und wissenschaftliches Studium auf der Universität Heidelberg und dem Forstinstitut Neustadt-Eberswalde zuerst als Förster des Forstreviers Landpoldshausen bei Heilbronn im Württembergischen Staatsdienst Anstellung fand.

In Folge des Todes des Vaters fiel dem 23-jährigen jungen Mann im Jahre 1840 die Regelung der Familienangelegenheiten zu, der er sich mit der Energie, dem praktischen Blick und der Pflichttreue, die ihn während seines ganzen Lebens auszeichneten, mit bestem Erfolge widmete. Diese Thätigkeit führte ihn öfters nach Hessen zurück und bald fühlte er sich zu dieser Heimath, der er bis an sein Ende die treueste Liebe bewahrt hat, so mächtig hingezogen, daß er sich entschloß, dem Staatsdienst zu entsagen und das ihm und seinem einzigen jüngeren Bruder gehörende Rittergut Imshausen selbst zu bewirthschaften. Mit voller Hingebung ergriff er diesen neuen Beruf, zu dem er sich mit größter Gewissenhaftigkeit durch eine Lehrzeit auf einer hessischen Domäne vorbereitete, während welcher der gereifte Mann sich unverdrossen allem unterzog, was auf einer Oekonomie einem jugendlichen Lehrling zugemuthet zu werden pflegt. Er entfaltete bei der Bewirthschaftung seines Besitzthumes eine rastlose Thätigkeit für dessen Verbesserung und Erweiterung und konnte mit Befriedigung auf deren Erfolg zurückblicken, als er das Gut beim Heranwachsen seiner Kinder wieder abgab, um sich der Erziehung der letzteren besser widmen zu können. Zugleich kehrte er zu seinem eigentlichen Element, der Forstwirthschaft zurück, indem er die Oberleitung der Bewirthschaftung des den Familien von Trott und von Verschuer gemeinschaftlich zustehenden bedeutenden Waldbesitzes, des sogenannten Trottenwaldes übernahm und zum dauernden Segen für die genannten Familien mit dieser Waldwirthschaft in völlig neue Bahnen einlenkte.

Doch galt seine Thätigkeit keineswegs nur den eigenen sowie den Interessen seiner Familie, vielmehr war es seine höchste Freude, auf den verschiedensten Gebieten in uneigennützigster Weise für seine Nebenmenschen zu arbeiten. In der um sein Rittergut angesiedelten kleinen Gemeinde war er der Helfer und Berather in allen Verlegenheiten und Nöthen, im Kreis der bereitwillige Mitarbeiter bei allen gemeinnützigen Unternehmungen. Für die Interessen der hessischen Ritterschaft trat er bei jeder Gelegenheit als thatkräftiger Wahrer und Vertreter ein und im politischen Leben war er stets auf seinem Posten zu finden, wo es galt, unerschrocken nach oben wie nach unten hin für das, was er als Recht erkannt, einzutreten. In solchem Geist entfaltete er eine erfolgreiche Thätigkeit als Vertreter der Ritterschaft auf den hessischen Landtagen wie später im hessischen Komunallandtag, und nachdem ihn das Vertrauen seiner Standesgenossen in die Stellung eines ritterschaftlichen Obervorstehers berufen hatte, bewährte er in dieser dieselbe Umsicht und eifrige Pflichttreue, die er bei der Verwaltung der Angelegenheiten seiner Familie zu bethätigen gewohnt war. Bei der treuen Anhänglichkeit, die er dem angestammten hessischen Fürstenhaus stets bewahrt hatte und bei der Liebe, die ihn für das hessische Vaterland erfüllte, mußte ihn der Untergang der Selbstständigkeit Kurhessens mit tiefem Schmerz erfüllen. Aber er sah in den Ereignissen des Jahres 1866 eine Fügung des die Weltgeschicke lenkenden Gottes und er erkannte, daß dem engeren Vaterland weniger durch unfruchtbare Renitenz, als durch thätige Mitarbeit bei Gestaltung der neuen Verhältnisse genützt werden könne. In diesem Sinne wirkte er bei verschiedenen Gelegenheiten als Vertrauensmann für die Erhaltung hessischer Einrichtungen und brachte dabei stets den Standpunkt des die vollste Achtung für die geschichtliche Vergangenheit beanspruchenden Hessen mit Festigkeit zur Geltung.

Seinem charaktervollen Auftreten fehlte es nicht an äußerer Anerkennung. Se. Majestät zeichnete ihn durch Verleihung der Kammerherrnwürde und des Kronenordens zweiter Klasse aus. Nach solchen äußeren Ehren hatte jedoch Trott niemals gestrebt, Einfachheit und Bescheidenheit waren Grundzüge seines Wesens und wenn er auch mit ächtem Stolz die Geburtsrechte seines Standes hochhielt, so war er doch völlig frei von beschränktem Hochmuth, und gewissenhafte Erfüllung der Standes*pflichten* war die erste Forderung die er an jeden stellte, welcher Standes*rechte* beanspruchte. Möchten solche ächt edelmännische Gesinnungen stets in unserer hessischen Ritterschaft gepflegt werden!

Bis zu seinem 69. Jahre war Trott im Besitz einer seltenen Gesundheit und Thatkraft geblieben, da erkrankte er im vorigen Jahre plötzlich und trotz der sorgsamsten Pflege erlag er nach neunmonatlichem schwerem Leiden. Er war zweimal verheirathet ge-

wesen, zuerst mit Ernestine von Rouch aus Heilbronn, dann mit Agnes Trott zu Solz, Tochter des früheren kurhessischen Ministers und Bundestagsgesandten Friedrich Trott zu Solz. Aus erster Ehe hinterläßt er zwei Söhne und zwei Töchter, aus zweiter Ehe einen Sohn und zwei Töchter. Sein Andenken wird in vielen dankbaren Herzen fortleben!

r.

## Aus alter und neuer Zeit.

Der älteste Vorfahr der Familie Grimm, den man bis jetzt kennt, ist Johannes Grimm, 1654 Bürger und Gasthalter in der Altstadt Hanau. Ueberhaupt ist die Familie Grimm zweifellos eine althanauische (Mittheilung meines verehrten Freundes, des Herrn Gymnasialoberlehrers Dr. Wolff zu Hanau.)

Vom 2. bis 7. Mai 1661 wurde nun zu Worms ein Provinzialkapitel des Malteserordens abgehalten, dessen Akten sich abschriftlich im hiesigen Staatsarchiv befinden.

In diesem Kapitel erklärt Herr Johann Friedrich Korf genannt Schmiesing, Komtur der Häuser Frankfurt, Mosbach, Rüdigheim, Dorlisheim und St. Johann zu Basel: es sei die Komturei Rüdigheim in der Grafschaft Hanau zum zweitenmal abgebrannt und wäre es unmöglich, solche wieder aufzubringen ohne einen vermöglichen Pächter, der nur unter Zusicherung pachtfreier Jahre zu gewinnen sei. Also habe er mit Herrn Johansen Grimb, Bürger zu Hanau, akkordirt, daß er die Komturei pachtweise auf 12 Jahre übernehme und Haus, Scheuer, Stallung und Mühle wieder von neuem aufbaue. Den Bauschilling solle er von dem Ertrag der Ernte nehmen, die auf 100 Malter angeschlagen werde. Die Grundstücke beständen in 300 Morgen Land, einem Garten am Haus und Wiesen. Auch solle der Pächter den Zehnten von Rüdigheim, Raffholzhausen und Obersheim zu genießen haben.

Das Kapitel genehmigte diesen Vertrag. Ob nun der Pächter wirklich seine Pacht angetreten und seine 12 Jahre ausgehalten hat, darüber könnten am besten die Kommendeakten, wenn sie noch erhalten sind, Auskunft geben.

Daß unser Johannes Grimb — an der verschiedenen Schreibart wird sich Niemand stoßen, der mit der Kanzleischrift jener Zeit vertraut ist — mit jenem 1654 genannten Hanauer Gastwirth Joh. Grimm identisch ist, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen.

Die Kommende Rüdigheim ist eine ins 13. Jahrhundert fallende Stiftung der Familie von Rüdigheim. Dieselbe findet sich auch mehrfach in dem Johanniterorden vertreten, so war Helfrich von R. in der Zeit von 1305 bis 1313 Großpräceptor von Deutschland, Böhmen und Polen. Er hat sich wahrscheinlich an der Eroberung von Rhodos (1310) betheiligt. Als letztes Glied dieser Familie ist mir vorgekommen Otto Philipp v. R. in Diensten des Grafen Anton Günther von Oldenburg und Schloßhauptmann zu Jever (1615). —

Osnabrück. K. Herquet.

In dem Aufsatz „Belagerte Hessen" in Nr. 17 dieser Zeitschrift ist bei Erwähnung der ruhmvollen Vertheidigung des Hohentwiel durch den aus Hessen gebürtigen Konrad Wiederhold gesagt worden, „daß die heute im württembergischen Heeresdienst vorfindlichen Wiederholde doch nicht etwa zur Sippe dieses Helden gehören."

Von betreffender Seite wurden wir um Berichtigung dieser Angabe ersucht und uns zu diesem Behufe ein auf sicheren Quellen beruhender Aufsatz über die Abstammung der württembergschen Familie Wiederhold, welcher in Nr. 34 der Schwäbischen Kronik vom 11. Februar v. J. erschienen ist, mitgetheilt. Diesem entnehmen wir Folgendes: „Das in Württemberg angesessene Geschlecht der Wiederholde (bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts „Widerholt" geschrieben), welches auf dem Gebiete friedlicher und bürgerlicher, ganz besonders aber auf dem der kriegerischen Thätigkeit eine ansehnliche Reihe hervorragender und hochverdienter Männer geliefert hat, stammt aus dem Hessischen und gehört, nachdem zwei seiner Angehörigen, der berühmte Konrad und sein Vetter Johann Georg in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der eine aus Hessen, der andere aus Oesterreich nach Württemberg sich wandten, diesem Lande an und zählt jetzt zu den Familien der unmittelbaren, freien Reichsritterschaft. Als der erste zuverlässige Ahnherr dieses Geschlechts wird Heinrich Widerholt von Weidenhofen, im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, Landvogt von Wißkappel genannt. Von seinen beiden Söhnen war Heinrich der Gründer der älteren und Johannes der der jüngeren Linie. Des letzteren Sohn Reinhard, Obrist in hessischen Diensten, war der Vater des am 20. April 1598 in Ziegenhain geborenen Konrad. Dieser war in seinem 17. Jahre in den Militairdienst getreten und im Jahre 1619, nachdem er an verschiedenen Orten in und außerhalb Deutschlands, zuletzt in Venedig, Kriegsdienste geleistet, vom Herzoge Joh. Friedrich als Trillmeister im württenbergischen Heere angestellt worden. Er wurde am 13. September 1634 zum Kommandanten von Hohentwiel bestellt und hat sich dadurch, daß er in den Jahren 1635 bis 1644 fünf Belagerungen der Festung durch die Kaiserlichen zurückschlug, unvergänglichen Kriegsruhm erworben. Im Jahre 1650 schied er aus dem Dienst und starb, nachdem er für seine Thaten durch Verleihung dreier Rittergüter und Erhebung in den Grafenstand, welche er aber ablehnte, belohnt war, am 13. Juni 1667 in Kirchheim, in dessen Kirche ein Denkmal seine Ruhestätte bezeichnet. Mit seinem einzigen, frühzeitig gestorbenen Sohne erlosch dieser Zweig der Familie.

Sein Nachfoger auf dem Hohentwiel wurde am 11. Juli 1650, sein Vetter, der Hauptmann Johann Georg von Widerholt, Urenkel seines Großoheims Heinrich. Des Letzteren Sohn Reinhard hatte das Geschlecht aus Hessen nach Oesterreich verpflanzt und dessen Sohn Reinhard II. war der Vater des genannten Joh. Georg, welcher als eifriger Anhänger und Verfechter der protestantischen Sache, erst in schwedischen und dann auf Veranlassung seines Vetters Konrad in württembergischen Dienst getreten war. Auch dessen Sohn Johann Dietrich hat 23 Jahre die Stelle eines Kommandanten auf dem Hohentwiel bekleidet und dessen Urenkel ist Konrad von Wiederhold, gegenwärtig Königl. württembergischen Major a. D.

Im aktiven württembergischen Militairdienst befindet sich gegenwärtig kein Mitglied der Wiederhold'schen Familie.

R.-L.

## Hessische Bücherschau.

In den Beiheften des von dem Obersten a. D. von Loebell in Berlin herausgegebenen Militair-Wochenblatts sind in diesem Jahre zwei Artikel erschienen, welche für Hessen von ganz besonderem Interesse sind. Die No. 6 dieser Hefte, welche auch einzeln im Buchhandel zu haben sind, enthält den Abdruck eines im vorigen Jahre von dem Major Wiebe des 11. Artillerie-Regiments in der Monatsversammlung des Geschichtsvereins dahier gehaltenen Vortrags über die Armee des Königsreichs Westphalen in den Jahren 1808 bis 1813, welcher seiner Zeit bereits gebührende Anerkennung in den hiesigen Blättern gefunden hat. Die Arbeit ist um so dankenswerther, als damit eine sachkundige, gründliche und umfassende Darstellung der vortrefflichen Organisation der westphälischen Armee geboten wird. Bei der Kürze der für den Vortrag bestimmt gewesenen Zeit konnte auf die zwar kurze, aber so inhaltreiche Geschichte der einzelnen Regimenter, in welchen auch die Hessen den Kriegsruhm ihrer Väter zu jeder Zeit bewährt haben, nur mehr im Allgemeinen eingangen werden.

Für diese Specialgeschichte erhielten wir bereits in den Schriften der Mitkämpfer jener Zeit, in der Biographie des Generals v. Ochs und in den Briefen in die Heimath des Generals von Loßberg, umso werthvollere Mittheilungen, als sie Selbsterlebtes berichteten. Eine sehr werthvolle und hochinteressante Ergänzung haben diese Werke durch den jetzt in dem 3. und 4. Heft des genannten Wochenblatts enthaltenen Artikel „Aus dem Leben des Kurhessischen Generallieutenants Bauer“ erhalten, in welchem namentlich ausführlich über die Schicksale des 1. westphälischen Regiments und der zahlreich in demselben dienenden Hessen bei der ruhmvollen Vertheidigung der Festung Danzig im Jahre 1813 berichtet wird. Diese, von der berufensten Hand, dem Sohne des Verstorbenen, dem Generalmajor z. D. Bauer veröffentlichten Mittheilungen, sind umso werthvoller, als der Inhalt des Artikels wesentlich in unmittelbar nach den jeweiligen Ereignissen in der Heimath geschriebenen Briefen seines Vaters besteht. In schlichter, einfacher, aber umso ergreifenderer Weise schildert dieser darin seine und seines Regiments kriegerische Thaten, Gefahren und furchtbaren Leiden im spanischen Feldzuge des Jahres 1809, welchem er als Kapitain im 4. westphälischen Regiment beigewohnt, und ebenso die nicht geringeren Leiden des 1. Regiments bei dem Rückzuge aus Rußland und der Vertheidigung Danzigs in den Jahren 1812 und 1813. Bei der fast andauernden Krankheit des Kommandeurs, des Obersten Plaßmann, hatte Bauer während dieser beiden Jahre fast unausgesetzt das Kommando des Regiments und vielfach Gelegenheit, sich durch seine Umsicht und Tapferkeit, großen Kriegsruhm zu erwerben. Von besonderem Interesse ist seine Beschreibung des von ihm am 4. September 1813 vertheidigten Blockhauses in Langfuhr, der Vorstadt Danzigs. Bis zum letzten Augenblick hatte er das nothdürftig als Blockhaus hergerichtete Gartenhaus mit der aus 75 Mann Bayern und Westphalen bestehenden Besatzung vertheidigt und sich dann, nachdem es in Brand geschossen war, mit den noch übrig gebliebenen 40 Mann nach seinen Leuten durchgeschlagen. Diese Leistung hat der berühmte Vertheidiger Danzigs, General Rapp, für die schönste militairische Leistung erklärt, die seit dem Beginne der Blokade geschehen sei. An der größten Anerkennung seiner kriegerischen Thätigkeit seitens der Franzosen hat es Bauer überhaupt nicht gefehlt, und wie solcher namentlich von General Rapp geschätzt wurde, zeigte sich, als es bei den Waffenstillstandsverhandlungen im December 1813 den Westphalen freigestellt werden sollte, in ihre Heimath zurückzukehren.

Bauer schreibt darüber seinem Bruder u. a:

„Du kannst Dir denken, daß das ganze Regiment für Rückkehr in die Heimath war. Der Gouverneur stellte uns Officieren die Frage, „„nicht wahr, die Westphalen gehen alle mit nach Frankreich?““ und wendete sich, als alle schwiegen, an mich: „„Sie, Bauer, folgen mir doch gewiß? und als ich ihm hierauf antwortete:““ „Excellenz, das Schicksal meiner Officiere ist mit dem meinigen zu genau verbunden, als daß ich je mit ihnen anderer Meinung sein könnte,“ wendete er sich, ohne ein Wort zu sagen, von uns ab und entließ uns.

Kaum hatten wir ihn verlassen, so wurde ich zu ihm zurückgerufen, er empfing mich mit finsterer Miene und sagte zu mir: „Ist es denn wahr, daß Ihre Officiere und auch Sie mich verlassen wollen?“ und als ich ihm den Grund für unsere Entschließung auseinander gesetzt hatte und sagte, daß er uns entschuldigen müsse, wenn er gerecht sein wolle, erwiederte er: „Halten kann ich Sie nicht, Sie aber wissen, wie ich

stets für das Regiment gesorgt habe, Sie haben früher die Berichte selbst gelesen, die ich über Sie gemacht habe und jetzt habe ich noch besser für Sie gesorgt, in Ihrem Vaterlande werden Sie schwerlich so belohnt werden."

„Siehe, lieber Bruder, so mußte ich einen Mann kränken, den ich so innig verehrte. Wie es scheint, betrachtet man uns immer noch als Franzosen, weil wir einen westphälischen König haben und vergißt dabei, daß wir echte Deutsche sind und unser Vaterland ebenso lieben, wie jeder Franzose das seinige." — Bauer wurde dann im Jahre 1814 bei seiner Rückkehr in die Heimath, als Kapitain im Regiment Landgraf in kurhessischen Diensten, welche er im Jahre 1806 als Secondelieutenant im Regiment Wurmb verlassen hatte, wieder angestellt, auf Verwendung des damaligen Kurprinzen aber schon nach 8 Tagen zum Major befördert und hat sein an kriegerischer Thätigkeit so reiches Leben am 30. Juni 1851 als kurhessischer Generallieutenant geendet.

R.-L.

---

Mit steigendem Interesse haben wir die kürzlich im Verlage von Fr. König's Buchhandlung in Hanau erschienene, von uns bereits erwähnte Schrift „Kurze Geschichte des Kreises und der Stadt Hanau nebst einer chronologischen Uebersicht der Haupt-Ereignisse", allen Freunden der Heimath gewidmet von W. Junghans, Pfarrer, Vorsitzender des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde, gelesen. Das Buch ist, wie der Verfasser in dem Vorworte schreibt, aus einer Anzahl kleiner Aufsätze entstanden, welche nach und nach in verschiedenen Jahrgängen des „Hanauer Anzeigers" erschienen sind. Jene hat er dann zu einer Geschichte der Stadt Hanau und Umgegend umgeschaffen und durch Zusätze erweitert. Der Verfasser, bekanntlich einer der gründlichsten Forscher auf dem Gebiete der Geschichte Hanaus, verfügt über ein reiches Wissen und schöpfte aus der Fülle desselben, indem er die vorliegende Geschichte Hanaus zusammenstellte. Klarheit der Auffassung, Frische der Darstellung zeichnen das Werkchen vortheilhaft aus und gewähren ihm durch diese Eigenschaften den Vorzug vor der sonst recht brauchbaren Geschichte Hanaus von Karl Arnd, deren Werth wir durchaus nicht verkennen. Hatte Arnd mehr die volkswirthschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt, so hat Junghans mehr sein Augenmerk auf die kulturelle Seite gerichtet und dafür sind wir ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet, denn viel Neues und Interessantes hat er hier zu Tage gefördert. Wie diese Schrift ganz dazu geeignet ist, jeden Hanauer anzuheimeln, so wird sie auch jeden Freund der Specialgeschichte in hohem Grade interessiren und befriedigen. Sie verdient nach Form und nach Inhalt Nachahmung auch für andere Städte und Bezirke unseres engeren Vaterlandes, denn gerade an solchen Specialgeschichten ist unser Hessenland verhältnißmäßig noch arm.

Ihrem Inhalte nach zerfällt die Geschichte Hanaus von Junghans in folgende Abtheilungen: Die Entstehung und das allmälige Wachsthum der Stadt Hanau; Bruchstücke aus der Geschichte der Stadt Hanau; Kulturbilder aus Hanaus Vorzeit; kurze Geschichte der Flecken und Dörfer der Kreises Hanau; die Klöster und geistlichen Stifter Hanaus und der Umgegend; chronologische Uebersicht der Hauptereignisse aus der Hanauer Geschichte, die bis zum 1. August 1887 fortgeführt ist.

Wir können die vom Verleger auch äußerlich schön ausgestattete Schrift von Junghans, dem hochgeschätzten Mitarbeiter unserer Zeitschrift „Hessenland", dem diese mehrere vortreffliche historische Aufsätze verdankt, allen, die sich für hessische Geschichte interessiren, auf das Beste empfehlen.

F. Z.

---

## Briefkasten.

F. St. Kassel. Vorbehaltlich einiger nothwendiger Änderungen das Eingesandte angenommen. Die Anfrage, welche Ihr Brief enthält, soll bald beantwortet werden.

J. L. Kassel; K. F. Kassel. Wird verwandt.

F. S. Kassel. Der betr. Aufsatz ist an die bezeichnete Stelle abgegeben worden; sobald Entscheidung vorliegt, wird dieselbe Ihnen mitgetheilt.

H. in A. bei Kassel. Das eingesandte Gedicht ist sehr schwächlich und unreif; so leicht ist das Dichten nicht, wie Sie sich vorzustellen scheinen.

K. N. Kesselstadt. Sie werden noch einige Zeit sich gedulden müssen, bis wir die Prüfung vorgenommen haben. Dann erhalten Sie sofort Nachricht. Freundlichen Gruß!

M. W. in Berlin. Darüber können wir keine Auskunft ertheilen.

Dr. P. T. München. Die Besprechung erscheint in einer der nächsten Nummern des „Hessenlandes".

---

## Berichtigungen.

In dem Aufsatze in früherer Nummer „Belagerte Hessen" muß es für Badajoz nicht 1811 sondern 1812 heißen. Auch hatten beide heutige Regimenter Nr. 117 und 118 in ihren alten Stämmen Anteil an der rühmlichen Tat.

In dem Nekrolog in unserer letzten Nummer lies Seite 274 in der zweiten Spalte Zeile 5 v. u. „Fremde", statt „Freunde" und in der ersten Spalte auf S. 275 Zeile 4 v. o. „während" statt „wodurch."

---

**Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes" bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei, Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.**

---

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.




№. 21. Kassel, 1. November 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.





# Vaterhaus.

Steht ein Haus so arm und klein
Auf der hügellosen Haide —
Armes Haus, ich denke dein,
Tag um Tag in Lust und Leide.
Fliehet Nachts der Schlummer mich,
Seh' ich dich vor mir ersteigen,
Und mir ist, es wolle sich
Meine Jugend zu mir neigen.

Weißt du noch? Ein frohes Kind
Jauchzt' ich einst aus vollem Herzen;
Ach, da schlug ich in den Wind
Alle meine kleinen Schmerzen!
Fremd der Welt und ihrer Qual
Kniet' ich zu der Mutter Füßen —
Armes Haus, ein einzigmal
Nur von fern möcht' ich dich grüßen.

Schnee fiel auf den Blüthenbaum,
Jugendzeit, sie kehrt nicht wieder;
Und so berg' ich in den Flaum
Tief die schlummerlosen Lider,
Bis mich in der Sehnsucht Reich
Führt der Traum, der flügelschnelle,
Und mein Haupt liegt — wie so weich! —
Vaterhaus, auf deiner Schwelle.

D. Saul.



# Aus einem Kasseler Bürgerhause vor 60 Jahren.

Von W. Rogge-Ludwig.

Es ist ein gar inniger, seelischer Zusammenhang zwischen dem Kindheits- und dem Greisenalter. Je älter man wird, um so lieber versenkt man sich in Erinnerungen an die am weitesten zurückliegende Zeit seines Lebens und während später oft viel wichtigere Ereignisse unserem Gedächtniß fast spurlos entschwunden sind, sind ihm solche aus der Kindheit um so lebendiger in Erinnerung geblieben. Es hat dies einen sehr natürlichen Grund. Die ersten Eindrücke waren als solche die stärksten und um so bleibender, als das Denken und Fühlen des Kindes noch vollständig von dem Vorkommniß beherrscht und noch nicht wie im späteren Leben gleichzeitig durch andere sein Gemüth bewegende Gedanken und Gefühle abgelenkt wurde. Es ist dies eine Erfahrung, die wohl jeder im höheren Lebensalter an sich selbst gemacht hat.

Meine Erinnerungen reichen über 60 Jahre und in eine Zeit zurück, welche durch die in alle Verhältnisse des Lebens so tief eingreifenden Erfindungen der letzten Jahrzehnte eine von der jetzigen so gänzlich verschiedene war, wie es bei einem gleichen Zeitraume wohl noch niemals der Fall gewesen ist.

In meinen ersten Lebensjahren waren in meiner Geburtsstadt Kassel die Gemüther noch von der eben zu Ende gegangenen westfälischen Zeit und den Befreiungskriegen lebhaft bewegt. Erinnerungen an die schmachvolle, für die Gewerbtreibenden Kassels aber so vortheilhaft gewesene Zeit, als die Stadt die Hauptstadt eines Landes von 680 Quadratmeilen mit 2 Millionen Einwohnern und die Residenz eines so überaus verschwenderischen Königs gewesen war, bildeten noch immer den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Dabei wurde aber auch die allgemeine Freude bei Rückkehr des Kurfürsten, welcher freilich bei dem Rückgange aller Geschäfte und der in der Stadt eingetretenen Stille einige Ernüchterung gefolgt war, ebensowenig vergessen, als die große und allgemeine Begeisterung der Zeit der Befreiungskriege. An diese letzteren erinnerten, wie fast in allen Familien, auch bei uns zahlreiche Bilder von den Helden dieser Kriege, sowie der in Kassel zuerst eingezogenen russischen Generale. Kaum minder zahlreich fanden sich daneben aber auch Bilder, welche zur Verherrlichung Napoleons dienten, namentlich bei allen denen, welche unter seinen Fahnen gefochten hatten. Auch in unserer Kinderstube wurde die Erinnerung an ihn lebendig erhalten, aber nicht an seine Ruhmesthaten, sondern an seinen tiefen Fall. Wir hatten zum Spielzeug einen großen Guckkasten, welcher nur Spottbilder auf den einst so gewaltigen und gefürchteten Kaiser enthielt, so eins, auf welchem er von Blücher einen Nasenstüber erhält, und ein anderes, welches ihn auf St. Helena darstellt, wie er in großer Uniform eine mit Orden geschmückte Armee von Ratten kommandirt. Dabei erzählte uns dann unsere Wärterin gar viel von ihren Schicksalen und denen unseres Hauses in der westfälischen Zeit, von dem Ein- und Abzug der Franzosen, der französischen und der nachher noch viel schlimmeren russischen Einquartierung.

Aus der westfälischen Zeit stammten bei uns zwei kostbare marmorne Büsten des Königspaares, welche wohl aus einem andern Grunde, als aus Verehrung für diese von meinem Vater erworben waren, da er auch in dieser Zeit seinen deutschpatriotischen Sinn mehrfach bethätigt hatte. Einen Fall dieser Art erzählt Lynker in seiner Geschichte der Insurrektionen wider das westfälische Gouvernement. Unter den im Jahre 1809 wegen Theilnahme an der Dörnbergschen Verschwörung im Kasseler Kastell Verhafteten befanden sich auch drei meinen Eltern bekannte westfälische Officiere, die Lieutenants Berner, Giesewald und Schmalhaus. Da ihre Bewachung keine besonders strenge war, namentlich Speisen und Getränke aller Art ohne Schwierigkeit an sie gelangten, so gründete mein Vater hierauf den Befreiungsplan. In Weinkrügen ließ er ihnen Feilen und Scheidewasser zur Beseitigung der vor ihrer Zelle befindlichen Gitter und außerdem einen Strick zum Herablassen in einen unter

ihren Fenster bereit zu haltenden Nachen zukommen. Die Befreiung ist dann auch auf diese Weise in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni gelungen, nach Angabe meines Vaters aber nur durch die Beihülfe des damaligen Kastellkommandanten, des Majors Krupp, eines früheren kurhessischen Officiers.

Giesewald und Schmalhaus haben sich nicht lange der gewonnenen Freiheit erfreut, sie haben bald nachher auf den Schlachtfeldern Spaniens einen ruhmvollen Soldatentod als Officiere der englisch-deutschen Legion gefunden, während Berner noch ein höheres Lebensalter und eine angesehene Stellung in braunschweigschem Militairdienst erreicht hat.

Ein anderer Vorfall zu derselben Zeit hatte mit unserer Familie noch in näherer Beziehung gestanden. An dem Dörnbergschen Aufstand hatten sich auch zwei Commis meines Vaters, Söhne des Postmeisters in Homberg betheiligt, und einer derselben in solcher Weise, daß er vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wurde. Als er auf dem Rücktransport aus dem Gouvernementsgebäude am St. Martinsplatz, in welchem die Kriegsgerichte abgehalten wurden, nach dem Kastell Gelegenheit gefunden hatte, meinem Vater Nachricht zu geben, daß er am andern Morgen erschossen werden solle, eilte meine Großmutter, eine schon bejahrte, aber sehr energische Dame, zu dem ihr bekannt gewordenen, anerkanntermaßen sehr milde und gerecht gesinnten, westfälischen Justiz-Minister Simeon, um bei ihm Hülfe zu suchen. Auf dessen Rath begab sie sich direkt in das Palais des Königs und es gelang ihr, diesen fußfällig um Gnade für den Verurtheilten zu bitten, die ihr dann auch alsbald gewährt wurde. Den zur Exekution bestimmt gewesenen Tag haben wir noch längere Jahre bis zum Tode meiner Großmutter als Familienfest gefeiert. Daran nahm der Verurtheilte, welcher nach Rückkehr des Kurfürsten zum Rentmeister ernannt war, jedesmal Theil.

Als Beweis dafür, daß mein Vater auch in der westfälischen, für sein Kaufmanns-Geschäft so außerordentlich vortheilhaften Zeit seinem angestammten Fürsten die Anhänglichkeit bewahrt hatte, mag erwähnt werden, daß er bei einer auf Befehl Jérômes veranstalteten Auktion der von berühmten Künstlern herrührenden Bilder, welche hessische Regentenfamilien darstellten, eins der werthvollsten für mehrere hundert Thaler erstanden hatte, um es dem Kurfürsten bei dessen stets gehoffter Rückkehr in sein Land zu überreichen. Diese Ueberreichung ist dann auch seiner Zeit erfolgt und hat die Sache mit dem sehr gnädigen Dank des Kurfürsten sein Bewenden gehabt.

Der mit der Rückkehr des Kurfürsten in Kassel eingetretene Rückgang in allen Geschäftszweigen hatte in der Lebensweise aller Handel- und Gewerbtreibenden nothwendig eine große Aenderung herbeiführen müssen. Während in der westfälischen Zeit der leichte und große Verdienst und das von den eingewanderten Franzosen gegebene Beispiel eines überaus üppigen und verschwenderischen Lebens zu großen Ausgaben für Vergnügungen aller Art und sonst reichlich gebotene Lebensgenüsse Anreiz und Verführung geboten hatte, waren jetzt Verhältnisse eingetreten, welche namentlich alle Gewerbtreibenden zur größten Sparsamkeit nöthigten. Gar manche derselben sind aber zu dieser Erkenntniß nicht gekommen und bei vielen hat es noch eine geraume Zeit gedauert, bis sie sich wieder an eine einfachere Lebensweise gewöhnt hatten. Eine etwas bessere Zeit für Handel und Gewerbe in Kassel war mit dem Regierungsantritt des weniger als sein Vater sparsamen und große Bauten anordnenden Kurfürsten Wilhelm II. eingetreten.

(Schluß folgt.)

---

# Sophie von Gilsa.

## Ein hessisches Dichterbild von Jos. Grineau.

(Schluß.)

### Ich sah dich weinen.

Ich sah dich weinen — Thränen sah
Ich in des Auges Blau;
Im feuchten Glanze schien es da
Ein Veilchen mit dem Thau.
Ich sah dich lächeln und Saphir
Verlor sein glänzend Licht:
Die Strahlen, die das Auge dir
Beleben, hat er nicht!

Den Wolken leiht die Sonne dort
Die Farben sanft und tief,
Kaum Abendschatten nimmt sie fort,
Wenn längst der Tag entschlief.
So strahlest du das eig'ne Glück
In's traurigste Gemüth:
Dein Lächeln läßt ein Licht zurück,
Davon das Herz erglüht.

Lord Byron.

### Der Leuchtkäfer.

Bei Tage, als im Sonnenlicht
 Der bunte Lenz mich angelacht,
Da, kleines Ding, sah ich dich nicht,
 Hab' nicht an deinen Schein gedacht!

Nun Alles farblos worden ist,
 Und keinen Glanz der Tag mehr hat,
Nun seh' ich dich, sei mir gegrüßt,
 Dein Funkeln hellt den düstern Pfad!

Geb' Gott, daß wenn das Leben mir
 Nicht Blüthen mehr und Strahlen beut,
Bescheidne Freude dann gleich dir
 Den dunkeln Weg mit Licht bestreut!

Thomas Moore.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist, daß immer der Originaltext der Uebersetzung beigedruckt ist; wie getreu sich aber die Dichterin an jenen gehalten, das mag ein Vergleich dem Leser beweisen:

### The day is done.

The day is done and the darkness
 Falls from the wings of Night,
As a feather is waftet downward
 From an eagle in his flight.

I see the lights of the village
 Gleam through the rain and the mist,
And a feeling of sadness comes o'er me,
 That my soul cannot resist.

A feeling of sadness and longing,
 That is not akin to pain,
And resembles sorrow only,
 As the mist resembles the rain.

Come, read to me some poem,
 Some simple and heartful lay,
That shall soothe this restless feeling,
 And banish the thoughts of day.

Not from the grand old masters,
 Not from the bards sublime,
Whose distant footsteps echo
 Through the corridors of time.

For, like strains of martial music,
 Their mighty thoughts suggest
Life's endless toil and endeavour,
 And to night I long for rest.

Read from some humbler poet,
 Whose songs gushed from the heart,
As showers from the clouds of summer,
 Or tears from the eyelids start.

Who through long days of labour,
 And nights devoid of ease,
Still heard in his soul the music
 Of wonderful melodies.

Such songs have power to quiet
 The restless pulse of care,
And come like the benediction
 That follows after prayer.

Then read from the treasured volume
 The poem of thy choice,
And lend to the rhyme of the poet
 The beauty of thy voice.

And the night shall be filled with music
 And the cares that infest the clay,
Shall fold their tents like the Arabs,
 And as silently steal away.

Longfellow.

### Der Tag ist hin.

Der Tag ist hin und das Dunkel
 Den Schwingen der Nacht entfliegt,
Wie die Feder dem Adler entschwebet,
 Der kreisend im Aether sich wiegt.

Es scheinen die Lichter des Dorfes
 Durch Nebel und Regen daher —
Und Trauer bemächtigt sich meiner,
 Bewält'gen nicht kann ich sie mehr.

Gefühle von Trauer und Sehnsucht,
 Doch nicht aus des Schmerzes Reich;
Sie gleichen nur so viel dem Kummer,
 Als Nebel dem Regen ist gleich.

Komm! magst ein Gedicht mir lesen,
 Ein einfach, gefühltes Lied,
Das die ruhlose Brust mir beruhigt,
 Vor dem der Gedanke entflieht.

Doch Keines von alten Meistern,
 Von den großen Barden nicht,
Von deren fernen Schritten
 Das Echo der Zeiten spricht.

Denn ihre erhab'nen Gedanken
 Erinnern wie Schlachtengesang
An des Lebens Arbeit und Mühen,
 Und zur Ruhe nur fühle ich Drang.

Nimm einen einfachen Dichter,
 Deß Lieder entquollen der Brust
Wie Schauer aus Sommerwolken,
 Wie Thränen der Wehmuth und Lust.

Dem mitten im Treiben des Tages
 Und in der schlaflosen Nacht
Die Melodien, die schönen,
 Im tiefsten Busen erwacht.

Denn solche Lieder besänft'gen
Den Puls, der so fiebernd geht,
Und ähnlich sind sie dem Segen,
Der folget auf das Gebet.

Dann lies aus dem Schatze des Buches
Ein Lied mir nach Deiner Wahl,
Und leihe dem Reime des Dichters
Der schönen Stimme Schall.

Und Musik wird die Nacht erfüllen,
Und des Tages Sorge so reg',
Gleich dem Araber falten die Zelte
Und leise schleichen hinweg.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in diesen Uebersetzungen das eigentliche Gemüthsleben und innerste Wesen Sophie's von Gilsa nicht scharf und hervorstechend zu erkennen giebt, doch gilt grade von ihr das Dichterwort: „daß zehnfach größer sie als ihre Lieder!" — Die herzgewinnende Freundlichkeit, die über ihre ganze Persönlichkeit ausgegossen war, leuchtete nur hervor aus der außerordentlichen und seltenen Güte des Herzens, welche allen Bedürftigen, die ihr nahe kamen, zu helfen suchte. Was sie an Honorar für ihre literarischen Arbeiten erwarb, das wurde freudig und mit größter Zartheit unbemittelten Studirenden zugewendet; ja, ihr großartiges Wohlthun war so schrankenlos, daß sie sich selbst oft Verlegenheiten dadurch bereitete, und ihre ältere Schwester, die zur Würde einer Aebtissin aufgestiegen war, versuchen mußte, in dieser Beziehung allzu weitgehenden Ausschreitungen Grenzen zu ziehen. Doch Sophie von Gilsa war eine ganz und gar dem Idealen zugewendete Natur, und da sie nicht dachte, wie Jedermann denkt, um mit Shakespeare zu reden, so kann es uns auch nicht befremden, daß sie nicht immer in voller Harmonie mit ihrer Umgebung sich befand. Was immer sie mit ihren Mitmenschen verknüpfen mochte, als stärkstes Band erkannte sie nur eines: Verständniß. Sie kam mit den verschiedensten Typen und Gestalten in Fulda in Berührung, und wo sie geistigen Anklängen begegnete, da wurde ihr volles Interesse wach; mit enthusiastischer Anerkennung neigte sie sich den ihr gesinnungsverwandten Persönlichkeiten zu, ohne auf Geburt oder Stand zu sehen, und — mochte dies nun der dem Bürgerthum entsprossene Arzt sein, dem trotz des kaustischen Zuges à la Mephistopheles ein Funke poetischer Begeisterung im Herzen glühte, oder mochte es das in grüner Einsamkeit aufgeblühte Försterstöchterlein sein, in dessen träumerischer Seele die Flügel der Poesie sich leise entfaltet hatten, oder mochte es selbst ein hochbedeutender Kirchenfürst sein, wie der geniale Bischof Johann Leonard Pfaff —: Alle erfreuten sich dankbar der Theilnahme und Werthschätzung einer so hohen und reinen Menschennatur wie Sophie von Gilsa sie war.

Verfasserin dieser Skizze bewahrt einige Briefe, aus denen das liebenswürdige Bild der Dichterin überaus klar und erwärmend zu Tage tritt und sie kann sich deshalb nicht versagen, wenigstens einen davon mitzutheilen. Der Brief ist von Bad Nauheim datirt und an den vor mehreren Jahren in Fulda verstorbenen Medicinalrath Dr. Schwarz, der in den vierziger Jahren Mitglied der kurhessischen Ständekammer war, gerichtet.

„Sie haben, lieber Herr Medicinalrath, mir durch Uebersendung Ihrer perorirenden „Eintagsfliegen" große Freude gemacht und ich sage Ihnen meinen innigsten Dank dafür. Ich glaubte Sie sprechen zu hören beim Lesen der schönen Gedichte und freute mich Sie selbst in ihren Produktionen wieder zu finden. Wie man Louis Philipp den Bürgerkönig nennt, so wird man Sie als Bürgerdichter begrüßen, denn Sie haben gewiß der in Ihrem Besitz bereits vorhandenen Masse von Popularität eine bedeutende Dosis dieses nicht zu verachtenden Krautes zugefügt, indem Sie den Geist der Bevölkerung Fulda's so richtig aufzufassen und so veredelt wiederzugeben verstanden.

Ihre gütigen Bemühungen hinsichtlich meiner Jugendschrift erkenne ich mit größtem Danke und wünsche gar sehr, jemals Gelegenheit zu haben, mich Ihnen auch gefällig erweisen zu können; an der Art, womit unsere Freunde uns dienen, sind dieselben zu erkennen, und ich bin stolz darauf, die Ihrige erkannt zu haben und im Besitz eines so gütigen Freundes und Gönners zu sein. Die Leute sagen zwar, Euer Gnaden hätten so ein Bischen Verwandtschaft mit Vetter Mephisto, das heißt nicht im bösen Sinne; wenn diese Verwandtschaft jedoch auf der andern Seite durch eines guten Genius Eigenschaften neutralisirt wird, so entsteht daraus ein ganz angenehmes Etwas, welches um so wohlthuender wirkt und erscheint, als es nicht gewöhnlich ist, denn nichts übt, wenigstens auf mich, einen so niederschlagenden Einfluß aus, als Alltäglichkeit, und nichts erhebt, belebt und erfrischt mich mehr als das Gepräge einer nicht ganz irdischen und materiellen Natur.

Meine Gesundheit scheint vor der Hand auf dem besten Weg zur Besserung, und wenn Alles sich für die Folge so bewährt, wie es jetzt sich zeigt, so werde ich große Ursache haben, das Nauheimer Bad zu preisen; ich denke, Sie freuen sich mit mir, daß ich endlich Aussicht habe ein

genießbarer Mensch zu werden, denn mein ewiges Kranksein hat mich nicht gerade liebenswürdiger gemacht.

Doch leben Sie nun recht wohl, lieber Herr Medicinalrath, und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin angelegentlichst.

Freundlichst und ergebenst

Sophie Gilsa.

Nauheim, im September 1842.

Ewiges Kranksein! Ja das war es, was ihr Leben trübte und stets ihrer regen Schaffenslust so hemmend im Wege stand. Seltsamer Weise waren die Meisten geneigt, ihr Leiden für Einbildung zu nehmen, bis sie demselben am 9. September des Jahres 1858 erlag, im Alter von einundfünfzig Jahren.

Auf dem Friedhof zu Fulda liegt sie unter ihren Standesgenossinnen begraben. Nicht ganz drei Jahre später folgte ihr die Aebtissin Karoline von Gilsa nach und wurde ihr zur Seite beigesetzt. Ein Gitter umfriedigt Beider Grabstätten, und der Frieden des Todes hat die Schwestern versöhnt und vereinigt, die Beide so edle und hochgesinnte Naturen waren und doch im Leben sich niemals recht verstanden haben. Ernste, hohe Tannen rauschen darüber, und an Sophiens Grabstein liest man die göttliche Verheißung, die ihr die ewige Krone gesichert: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Wohl verkündet auch eine Lyra an dem einfachen Grabmale, daß hier ein Dichterherz gebettet liegt, aber fast Alle gehen achtlos daran vorüber. Wer kümmert sich auch in unsrer so hastig vorwärts stürmenden Zeit um die Klänge eines längst verhallten Saitenspieles? Für solche bescheidenen Talente hat die Nachwelt keine Lorbeeren, und die Kränze, welche einst von nun kalten Händen Sophie von Gilsa dargereicht wurden, sind längst verwelkt. Doch gleichviel: sie hat treu für das Gute und Schöne gekämpft und damit ihre Bestimmung erfüllt.

Am Sarge fällt die Blüthe ab,
Zerrinnt der Glorie Zauberschemen,
Das Lorbeerreis, es bleibt am Grab,
Du kannst es nicht hinüber nehmen;
Doch vor dem Richter kannst du knien,
Die reinen Hände hoch gefaltet:
„Sieh, Herr, die Pfunde, mir verliehn,
Ich habe redlich sie verwaltet."

Und mit diesen schönen Worten, welche einst Annette von Droste einer anderen gleichfalls hessischen Dichterin nachgerufen, wollen wir dieses Gedenkblatt beschließen, um es als ein frisches Liebeszeichen verehrungsvoll auf das Grab der Dichterin Sophie von Gilsa niederzulegen. Möge ihr Andenken im Hessenlande in Ehren bleiben!

# Nochmals von den Schätzen des alten Kurfürsten.

In dem Aufsatz „Von den Schätzen des alten Kurfürsten" in Nr. 9. dieser Zeitschrift, S. 112 oben, wird meinem Großvater, dem Kriegsrath Knatz, große Leichtgläubigkeit schuld gegeben. Die Stelle kann nicht wohl anders aufgefaßt werden, als daß die Leichtgläubigkeit der kurfürstlichen Kommissare auf das Zustandekommen des für den Kurfürsten ungünstigen Vergleichsabschlusses eingewirkt habe und daß dies umsomehr zu bedauern sei, als an demselben Tage (7. August 1812) die Schlacht bei Borodino geschlagen wurde, mit welcher sich bekanntlich das Kriegsglück Napoleons wendete, daß also, mit andern Worten, der Verlust nicht eingetreten wäre, wenn man nur noch kurze Zeit gewartet hätte.

Der unbefangene Leser der Stelle wird es wohl nun zunächst unwahrscheinlich finden, daß zwei geschäftsgewandte Finanzbeamte der Behauptung des Agenten, die Schuld sei an Napoleon bezahlt, ohne weiteres Glauben geschenkt haben sollten, während es nahe lag, die Vorzeigung der über die Zahlung sicher vorhandenen Quittungen zu verlangen. Noch viel unwahrscheinlicher wäre es, wenn der, wie geschichtsbekannt und auch nach der eigenen Darstellung des Herrn Verfassers in Nr. 9, mißtrauische und in Geldgeschäften vorsichtige Kurfürst dem deßhalbigen Berichte seiner Räthe ohne Weiteres Glauben geschenkt hätte. Ganz unbegreiflich aber wäre es schließlich, daß der Kurfürst auch, nachdem er die Leichtgläubigkeit seiner Räthe nach 1815 entdeckt hatte und ihnen also den Geldverlust schuld geben konnte, sie dennoch nicht nur in ihren Ämtern und Würden belassen, sondern ihnen weitere Beweise seines Vertrauens gegeben hätte, wie dies wenigstens bei meinem Großvater bis zum Tode des Kurfürsten und ausweislich seines Testaments in der That der Fall gewesen ist.

Abgesehen hiervon ist es aber auch den damaligen Zeitumständen ganz unangemessen, daß Baden bereits 1812 mit der Behauptung aufgetreten sein sollte, das Geld sei an Napoleon bezahlt. Napoleon beherrschte Europa. Daß er diese Herrschaft in ab-

sehbarer Zeit verlieren oder gar daß binnen Jahresfrist die alten Verhältnisse in Deutschland wiederhergestellt sein würden, daran dachte damals bekanntlich Niemand, wenn auch einige Vaterlandsfreunde an der Zukunft Deutschlands noch nicht ganz verzweifelten. Der Großherzog von Baden war mit dem allmächtigen Kaiser verschwägert, dem Namen nach sein Bundesgenosse, in Wahrheit sein Präfekt. Mit dem Kurfürsten betrachtete sich Napoleon im Kriegszustande, das Vermögen des verbannten Fürsten nahm er in Beschlag, wo er es fand. Baden, als Schuldner des Kurfürsten, mußte nur insofern die Entdeckung fürchten, als es das ganze Kapital an Napoleon zahlen mußte, wenn dieser Kunde erhielt, es zahlte aber alsdann doch nur, was es schuldete und hatte nach der damaligen Anschauung der Verhältnisse nochmalige Zahlung an den Kurfürsten nicht zu fürchten. Außerdem konnte es nicht ohne Grund hoffen, von Napoleon einen Nachlaß zu erhalten. Der Kurfürst dagegen war viel schlimmer daran, er verlor im Falle der Entdeckung sein ganzes Geld ohne damals auf Ersatz hoffen zu können. Aus diesem Grunde mußte der Kurfürst geneigt sein, die Sache heimlich zu ordnen und zufrieden sein, wenn er nur etwas erhielt. Daß die Unterhandlungen durch Zwischenhändler geführt wurden, war von der Nothwendigkeit geboten und deßhalb üblich. Es wurde viel Geld damit verdient, wie denn namentlich der alte Rothschild wohl mehr durch solche Geschäfte, als durch Nehmen von hohen Zinsen den Grund zum Reichthum seines Hauses gelegt haben wird. Das Mittel, durch welches Reutlinger den Kurfürsten zu bestimmen suchen mußte, war danach von selbst gegeben. Er wies einfach darauf hin, daß der Kurfürst gar nichts bekomme, wenn den Franzosen Kenntniß von der Sache gegeben würde. Die Vorspiegelung, Baden habe bereits an Napoleon bezahlt, hätte der Kurfürst dagegen nicht verstehen können, denn dann hätte für Baden jeder Beweggrund gefehlt, nochmals zu zahlen. Umgekehrt lag aber die Sache nach 1815. Zu einer Zeit, wo die Rechtsgelehrten über die Rechtmäßigkeit der während der Fremdherrschaft abgeschlossenen Rechtsgeschäfte heftig stritten, hatte Baden ein sehr erhebliches Interesse, Zahlung an Napoleon zu behaupten, weil es dadurch wenn nicht ganz von der Schuld loszukommen doch die Grundlage für einen billigen Vergleich sich zu verschaffen hoffen konnte.

Diese allgemeinen Erwägungen werden nun erheblich unterstützt durch zwei Urkunden aus dem Nachlasse meines Großvaters. Die eine ist das Konzept eines Berichts meines Großvaters vom 6. September 1821 an seine vorgesetzte Behörde. Er war wie alle Lieblingsdiener des am 27. Febr. 1821 verstorbenen Kurfürsten bei dessen Nachfolger wenig in Gnaden und so wurde ihm schon bald nach dem Regierungsantritt des Nachfolgers von böswilliger Seite schuld gegeben, daß er sein Amt übel verwaltet habe. Aus der eingeleiteten Untersuchung ergab sich, nebenbei bemerkt, die völlige Unschuld des angegriffenen Beamten, jener Bericht bezieht sich aber speciell auf die hier in Rede stehenden Vergleichsverhandlungen mit Reutlinger über das badische Kapital. Die andere Urkunde ist der Originalbericht meines Großvaters über den Reutlingerschen Vergleichsvorschlag, datirt Prag 4. August 1812 mit dem Marginalrescript des Kurfürsten vom 6. August, also höchst wahrscheinlich gerade derjenigen höchsten Entschließung, in Folge deren der Vertrag vom 7. August 1812 abgeschlossen wurde. Aus der erst genannten Urkunde ergibt sich, daß nicht Baden sondern der Kurfürst die Verhandlungen veranlaßte, in der damals gewiß begründeten Unterstellung, er werde bei längerem Zuwarten gar nichts erhalten, ferner, daß Reutlinger geradezu mit Anzeigen bei der französischen Behörde gedroht hat, um den Kurfürsten zum Nachgeben zu bestimmen und daß der letztere gerade wegen der Gefahr gänzlichen Verlustes sich mit einer geringen Summe begnügte. Weder in dieser, noch in der Urkunde vom August 1812 ist die Behauptung, das Geld sei an Napoleon bezahlt, auch nur angedeutet, im Gegentheil ergibt der Inhalt beider, daß diese Behauptung gar nicht aufgestellt gewesen sein kann. Bezüglich der Urkunde von 1821 geht dies schon aus dem Vorstehenden hervor; die andere von 1812 enthält wörtlich folgende Stelle: „freilich ein sehr kleines „Äquivalent (nämlich die angebotene Vergleichssumme), „welches aber groß erscheint, wenn man die Kapitalien „als ganz verloren betrachtet, indem der Durch„lauchtigste Herr Debitor (also Baden) als Schwieger„sohn des Kaisers *Napoleon bei einem Accord die* „vortheilhaftesten Bedingungen erwarten darf“. Dies hätte unmöglich gesagt sein können, wenn Reutlinger behauptet hätte, das Geld sei bereits an Napoleon bezahlt.

Aus den Urkunden ergibt sich außerdem, daß der Herr Verfasser in Nr. 9, wenigstens über die Verhandlungen von 1812 sich im Irrthum befunden haben muß, denn inhaltlich meiner Urkunden war der zweite Kommissar neben meinem Großvater nicht Schminke, sondern ein österreichischer Advokat und kurfürstlicher Rath Kanka, die Forderung des Kurfürsten an Baden betrug nicht 1,200,000, sondern 1,300,000 Gulden und die Vergleichssumme nicht 150,000 oder 250,000, sondern 300,000 Gulden, der Vergleich bezog sich auch nicht bloß auf die badische, sondern gleichzeitig mit auf eine Löwenstein-Werthheimsche Schuld. Endlich war auch Reutlinger, den der Herr Verfasser in Nr. 9, ein „Individuum“ nennt, großherzoglich-badischer Kammerrath *).

**Knatz,** Amtsgerichtsrath.

*) Die beiden uns vorgelegten Urkunden enthalten das oben Dargestellte. Die von 1812 ist in Abschrift bei uns niedergelegt zu Jedermanns Einsicht. Die Originale jederzeit vorzuzeigen hat sich der Herr Verfasser bereit erklärt.

Die Redaktion.

# Aus engem Thal.

Novellette v. M. Herbert.

(Fortsetzung.)

Die Armuth hat's besser auf dem Lande, als in der Stadt. Eng und schmutzig war die Gasse, das sogenannte „hinterste Eisfeld" im alten Melsungen. Das Haus hing wie ein verregnetes vorjähriges Vogelnest an der bröckelnden, grasbewachsenen Stadtmauer. Ein Düngerhaufen lag neben der nach uraltem Brauch schräg in der Mitte getheilten Hausthür. Ringsum Traurigkeit und Armuth. Im Häuschen nichts besser. Die feuchten Wände waren von dem Rauch der offenen Feuerstätte auf dem Gang mit einer dicken, glänzenden Rußtapete überzogen. Wenn nun gar die Sonne kam, die helle, glänzende Sonne, welche die Schönheit noch tausendmal schöner macht und den Schmutz so grausam schonungslos hervortreten läßt, dann strahlte sie durch die staubigen, papierverklebten Fensterscheiben auf den Lehmboden des Zimmers, zerfetzte Strohstühle und den viereckigen, graurothen Ofen. Sie warf einen jener verächtlichen, mißmuthigen Blicke, die ihrem freundlichen Antlitz so schlecht stehen, auf die schwarzen Spinneweben, die von der niederen Decke herabhingen und zerrte geflissentlich den Staub aus den Ecken. Sie umränderte die Löcher in den Lehmwänden mit gelbem Licht und Alles, was sie that, sah aus wie Hohn. Ja, sie scheute sich nicht einen flimmernden, goldenen Strahl über die mit einem groben Tuch bedeckte Lagerstätte zu breiten. Dort ruhte die kleine blasse, zusammengesunkene Gestalt eines todten Kindes. Das bleiche Gesichtchen mit den tiefeingesunkenen Augen sah alt aus, als sei bereits eine Erfahrung darüber hingeglitten. Die herbste aller Erfahrungen, welche Menschen machen können, hatte in der That dieses kleine Geschöpf erlebt, seine eigene Mutter hatte es verlassen, geopfert. Die Nahrung, die Pflege, die Liebe, die sie ihm schuldete, hatte sie für Geld an ein fremdes Kind verkauft. Die Erhaltung eines reichen, geliebten Lebens hatte, wie schon so oft, ein armes, kleines, kümmerliches, gekostet. Neben dem kleinen Todten saß die Pflegerin und trank Kaffee aus einer zerbrochenen Schale. Die Frau stammte aus der untersten Volksschicht, gehörte zu jenen Parias, wie sie leider in den kleinen Städten Hessens nur allzureichlich vertreten sind. Geboren von Bettlern, in engen schmutzigen Straßen, wo das Elend der Nachbarn sich gegenseitig erhöht, unter Noth und Fluchen zum Betteln erzogen, in den Fabriken untauglich gemacht für richtige Arbeit in Haus und Feld, von schlechtem niedrigen Beispiel umgeben, ist es Vielen dieser Aermsten fast unmöglich gemacht, anders zu werden als sie sind. Die Frau sah unrein und verkommen aus, sie trug die hohe Kattunhaube der Melsunger alten Frauen. Ihr Gesicht war wie ein verschrumpftes Stück Pergament, auf welches eine unleserliche Hand verworrene Schriftzeichen geworfen. Rembrandt hat solche Gesichter mit seiner dunkelen Farbenabtönung idealisirt, aber im grellen Licht des Lebens wird man zu sehr an die Räder erinnert, welche die tiefen Furchen zogen.

Gegenwärtig bewegt die Frau in vergnügtem Zwinkern die Augen:

„Ein Kind weniger, eine Sorge weniger!"

Der Tod eines ernährenden Hausthieres ist diesen auf der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft Stehenden weit schmerzlicher als der eines Menschen.

Im Gebahren der Alten zeigte sich nichts von jener Feierlichkeit, mit welcher man in der Nähe eines Verstorbenen leiser sich bewegt und gedämpfter spricht, ja, in ihrer Gleichgiltigkeit lag ein gewisses, zufriedenes Behagen. Eben jetzt öffnete sich die knarrende Stubenthür und Kathrinlies, die Mutter des todten Kindes trat ein. Die Frau, welcher sie diente, hatte ihr zum Austragen des Kindes ein hübsches, coquettes Bauerncostüm verfertigen lassen, eine spitze Mütze, freilich eine schwarze — denn die rote hatte sie verwirkt — saß auf den Haaren, sie trug eine blinkende, weiße Schürze auf dem kurzen Schwälmerrock. In dem Gesicht der Kathrinlies jedoch war keine Freude mehr an dem zierlichen Anzug, es fraß ihr etwas am Herzen und zehrte Tag und Nacht, sie krankte am Weh um ihren ehrlichen Namen. Aber es schien, als freue sich die Sonne über ihre hübsche, blitzblanke Erscheinung und die glänzenden schwarzen Haare, die sich so üppig um die Stirne legten.

„Kathrinlies," sagte die Alte, ihr entgegengehend, „du hast mehr Glück als Verstand. Der Wurm ist endlich todt."

Mit ihrer häßlichen, knöchernen Hand hob sie den Kattunvorhang, der die arme, kleine Leiche halb verdeckt hielt, daß die Kathrinlies mit einem Blicke überschaute, was geschehen war.

Wie auf einen Schlag wich die Farbe aus des Mädchens Wangen, Kathrinlies blieb für einen Moment wie angewurzelt stehen, ihre Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen, ihre

Hände ballten sich — dann die Arme wie im Krampfe emporschleudernd, stürzte sie an der Alten vorüber auf ihr Kind zu.

Ein starrer Blick in das müde, winzige Gesichtchen, ein heißeres, kurzes Röcheln, — ein wahnsinniger Aufschrei — und sie riß die kleine Gestalt aus ihrer Ruhe empor, suchte sie an ihrer Brust zu erwärmen, öffnete mit zitternden Fingern die kalten, schweren Augenlider, flüsterte zärtliche Schmeichelnamen in die für immer tauben Ohren, beging alle die sinnlosen Thorheiten, die wir Menschen, Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete in leidenschaftlichem Schmerze, leidenschaftlichem Glücke begehen. Erst in diesem Augenblicke kam es dem wilden zerfahrenen Gemüth des armen Mädchens zum Bewußtsein, was es heißt, einem Kinde Mutter zu sein. Die ganze unsägliche Heiligkeit der gottgepflanzten Liebe, die sie mit diesem kleinen Wesen verband, stieg vor ihr auf, wie eine ferne Vision. So lange sie das Kind besessen, hatte es sie gedrückt, als die Last einer nimmer tilgbaren Sünde und nun es todt, war es der Verlust unersetzbaren Glückes, reicher Quelle der Buße und der Gnade.

„Es ist ja gar nit möglich, daß es todt ist," schrie sie, „es kann und darf nit sein, es bringt mich um!"

In das schmerzlich wirre Gebahren der Kathrinlies hinein tönte die harte Stimme der Alten:

„Was greinst du nun? Ein leichtfertiges Geschöpf wie du sollte Gott auf den Knien danken, wenn Er die arme, kleine Seele bei Sich versorgt. Was in aller Welt, wolltest du mit dem Kinde beginnen, dumme Dirne? Spar' die Thränen! Du weinst nur dem armen Ding, das sowieso keine Mutter gehabt hat, das Todtenhemd naß. Dann hat's im Grabe nit Ruh. Du hast keinen Finger für es gehoben . . . . Soll nun dein Kind Nächtens über die dornigen Wege laufen und den schweren Thränenkrug schleppen?"

Kathrinlies entgegnete nichts. Sie lag vor dem Bette auf den Knien und preßte die Schürze vor die Augen, denn so oft sie in ihres Kindes Gesicht sah, schien der halbgeöffnete Mund zu sagen: „Du hast mich ja selbst getödtet, meinen Tod gewünscht, du Elende!"

Die Alte schüttelte sie derb an der Schulter.

„Alles Jammern und Klagen hilft Nichts, das merk dir. Besser freilich wär's gewesen, wenn's niemals geboren worden wär."

Da schrie Kathrinlies noch einmal laut und herzzerreißend auf. In diesen Worten lag ja der ganze Sündenschmerz, die ganze Reue ihres Herzens.

Ihr Kopf sank so schwer auf die harte Spanne des Bettes, daß es einen dumpfen Laut gab.

So blieb sie regungslos durch einige Minuten, während die Alte ihren Kaffee weiter trank.

Dann stand Kathrinlies auf, biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten und ohne noch einen Blick auf die Leiche ihres Kindes zurückzuwerfen, taumelte sie nach der Thür.

„Ich werd' das Begräbniß bezahlen, seid so gut, dafür zu sorgen," sagte sie tonlos.

„Sollen die Glocken geläutet werden?"

„Nein, nein, nur kein Geklinge. Aber laßt den Pfarrer mitgehen und sorgt dafür, daß ein Gebet gesprochen wird am Grabe."

„Nicht einmal die Glocken!" keifte die Alte „das könntest du schon noch an das Würmlein hängen."

Alles wollen die Armen vermissen, nur nicht das Glockenläuten, wenn sie hinausgetragen werden. Nach den Gebeten fragen Wenige aber das Klingen, das dem Sarge folgt, das weckt ja fragende Stimmen: „Wen begraben sie dort?" So dunkel des Menschen Leben auch war, er möchte doch, daß nach seinem Tode sein Namen noch genannt werde.

Kathrinlies ging die steile, schlüpfrige Treppe der Hütte hinab, und als sie auf dem Flur angelangt war, stand sie noch ein paar Minuten still und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Ihr schien, als müsse sie ihre Züge noch in Ordnung bringen, ehe sie auf die Straße trat unter die Leute. Aber sie wollten sich nimmer in die alten, gleichgültigen Falten bequemen. Jedoch, es half nichts, sie mußte heim zu der Herrschaft, die nicht wissen durfte, wie sehr sie sich aufgeregt. Als sie unter das Hausthor trat, sah sie mit ihren starren, glanzlos vor sich hin gerichteten Augen gerade in die Werkstatt des Schusters. Da saß der krumme Hannes, auf dem wackeligen Dreibein balancirend, und flickte ein Paar riesige, ausgetretene Pantoffeln. Der Hannes war in der ganzen Straße verschrieen, weil er als Rechthaber und Besserwisser galt. Man konnte keine drei Worte mit ihm reden, ohne daß Einem eine Grobheit wider die Stirne stieß. Daß diese Grobheiten gewöhnlich nur unverhüllte Wahrheiten waren, konnte ihn nicht beliebter machen, die schmerzenden, ätzenden Grobheiten, welche der Mensch seinem Nebenmenschen nicht verzeiht, sind fast immer Wahrheiten.

Seltsam, daß sie heute daran denken muß, wie er sie auf den Armen herumgeschleppt, als sie ein hilfloses, heulendes, kleines Ding war. Später, da sie in die Armenschule ging, beschützte er sie vor den Angriffen wilder Knaben. Oft hatten sie zusammen im Zwielicht auf der Stadt=

mauer gesessen und er hatte sein Vesperbrod mit ihr getheilt; denn Kathrinlies war gewöhnlich hungrig, da ihre Eltern nur arme Taglöhnersleute waren, die spät Abends heimkehrten. Der alte Vater des Hannes dagegen war ein ansässiger Meister, der für alle Bedürfnisse des Hannes, wenn auch schlecht und recht Sorge trug. Damals hatte der Hannes oft die Arme geneckt und stolz auf die kleine Kathrinlies geblickt. „Na wart, Kathrinlies, wenn ich groß bin, sollst du's besser haben, dann wirst du meine Frau und meine Hände schaffen für uns zwei. Gut ist arbeiten für den, den man lieb hat.“ Damals hatte sie Freude gehabt an seinen ehrlichen Augen. — Wie lange das her zu sein schien! ach, und wie war Alles, Alles so anders! Und gerade wie früher tanzen die Kinder in der Straße und singen:

„Blauer blauer Fingerhut
Ist der Jungfrau Ehrengut.“

Alles wie sonst und doch nichts, denn über Allem liegt das graue Sterbetuch der todten Unschuld.

Da drüben saß der Hannes und zog den Faden durch das Pech und pfiff das alte Stücklein, das sie bereits als Kinder zusammen gesungen und dessen Endvers lautet:

„Möcht streiten, wandern, werben —
„I' weiß nit, wos i' will,
„I' möcht am liebsten sterben,
„Dann wär's auf einmal still.“

Die Melodie pfiff der Hannes, und die Augen der Kathrinlies klammerten sich an ihn fest; denn mit seinem redlichen Gesicht stieg die Kinderzeit vor ihr auf, und das verscherzte Glück winkte ihr schmerzlich zu.

Da hob auch der Hannes die lebhaften, kleinen Augen empor, und als sie so auf die Kathrinlies fielen, welche in ihrer hübschen Mütze mit der weißen Schürze blank und glänzend in der Hausthür stand, fuhren tausend Teufel des Spottes über sein Gesicht. Im Nu riß er den lahmen, klirrenden Fensterflügel auf und rief mit seiner gellenden Stimme über die Straße, dem Mädchen zu: He, Kathrinlies Grafen und Barone, Grafen und Barone!“

Der Hannes wußte nicht, daß das Kind der Kathrinlies gestorben war, und ohne daß er es wußte, ging es ihm wie ein Messerstich durch die Brust, als sie mit einem langen verzweifelten Blicke ihn anschaute, feuerroth ward, die weiße Schürze vor das Gesicht schlug — und dann schwankend die enge Gasse entlang ging, bald hüben, bald drüben wie eine Berauschte. Er schloß ganz sachte das Fenster, und als er auf seinen Schemel zurückkehrte, sagte der kleine, einfältige Lehrjunge, der eben ein Paar alte Stiefeln mit Studentenpatentwichse zu ihrem ursprünglichen Glanze zurückzubringen trachtete: „I wo Meister, ihr seht ja schneeweiß aus im Gesichte, wie der Tod Ypern.“

„Kehr vor deiner Thür!“ schrie Hannes, der selbst seinem Lehrjungen nie ein Wort schuldig blieb. „Du hast dich nichts um meine „Provat=“ Angelegenheiten zu kümmern.“

Hannes ging an diesem Abend früher schlafen, als es sonst wohl seine Gewohnheit; er hätte heut' nicht im Wirthshaus sitzen können, unter den lärmenden Genossen. Er wälzte sich im Bette herum und fand keinen Schlaf. Immer sah er die Kathrinlies, die er einmal so gern gehabt, — so gern, daß er ihre Schmach nicht verwinden konnte, wie sie da drüben stand in ihrem bunten Staat und er merkte an ihrem todestraurigen, verlassenem Gesicht, daß sie ärmer war als je und einen Freund nöthiger hätte als je. „Aber wer will solcher Dirne Freund sein?“ zürnte er und ballte die groben Fäuste auf der Decke. Am nächsten Morgen sah er, wie ein kleiner, weißer Sarg in das Haus gegenüber getragen wurde; da riß er das Fenster auf. Die Alte lehnte in der Hausthür, an derselben Stelle wo gestern Kathrinlies gestanden.

„Heda!“ schrie er, „Marthens Tante, „wem ist denn ein Kind gestorben?“ „'s ist der Kathrinlies ihres!“ entgegnete das Weib geringschätzig. „Die Dirn' könnt' froh sein daß sie der Bürde ledig, und nun thut sie, wie ungescheidt.

(Schluß folgt.)

---

## Aus alter und neuer Zeit.

**Eine Stimme über Hessen aus dem Jahre 1815.** Die vortreffliche und ihrer Zeit sehr angesehene Zeitschrift „Rheinischer Merkur“*) brachte im November 1815 einige Artikel „Bemerkungen auf einer Reise durch das Kurfürstenthum Hessen“, in welchen die Zustände dieses Landes in sehr zutreffender Weise geschildert werden.

Nachdem der Verfasser das hessische Volk als ein rechtes und kräftiges bezeichnet, dem nur der weise Anstoß von oben gefehlt habe, um den in ihm liegenden Keim zu etwas Tüchtigem schön und lebendig zu entwickeln, läßt er uns erkennen, wie richtig er den

*) Herausgegeben von Joseph Görres, nach seinem ersten Erscheinen im Jahre 1814 von Napoleon selbst die fünfte Großmacht der Koalition genannt.

Charakter Wilhelm I. aufgefaßt hat, wenn er von ihm sagt:

„Was den Kurfürsten persönlich angeht, so ist er ohne Widerrede ein Regent von vielen vortrefflichen Eigenschaften und einer der vorzüglichsten deutschen Fürsten. Seine Ordnungsliebe, seine Thätigkeit, seine Gerechtigkeit und seinen Sinn für fürstliche Würde könnte nur leidenschaftliche Persönlichkeit verkennen. Man wirft ihm vor, daß er das Geld zu sehr liebe. Für das praktische Wirken ist aber das Nachtheiligste, daß er, was freilich bei seinem hohen Alter nicht auffallen kann, mit dem Geist der Zeit nicht fortgegangen ist und gänzlich außer dieser Zeit steht. Die großen volksthümlichen Entwickelungen des öffentlichen Lebens sind ihm fremd und widerwärtig, deshalb hat er die Popularität verloren. Fast alle diejenigen Männer von einiger moralischen oder geistigen Bedeutung, die während der fremden Unterdrückung Vaterlandsliebe und Freiheitssinn bewährten, werden auch jetzt mit Mißtrauen und Argwohn betrachtet". Der Verfasser bespricht dann mit der größten Anerkennung die Bestrebungen des Landtags vom Jahre 1815, wobei er nur beklagt, daß sich in Hessen so wenig Menschen finden, die die öffentlichen Verhandlungen und Angelegenheiten vor die Publicität bringen, „denn gewiß wäre der Muth und die Standhaftigkeit der Landstände vermehrt, ihr Standpunkt erhöht und ihre Ansicht erweitert worden, wenn die Verhandlungen einem größeren Publikum bekannt geworden wären". Er sagt von ihnen dann weiter:

„Die Stände haben ihren Landtag auf eine recht schöne und lobenswerthe Weise begonnen, sie haben mit Bescheidenheit und großer Standhaftigkeit die Hauptbeschwerden des Landes entwickelt und um deren Abstellung gebeten, insbesondere haben sie mit Nachdruck auf einer Trennung des Staatsvermögens von dem des Fürsten bestanden. Das ist für Hessen ein sehr wichtiger Punkt, da dieses Land sich in einem von den andern deutschen Ländern verschiedenen Verhältniß befindet. Sowie diese mit Schulden überhäuft sind, so besitzt jenes bedeutende Geldmittel und Kapitalien. Die Stände glauben nun mit dem größten Recht, daß die seit Jahren gesammelten Ueberschüsse der öffentlichen Einkünfte, sowie die mit hessischem Blute erworbenen Subsidiengelder als wahres Staatseigenthum anzusehen und unter ihrer Mitaufsicht zu den Bedürfnissen des Landes zu verwenden seien. Die Entscheidung dieser Frage ist aber wichtiger für die kommende, als für die gegenwärtige Regierung, da der ökonomische Sinn des Kurfürsten nicht besorgen läßt, er werde die vorhandenen Gelder und Kapitalien verschwenden und verschleudern. Die Hessen haben immerhin Ursache, die Gottheit um noch ein langes Leben für ihren Regenten zu bitten, denn sie sehen unter dieser Regierung des 73 jährigen Greises einem geordneten Gange der Geschäfte, dagegen keinem Ausbruch der Willkür und Laune und keinem Eingriff in die Verhältnisse Einzelner entgegen". Am Schlusse seines Artikels erklärt dann der Verfasser, daß er längere Zeit aus Hessen entfernt gewesen und jetzt freudig überrascht worden sei, als er deutlich gesehen, wie der mächtige Geist, der in diese Zeit getreten, sich auch in Hessen so schön und kräftig zu entwickeln anfange, er habe dies aus der ganzen Art und Weise, wie sich alle Menschen geben und darstellen und hauptsächlich an zwei Erscheinungen, dem hessischen Landsturm und der Jahresfeier der Leipziger Schlacht erkannt.

Von dem ersteren schreibt er:

„Der Landsturm ist ein zu neues und volksthümliches Institut um in dem Sinn der hessischen Regierung zu liegen. Diese hat daher für denselben auch weiter nichts gethan, als daß sie die großen Grundzüge angab, die sie anzugeben genöthigt war. Dem ohnerachtet hat sich der hessische Landsturm in Zeit von etwa anderthalb Jahren recht zweckmäßig und tüchtig ausgebildet. Diese Ausbildung ist ganz von dem Volke ausgegangen und war der Widerspruch gegen die damit verbundenen Lasten und Kosten nur unbedeutend und selten. Ja man hat gar häufige Beispiele, daß die zur Uebung zusammengezogenen Mannschaften nach Ablauf der festgesetzten Zeit ihre Anführer nöthigten, diese Uebungen noch mehrere Stunden fortzusetzen. In den Städten haben sich freiwillige Reiter- und Schützengilden gebildet, die in der ganzen kriegerischen Haltung oft sehr wenig gegen das Militair zurückstehen.

Von der Feier des 18. Oktober wird dann gesagt:

Das Fest ist mit einer Allgemeinheit, mit einem inneren Sinne und mit einer Erhebung der Herzen gefeiert worden, wie in keiner anderen Provinz des gesammten Vaterlandes. Das Schöne war dabei, daß auch hierbei nichts angeordnet war, sondern Alles vom Volke ausging. Jedoch muß man der Regierung zum Ruhme nachsagen, daß sie dem Beispiele der Darmstädtischen nicht gefolgt ist und nichts verhindert und verboten hat. Im Gegentheil hat der Kurfürst auf eine schöne, rührende Weise ausgesprochen, welchen Antheil er an den Gefühlen seiner Unterthanen nimmt. In dem Augenblick, als in Kassel der Zug zu den Feuern bei der kurfürstlichen Residenz vorüberging, erschien dort ein schönes Transparent mit der sinnigen Inschrift „Heil meinem Volke". Dieser Zug beweiset, daß der Kurfürst da, wo er selbst und ohne Einwirkung handelt, einen richtigen Takt hat. Den eigenthümlichen Charakter dieses Festes macht das Anzünden der Feuer auf den Bergen. In Hessen ist kein Dorf so klein und arm, das nicht sein Feuer angezündet hätte; ja hin und wieder brannten dergleichen vor einzelnen einsam stehenden Häusern. Am Werrastrom boten einzelne Punkte einen besonders erfreulichen und erhebenden Anblick dar. Man sah da außer denen in Hessen noch mehrere Feuer auf den Anhöhen

in den nahen preußischen und sächsischen Provinzen, wodurch die große Wahrheit dem sinnlichen Auge hingestellt wurde, daß alle Deutsche, welche Grenzpfähle sie auch trennen, ein Volk sind, daß sie ein Vaterland, einen Grundcharakter, ein Interesse haben, daß sie für jetzt und auf ewige Zeiten nur gemeinsam und für eine Sache kämpfen werden und es ein Greuel sein würde, wenn sie jemals gegeneinander das Schwert führten. Man hörte in Hessen aus dem Munde geringer Leute, alter Männer und Frauen, wie glücklich sie sich schätzten, einen solchen schönen Tag noch erlebt zu haben.

Für solchen Sinn der Hessen wird alsdann den Geistlichen das hauptsächlichste Verdienst zugeschrieben, da diese durch ihren Rath, ihre Reden und Ermahnungen, sowie durch zum Theil im Druck erschienene Vorträge, unter denen die des Metropolitans Schantz in Ziegenhain besonders hervorzuheben seien, auf den patriotischen Geist des Volkes wesentlich eingewirkt hätten. Der Predigerstand habe sich, als unter dem westphälischen Joche alle höhere Gesinnung erstickt gewesen und Tausende und Tausende der Knechtschaft des Feindes mit Leib und Seele sich hingegeben hätten, immer in einer ehrenvollen Stellung gehalten und das Volk vor dem Verderben der Zeit zu bewahren und in ihm die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu erhalten gesucht. Darum hätten damals auch so viele Prediger Verfolgung, Gefängniß und Verbannung erfahren.

Der Verfasser schließt seine Artikel mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß es in Hessen nicht an Männern fehlen werde, welche die Stärkung und Erhöhung des deutschen Sinnes in ihrem Lande alle Zeit pflegen und dabei vor keinem Hinderniß zurückschrecken mögen. „Sie finden sicherlich keinen unfruchtbaren Boden. Der kräftige und treffliche hessische Stamm wird in der großen und allgemeinen Entwickelung der deutschen Nation nimmerdar zurückbleiben.

R.-L.

---

Eine seltsame Unterrichts-Methode. Das Hinscheiden des Musikdirektors Dr. Wilhelm Volckmar in Homberg erinnert uns an einen andern berühmten Tonkünstler und Orgel-Komponisten unseres Hessenlandes, der zu Ende vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts eine ähnliche Stellung in der musikalischen Welt einnahm, wie in neuester Zeit Dr. W. Volckmar, wir meinen den Organisten Johann Gottfried Vierling. Seltsam ist die Art und Weise, wie diesem nachmals so bedeutenden Musiker das Klavierspielen beigebracht wurde. J. G. Vierling war am 25. Januar 1750 in dem zwischen Meiningen und Schmalkalden gelegenen Dorfe Metzels geboren. Sein Vater, ein wohlhabender und rechtschaffener Mann, war Schultheiß des Ortes. Da er Talente bei seinem geweckten Knaben bemerkte, so kam es ihm ganz gelegen, daß dieser Lust zum Studieren bezeigte. Er schickte ihn zum Schulmeister des Ortes, um bei demselben die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und der — Musik zu erlernen. Machte nun der junge Vierling in ersterer Beziehung recht erfreuliche Fortschritte, so haperte es ganz gewaltig in dem Musik-Unterrichte. Sein Vater mußte ihn fast mit Gewalt dazu zwingen, manche Ohrfeige mußte der Knabe hinnehmen und sich zuweilen an Haaren in die Stunde schleppen lassen. Und wie verfuhr der Herr Schulmeister mit seinem jungen Schüler! Mit dem Stocke in der Hand stand er neben diesem, um den Takt zu schlagen, und da verirrte sich denn der Bakulus nicht selten auf des Schülers Rücken, gewiß keine besondere Aufmunterung für das junge verborgenliegende Genie, das ihm so zu sagen eingeprügelt wurde. Bald sollte es aber anders werden. Der junge Vierling kam auf die Gelehrtenschule nach Schmalkalden. Hier wurde der wackere Organist Tischer sein Lehrer in der Musik, hier gab es keine Prügel mehr und hier entwickelte sich das außergewöhnliche musikalische Talent Vierling's in glänzender Weise, so daß Tischer selbst, der kränklich geworden war, den erst 18jährigen jungen Mann zu seinem Nachfolger vorschlug, welche Stelle er denn auch erhielt. Unter Vierling, der sich während eines ihm von seinen Vorgesetzten zu diesem Zwecke 1771 ertheilten längern Urlaubs unter den berühmten Musikgelehrten K. Ph. Emanuel Bach in Hamburg und J. Ph. Kirnberger in Berlin noch der gründlichsten theoretischen Studien befleißigt hatte, wurde Schmalkalden eine Art musikalischer Hochschule. Zahlreiche Schüler strömten dorthin, um unter dem berühmten Meister ihre musikalischen Studien zu machen, und weit und breit war dessen Ruf verbreitet. Vierling starb am 22. November 1813.

F. Z.

---

Die Unsicherheit der Poststraßen im vorigen Jahrhundert belegt ein Schriftstück, das von Herrn Postmeister i. P. Von-Eyff in Grünberg aufbewahrt wird. Dasselbe ist an seine Großmutter, „die verwittibte Postmeisterin Frau Von-Eif allhier" gerichtet und hat folgenden Inhalt:

„Nachdeme von Hochfürstl. Regierung zu Gießen anheute der Befehl anhero ergangen ist, daß, weilen eine Bande Spitzbuben von 20 bis 30 Mann, welche zwischen Münden und Göttingen nahe bey dem hannöverischen Ort Transfeld den von Hamburg nach Hannover, Cassel und Frankfurth gehenden Postwagen am 7. abgewichenen Monats beraubet, sich in die Wetterau begeben haben soll und von solcher noch mehrere dergleichen Straßenraub zu befürchten stehet, der Eisenachische Samt Postwagen durch die dahiesige Fürstl. Landen zur Nachtzeit jederzeit durch Husaren begleitet werden solle, hiervon auch dem dahiesigen

Fürstl. Husaren Wachtmeister H. Gilbert die nöthige Intimation geschehen ist. Als wird der dahiesigen Postmeisterin Frau Von-Eif solches zur Nachricht und Nachachtung bekandt gemacht, mit der Auflage daß dieselbe ermelten Eisenachischen Samt Postwagen, wann solcher von hier zur Nachtzeit abgehet niemals ohne Bedeckung von einem Husaren abgehen lassen, auch jederzeit davor sorgen solle, daß wann solcher Postwagen zur Nachtzeit erwartet wird, demselben allzeit vorhero in Zeiten ein Husar entgegen geschickt werden möge, um von diesen bey einbrechender Nacht escortirt und begleitet werden zu können. Sig. Grünberg den 1. Dezember 1784.

Fürstl. Hessisches Amt das.

L. Brick (?)".

G. **H. F.**

---

## Aus Heimath und Fremde.

**Kassel.** In den Monat Oktober fielen zwei Feste hessischer Jubilare, deren wir besondere Erwähnung thun müssen. Am 10. Oktober waren es 25 Jahre, seit Oberbürgermeister Franz Rang in der altehrwürdigen Stadt Fulda als Stadtvorstand wirkt. Dem allgemein verehrten Herrn, dessen wohlwollende Gesinnung, dessen Humanität, verbunden mit richtigem Takte und seltener Berufstreue, stets die vollste Anerkennung seitens der Bürgerschaft gefunden haben, wurden an diesem Tage Ovationen dargebracht, die beredtes Zeugniß ablegten von den Gefühlen der Liebe und der Dankbarkeit, welche die Bürger Fulda's für ihren Oberbürgermeister hegen. Als Gratulanten erschienen bei dem Jubilar, aus Kassel: der Landesdirektor von Hundelshausen und Landesrath Knorz, um ihm die Glückwünsche seitens des hessischen Kommunallandtages zu überbringen, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern Franz Rang seit dem Bestehen desselben gehört; aus der Stadt Fulda selbst: der Stadtrath und der Bürgerausschuß, die städtischen Beamten, Deputationen der Lehrerschaft und vieler Vereine. Am Abend fand ein Festessen statt, bei welchem durch Toaste die Verdienste des Jubilars in würdigster Weise gefeiert wurden.

Am 12. Oktober beging unser hessischer Landsmann, der Eisenbahndirectionspräsident S. von Schmerfeld in Hannover sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Geboren am 1. Oktober 1815 zu Kassel, trat er nach absolvirtem Studium der Jurisprudenz am 12. Oktober 1837 bei der kurfürstlich hessischen Oberfinanzkammer als Referendar in den Staatsdienst, war seit 1844 Mitglied dieser Behörde und trat im Februar 1851 zur Staatseisenbahnverwaltung über. Im März 1857 zum Vorsitzenden der Main-Weserbahn ernannt, wurde ihm 1861 auch die Stelle des Generalpostinspektors für Kurhessen nebenamtlich übertragen. Nach dem Uebergange der Main-Weserbahn in die preußische Staatsverwaltung wurde S. von Schmerfeld zum Geheimen Regierungsrath ernannt, am 1. Oktober 1869 als Vorsitzender der königl. Direktion der Niederschlestsch-Märkischen Eisenbahn nach Berlin versetzt und am 10. Januar 1875 zu seinem jetzigen Amte berufen. Der „Hannov. Cour." schreibt über den Jubilar: „Mit dem großen und praktischen Blick für die Verkehrsbedingungen hat der Jubilar in seiner so bedeutungsvollen und schwierigen Stellung stets im Verkehr mit dem Publikum das liebenswürdigste Wohlwollen verbunden, wie er auch ein von allen ihm unterstellten Beamten hochgepriesener Chef ist, dem die Herzen in aufrichtigster Verehrung zugewandt sind."

---

— Am 11. Oktober hat Bischof Dr. Georg Kopp seinen bisherigen Bischofssitz Fulda verlassen, um sich über Berlin nach Breslau zu begeben und dort seine neue Würde als Fürstbischof anzutreten. Die feierliche Inthronisation fand dort am 20. Oktober in der Kathedrale ad St. Joannem statt. Am Abend vor seiner Abreise von Fulda brachte dem scheidenden Oberhirten die Bürgerschaft dieser Stadt eine würdige, erhebende Ovation. Oberbürgermeister Franz Rang überreichte dem Kirchenfürsten das Diplom, durch welches demselben das Ehrenbürgerrecht der Stadt Fulda verliehen wird, gleichzeitig übergab der Stadtrath im Namen der Fuldaer Bürgerschaft als Andenken ein kunstvoll gearbeitetes, werthvolles Schreibservice, welches die Widmung trägt: „Ihrem scheidenden Oberhirten, Herrn Georg Kopp, designirten Fürstbischof von Breslau, in Dankbarkeit und Verehrung gewidmet von der Stadt Fulda." Fürstbischof Dr. Kopp hat an seine früheren Diöcesanen einen Hirtenbrief erlassen, der am Sonntag den 16. Oktober von den Kanzeln des Bisthums verlesen worden ist. In einfacher und klarer, schöner und ergreifender Sprache redet der geistliche Oberhirte zu den Herzen seiner ehemaligen Diöcesanen, echt apostolische Worte. Dieser Hirtenbrief ist nach Form wie nach Inhalt ein Meisterwerk geistlicher Beredtsamkeit, das auf Niemanden seine erhebende Wirkung verfehlen wird. —

Einer Zeitungsmittheilung zufolge soll am 4. Nov. die Wahl des neuen Bischofs von Fulda stattfinden. Sind die früheren Mittheilungen richtig, so wird diesmal wieder nach den für die Oberrheinische Kirchenprovinz, von welcher das Bisthum Fulda einen Bestandtheil bildet, geltenden Bestimmungen der

Bullen Provida solersque vom 16. August 1821 und Ad dominici gregis custodiam vom April 1827 die Wahl vollzogen werden, von welchen bei der letzten Besetzung des bischöflichen Stuhles zu Fulda Abstand genommen worden war. Es kursiren im Publikum Listen der Bischofskandidaten, die sich widersprechen. Wer weiß, daß bei solchen geistlichen Wahlakten die unverbrüchlichste Verschwiegenheit in den maßgebenden Kreisen herrscht, dem wird es auch keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß jene Listen blos auf Gerüchte zurückzuführen sind, die jeglicher Authenticität entbehren. Eine interessante Anekdote bezüglich der Verschwiegenheit in solchen Angelegenheiten erzählt uns Malkmus in seinem Historienbüchlein, die charakteristisch genug ist, um sie hier wiederzugeben: „Pfarrer Krisch, einer der ältesten Priester der Diöcese Fulda, war im Jahre 1848 nach dem Tode des Bischofs Pfaff bei Aufstellung des Verzeichnisses derjenigen Geistlichen, die das Domkapitel durch geheime Abstimmung für die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles als Kandidaten in Aussicht nahm, einer der drei Skrutatoren, welche unter Angelobung strenger Verschwiegenheit die Wahlzettel entgegen zu nehmen, die abgegebenen Stimmen zu zählen und das Ergebniß der Wahl zu ermitteln hatten. Nach Vollendung dieses Geschäftes begegnete ihm der Medizinalrath Dr. J. Wiegand und fragte neugierig: „Nun, Herr Pfarrer, Sie kommen soeben, wie ich sehe, vom Skrutinium; welches sind denn die erwählten Bischofs-Kandidaten?“ Darauf erwiderte Krisch: „Können Sie schweigen, Herr Doktor?“ Aus dieser Vorfrage und aus dem Tone, womit sie ausgesprochen war, glaubte W. auf die Geneigtheit des Pfarrers schließen zu dürfen, daß er ihm das Geheimniß verrathen werde, und antwortete mit feierlichem Ernste: „Schweigen? Ich kann schweigen wie das Grab.“ „Ich auch,“ versetzte Krisch und ging seiner Wege.“ —

Der nächste Donnerstag, der 4. d. M., an welchem endlich, wie oben bemerkt, die Wahl des neuen Bischofs von Fulda vollzogen werden soll, wird Klarheit bringen. Möge die bevorstehende Wahl der Diöcese Fulda zum Heil und Segen gereichen. Das walte Gott!

---

**Todesfälle.** Am 11. October starb nach kurzem Krankenlager der Oberlandesgerichtsrath Otto Klingender. Geboren am 15. December 1817, besuchte er das Gymnasium zu Hersfeld, studirte hiernach auf der Landesuniversität Marburg Jurisprudenz, wo er zu den ausgezeichnetsten Schülern Vangerow's zählte. Nach absolvirtem juristischem Vorbereitungsdienste war er zuerst Amtsassessor in Grebenstein, wurde hiernach zum Obergerichtsassessor in Rotenburg ernannt und von hier in rascher Folge an die Obergerichte zu Fulda und Marburg versetzt. Als Justizbeamter wirkte er an den Justizämtern zu Wolfhagen und Kassel, wurde in den 50r Jahren zum Obergerichtsrathe befördert, von 1867 an war er Mitglied des Appellationsgerichtes und von 1879 ab des Oberlandesgerichts in Kassel. Der Verblichene war ein berufstreuer Beamter von tiefreligiösem Gemüthe, wegen der Wahrhaftigkeit, Lauterkeit und Herzensredlichkeit seines Wesens hochgeachtet von allen, die ihn kannten. Die Kollegen des Verblichenen haben demselben einen warmen Nachruf gewidmet, in welchem seiner verdienstvollen amtlichen Thätigkeit und seinem edlen menschlichen Charakter die gebührende Anerkennung zu Theil wird. R. i. p.

---

Am 13. Okt. verschied plötzlich am Schlagflusse der Landgerichtsrath a. D. Karl Fulda, geboren 1817 zu Kassel als Sohn des Geh. Oberfinanzraths F. Karl Fulda besuchte die Gymnasien zu Hildesheim und Kassel, welches letztere er 1835 absolvirte, widmete sich hierauf dem Studium der Rechtswissenschaft auf den Universitäten Marburg, Göttingen und Bonn. Nach seinem juristischen Vorbereitungsdienste wurde er zunächst Amtsassessor in Neuhof, dann Vertreter der Staatsanwaltschaft in Rotenburg. Hiernach wurde er zum Justizbeamten in Allendorf a. d. W. befördert, in welcher Stellung er zwölf Jahre lang wirkte, bis er als Staatsprokurator nach Rinteln versetzt wurde. Im Jahre 1867 wurde er zum Kreisrichter bezw. Kreisgerichtsrath bei dem Kreisgerichte in Marburg und 1879 zum Landgerichtsrath daselbst ernannt. Nach seiner Pensionirung ließ er sich in Kassel nieder. Schon als Student hatte sich Fulda mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bei welchen unser bekannter hessischer Romanschriftsteller Heinrich Koenig sein Leiter und Berather war. Von seinen Schriften nennen wir die Biographie Charlottens von Schiller, seine Studie über William Shakespeare, sein Buch über Adalbert von Chamisso. Von seinen juristischen Schriften sind hervorzuheben: „Die Reform des Gefängnißwesens“, „die Gefängnißverbesserung und der Strafvollzug für das Deutsche Reich“. Gemeinschaftlich mit J. Hoffmeister gab er die interessante Schrift: „Hessische Zeiten und Persönlichkeiten“ (Marburg 1876) heraus. Die Kritik hat sich über seine Schriften, sowohl literarischen, wie juristischen Inhalts, mit Anerkennung ausgesprochen. Z.

---

— Am Sonntag den 16. Oktober wurden die irdischen Reste des am 14. Oktober nach nur kurzem Krankenlager verschiedenen, auch in den Lehrerkreisen höherer Schulen in anderen Städten bekannt gewordenen

Reallehrers Dr. Heinrich Ide zur letzten Ruhestättte getragen. Als Sohn des weil. Oberförsters Adolf Ide zu Trusen, Kreis Schmalkalden, am 9. Januar 1850 geboren, besuchte er in den 60er Jahren die Gymnasien zu Fulda und Hersfeld. Letztere Anstalt verließ er im Jahre 1870 nach erfolgter Kriegserklärung; er stellte sich mit einer Anzahl gleichgesinnter Mitschüler freiwillig unter die Fahnen. Nachdem er vom September an dem Feldzuge Theil genommen, und nach geschlossenem Frieden zu seinen, durch den Tod ihres älteren Sohnes — dieser starb in Folge einer schweren Verwundung — in tiefe Betrübniß versetzten Eltern zurückgekehrt war, bezog er im Herbste 1871 die Hochschule, zunächst zu Berlin, später zu Marburg. Nach bestandenem Examen erhielt er an hiesiger Realschule Stellung als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften, und wirkte seitdem, abgesehen von den Wochen, in welchen er als Offizier der Reserve zu militärischen Uebungen eingezogen war, ununterbrochen an dieser Anstalt.

Durch einen großen Eifer und ein starkes Pflichtbewußtsein, verbunden mit einem energischen Wollen, erwarb er sich jederzeit die Anerkennung seiner Vorgesetzten, die Achtung und Liebe seiner Kollegen und Schüler. Ein gleiches Ansehen und gleiche Freundschaft, wie in seinem Amte, genoß er auch in seinem Privatleben. Sein biederes, wohlwollendes Wesen machte ihn Jedem, der mit ihm in Berührung kam, zum Freunde. Ehre seinem Andenken. E. S.

---

Am 17. Oktober starb in Kassel im 71. Lebensjahre der Geh. Regierungsrath a. D. Karl Heinrich Friedrich von Motz, ein durch seine langjährige Thätigkeit als Regierungsbeamter bei den Militairaushebungen an vielen Orten Hessens bekannt und beliebt gewesener Beamter, dem wegen seiner außerordentlichen Herzensgüte und stets bewährten treuen Freundschaft bei sehr Vielen ein bleibendes, ehrendes Andenken gesichert ist. Mit ihm erlosch in Hessen ein Geschlecht, welchem seit drei Jahrhunderten eine sehr große Anzahl im Kriege und in den Wissenschaften, namentlich im Finanzfache, hervorragender und um ihr Vaterland hochverdienter Männer entsprossen ist.

Zuerst werden aus dieser Familie, welche nach Familiennachrichten im 16. Jahrhundert aus Frankreich in Hessen eingewandert ist, der im Jahre 1611 als Stadtschultheiß von Witzenhausen verstorbene Hans Motz und dessen Geschwister Jobst und Margarethe, letztere als Stifter der noch bestehenden Motz'schen Legaten-Stiftung genannt. Ein Sohn des ersteren war der am 11. März 1604 geborene, wegen seiner Thaten im dreißigjährigen Kriege zu großem Kriegsruhm gelangte Kriegsoberst Johann Christian Motz, Inhaber des schwarzen Regiments Motz, welcher am 3. Februar 1683 als Gouverneur der Stadt und Festung Kassel verstorben ist. Ein Sohn und Enkel desselben waren sehr einflußreiche Kanzler und Geheime Räthe am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts. Besonderen Kriegsruhm erwarb sich dann wieder in den Feldzügen am Rhein und namentlich bei der Erstürmung von Frankfurt a. M. am 2. Dezember 1792 Reinhard von Motz als Führer der hessischen Jäger. Er hatte von Preußen den Orden pour le mérite und von Hessen den selten verliehenen Orden pour la vertu militaire erworben und starb als kurhessischer Generalmajor und Generaladjutant im Jahre 1823 auf seinem Gute Bodenhausen.

Von den weiteren Gliedern der Familie sind besonders zu erwähnen der zu Kassel im Jahre 1811 verstorbene Vizepräsident des Oberappellationsgerichts Justin Heinrich v. Motz, mit welchem die Familie in den hessischen Adelsstand erhoben wurde, und dessen Sohn Friedrich Christian, welcher im Jahre 1795 in preußische Dienste trat und als preußischer Staats- und Finanzminister durch seine Bestrebungen für Gründung des deutschen Zollvereins nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland sich große Verdienste erworben hat.

Auch des ersteren Brüder und Neffen haben in Hessen als Präsidenten der Regierung und Finanzkammer hohe Stellungen eingenommen und einer derselben war der bekannte, im Jahre 1868 verstorbene kurhessische Finanzminister Gerhard v. Motz. Das alte in Hessen so sehr angesehene und reichbegütert gewesene Geschlecht blüht im Mannesstamme jetzt nur noch in den Nachkommen des preußischen Finanzministers außerhalb Hessens fort. R.-L.

---

— Die hiesige Realschule hat schon wieder einen schweren Verlust erlitten. Am 27. Oktober verschied nach längerem schwerem Leiden der Direktor dieser Lehranstalt Professor Dr. Karl Buderus in seinem 52. Lebensjahre. Geboren 1835 zu Rauschenberg als der Sohn des Rechtsanwalts B., besuchte er die dortige Elementarschule, später in Marburg, wohin nach dem Tode des Vaters die Mutter mit den Kindern übergesiedelt war, das Gymnasium. Nach Absolvirung des letzteren bezog er die dortige Universität, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren. Nach Beendigung seiner akademischen Studien war Dr. Buderus als Lehrer an den Gymnasien zu Marburg, Hanau und Hersfeld thätig. Im Jahre 1871 wurde er als Direktor der Realschule nach Kassel

berufen. In dieser Stellung hat er sich wesentliche Verdienste erworben, die auch allseitige Anerkennung gefunden haben. Das Lehrerkollegium der hiesigen Realschule widmet dem Verblichenen einen ehrenden Nachruf, in welchem es heißt: „Direktor Professor Dr. Buderus hat sechzehn Jahre lang mit unermüdlicher Hingebung, mit rastloser Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit die Schule geleitet und sich durch seine pädagogische Tüchtigkeit und seine hervorragenden Charaktereigenschaften die Anerkennung der weitesten Kreise nnd unsere aufrichtige Verehrung erworben. Sein Andenken wird uns unvergeßlich bleiben.“ Z.

---

**Hersfeld**, 25. Oktober. In den letzten Tagen ist hier ein aus den Herren Gymnasiallehrern Mannß, Gymnasiallehrer Dr. Sänger, Kandidat Strippel, Gerichtsreferendar Göbels, Fabrikant Ferd. Rechberg nnd Kaufmann Karl Reich bestehendes Komité zu dem Zwecke zusammengetreten, die Errichtung eines Grabdenkmals für den verstorbenen Oberlehrer Bruno Berlit durch Beiträge früherer Schüler desselben zu ermöglichen. Bei der Verehrung und Dankbarkeit, deren sich dieser berufstreue Lehrer bei allen seinen ehemaligen Schülern erfreute, zweifeln wir nicht daran, daß die Absicht des Komités in weiten Kreisen Anklang finden und demselben die nöthigen Mittel in ausreichendem Maße zufließen werden. H.

---

## Hessische Bücherschau.

„Beiträge zur Geschichte des Feldzugs von 1806“, nach Quellen des Archivs Marburg von Dechend, Premierlieutenant im hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80. Berlin bei Friedr. Luckhardt, 1887. Besonders werthvoll ist diese auf gründlichen Quellenstudien beruhende Arbeit durch die Mittheilung der Originalkorrespondenz des Kurfürsten Wilhelm I. mit der preußischen Regierung und den preußischen Heerführern Blücher und Rüchel in dem Unglücksjahre 1806. Die eingehenden Schilderungen der Bestrebungen Frankreichs, Hessen von Preußen zu trennen und andererseits Preußens „des Kurfürsten so brave und distinguirte Truppen“ mit den seinigen zu vereinigen, lassen die Zwangslage in welcher sich der Regent Hessens in dieser Zeit befand, vollständig erkennen. Während Preußen über die Absicht der immer näher heranrückenden französischen Heere im Unklaren blieb, war Wilhelm I. gut benachrichtigt, er erkannte sehr wohl, wie sehr sein Land von Frankreich bedroht sei und glaubte zuletzt von Preußen, welches nur noch wenig that, um ihn sich näher zu verpflichten, nichts mehr fürchten zu müssen. Er wollte, um sein Land vor den Drangsalen des Krieges zu bewahren, um keinen Preis an dem Kriege theilnehmen, und er that alles, um sich diese Freiheit zu erhalten und glaubte in Anerkennung waffenloser Neutralität die einzige Rettung zu finden. Die Rathschläge und Warnungen seiner Kinder, die dringenden Mahnungen Blüchers, Reichels, Wittgensteins blieben erfolglos. Der Verfasser schreibt in Beziehung hierauf: daß der Kurfürst sich dennoch seinen bisherigen Hoffnungen hingab, daß er glaubte, unbehelligt den Sturm der Zeit an sich vorüber brausen zu lassen, können wir kaum mehr glauben und nur der Macht seines Starrsinns oder vielleicht mit mehr Recht der bei so vielen Männern dieser trüben Zeit auftretenden Erscheinung zuschreiben, daß sie von den überwältigenden Eindrücken der Ereignisse in thatenlose Betäubung versetzt wurden. Er erwachte erst aus seiner Betäubung, als das Unglück auch über ihn hereinbrach und sich die Prophezeiungen Blüchers, Rüchels und Wittgensteins erfüllten.

Der Verfasser theilt zum Schluß einige Berichte von Augenzeugen über die Unglückstage von Jena mit, von denen für uns der Bericht über die Schicksale des Kurprinzen, welcher im Gefolge des Fürsten von Hohenlohe an den Kämpfen theilgenommen hatte, von dessen Adjutanten, Obristlieutenant von Buttlar, von besonderem Interesse ist.

Die Anschaffung des in sehr gefälligem Stil geschriebenen Schriftchens, dessen Preis nur 1 Mark beträgt, ist zu empfehlen. R.-L.

---

## Briefkasten.

E. A. Kassel. Besten Dank.

W. H. Marburg. Buch erhalten, wird benutzt. In Folge dessen kann die Fortsetzung der historischen Skizze „Ein Fürst des Friedens“, welche eine Umarbeitung erfährt, erst in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift erscheinen. Freundlichsten Gruß.

F. L. Stuttgart. G. K. Hannover. Wir hoffen, recht bald durch Beiträge von Ihnen erfreut zu werden.

---

Berichtigung. In No. 20 des „Hessenlandes“ setze in dem Gedicht „Mein Musenroß“, Seite 292, Strophe 10, 2. Zeile „Trank der Labe“ statt „Trank der Liebe“ und in Strophe 11, Zeile 6 „Auf laute Köter“ statt „Auf lauter Köter“.

---

**Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei, Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.**

antwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 22. Kassel, 15. November 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



# In Pflichten.

Und strauchelt auch des Willens Kraft,
Wenn in dem Kampf der Pflichten
Die Bosheit Hindernisse schafft
Und droht, uns zu vernichten:
Laß' nimmer ab, denn Pflicht ist Pflicht,
Gesetz, durch die Vernunft geadelt,
Ein Wille, der gebietend spricht,
Ob auch die Welt ihn tadelt.

Und klingt wohl gar der Ruf der Pflicht
Noch aus des Grabes Tiefe:
O, dann erst recht verzage nicht,
Nimm an, daß Gott dir riefe;
Er sei dein Schild für Hieb und Stich,
Dein Recht — es sei das Schwert zum Schlichten,
Und wär' die Hölle gegen dich,
Du siegst in deinen Pflichten.

Wär's also noch so schwer, so schwer,
Der Pflicht sich ganz zu fügen,
Und ihrer Ford'rung fest und hehr
Im Kampfe zu genügen:
Viel Feind', viel Ehr! Bleib' auf dem Plan,
Und trag' des Kampfes volle Schwere,
Der Mann, der seine Pflicht gethan,
Bleibt stets der Mann der Ehre.

Carl Preser.



# Ein Fürst des Friedens.

## Historische Skizze von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Da wir noch tranken unsern Trank,
Da wir noch sangen unsern Sang,
Da wir noch trugen unser Gewand,
Da stund es gut um Hessenland.

Wohl auf keine Periode unserer hessischen Geschichte paßt obiger Spruch besser, als auf die Regierungszeit Ludwig's des Friedsamen. Nach den unaufhörlichen Fehden und Kämpfen, inneren wie äußeren, unter den Landgrafen Heinrich dem Eisernen und Hermann dem Gelehrten, in welchen Stadt und Land der Verwüstung anheim gefallen, die Sitten verwildert, der Wohlstand geschwunden waren, that dem Hessenlande Ruhe noth, damit es sich erholen konnte, und in Ludwig war ihm ein Regent erstanden, dessen Hauptsinnen, dessen größte Sorge darauf gerichtet waren, die Wohlfahrt seines Volkes zu fördern, die Sitten zu mildern, den Frieden seinem Lande zu erhalten. Ganz besonders galt seine Thätigkeit der Regelung des bürgerlichen Lebens; er erließ gegen Mißbräuche, die sich in demselben eingeschlichen, eine Reihe scharfer Verordnungen, welche uns heute wohl kurios vorkommen mögen, die aber in jener Zeit ihre volle Berechtigung hatten und dem allgemeinen Wohle nur förderlich waren. Nicht minder besorgt war er für die Hebung des einheimischen Verdienstes, und seine Bemühungen waren von dem besten Erfolge gekrönt.

Daß er den Handwerksleuten neue Zunftbriefe (1421) verlieh, in welchen, nebenbei bemerkt, die Fleischer „Fleischhänger“, die Meister vom Wollenhandwerke „Flemminge“ (Flamänder) genannt werden, haben wir bereits an anderer Stelle erwähnt. Diese Zunftbriefe bildeten die Grundlage aller späteren landesherrlichen Bestimmungen über das Zunftwesen in Hessen.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die Verordnungen, welche Landgraf Ludwig in dem oben angegebenen Sinne erließ, einzeln erwähnen, es kann uns vielmehr in unserer historischen Skizze nur darum zu thun sein, auf die hauptsächlichsten unter denselben hinzuweisen, und so beginnen wir denn mit der zunächst für Kassel bestimmten Verordnung vom 28. März 1423,*) wie es „in Ansehung der Ehegelöbnisse, Kindtaufen und Hochzeiten zu halten“ sei, bei welchen ein übertriebener Prunk und eine außerordentliche Ueppigkeit geherrscht haben müssen. Danach sollten Ehen nicht mehr ohne Vorwissen der Eltern und Vormünder, und nicht ohne Beisein der Nächsten und Verwandten geschlossen werden. Es wurden die bei solchen Gelegenheiten üblichen Schmausereien, die uns einen seltsamen Begriff von dem damaligen Appetite einflößen, am ersten Abend auf fünfzehn Schüsseln ermäßigt, am anderen Tage zu der Brautsuppe ebenfalls auf fünfzehn und zu dem rechten Imbiß auf fünfzig Schüsseln und am Abend mag man noch haben fünfzehn Schüsseln, für je zwei Menschen eine Schüssel gerechnet. — Item, als man ein Kind taufen läßt, da sollen nicht mehr denn zwölf Frauen zur Kirche gehen und wieder in das Haus. — Item, wer Hochzeit oder Wirthschaft (Gasterei) in unserer Stadt Kassel haben oder machen will, er sei Pfaff, Laie oder Hofgesinde, der soll es so halten: Zum ersten sollen der Frauen, die zur Hochzeit bitten gehen, nicht mehr sein, denn sechs und eine Magd, und wenn der Priester oder Bräutigam darnach umgehet und bittet, dann sollen nicht mehr sein, denn zwölf; und wenn die Braut in die Kirche geht, sollen der Jungfrauen und Mägde auch nicht mehr sein, als zwölf.

Die Statuten vom 7. Oktober 1444 richten sich hauptsächlich gegen die Uebergriffe der geistlichen oder Sendgerichte, durch welche nicht nur die energische Handhabung der bürgerlichen Gesetze beeinträchtigt, sondern auch ein so schleppender Prozeßgang hervorgerufen wurde, daß ganze Generationen vor Erledigung der Sache

*) S. „Sammlung fürstlich hessischer Landesverordnungen“, herausgegeben auf Befehl des Landgrafen Friedrich II. von Chr. Ludwig Kleinschmidt, Kassel 1767, 1. Th. S. 9, sowie Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel.

hinsterben konnten. „Zu verwaren manichfeltiglich seümnis vnnd gebrechlichkeit GottesDinstes, mancherley vngeburligkeit, Kost vnnd schaden, die vnnsern Burgern vnnd Inwonern, von Ladunge an geystlich gerichte vnnd Banne gescheen sein vnnd teglich gescheen vnnd furter vfferstehen muchten, wie solchs zum besten nicht vorkummen wurde, Sein wir (Landgraf Ludwig) mit Burgermeister vnnd Rath zu Cassel eintrechtiglich vnnd einmutiglich zu Rathe worden vnnd vberkommen, Das auch vnnsern Burgern vnnd Inwonern wol bequemlich ist, eine vffrichtige Ordnunge zu machen, darmit Gottesdinste mag gemehrt, wir, vnnser Bürger vnnd Inwoner In eynigkeit vnnd Fridde gesatzt werden vnnd darin pleiben mügen, vnnd sal auch solche Ordenunge nu angehen vnnd furter pleiben wheren vnnd gehalten werden, bey penen vnnd bussen daruff gesatzt sein" — so beginnen diese Statuten, welche ihrer Wichtigkeit wegen dem versammelten Volke unter dem Geläute der Glocken „vor dem Wein-Keller vff der trappen" verkündet wurden. (S. K. Ph. Kopp's ältere und neuere Verfassung der geistlichen und Civilgerichte in den fürstlich hessen-kasselschen Landen, Kassel 1769. Bd. I, Beil. 13, S. 29 sqq.)

Kein Laie, so gebot Landgraf Ludwig unter Androhung schwerer Geldstrafe, soll einen andern vor ein geistliches Gericht laden und keiner seine eigene Sache einem solchen Gerichte übergeben. Kein Kleriker soll einen Laien in weltlichen Sachen vor ein geistliches Gericht ziehen, die Geistlichen sollen selbst ihre weltlichen Sachen nur bei einem weltlichen Gerichte aburtheilen lassen. Dagegen war Landgraf Ludwig auch darauf bedacht, den geistlichen Stand in seinen Rechten zu schützen: wenn ein Bürger oder Einwohner von Kassel „zu Banne" kommt, so soll er von Stund an die Stadt räumen und nicht ohne erlangte Absolution zurückkehren. Damit aber die Geistlichkeit nicht zu weit greife, so sollen zuvor Schultheiß und Rath erkennen, daß der Gebannte mit Fug und Recht im Banne sei. Sehen sie aber, daß dem Gebannten Unrecht geschehen ist, so sollen sie den Verfolgten in Schutz nehmen und ihm zu seinem Recht beständig sein. Auch befiehlt Ludwig, daß Niemand Lade- oder Bannbriefe nach Kassel bringe, er übergebe sie denn dem Pfarrer auf dem Predigtstuhle (vor versammelter Gemeinde) und nirgends anders. Auch die Fremden schützte Ludwig in ihrem Rechte. Er verordnete, daß ihnen in Prozeßsachen eine schnelle Entscheidung zu Theil werde. Im „Gastgericht" soll die Klage eines Fremden über erbliche Güter innerhalb dreimal vierzehn Tagen, die Klage über Schuld innerhalb drei Tagen entschieden sein.

Am 14. April 1455 erließ sodann Landgraf Ludwig eine Gerichts- und Polizeiordnung *), welche u. a. Verbote enthielten gegen das Würfelspiel um Geld und Geldeswerth, gegen das Ausgehen bei Nachtzeit ohne „Wisch" (brennenden Strohwisch) oder „Lüchte" (Laterne), nachdem die Glocke geläutet hatte (Abends 8 oder 9 Uhr), um „Mord und Todschlag" zu verhindern, denn damals saß bei den Bürgern die Waffe lose in der Scheide. Streng waren die auf diese Vergehen gesetzten Strafen. So war das Würfelspiel nicht allein bei Geldstrafe, sondern auch bei vierwöchiger Verbannung aus der Stadt verboten; ohne Laterne bei Nachtzeit zu gehen, oder über die „Weinglocke" hinaus im Wirthshause Gäste zu halten, oder als Gast zu sitzen, kostete drei Pfund Heller (60 Schillinge), wer aber des Abends ohne Licht „in unziemlichen Sachen mit Werfen oder Rufen die Leute zu erferen (erschrecken) und zu necken, den Leuten ihre Fenster, Thore und Feste zu schlagen oder Wagen umzuwerfen funden wird", der soll nicht allein die höchste Geldstrafe zahlen, sondern auch vier Wochen aus der Stadt gewiesen, und, kehrt er innerhalb dieses Termins zurück, vier Wochen in Haft gesetzt werden. —

In unserm vorigen Artikel haben wir bereits erwähnt, daß gleich nach Ludwig's Thronbesteigung den hessischen Städten ihre alten Freiheiten bestätigt wurden. Unter den Räthen des jungen Landgrafen befand sich auch, wie gemeldet, der Erbmarschall von Röhrenfurt. Zwischen der Tochter desselben und dem Junker von Riedesel entspann sich der Sage nach ein Liebesverhältniß, welches des poetischen Reizes nicht entbehrt und von Romanschriftstellern mehrfach benutzt worden ist. Auch F. J. von Günderode in seiner Schrift: „Ludwig der Friedsame" (Frankfurt a. M. 1784) und K. W. Justi in seinen „Hessischen Denkwürdigkeiten" (Bd. IV, Marburg 1805) gedenken dieser Sage. Möge es uns gestattet sein, dieselbe hier als Episode einzuschalten.

Junker Hermann von Riedesel lebte am Hofe des Landgrafen Ludwig. Hervorragend durch geistige wie durch körperliche Vorzüge, unerschrocken im Streite, ein erfahrener Kriegsmann, nicht minder weise im Rath, bescheiden und angenehm in seinen Manieren, erfreute er sich der Gunst, ja der Freundschaft seines Fürsten. Krieger und junge Mädchen blickten ihn gleich gefällig an, jene fürchteten ihn als Gegner und fochten gern mit und unter ihm, diese wetteiferten um die Ehre, ihn zum Ritter zu haben. Zu den schönsten Damen Kassel's, zu den Zierden ihres Geschlechtes, zählte Margaretha, die einzige Tochter des Erbmarschalls von Röhrenfurt.

*) S. Sammlung fürstl. hessischer Landesordnungen, 1. Theil S. 10 flg.

*

Dieser war ein alter, harter und stolzer Mann, seine Tochter ein Musterbild der Sanftmuth und des Edelsinnes. Hermann von Riedesel und Margaretha von Röhrenfurt lernten sich kennen, beide schienen von der Natur für einander bestimmt zu sein, sie liebten sich; der Landgraf bemerkte ihre gegenseitige Neigung mit Wohlgefallen und wünschte seinen Freund glücklich zu sehen.

Anders dachte der Vater Margarethens. Unbeugsam und gefühllos gegen die Thränen seiner Tochter, hatte er für dieselbe einen Bräutigam aus einem reicheren und mächtigeren Hause bestimmt. Riedesel bot alles auf, den Vater für sich zu gewinnen, auch der Landgraf verwendete sich warm für die Liebenden, umsonst, der Alte blieb unerbittlich. „Die reiche Erbin meiner Güter," pflegte er zu sagen, „soll nicht die Beute eines leichten Abenteurers sein." Es sollte anders kommen.

Einst befand sich Hermann von Riedesel in einem dichten Walde auf der Jagd. Plötzlich hörte er Hilferufe. Seiner Ritterpflicht eingedenk, folgt er diesem Rufe, um dem Nothleidenden beizustehen. Wenige Schritte — und er erblickt den Vater seiner Geliebten von Räubern niedergeworfen, in der äußersten Gefahr, ermordet zu werden. Rasch zieht er sein Schwert, stürzt sich auf die Räuber, haut tapfer auf sie ein und der zitternde Greis ist gerettet. „Unbekannter Mann," sprach der Erbmarschall, „heische von mir, und kein Lohn wird mir zu groß sein, um dir deine Biederthat zu vergelten!" Er hatte seinen Retter nicht erkannt, denn dieser war geharnischt und hatte sein Haupt mit dem Helm umschlossen. „Meine Bitte ist kühn," erwiderte der junge Ritter, „aber du wirst sie mir nicht versagen. Ich bitte dich um die Hand deiner Tochter!" — „Du sollst sie haben", sprach der Greis, „so du anders von edlem Blute bist." „Das bin ich", versetzte Riedesel, öffnete den Helm und warf sich dem staunenden Röhrenfurt in die offenen Arme. Dieser hielt sein Wort und beide eilten nun zu dem Hoflager des Landgrafen zurück und brachten Margaretha die freudige Kunde, daß alle ihre Wünsche erfüllt seien.*) — Hermann von Riedesel erhielt (1429) die Anwartschaft auf das Erbmarschallamt, das ihm auch nach dem Tode des letzten Röhrenfurt zu Theil wurde. Er ist der Begründer des Ansehens und des Reichthums der Familie Riedesel, bei welcher von nun an das hessische Erbmarschallamt verblieb. Hermann von Riedesel starb am 31. Juli 1463 in hohem Alter, seine Gattin Margaretha war ihm acht Jahre früher 1455 im Tode vorausgegangen.

*) Wir sind hier Justi gefolgt, da uns die Schilderung G. v. Günderode's doch allzu romantisch erschien.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Aus einem Kasseler Bürgerhause vor 60 Jahren.

Von W. Rogge=Ludwig.

(Schluß.)

Wenn ich es nun versuchen will, die Lebensweise der Kasseler Bürger, namentlich der besser situirten dieser Zeit, wie sie sich auch in unserem Hause gestaltete, aus meiner Erinnerung zu schildern, so wird sich im Vergleich zur Jetztzeit ein sehr erheblicher Unterschied in Beziehung auf das Leben im Hause, noch mehr aber auf das Leben außerhalb desselben ergeben; und dieser wesentlich darin zu finden sein, daß die für letzteres in weit geringerem Grade gemachten Ausgaben den Familienvätern eine weit größere Fürsorge für die Angehörigen im Hause gestatteten. Dabei war man aber von dem jetzt überall sich geltend machenden Aufwand in Ausstattung der Wohnungen noch weit entfernt. Eine große Verschiedenheit von der jetzigen Zeit zeigte sich zunächst in der besseren Herrichtung des Mittags= und Abendtisches, an welchen bei den Kaufleuten immer die noch ausnahmslos im Hause des Principals wohnenden Gehülfen und Lehrlinge und bei den Handwerkern auch die Dienstboten theilnahmen. Der große Vorzug der damaligen Zeit bestand darin, daß es bei den Familienvätern noch nicht so wie jetzt allgemein üblich war, am Abend ein Vergnügen außer dem Hause aufzusuchen und zum Biere zu gehen. Dabei ist allerdings nicht zu verkennen, daß zu dieser Enthaltsamkeit die wenig Verführung bietende Beschaffenheit des damals hier gebrauten Bieres und der damit in Verbindung stehende Mangel

an eigentlichen Bier-Restaurationen nicht wenig beitrug.

Der Bezug auswärtigen Bieres, namentlich des bayerischen, war noch ebenso unbekannt, wie der Frühschoppen. Gelegenheit, Abends zum Bier zusammen zu kommen, boten nur die Bierbrauer in kleinen dazu hergerichteten Stuben, welche aber so dürftig, wie jetzt kaum eine Dorfschenke ausgestattet waren und schon deshalb nur wenig und nur von der geringeren Klasse der Einwohner besucht wurden. Dies war auch bei den sehr zahlreich vorhandenen Branntweinschenken der Fall, in welchen Bier in der Regel nicht zu haben war. Eine große Aenderung in den Bierverhältnissen der Stadt trat Ende der zwanziger Jahre mit Einführung des Felsenbieres ein. Die damit eingetretene wesentliche Verbesserung des Bieres und die erfolgte Anlegung der Felsenkeller hatte bei vielen eine nicht immer vortheilhafte Aenderung in ihrem häuslichen Leben zur Folge. So wie es nun bis dahin bei den Principalen und Meistern zur größten Seltenheit gehörte, daß sie noch nach dem frühzeitig eingenommenen Abendessen das Haus verließen, so war dies noch weit weniger bei den Gehilfen oder gar bei den Lehrlingen der Fall. Bei uns und in allen mir bekannten Kaufmannsfamilien erschienen diese Sonntags und Werktags Abends zehn Uhr im Familienzimmer zur Ablieferung der Schlüssel, nachdem sie den Abend im Comptoir zugebracht hatten. Von einem Ausgehen derselben Abends in ein Wirthshaus oder gar Ausbleiben derselben über 10 Uhr war nie die Rede. Ihr Verhältniß zur Familie war dabei ein ganz anderes, als jetzt, sie wurden als ihr zugehörig betrachtet und zu den Familienfestlichkeiten mit herangezogen. Eine Folge davon war, daß sie auch große Anhänglichkeit an ihr Geschäftshaus bewiesen, und viele Jahre und so lange demselben ihre Thätigkeit widmeten; bis sie bei der allergrößten Sparsamkeit von ihrem geringen Gehalt so viel erübrigt hatten, um selbst ein eigenes Geschäft gründen zu können. Von solchen alten Inventarstücken; welche Sonntags mit den bei uns beschäftigten Commis verkehrten, ist mir noch eine größere Anzahl erinnerlich.

Eines Musterbildes dieser Gattung habe ich früher schon einmal an anderer Stelle bei Schilderung Kasseler Orginale aus jener Zeit gedacht. Es war der Commis Wiemer in dem in der Nähe unseres Hauses befindlichen Mangold'schen Spielwaarengeschäft, bei dem ich mir als Knabe manchen Bilderbogen und manche Schachtel Soldaten gekauft habe. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er immer mit derselben Unverdrossenheit und Freundlichkeit im Geschäfte thätig. Das Haus verließ er in der Woche außer zu Geschäftswegen niemals, und nur Sonntags versäumte er als guter Katholik zu keiner Zeit den Besuch der Kirche. Seine einzige Erholung von den Mühen des Geschäftes bestand darin, daß er Abends nach Schluß des Geschäftes im Sommer und Winter vor der Hausthüre stehend oder vor dem Hause auf und abgehend seine Pfeife rauchte. Darin machte er auch des Sonntags keinen Unterschied, nur daß er sich dann dabei den Genuß einer Cigarre gestattete.

Und doch hatte der kleine freundliche Mann eine große Leidenschaft — die des Tanzens, der er sich jedoch bei seiner großen Sparsamkeit nur zweimal im Jahre, aber viele Jahre hindurch bis in sein höheres Lebensalter hingab. Es geschah dies im Sommer am 2. Pfingsttage auf Wilhelmshöhe, wo an diesem Tage Abends im Gasthause getanzt wurde, und im Winter auf einem von dem Balletmeister Braemer in den Sälen des Wirths Oesterreich arrangirten Maskenball, auf welchem er stets in einem von uns geliehenen Domino erschien.

Ueber 50 Jahre hat er immer mit derselben Treue und Gewissenhaftigkeit dem Mangold'schen Geschäfte bei allen dessen Wandlungen seine Thätigkeit gewidmet und als er sein Ende heranahen fühlte, noch einen Beweis seiner dankbaren und edlen Gesinnung dadurch gegeben, daß er einige in ihren Vermögensverhältnissen zurückgekommene Mitglieder der Mangold'schen Familie zu Erben seines ersparten, mehrere tausend Thaler betragenden Vermögens einsetzte.

Derartige Persönlichkeiten, die bei so geringer Abwechslung durch Vergnügungen irgend welcher Art in ihrer stets regen Thätigkeit immer heiter und zufrieden blieben, gehören jetzt wohl auf immer der Vergangenheit an.

Wenn nun, wie angegeben, die innerhalb der Stadt, zur Erholung vom Geschäft bestimmten Lokale wenig Anreiz zum Besuche boten, so war dies im Vergleich zur Jetztzeit in noch weit höherem Grade in Betreff der außerhalb der Stadt gelegenen öffentlichen Vergnügungslokale der Fall.

Für solche lag bei dem häuslicheren Sinn der Bürger auch schon deshalb ein geringeres Bedürfniß vor, weil sehr Viele Ersatz für solche in ihren jetzt in großer Anzahl der Stadterweiterung zum Opfer gefallenen Privatgärten fanden, in denen sie im Sommer den Abend nach Beendigung der Geschäfte im Kreise ihrer Familie verbrachten.

Hiervon wurde nur an Sonn- und Festtagen zuweilen eine Ausnahme gemacht und einer der vor den Thoren gelegenen öffentlichen Kaffeegärten mit der Familie besucht. Der Weber'sche Garten vor dem Königsthor, der Adolph'sche Garten vor dem kölnischen, der Oestreich'sche vor dem hol-

ländischen Thor und der Mensing'sche vor dem Weserthor waren solche Vergnügungslokale, welche vorzugsweise von den bürgerlichen Familien besucht wurden, während der Henkel'sche Garten vor dem Königsthor und die Restauration in der Karlsaue der Sammelplatz der vornehmen Welt waren. Von allen diesen ist nur die letztere, aber in sehr veränderter Gestalt, noch jetzt vorhanden. Unter den mächtigen, nun auch schon seit einigen Jahren der Zeit zum Opfer gefallenen, Tannenbäumen wurde der meistens von den Familien mitgebrachte und in der Restauration gekochte Kaffee oder Thee getrunken. An Stelle des jetzt wenig Beifall findenden Restaurationsgebäudes stand ein einfaches, aber geschmackvolles Haus und der Raum zwischen diesem und den Tannen enthielt schöne mit Blumenanlagen verzierte Rasenplätze. Bier wurde in der Restauration nicht verschenkt und hatte die ganze Anlage noch ein vornehmeres und besser mit der Umgebung stimmendes Gepräge als es jetzt der Fall ist.

Es war dies damals auch noch das einzige öffentliche Vergnügungslokal, in welchem musikalische Genüsse geboten wurden. Vom 1. Pfingsttage an concertirten hier an einem dafür bestimmten Wochentage abwechselnd auf Allerhöchsten Befehl, ohne Eintrittsgeld nehmen zu dürfen, die vortrefflichen Musikkorps der Kasseler Garnison. An anderen Orten durften diese nicht spielen und andere dazu geeignete Musikkorps gab es vor Errichtung der Bürgergarde im Jahre 1830 nicht. Am 1. Pfingsttage herrschte hier auch damals schon ein sehr reges Leben durch die zahlreich zu dem Pfingstfest hierherkommenden Fremden, unter denen sich namentlich eine große Anzahl Göttinger Studenten bemerklich machten. An sonstigen Tagen, namentlich an den Wochentagen war der Besuch ein geringer, da es in den nicht zur haute volée gehörigen Kreisen noch nicht üblich war, außer Sonntags öffentliche Vergnügungsorte zu besuchen. Für uns Kinder war es gerade kein großes Vergnügen, dort oder im Henkelschen Garten im Sonntagsstaat ruhig sitzen zu müssen, wir und alle Kinder, die in gleicher Lage waren, zogen es vor, im eigenen Garten die Freiheit zu genießen. Wir trösteten uns damit, daß das Vergnügen ein frühes Ende nahm, da es noch nicht Sitte war, Kinder bis spät in die Nacht in öffentliche Lokale mitzunehmen. Auch der Besuch von Wilhelmshöhe fand selbst an den Sonntagen in den meisten Familien nur selten statt und in der Regel nur, wenn Besuch von auswärtigen Freunden oder Verwandten dazu Veranlassung gab. Der Besuch von Wilhelmshöhe war außer am 2. Pfingst- und Himmelfahrtstag namentlich seit dem im Jahre 1823 an den Kurfürsten gelangten Drohbrief ein sehr beschränkter geworden, da Einheimische und Fremde sich nicht gern den in Folge davon zur Sicherheit des Kurfürsten angeordneten sehr strengen militairischen und polizeilichen Maßregeln unterwerfen mochten. Der Kurfürst welcher durch Anlegung des neuen Wasserfalls, Verschönerung der Anlagen, Erbauung des neuen Gasthauses und Wachtgebäudes so viel zur Verschönerung der Wilhelmshöhe beigetragen hat, fühlte sich durch diesen geringen Besuch sehr unangenehm berührt und glaubte den Grund in der allerdings sehr mangelhaften Fahrgelegenheit zu finden. Er erließ deshalb im Jahre 1827 den Befehl an die Polizei, dafür zu sorgen, daß an dem Wilhelmshöher Thore an Sonn- und Festtagen Wagen zur Beförderung gegen einen billigen Fahrpreis bereit ständen. Mehrere Jahre hindurch war dies denn auch der Fall und dort ein Sitz im Wagen zum Hinauffahren für 5 Sgr. zu haben.

Bei einem Vergleiche der damals den Familien gebotenen Gelegenheit zu Vergnügungen außer dem Hause mit der der jetzigen Zeit tritt nun weiter ein gar gewaltiger Unterschied hervor, wenn wir noch einen Blick auf die damals zu geselligen Zwecken bestimmt gewesenen Vereine werfen. Während es deren jetzt mehrere hundert geben soll, waren es damals eigentlich nur drei, welche solche Zwecke mit Einschluß ihrer Damen verfolgten. Es waren dies der Abendverein, das Civilkasino und die Euterpe, von denen sich nur die letztere noch erhalten hat. Außerdem bestand noch das ausschließlich für Männer bestimmte Militairkasino. Die Gesellschaft Lese-Museum ist erst im Jahre 1831 gegründet worden.

Die Physiognomie der Stadt, wie sie sich unter den hier geschilderten Verhältnissen durch das in ihr herrschende Leben und Treiben zu erkennen gab, mußte abgesehen von allen anderen später für dieselbe so bedeutsam gewordenen Veränderungen ein von der jetzigen sehr verschiedenes Gepräge tragen.

Unser schönes Kassel hat zu verschiedenen Zeiten, namentlich unter der Regierung des letzten Kurfürsten, das Schicksal gehabt, daß die öffentlichen und socialen Zustände in derselben von Correspondenten auswärtiger Blätter in sehr gehässiger Weise geschildert und insbesondere von den Witzblättern zum Gegenstand ihres Spottes gemacht wurden, ein Umstand, dessen nachtheilige Folgen sich trotz aller so anerkennenswerthen Bestrebungen zur Beseitigung früherer Vorurtheile zuweilen auch jetzt noch bemerklich machen.

Auch unserem berühmten Landsmanne Franz Dingelstedt kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er im Jahre 1836 in der von Au-

gust Lewald redegirten Zeitschrift Europa in mehreren Artikeln den Eindruck, welchen die Stadt auf ihn, den 22jährigen Gymnasiallehrer, nach kaum halbjährigem Aufenthalt in derselben gemacht hat, in einer sehr pikanten, aber vielfach übertriebenen und durchaus nicht vortheilhaften Weise geschildert habe. Die Artikel riefen daher in Kassel großen Unwillen und zahlreiche Entgegnungen in auswärtigen Blättern hervor, in welchen dargethan wurde, daß er namentlich für die politische Bewegung des Jahres 1830 und das seit dieser Zeit viel reger und freier in der Stadt gewordene Leben gar kein Verständniß gehabt habe. Der Dingelstedt gemachte Vorwurf war für die Zeit, in welcher er die Artikel schrieb, nicht ungerechtfertigt, sie paßten besser für die hier in Rede stehende Zeit der zwanziger Jahre, für welche sie viel Wahres und Zutreffendes enthalten. Es möge deshalb hier zum Schluß Einiges daraus seine Stelle finden:

„Keine Stadt ist schöner im Herbst und herbstlicher in ihrer Schönheit, als Kassel, sie ist, wie eine versteinerte Elegie. Kein Laut, als Klage, kein Licht, als eine ferne Abendröthe. Ich wandele oft durch die nächtlichen Gassen, von einem nächtlichen Lärm und dem späteren Vergnügen einer Residenz weiß man hier nichts, man ist in Kassel häuslicher, als in den meisten Städten dieser Größe. Die Thüren und Fenster schließen sich fein bürgerlich mit dem zehnten Glockenschlage, und wenn nicht hier und da der Ruf einer Schildwache an Civilisation erinnerte, würde kein Laut, kein Licht die wohlthuende Illusion stören, als wandle man in einer verschütteten Stadt durch eine hallende Katakombe. Ueberall in der schönen Stadt, wie in der schönen Umgebung fehlt die lebendige Staffage, es ist nichts, wie Natur, ein landschaftliches Stillleben ohne eine Idee von Residenz. Bouterwek taufte Kassel einen Tempel des Schweigens. Schön ist dieser Tempel allerdings, aber verteufelt langweilig; wo er eine Merkwürdigkeit besitzt, da steht auch ein Schilderhaus mit einem bewachenden Krieger und vor jedem schönen Punkt hängt sicher ein obrigkeitliches Vorhängeschloß. Eine Wolke, ein Nebel von Befangenheit und Trägheit, eine theilnahmlose Gewitterschwüle lagert über der Stadt. Alles muß d'accord sein, vollständige Ruhe, Ruhe des Grabes."

Wie ganz anders hat sich jetzt das Leben in der Stadt, deren Einwohnerzahl seitdem auf das doppelte gestiegen ist, gestaltet, und wie unendlich ist der Fortschritt, der auf allen Gebieten des Lebens seine so segensreichen Wirkungen erkennen läßt! Aber nicht Alles ist besser geworden, auch manches Gute der alten Zeit hat sein Ende genommen und ist schwer zu vermissen, vor Allem der häuslichere Sinn, die größere Einfachheit und Genügsamkeit in der Lebensweise und was am meisten zu beklagen ist, die neidlose Zufriedenheit der Menschen mit dem ihnen zu theil gewordenen bescheideneren Lebensloose, ein Umstand, welcher jetzt die Gemüther Aller mit um so schwereren, ihnen früher unbekannten Sorgen für die Zukunft erfüllt, als Heilmittel dagegen so schwer zu finden sind.

---

# Hessische Ehrentafel. *)

**Von Joseph Schwank.**

(Fortsetzung.)

II. In dem Kriege Kaiser Leopold's gegen die Türken.

1664 4. Juni Die von der Landgräfin, Regentin und Vormünderin Hedwig Sophie dem Kaiser Leopold nach Ungarn gesandten Hilfstruppen zeichneten sich sehr aus und erfochten den Sieg bei St. Gotthard mit.

III. In dem Kriege zwischen Oesterreich, Dänemark und Brandenburg gegen Frankreich.

1676 Nach dem Regierungsantritt des Landgrafen Karl zogen 3 neugeworbene Compagnieen Reiter und 1 Regiment Infanterie zur Reichsarmee und nahmen an der Belagerung von Philippsburg theil.

1677 zogen diese Truppen als dänische Hilfstruppen nach Dänemark.

1677 14. Juli Treffen bei Landskron und Helsingborg in Schonen.

1678 8. Januar Treffen bei Warksow auf Rügen gegen die Schweden. Glänzender Angriff der hess. Reiterei. In dieser Zeit erschienen zuerst Grenadiere im hessischen Dienst. Auch wird zuerst die Uniformirung des hess. Landesausschusses erwähnt: lange, weite graue Tuchröcke, breite Aermel mit

*) S. Nr. 19 des „Hessenlandes", S. 269 flg.

rothen Aufschlägen, Patrontaschen mit rothen Klappen.

In diesem Feldzug zeichneten sich die Hessen durch ihre Tapferkeit ruhmvoll aus.

IV. Im Krieg gegen die Türken und Frankreich bis zum Ryswiker Frieden 1697.

1683 Am Rhein und beim Entsatz von Wien, wohin Landgraf Karl mit Truppen eilte.

1685 In Ungarn, wohin das v. Rauische Regiment (6 Schwadronen Carabiniers) als Theil der oberrheinischen Kreis-Regiments-Cavallerie und 4 Compagnieen Grenadiere Regiment v. Hanstein, marschierten und

1686 2. September der Erstürmung der Festung Ofen und Zanten rühmlichst beiwohnten.

Die Compagnieen wurden geführt von den Capitains v. Eienbeck (fiel 1 Jahr später in Griechenland), Georg Otto Rabe, Eckebrecht v. Stockhausen, Wolff Schenk zu Schweinsberg. Unter den Stürmenden befanden sich als Offiziere und Junker: v. Baumbach, v. Appelius, v. Gilsa, v. Osterhausen, v. Goldberg, v. d. Malsburg. Außerdem dienten als Offiziere vor Ofen: Oberstwachtmeister v. Bischoffshausen, J. Chr. Eckhard, Mergel, v. Hanstein, v. Urf, v. Uffeln, Wolf v. Gudenberg, Sowiopolsky († 1713 in Kassel als Major).

Oberst Rau starb zu Komorn. Die Truppen kehrten erst 1688 zurück. Deren Theilnahme an der Erstürmung Ofens erwähnen die Blätter bei Besprechung der 200jährigen Feier auffallenderweise nicht. —

1687 In Morea, besonders

„ 14. Juli Schlacht von Patrasso. Sieg über Bassa Muhamed Seliktar. Erbeutung des ganzen türkischen Lagers.

1687 Darauf Besetzung und Einnahme von Lepanto und Korinth.

„ Eroberung von Athen.

1688 Belagerung von Negroponte, wo am 20. August der Angriff der 1000 Hessen auf das verschanzte Lager bei der Stadt den Sieg durch die Erstürmung des Marabut (des stärksten Punktes der feindlichen Werke) entschied. *)

1689 9. September Eroberung von Mainz und Bonn. . . . . . . . . .

1690 1. Juli Schlacht bei Fleury.

1691 Mai. Sieg bei Montroyal.

„ Juni. Eroberung von Beaumont.

1692 Ein Bataillon Franzosen wird von 1000

„ hess. Dragonern in Worms fast aufgerieben.

„ Eroberung von Stauf und Neu-Leiningen.

„ 2. Oktober Erstürmung von Eberburg.

„ Glorreiche Vertheidigung der am 16/12 1692 von General Tallard mit 18 000 Mann eingeschlossenen Feste Rheinfels durch General von Görz mit 4000 Hessen unter Abschlagen dreier Hauptstürme und Behauptung der in einen Trümmerhaufen geschossenen Festung bis

1693 4. Januar, an welchem Tage Landgraf Karl mit seinem Ersatzcorps eintraf. Die Hessen hatten im stärksten Feuer, ohne einen Fuß breit zu weichen, so standhaft ausgehalten, daß die Franzosen, die 3000 Mann Todte hatten, von ihnen sagten: Die Hessen könnten in Feuer und Flammen wie Vögel in den Lüften schweben, und Ludwig XIV. nannte den Landgrafen, der die Franzosen so übel zurückgewiesen hatte, le grand Caporal.

„ 1. August Vergeblicher Angriff der Franzosen auf die Hessen und Badenser bei Kochendorf und Sontheim.

1695 30. August Sturm auf Nemur. Der hess. General v. Schwerin erstürmt mit 2000 Mann die Kontrescarpe von der Kasotte mit großer Tapferkeit.

V. Im spanischen Erbfolgekriege 1702 bis zum Utrechter Frieden 1713 und Badener Frieden 1714.

1702 Belagerung von Kaiserswerth.

1703 27. Juli Einnahme der feindlichen Linien im Lande von Waas.

„ 27. September Belagerung und Eroberung von Limburg.

„ 15. November Treffen bei Speierbach. Erbprinz Friedrich hatte sich an der Spitze des Grenadier-Regiments dem Andrange Tallards entgegen gestellt und die Wahlstatt nicht eher verlassen, bis nach heldenmüthigstem Kampfe der Rückzug des rechten Flügels der Alliirten gesichert war. In Reihe und Glied lagen die Reihen der Grenadiere, die keinen Fuß breit gewichen waren; selbst für die Gegner ein Anblick der Bewunderung. Fast das ganze Regiment war aufgerieben. Gefallen waren:

---

*) Nachdem der Sturm der Malthefer, Baireuther und Mailänder abgeschlagen war, stürmten Würtemberger und Hessen voran. Hierbei feuerte Hauptmann Georg Otto Raabe aus Kassel, die Fahne ergreifend und sich an die Spitze der Hessen stellend, diese mit dem Ausrufe an: „Wer unsern gnädigsten Landgrafen und die eigne Ehre liebt, der folge mir.“ Und ungeachtet eines verheerenden Feuers, das auch die Würtemberger wankend gemacht hatte, drangen die Hessen mit dem Feldgeschrei: „Jesus mit uns“! vorwärts und erstiegen die Wälle. Auch die Würtemberger und die andern Schaaren folgten den Hessen, deren Todesmuth und nicht wankender Tapferkeit dieser so glänzende Erfolg allgemein zugeschrieben wurde. 1500 Feinde blieben todt, 2000 wurden gefangen, 34 Geschütze und eine große Anzahl Fahnen erbeutet!

die Generale Prinz Philipp von Hessen-Homburg und v. Tettau, der Oberst Wolf Karl von Schenk zu Schweinsberg und der Oberstlieutenant v. Wartensleben.

1704 15. Juli Schlacht am Schellenberg. Hier nahmen die Hessen den französischen Marschall Tallard gefangen, der sich dem Oberst-Lieutenant v. Boyneburg ergeben hatte. Königin Anna beschenkte denselben für diesen köstlichen Fang mit 2000 Pfund Sterling. Marschall Tallard kam in den Tower als Gefangener.

" 13. August. Sieg bei Hochstädt „Revanche pour Speierbach." Kommandeur der hessischen Brigade, welche sich hier so rühmlich ausgezeichnet hatte, war General Ernst Ludwig v. Wilke. Der Feind verlor 40,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die Alliirten: 12081 Mann, worunter die Hessen an Todten 17 Offiziere und 174 Gemeine, an Verwundeten 58 Offiziere und 673 Gemeine zählten.

" 9. November. Einnahme von Saarburg unter Erbprinz Friedrich.

" Belagerung und 18. Dezember Einnahme von Landau und Trarbach.

1705 Wegnahme der Linien von Tirlemont. 2000 Gefangene wurden gemacht, 12 Fahnen und Standarten, sowie 18 Kanonen erbeutet.

" Einnahme von Huy, Sontleenwer und St. Philipp.

1706 August. Einnahme von Goito am Flusse Menzo.

" 9. September. Schlacht bei Castiglione. Speierbach und Castiglione sind die dunkeln Namen in der sonst glänzenden Laufbahn Friedrichs I. Mit 8000 Mann warf er 14000 Franzosen und nahm deren Geschütze. Die Franzosen umgingen aber seinen rechten Flügel und kamen ihm in den Rücken. Die Truppen einiger geistlichen Fürsten geriethen dadurch in Unordnung, die sich immer weiter verbreitete und zur Flucht ward. Das Beispiel des Prinzen Friedrich, welcher mit einer Fahne in der Hand dem Feinde entgegen stürzte, blieb ohne Wirkung. Zwei Tage vorher war die siegreiche Schlacht von Prinz Eugen bei Turin geschlagen worden.

" Belagerung von Menin und Ostende.

" 23. Mai. Siegreiche Schlacht bei Ramellies. Hier erbeutete Prinz Ludwig, Sohn Landgraf Karl's mit eigner Hand die Leibfahne des französischen Schweizer-Regiments du Williers und fand in seinem zwanzigsten Lebensjahre an der Spitze seines Regiments den Heldentod.

1706 Eroberung der Festungen Ostende, Stekken und Ath.

1707 23. Mai. Belagerung von Toulon. Erbprinz Friedrich rettet mit 2 Dragoner-Regimentern die Armee Prinz Eugens vor einer Niederlage. (August 1707), sodaß dieser ungehindert nach Italien zurückziehen konnte. Auf diesem Marsche wurde

" 21. August Susa erobert. Der hess. General Reinhold Ernst von Sakken befehligte hierbei ein Korps.

1708 Belagerung von Celle.

" 11. Juli. Siegreiche Schlacht bei Oudenarde und Belagerung von Lille.

" 14. August bis 11. Dezember. Belagerung und Einnahme der Festung Ryssel, wobei 20000 Mann auf beiden Theilen geblieben waren. General Wilke hatte sich hierbei besonders ausgezeichnet.

1709 1. Januar. Belagerung und Einnahme von Gent.

" 31. Juli. Einnahme von Dornik.

" Vor Tournai und

" 11. September. Siegreiche Schlacht bei Malplaquet. Verbündete und Franzosen zählten zusammen an 50000 Todte und Verwundete. Allgemeines Lob ward dem Erbprinzen Friedrich zu theil, welcher die Reiterei des linken Flügels zum Siege führte. Der Kern des französischen Fußvolks wurde in erbittertem Kampfe aufgerieben, an dem die hess. Regimenter sämmtlich theil nahmen.

" 20. Oktober. Einnahme der Festung Mons durch Erbprinz Friedrich nach einer Berennung mit 20000 Mann.

1710 Belagerung und Eroberung von Douai. Der Verlust der Belagerten belief sich auf 10000 Mann.

" Belagerung und Eroberung Bethune.

" Desgleichen von St. Venant.

" 9. August. Desgleichen von Aire. (Mit dieser Belagerung schloß der Feldzug).

1711 Desgleichen von Bouchain.

" 6. Juli. Einnahme von Arleux durch Erbprinz Friedrich.

1712 Belagerung und Einnahme von Quesnoy und Landreci.

11000 Hessen bewährten in diesem Kriege bei den alliirten Armeen unter Prinz Eugen und Herzog von Marlborough den alten Ruhm der vaterländischen Waffen. An ihrer Spitze kämpften die tapfern Söhne des Landgrafen Karl: Erbprinz Friedrich, einer der bewährtesten Reiter-Führer

im spanischen Erbfolgekriege; Prinz Wilhelm, nachmals Landgraf Wilhelm VIII.; Prinz Ludwig, welcher bei Ramellies den Heldentod starb; Prinz Maximilian, später kaiserlicher Feldmarschall.

---

# Das Vermögen des letzten Kurfürsten.

Von Carl Preser.

In der jüngsten Zeit und namentlich anläßlich des Hinscheidens Ihrer Durchlaucht der Fürstin Auguste zu Ysenburg u. Büdingen-Wächtersbach, der ältesten Tochter des Kurfürsten, ist in den öffentlichen Blättern gar viel gefabelt worden über das bedeutende Vermögen, welches Kurfürst Friedrich Wilhelm hinterlassen habe, und wenn auch Blätter aus Kassel daran Theil genommen haben, so ist das nur ein Beweis von der Flüchtigkeit, mit welcher die Tagesliteratur heute Geschichte schreibt, denn so viel ich mich entsinne, war zur Zeit des Ablebens des Kurfürsten fast in allen hessischen Blättern über das wirklich hinterlassene Vermögen desselben eine wahrheitsgetreue Angabe erschienen.

Mit Rücksicht auf die wahrheitswidrigen Bemerkungen öffentlicher Blätter aus jüngster Zeit, und da das „Hessenland" bereits verschiedene Berichte über die Vermögensverhältnisse Wilhelms I. und II. brachte, halte ich es daher um so mehr für geboten, auch die Vermögensverhältnisse unseres letzten Kurfürsten näher zu besprechen, als doch nicht zu leugnen ist, daß derartige Verhältnisse der hessischen Geschichte angehören. Ich bemerke dabei, daß ich meine Darstellung aus den officiellen Quellen des Testaments-Exekutoriums schöpfe, bei welchem ich als Protokollführer fungirte, keineswegs aber mit der Veröffentlichung eine Indiskretion begehe, indem ich zu der damit bezweckten Klarstellung geschichtlicher Thatsachen von betreffender Seite die Zustimmung erbat. Ich kann dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wie es in dem Institut des Testaments-Exekutoriums liegt, dasselbe sich einfach in den Besitz der gesammten Nachlassenschaft des Kurfürsten setzte und im Laufe der Thätigkeit wohl die Ansicht der Erben in einzelnen Fällen einholte, im Uebrigen aber die Feststellung und Theilung des Vermögens selbstständig erledigte.

Das hinterlassene Baar-Vermögen des Kurfürsten, welches bei seiner Chatoullekasse verwaltet wurde, bestand am 6. Januar 1875 aus folgenden Werthen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | in österr. Silberrente | 1,325,800 | fl. Silb.-W. |
| 2. | in österreich. Lloyd-Prioritäts-Obligat. | 31,500 | fl. Conv.-W. |
| 3. | in pfälzischen Maximilians-Eisenb.-Obl. | 106,500 | fl. Sd. W. |
| 4. | in ungarischen Ostbahn-Prioritäten . | 160,200 | fl. öst. W. |
| 5. | in hessischen Ludwigsbahn-Prioritäten . | 80,300 | Thlr. |
| 6. | in Berner Staats-Obligationen . . . | 200,000 | Frcs. |
| 7. | in böhmischen Westbahn-Prioritäten . | 334,800 | fl. öst. W. |
| 8. | in lombard. (Südb.)-Prioritäten . . . | 159,000 | fl. „ „ |
| 9. | in 300 Stück österr. Kredit-Aktien | | |
| 10. | in spanischen Oblig. | 62,000 | Piaster. |
| 11. | in Residenzstadt-Kasseler-Obligationen . | 250 | Thlr. |
| 12. | in Kaiserin Elisabethbahn-Prioritäten . | 282,600 | fl. ö. W. |
| 13. | in bayer. Obligationen | 69,600 | fl. Sd. W. |
| 14. | in österr. Papierrente | 16,400 | fl. öst. W. |
| 15. | in österreich. Staats-Eisenbahn-Priorit. . | 663,000 | Frcs. |
| 16. | in kurhess. Landeskreditkassen-Obligat. | 6,750 | Thlr. |
| 17. | in preußischen Oblig. | 200,000 | „ |
| 18. | in württemb. Oblig. | 96,000<br>182,000 | fl. Sd. W.<br>fl. „ „ |
| 19. | in Franz-Josefsbahn-Prioritäten . . . . | 60,000 | fl. Silb.-W. |
| 20. | in belgischen Oblig. | 200,000 | Frcs. |
| 21. | in russisch-engl. Oblig. | 30,000 | Pfd. Strlg. |
| 22. | in 200 Stück österr. Staatsloosen à 500 fl. österr. W. . . . . | 100,000 | fl. öst. W. |
| 23. | in 100 Stück italien. Staats-Eisenbahn-Aktien à 500 Frcs. | | |
| 24. | in 40 Stück kurhess. 40 Thlr.-Loosen, | | |
| 25. | in 55 St. öst. Kreditloosen à 100 fl. öst. W., | | |

26. in einem Lebens-Versicherungs-Kapital v. 202,826 Thlr. und endlich
27. in Hypothekenforder. im Betrage von . . 19,350 Thlr.

Nachdem von diesem Vermögen eine Saldo-Schuld des Bankhauses M. A. von Rothschild in Frankfurt a. M., sowie die Fonds einer Stiftung, der s. g. Prinzeß Charlotten-Stiftung ausgeschieden worden waren, welche an Se. Kgl. Hoheit den Landgrafen Friedrich von Hessen ausgeliefert wurden, endlich aber die auf der Erbschaft lastenden Ausgaben nebst den Kosten des Testaments-Exekutoriums bestritten waren, verblieb nach dem Cours der hinterlassenen Effekten ein vertheilbares Vermögen von nur: 2,418,170 Thlr. 6 Sgr. 9 Hlr.

Da nun dies Kapital in neun Theile ging, so ertrug es dem einzelnen Erbtheil nur die geringe Summe von 268,685 Thlr. 17 Sgr. 5 Hlr., wovon jedoch sieben Erben in österreichischer Silberrente noch den Betrag von 170,172 Thlr. 20 Sgr. 6 Hlr. bei dem Bankhause v. Rothschild in Frankfurt a. M. hinterlegten, weil wegen Versorgung derjenigen kurfürstlichen Hofdiener, welche mit ihrem Herrn die Verbannung getheilt hatten, die Verhandlungen mit Preußen sich zerschlagen hatten und diese sieben Erben die letzten Diener ihres Vaters nicht darunter leiden lassen wollten.

Hierzu kommen freilich noch zwei Vermögensbestandtheile, welche sich der Vertheilung seitens des Exekutoriums entzogen, da die Testaments-Exekutoren darüber nicht verfügen konnten. Bei der Theilung des Vermögens Wilhelms II. in den Staatsschatz und den kurfürstlichen Hausschatz war nämlich ein Rest von 1,500,000 Thlr. verblieben, welchen die kurhessischen Stände, „aus Dankbarkeit“ für das coulante Entgegenkommen des Kurfürsten, diesem als „Chatoulle-Vermögen“ zum besonderen Geschenke gemacht hatten. In dem Testament Wilhelms II. kommt dann dies Chatoulle-Vermögen, das bei dem Rothschild'schen Bankhause in Wien hinterlegt war, als Geschenk an seinen Sohn, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., und zwar ebenfalls als Geschenk an dessen Chatoulle, vor, jedoch unter der Voraussetzung, daß der letztere dafür den Besoldungs-Etat des ersteren übernehme, andernfalls der Hinfall dieser Summe an die Chatoulle Friedrich Wilhelms I. erst dann erfolgen sollte, wenn von den Zinsen keine Pension an die hinterlassenen kurfürstlichen Hofdiener mehr zu zahlen war. Und indem der Kurfürst die Zahlung dieser Pensionen auf seinen Etat wirklich übernahm, wurde er freier Eigenthümer jener Summe. Obwohl dieselbe aber mehr als die Hälfte seines hinterlassenen Vermögens betrug, so befindet sie sich nicht etwa unter diesem, sondern der Kurfürst ließ sie schon zu seiner Regierungszeit bei seiner Hausschatzkassen-Direktion verrechnen und sie ist ihm auch nach der Entthronung nicht zugeflossen. Bei dem Umstande nun, daß der Kurfürst überhaupt kein Herr war, dessen Sinn auf Vermögenserwerb gerichtet gewesen wäre, ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß er, in der — dann allerdings irrigen — Meinung, er müsse dies Chatoulle-Kapital seinem Nachfolger in der Regierung hinterlassen, daß er, sage ich, in der Verfügung, mittelst welcher er die Verwaltung desselben an die Hausschatz-Direktion übertrug, das Kapital selbst in irgend einer Form mit dem Hausschatze vereinigte. Näheres darüber ist mir allerdings nicht bekannt, doch würden die Privaterben des Kurfürsten darauf einen rechtlichen Anspruch haben, wenn eine Vereinigung mit dem Hausschatze etwa nicht stattgefunden haben sollte, zumal der Kurfürst die darauf ruhenden Lasten thatsächlich getragen hat.

Der zweite, nicht zur Vertheilung gelangte Vermögensbestandtheil hingegen besteht aus den der gesetzlichen Sequestration unterworfen gewesenen Hausschatz-Revenüen, deren jährlicher Betrag sich auf ca. 290,000 Thaler beläuft und deren Ausfall um so empfindlicher war, als die Zinsen des Privatvermögens des Kurfürsten schließlich nicht ausreichten, die Kosten seines Hofstaates in Prag zu decken. Die sequestrirte Summe kann ohne Zinsen etwa 1,938,000 Thaler betragen und würde mit den Zinsen ungefähr die Höhe des an sich kleinen hinterlassenen Vermögens erreichen.

Alles in Allem hat also Kurfürst Friedrich Wilhelm I. thatsächlich nicht mehr als 2,418,170 Thaler 6 Sgr. 9 Hlr. hinterlassen und in diese Summe hatten sich neun Kinder zu theilen. Was mithin jüngst in politischen Blättern von „eminentem“, von „großem“ und von „kolossalem“ Vermögen geschrieben wurde, gehört in das Bereich der Fabel.

# Aus engem Thal.

## Novellette v. M. Herbert.

(Schluß.)

An dem ganzen Tage sprach der Hannes kein Wort, was vollständig gegen seine Gewohnheit war. Er saß nachdenklich da und zuweilen fiel der Leisten aus seiner Hand polternd auf die Dielen. Die Hammerschläge, mit denen er das Leder auf seinem Knie dünn klopfte, kamen in langen Zwischenpausen. „Für mich wär's nit gewesen, einen Stein auf sie zu werfen!“ sagte er zu sich, „für mich nit! Denn die Steine, die Einer auf Einen wirft, den er 'mal lieb gehabt, die fallen nit ab, die bohren sich durch Haut und Rippen in's Herz. Für mich wär's nit gewesen!“ Gegen Abend stülpte er die Mütze auf und ging aus: Als er spät heimkehrte, trug er einen verwickelten Gegenstand und einen verdeckten Korb. Beide Dinge verschloß er geheimnisvoll in den Keller. Kathrinlies ließ sich nicht wieder in der engen Gasse blicken; lieber wollte sie keinen letzten Abschied von der Leiche ihres Kindes nehmen, hätte sie den Hannes wiedergesehn, sie wäre zusammengebrochen. Sie hatte nur Geld geschickt und ein weißes Kleidchen, welches ihr die Herrschaft zum Bahrschmuck des kleinen Todten geschenkt. Freilich zog die Alte dem Kinde das Kleid nicht an; sie schloß es heimlich in ihre Truhe. Auch zum Begräbniß kam die Mutter nicht, — der Pfarrer ging voran und dicht hinter dem Sarge schritt als einziges Ehrengeleit der Hannes, — eine komische Figur in seinem hohen, beinahe fuchsroten Cylinderhut und dem Fracke mit den langen spitzen Schößen, den bereits der Großvater selig zur Hochzeit getragen. Der kleine Zug ging durch die Stadt nach dem mauerumgebenen Friedhofe. Hier und dort sammelten sich einige Neugierige, und einmal glaubte Hannes in der Ferne an einer Straßenecke ein geputztes Mädchen mit einem Kinde auf dem Arm zu sehen; er konnte sich aber getäuscht haben.

Endlich ruhte der Sarg mit dem Keim eines Menschenlebens, das zur Hoffnung berechtigt, zum Schmerze befähigt gewesen, sechs Schuhe tief in der Erde. Die schweren Schollen fielen dröhnend auf den kleinen Deckel. Dann wölbte der Todtengräber den kleinen Hügel, welcher eine Weile noch eine Erhöhung bilden würde, um dann vom Winde und den Fußtritten achtlos darüber Hinschreitender dem Erdboden gleich gemacht zu werden. Die Sonne beleuchtete die groben, schwarzen Erdballen, welche der Spaten emporgeschürfelt, und ringsum über den hundertjährigen, grauen Grabsteinen an der Mauer, wie auf den frischen — hie und da noch blumengeschmückten Gräbern lag Schweigen. Die Dämmerung kam und die Nacht. In der Nacht schlich Kathrinlies sich leise aus dem Hause ihrer Dienstherrschaft durch die menschenleeren mondhellen Straßen nach dem Todtenhofe. Wo Niemand sie sehen konnte, in der Dunkelheit und Stille, wollte sie zu ihrem Kinde gehen und den wilden, reuigen Schmerz noch einmal austoben und ausweinen. Sie ging durch die Reihen der Gräber nach der Stelle, wo man die armen Kinder hinlegt. Da plötzlich fiel ihr ein, daß sie ja nicht wußte, an welchem Platz man ihr Kind gebettet. Mitten im Schreiten sank sie in die Knie und begann zu schluchzen. Da sah sie auf einem der neuen Gräber eine Gestalt sich regen, — es pflanzte Jemand ein Kreuz auf einen blumenbedeckten Hügel. Das konnte Niemand sein als der Totengräber, der sicher wußte, wo ihres Kindes letzte Ruhestatt war. Zagen Schrittes kam sie näher, der Mondschein fiel hell auf das weiße Kreuz, welches der kniende Mann in den Boden zu rammen versuchte. Leserlich und klar hoben sich von dem lichten Grunde die Worte:

„Karl, — Sohn der Katharina Elisabeth Tiel.“ und darunter: „Gott ist barmherzig und gnädig.“

So hatte sich's der Hannes ausgedacht. Kathrinlies wußte kaum, wie ihr geschah, — stumm, regungslos stand sie da, immer die Augen auf das Kreuz gerichtet. Nun hob der Mann das Gesicht und sie erkannte den Schuster. Alte Treu kommt wieder, wie kräftige Grundfarbe hält sie im Menschenleben, wenn man die Flecken von Schmach und Irrthum wegwischt, erscheint sie in alter Frische.

Das Mädchen kam langsam näher; sie zitterte und bebte: als sie sagte:

„Ich will dir's in meinem Leben nit vergessen, Hannes, was du für eine arme Sünderin thust. Und wenn du meinst, daß der liebe Gott meine Gebete noch anhört, dann will ich nicht ablassen für dich zu beten — Tag und Nacht. Für mich ist ja doch alles hin, keine Ehr, keine Freud', keine Hoffnung mehr in der Welt.“ Der Hannes aber nahm die Hände der Kathrinlies. „Reue kommt nimmer zu spat, Kathrinlies. — Im Herzen hab' ichs nit verwinden können, was du mir und dir gethan hast.“

„O Kathrinlies, warum hast du nichts auf deine Ehre gegeben, die das Einzige ist, was wir armen Leute gerade so haben, wie die reichen? Hast du denn nicht gewußt, daß du 'was werth bist in Gottes Augen und meinen, daß du ach so — so", er schluchzte fast, „weggeworfen hast in Schand und Schmach? Sieh, ich möcht dich aufheben, dich bei mir vor allen Menschen hüten und bergen, wenn ich nur wüßt', ob du wieder werden kannst, was du warst?!"

Kathrinlies sah ihn an und obwohl sie im Leben nicht viel daran gedacht hatte, wie wohl Anderen zu Muth wäre, empfand sie, daß sie dem Hannes weher gethan noch als sich selbst und das Vertrauen der Kindheit brach sich Bahn! „Ich hab's nicht verdient, was du für mich thust. Ach Gott, wenn ich auf der Welt einen Schlupfwinkel wüßt', wo mich Keiner wieder fänd', ich kröch hinein, aber das geht nit. Du weißt nit, wie es thut, wenn jedes Gesicht spricht: Ich weiß, was du für Eine bist und man selbst es noch besser weiß, als die Anderen. Arbeiten möcht' ich, daß mir das Blut unter den Fingernägeln vorkäm, aber auch das kauft den ehrlichen Namen nit zurück. Für unser Eins ist's nur noch gut bei Gott, der allein versteht, wie weh Schmach und Schande thun." Da sagt Hannes: „Ich will dich ehrlich machen Kathrinlies. Flenn' nicht mehr. Sei meine Frau — sollst's gut haben und keinen Vorwurf hören.

Ich kann's nit mehr! sagte die Kathrinlies — „ich bin's nit wert."

„Um das Wort bist du's wert," sagte der Hannes. Sie wurde sein Weib und ein ehrliches, gutes, — denn im Herzen unseres Volkes liegt jene Kraft, welche am liebsten sühnt mit liebevollem, thätigem Leben.

Aber der Abend ist ganz gesunken, ich stehe an meinem Fenster und vor mir liegt das Häusergehock von Melsungen. Ich denke, vielleicht wird man sagen: Die Geschichte ist nicht schön — nicht erheiternd — kein animirendes Sittenbild — dem Allen entgegne ich: Sie ist wahr! In eines Volkes Leben, wie in dem eines einzelnen Menschen, erwachsen böse Neigung und Schuld.

Ohne Schuld ist Keiner, wer aber seine Schuld erkennt in ihrer furchtbaren Bedeutung, Gott, sich selbst und Anderen gegenüber, wer innerlich büßt und sie sühnen möchte mit bestem Können, ist lebenskräftig für die Zukunft.

---

## Am Friedhof steht's zu Amorbach.

1.

Ich wollt' ein Stückchen Land erwerben,
Darauf mit Dir noch kurze Zeit
Zu wohnen und darauf zu sterben
Nach unsrer Tage Glück und Leid.

Doch hat ein Andrer schon für Dich
Zurecht gemacht ein Kämmerlein
Und einsam bist Du, ohne mich,
Ins eigne Haus gezogen ein.

Kein Fenster glänzt aus grünem Rahmen,
Kein Fähnlein weht vom Giebeldach;
Ein weißes Kreuz mit Deinem Namen,
Am Friedhof steht's zu Amorbach.

2.

Nun sind die schweren Zeiten,
Die Tage des Ringens vorbei;
Wie konntest Du dennoch scheiden
In deiner Lieb' und Treu?

Hast Du nur mögen weilen
Bei Mühen und hartem Brot?
O komm und wär's zu theilen
Aufs Neue Sorgen und Noth.

Wir klagten ja nie darüber
Und wieder lachst Du dazu;
Ich aber singe Dir Lieder,
Die Niemand kennt als Du.

3.

Ich suche noch jeden Morgen,
Wo Du wohl möchtest sein;
Ich wach' in Kummer und Sorgen
Tief in die Nacht hinein.

Ich sitz' an diesen Pfühlen,
Darauf Du krank geruht,
Als könnt' ich noch Dir kühlen
Der Stirne heiße Glut.

Doch hörst Du nicht mehr klopfen
Mein Herz — das ist ein Glück;
Auch halt' ich das rasche Tropfen
Der Thränen streng zurück.

Du kämst ja sonst herüber,
Anstatt zu schlummern, zu mir;

Schlaf wohl! Ich komme lieber,
Mein Kind, mein Weib, zu Dir.

4.

Umsonst! Du gönnst im Grab da drüben
Nur immer kurz zu rasten Dir;
Noch dauert fort dein treues Lieben,
Wie kämst Du stündlich sonst zu mir?

Du kommst im Frühlingsmorgenlichte,
In holder Jugend Lieblichkeit;
Du kommst, im blassen Angesichte
Die Runen langer harter Zeit.

Du kommst, die Hände mir zu reichen
So sanft, wie einst sie mich gedrückt;
Ich aber finde doch die Zeichen,
Womit sie Mühsal einst geschmückt.

O diese Schwielen! Heldennarben
Sind heil'ger nicht, als sie es sind;
Bei Denen, die in Ehren starben,
Da rast' auch Du, mein Weib! mein Kind!

Ich aber — nein, ich will nicht klagen,
Daß einst ich sah der Zeiten Weh
Dich treu und tapfer mit mir tragen
Und nun im Wohlstand einsam steh.

Vom Himmel warst Du mir gegeben
In Leid und Lust mein Schutz zu sein;
So warst Du mein für's ganze Leben,
So bin auch jetzt ich nicht allein.

**A. Trabert.**

---

## Aus Heimath und Fremde.

Kassel. In der am 31. Oktober d. J. abgehaltenen Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde theilte der Vorsitzende Major v. Stamford zunächst mit, daß die Zahl der Vereinsmitglieder sich zwar um einen vermehrt, der Verein aber in dem letzten Monat durch den Tod mehrerer Mitglieder, welche sich um den Verein verdient gemacht, einen großen Verlust erlitten habe. Namentlich wurde dabei des Landgerichtsraths a. D. Fulda gedacht, welcher noch kurz vor seinem so plötzlich eingetretenen Tode dem Vereine einige der von ihm herausgegebenen Schriften zum Geschenk gemacht habe. Hierauf hielt Herr Landgerichts-Sekretair Neuber den angekündigten Vortrag: „Zur Geschichte von Stadt und Bad Hofgeismar." Nach einleitender Bemerkung, daß der jetzige Kreis Hofgeismar, der frühere sächsische Hessengau, im 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. dem hessischen Grafengeschlechte der Konradiner angehört habe, jedoch während der Verbindung Hessens mit Thüringen, bei welcher ersteres das Nebenland gewesen, in fremde Hände, namentlich in die des Erzbischofs von Mainz, gekommen sei, und nach einem Ueberblicke über die Literatur, worin besonders die Schriften des verstorbenen Archivars (früher Pfarrers zu Hofgeismar) Falckenheiner genannt wurden, theilte der Vortragende den wesentlichen Inhalt einer Urkunde vom Jahre 1082 mit, worin nachweisbar zuerst Hofgeismar erwähnt wird. In derselben schenkt der damalige Erzbischof von Mainz in einer Fürsten-Versammlung auf die Bitten der anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten seinen Hof Geismar dem von ihm gegründeten Kloster Hasungen. Trotz dieser feierlichen Schenkung findet sich derselbe, dessen Name näher besprochen wurde, nach 100 Jahren fortwährend im Besitze der Erzbischöfe von Mainz, welche von dort aus sogar Regierungs-Handlungen erlassen. Aus dem ursprünglichen Gutshofe auf dem Salberg (woher das Salberger Thor oder Salber Thor) entsteht durch Ansiedelungen ein Ort, der nach dem Jahre 1200 Stadt genannt wird. Redner schildert dann die Streitigkeiten, welche die neue Stadt mit dem Geschlechte der Herren von Schöneberg (Schonenberg) über die Beholzigungs- und Weide-Gerechtsame im Reinhardswald zu bestehen hatte, sowie das dadurch veranlaßte Eingreifen nicht blos der Erzbischöfe von Mainz, sondern auch der Bischöfe von Paderborn, der Herzöge von Braunschweig und der Landgrafen von Hessen, der beiden ersteren als Lehnsherren und der letzteren als Bundesgenossen der Schöneberg, sowie die mit diesen Kämpfen in damaligen Zeiten verbundene Verwüstung und Plünderung der ganzen Gegend. Zur Sicherung gegen Ueberfälle hatte Hofgeismar mit den Nachbarstädten Warburg, Volkmarsen, Wolfhagen und Marsberg ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen (1358). Auf die glückliche Errettung aus einer Belagerung durch Braunschweig und Hessen (1400) ist die bekannte Sage vom Würfelthurme zu beziehen. In der Mainzer Stifts-Fehde (1462) mußte Hofgeismar wegen seiner Anhänglichkeit an dem vom Papste abgesetzten Erzbischofe Diether eine Belagerung durch den mit dem neuen Erzbischofe Adolf verbündeten Landgrafen Ludwig II. von Hessen aushalten, und wurde nach Einzug des Erzbischofs Adolf Hessen als Pfandschaft überwiesen, sodann, nachdem inzwischen in der Stadt die Reformation Eingang gefunden, unter Wilhelm IV. von Hessen förmlich abgetreten bis zum Erlöschen des Mannesstammes durch den Merlauer Vertrag (1583).

Hofgeismar hatte im 30jährigen Kriege fast während der ganzen Dauer desselben beträchtliche Einquartierungen, vorzugsweise von kaiserlichen Truppen, zu tragen, und mußte, nachdem es einem feindlichen

Sturme durch Tapferkeit der hessischen Garnison unter Hauptmann Ellenberger und der Einwohner mannhaft widerstanden (31. August 1637) zweimal furchtbare Plünderungen aushalten, und, nachdem es sich in der darauf folgenden Friedenszeit ebenso wie die Umgegend durch Gründung französischer Niederlassungen, kaum erholt hatte, dann neue Bedrückungen im 7jährigen Kriege erfahren. Das Einrücken einer französischen Armee im Jahre 1806 in Hessen brachte der Stadt wieder Einquartierung in großartigem Maßstabe, seit Gründung des Königsreichs Westfalen aber eine ständige Kavallerie-Garnison. Erst die Wiederkehr des Kurfürsten Wilhelm I. gab Stadt und Land die ersehnte Ruhe und bessere Zeiten, auch Gelegenheit zur Ordnung der inneren Verhältnisse. Nachdem von letzteren die Dreitheilung der Stadt Hofgeismar in Altstadt, Neustadt und Unterstadt mit ihren 3 Kirchen, der städtische Haushalt und die Gerichtsverfassung besprochen war, unterzog Redner den Gesundbrunnen nach Erwähnung der reichhaltigen Literatur über denselben einer besonderen Betrachtung.

Die Quelle wurde im 30jährigen Kriege durch einen verwundeten kaiserlichen Soldaten entdeckt (1639) und dann alsbald von den dort garnisonirten Truppen, besonders dem General Melander, und darauf auch auf deren Anpreisung von vielen Anderen aus Nah und Fern benutzt. Der wohlwollenden Fürsorge des Landgrafen Karl ist es zunächst zu verdanken, daß die Quelle gegen schädliche Einflüsse der benachbarten Gewässer geschützt wurde und ihm und seinen Nachfolgern, daß durch Erbauung von Badehäusern (Karlsbad, Wilhelmsbad, Friedrichsbad), des Schlößchens Schönburg *und anderer Gebäulichkeiten*, sowie durch Parkanlagen hier ein zu immer größeren Ansehen gelangender Gesundbrunnen entstand. Im Näheren wurden die Einrichtungen in den einzelnen Gebäuden und die Bestandtheile der Quellen (Trink- und Bade-Quelle) beschrieben, auch eine Reihe merkwürdiger Kuren sowie das Brunnen-Reglement (von 1789) mitgetheilt.

Wenn jetzt die Zahl der Kurgäste eine sehr geringe geworden, so sei der Grund darin zu finden, daß die Quelle durch irgend einen Zufall seit dem Anfange der 60er Jahre an Stärke verloren habe.

Redner schloß seinen von der sehr zahlreich besuchten Versammlung mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag mit der Hoffnung, daß durch anzustrebende Verbesserung des Brunnens diesem und damit der an geschichtlichen Erinnerungen und in ihrer Umgegend an landschaftlichen Schönheiten so reichen Stadt Hofgeismar ein neuer Aufschwung verliehen werde.

R-L.

---

Soeben ist ein neues Verzeichniß der Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde (Kassel, 1. Oktober 1887) zur Vertheilung gelangt. Dasselbe weist 1304 Mitglieder, darunter 5 Ehrenmitglieder und 163 auswärtige Mitglieder, auf. Das zuletzt erschienene Verzeichniß datirt vom 1. Februar 1884. Damals zählte der Verein 1226 Mitglieder.

---

Zum Bischof der Diöcese Fulda ist am 4. d. M. Joseph Weyland, päpstlicher Hausprälat, geistlicher Rath, Dekan und Stadtpfarrer von Wiesbaden gewählt worden. Nach feierlichem Hochamte in der Kathedrale zur Anrufung des heiligen Geistes fand die Wahl seitens der Mitglieder des Domkapitels in der Sakristei dieser Kirche statt. Als Skrutatoren fungirten Professor Dr. Gutberlet, Hospitalspfarrer Lauer und Domkaplan Schmelz. Nach vollzogener Wahl verkündete der geistliche Rath Engel unter dem Geläute sämmtlicher Domglocken von der Kanzel herab das Resultat, zugleich bemerkend, daß der Papst dem Domkapitel die Weisung habe zukommen lassen, bei Bezeichnung der Kandidaten für den erledigten Bischofsstuhl sich nicht auf Priester der Diöcese Fulda allein zu beschränken.

Joseph Weyland ist am 13. März 1826 zu Hadamar in Nassau als der Sohn eines ehrsamen Handwerksmeisters geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, hiernach das Gymnasium zu Weilburg, studirte nach Absolvirung desselben katholische Theologie zu Gießen, trat dann in das Klerikalseminar zu Limburg an der Lahn und wurde am 6. September 1848 zum Priester geweiht. Nachdem er vom 1. Oktober 1848 ab an verschiedenen Pfarrorten der Diöcese Limburg, u. a. vom 1. Januar 1852 bis 1. September 1858 zu Frankfurt a. M., als Kaplan thätig gewesen war, wurde er am 19. November 1861 zum Stadtpfarrer in Wiesbaden ernannt.

Joseph Weyland hat die Bischofswahl angenommen. Zweifellos erfolgt nach vorausgegangenem Informativ- und Definitiv-Proceß die päpstliche Bestätigung und das Bisthum Fulda wird in kürzester Frist wieder einen geistlichen Oberhirten haben. Die Wahl wird allgemein als eine sehr glückliche bezeichnet. Alle Stimmen sind einig in dem Lobe des Gewählten, dem die vorzüglichsten Eigenschaften nachgerühmt werden. „Die Diöcese Fulda darf sich zu der Wahl ihres neuen Bischofs Glück wünschen", das ist der Refrain, der von allen Seiten wiederhallt. — Joseph Weyland wird der fünfte Bischof sein, der nach Wiedererrichtung des Bisthums Fulda in der altehrwürdigen Bonifatiusstadt die Mitra trägt und den Krummstab führt.

Der erste Bischof war Johann Adam Rieger (1829 bis 1831), ihm folgte Johann Leonard Pfaff (1832 bis 1848), diesem Christoph Florentius Kött (1849 bis 1873), hiernach kam die achtjährige Sedisvakanz, bis am 26. Dezember 1881 Georg Kopp als Bischof von Fulda geweiht und eingesetzt wurde, der nunmehr, am 20. Oktober, auf den fürstbischöflichen Stuhl zu Breslau erhoben worden ist.

---

Jubiläum. Am 27. Oktober beging der Landgerichts-Präsident H. Ph. Lang zu Hanau das Fest des fünfzigjährigen Dienst-Jubiläums. Eingetreten in den Justizdienst am 27. Oktober 1837 bei dem früheren kurhessischen Landgerichte zu Rinteln, war derselbe fünfundzwanzig Jahre lang in verschiedenen Stellungen bei den Hanauer Gerichten thätig: als Justizbeamter, als Obergerichts-Rath, als Kreisgerichts-Direktor und seit 1879 als Landgerichts-Präsident. Er hat während dieser Zeit eine verdienstreiche Thätigkeit entfaltet, die ihm in seltenem Maße die Hochachtung sämmtlicher Bürger eintrug. Die Stadt Hanau hielt es daher für ihre Pflicht, den Jubilar durch eine Adresse zu ehren und ihm den Dank für seine Wirksamkeit auszusprechen. Von den Mitgliedern der Gerichte in Frankfurt a. M, bei welchen derselbe früher mehrere Jahre thätig war, ferner von den Mitgliedern des Oberlandesgerichts in Kassel und durch besonderes Schreiben des Präsidenten dieses Gerichts wurde er in herzlichster Weise beglückwünscht. Die Gerichtsschreiberei- und Rechnungsbeamten des Landgerichtsbezirks Hanau ließen dem Jubilar ebenfalls eine kunstvoll ausgearbeitete Adresse überreichen und die Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte und Referendare des Landgerichtsbezirks ließen ihm durch eine Deputation die Glückwünsche darbringen und ein Album verehren, welches die Photographien dieser Herren, 84 an Zahl, enthält. — Möge es dem Jubilar vergönnt sein, noch recht lange in ungeschwächter Körperkraft und Geistesfrische seines hohen Amtes zu walten.

---

Todesfälle. In Marburg starb am 8. d. M. der allgemein hochgeschätzte und beliebte Arzt Dr. Karl Justi. Geboren war derselbe am 4. August 1809 zu Pyrmont. Er besuchte das Pädagogium seiner Vaterstadt und studirte hiernach zu Marburg Medizin. Im Jahre 1831 wurde er zum Doktor promovirt und 1834 ließ er sich in Marburg als Arzt nieder. Dort hat er bis zu seinem Tode, also 53 Jahre lang, die Praxis ausgeübt. Er war einer der populärsten Männer der Stadt. Bei seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum im Jahre 1881 wurden ihm in Anerkennung seiner Verdienste vielfache Ehrenbezeigungen zu Theil, u. a. wurden ihm der rothe Adlerorden IV. Klasse und der Titel „Sanitätsrath“ verliehen. Auch war er s. Z. auf Grund seiner Thätigkeit im Reservelazareth im Jahre 1870, mit dem eisernen Kreuze am weißen Bande dekorirt worden.

---

In Eisenach ist am 25. Oktober der großherz. sachsen-weimarische Forstrendant a. D. Franz Meurer, einer der letzten hessischen Veteranen aus den Freiheitskriegen, im 97. Lebensjahre gestorben. Z.

---

**Frankfurt** a/M. Das hiesige Hessendenkmal, das Zeugniß hessischer Tapferkeit, ist kürzlich einer kleinen Renovation unterzogen worden, indem die verblaßte Schrift, welche den Ruhm der Erstürmer Frankfurts verkündet, neu vergoldet wurde. S.

---

## Briefkasten.

G. K. Hannover. Sendung mit bestem Danke empfangen, weiteres erwünscht.

O. D. in W. bei Fulda. Wir können auch Ihnen die „Neuen poetischen Blätter“, die in Mainz unter der Redaktion von Dr. Westenberger erscheinen, empfehlen.

H. K. Kassel. Der Betreffende ist uns nicht bekannt.

F. F. Kassel. Für gute Novellen haben wir allerdings Verwendung; dieselben müssen nicht unbedingt auf hessischen Boden spielen oder überhaupt specifisch hessischen Charakters sein.

M. in Fritzlar. Eine Besprechung des betr. Buches werden wir in nächster Zeit bringen.

B. in H. bei Marburg. Schicken Sie uns nur das Betreffende zu.

C. Pr. Wächtersbach. Für die Sendung fr. Dank. Näheres brieflich.

Dr. Fr. M. Gießen. Sehr erwünscht.

---

**Wir machen die Leser auf die Beilage, betr. Eddergold, poetischer Sagenschatz aus dem Lande der Hessen, Gedichte von Ludwig Mohr, aufmerksam.**

---

**Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei, Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.**

---

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.




№ 23. Kassel, 1. December 1887.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.





# Mein Asyl.

(Ungedruckt.)

Vom Leben kalt zurückgewiesen,
Verlassen und verkannt,
Eil' ich zu Deinen Paradiesen,
Glücksel'ges Dichterland!

Zu Deinen Himmeln laß mich fliehen,
O heiliges Asyl,
Zu Deinen leisen Melodieen,
Mein goldnes Saitenspiel.

Schwebt all ihr seligen Gebilde
Der Phantasie hervor,
Taucht sanft wie Abendsonnenmilde
Zu meiner Seel' empor.

Gebt mir zurück, o meine Lieder,
Was mir die Welt geraubt;
Ach, was ich hoffte, gebt mir wieder
Und was ich einst geglaubt.

Mein treuer Glaube hat gelogen,
Mein Hoffen ist dahin,
Vom Leben schmerzlich hart betrogen
Mein kindlich froher Sinn.

Nichts ist dem Herzen, nichts geblieben
Von Glück und Himmelslust,
Als nur sein Dichten und sein Lieben
In treuer Jünglingsbrust.

Drum steigt empor aus euern Tiefen
Mit Friedensharmonien,
Die Geister meiner Lieben riefen
Euch, sel'ge Phantasien!

Marburg, 2. März 1828.

Ernst Koch.



# Ein Fürst des Friedens.

Historische Skizze von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Wahrhafte Religiösität war dem von frühester Jugend an frommen und gottesfürchtigen Landgrafen Ludwig nicht nur Herzensbedürfniß, sie war ihm auch Staatszweck; sie bildete das Fundament und war das Endziel seines Regierungssystems. Er erkannte wohl, daß seine weisen Verordnungen und wohlgemeinten Bestrebungen nur Erfolg haben konnten, wenn er durch religiöse Erziehung, durch Lehre und Unterweisung die sittliche und intellektuelle Bildung seines Volkes hebe und fördere und dessen Sinn empfänglich mache für alles Hohe und Edle. Obgleich weder Theologe noch Gelehrter, wie seine späteren Nachfolger auf dem hessischen Fürstenthrone, traf er vermöge seines klaren Verstandes und seiner vorurtheilsfreien Einsicht, verbunden mit energischer Willenskraft, fast stets das Richtige. Die Unterrichtsanstalten Kassels, die Parochialschule wie die städtische Schule, die s. g. Schriefschole, welche von Geistlichen und Mönchen (nach Vilmar von Franziskanern) geleitet wurden, lagen im Argen, in der kriegerischen Zeit der Regierung des Landgrafen Hermanns des Gelehrten konnte die Volksbildung nicht aufkommen und das Land blieb in seiner geistigen Entwickelung zurück. Die Klöster erfüllten ihre Aufgaben nicht, sie waren zum Theil ausgeartet und lebten nicht nach ihren Ordensregeln. Hier wirkte Landgraf Ludwig reformatorisch. Er versuchte es, den Klöstern die ihrem ursprünglichen Zwecke entsprechende Richtung wiederzugeben und ihren veredelnden Einfluß auf das Volk zu bewahren; und wo Milde nicht ausreichte, um die gesunkene Zucht zu heben, da verfuhr er mit durchgreifender Strenge. Die Augustinernonnen des Klosters Eppenberg bei Felsberg führten ein ärgerliches anstößiges Leben. Landgraf Ludwig hob das Kloster auf und verpflanzte dahin den damals strengsten Orden der Christenheit, die Karthäuser, dessen Regeln strenges Fasten, rauhe Kleidung und beständiges Schweigen bei fleckenloser Reinheit der Sitten vorschrieben. An den Ordensgeneral der Karthäuser zu Chartreuse bei Grenoble schrieb Landgraf Ludwig: „Entschlossen kein unwürdiger und träger Bewahrer des ihm verliehenen Pfandes zu sein, und aus besonderer Achtung für seinen Orden, wolle er ihm ein erledigtes Kloster mit allen seinen Einkünften übergeben, damit das Beispiel dieser neuen Pflanzschule der Wahrheit heilsam auf seine Unterthanen wirke. Er (der Ordensgeneral) möge dem Prior der Karthäuser zu Erfurt die Besetzung des Eppenbergs mit seinen Mönchen und die weitere Einrichtung des neuen Stiftes befehlen.“ *) Dies geschah im Jahre 1440. Das neue Stift, dem St. Johannes gewidmet, löschte bald das Andenken an die frühere Zügellosigkeit aus und in den Klosterhallen, in denen früher das frivole Treiben jener Nonnen geherrscht, tönte jetzt nur das „Memento mori“ der Karthäuser als einzige Begrüßung wieder.

Eine der folgenreichsten Regierungshandlungen des Landgrafen Ludwig war die Berufung der „Brüder vom gemeinsamen Leben“, der s. g. „Kogelherren“, nach Kassel. Ihnen übertrug er das verdienstliche Werk der Erziehung und des Unterrichtes. Gestiftet war diese Brüderschaft von Gerdt (Gerhard) Groot zu Deventer im Jahre 1371. Kogelherren wurden dieselben vom Volke nach ihrer Kopfbedeckung, der Kogel, cuculla, genannt, sie selbst nannten sich „fratres communis vitae“. Ihrer Bestimmung nach traten Kleriker und Laien in einem besonderen Brüderhause zusammen und suchten nächst der Sorge für die eigene Seele und gegenseitiger Stärkung im Glauben durch Forschen in der hl. Schrift, durch das Studium der Kirchenväter, durch Verkündigung des göttlichen Wortes in der Landessprache, durch christlichen Jugendunterricht, durch Abschreiben und Verbreitung der Bibel, durch ein vorleuchtendes Beispiel den Ausbau des Gottesreiches auf Erden zu fördern. Arbeit und

*) S. Rommel, Geschichte von Hessen, 2. Th. S. 337.

Erwerb waren gemeinsam, keiner der Brüder durfte betteln oder terminiren, oder geistliche Pfründen besitzen, jeder mußte sich von seiner Hände Arbeit nähren, und was einer verdiente, gehörte dem Brüderhause und den Dürftigen. Dadurch wurden aber diese Brüderhäuser nicht blos Sitze eines stillen, ehrbaren und gottseligen Lebens, sondern auch Stätten christlicher Bildung und Wissenschaft, sowie der Unterweisung in mancherlei Gewerben und Handarbeiten. In weiterer Ausdehnung ihrer Wirksamkeit ertheilten die Brüder vom gemeinsamen Leben nicht allein in niederen Schulen mit frommem Sinn und bei reinem Lebenswandel der Jugend Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, der Religion u. s. w., sondern bildeten auch in höheren Schulen, begeistert für griechische und römische Literatur, die Fähigen durch Wissenschaften und Sprachen, namentlich durch das Studium der alten Klassiker zu ausgezeichneten Männern aus.*) Landgraf Ludwig gewährte den aus Münster berufenen Kogelherren die Mittel zur Niederlassung in Kassel und übergab ihnen 1454 die eingezogene Besitzung des im Jahre 1391 wegen Aufruhrs und Hochverraths hingerichteten Bürgers Kunz Seheweis, den s. g. Weißen Hof. In der „Congeries etlicher hessischer Geschichten", Kuchenbecker, Analecta Hassiaca, Coll. 1 pag. 18, heißt es:

> „1454 Hat Landgraf Ludewig die behausung zu Cassel, so Cunz Seheweis des hingerichteten Bürgers gewesen, denen Kugelherrn gegeben, die haben ein Closter daraus gemacht und ist der Weissehoff."

Die Kogelherren entfalteten eine stille, der Bildung für Frömmigkeit und Gottseligkeit gewidmete Thätigkeit und daß diese hinsichtlich ihres bewährten Unterrichts sehr erfolgreich gewesen sein muß, dafür spricht allein schon die Thatsache, daß zu Anfang des folgenden Jahrhunderts vier Kasseler Bürgerssöhne zu gleicher Zeit an vier verschiedenen Fürstenhöfen das Amt eines Kanzlers bekleideten. —

Im Jahre 1429 unternahm Landgraf Ludwig eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande und 1450 wohnte er zu Rom der Feier des vom Papste Nicolaus V. angeordneten großen Jubeljahres bei. Vom Grabe des Erlösers brachte er einen Splitter des heiligen Kreuzes mit, der in einem silbernen Schreine der Verehrung der Gläubigen in der Kirche zu St. Martin ausgestellt wurde. Und in Rom wurde ihm vom Papste am Rosensonntage 1450 (15. März) die goldene Rose und der Ehrentitel „Princeps pacis" „Fürst des Friedens" verliehen. Ueber Ludwig's Pilgerfahrt nach Jerusalem, wie über dessen Wallfahrt nach Rom ist in dem trefflichen Artikel des Herrn Majors C. v. Stamford „die Pilgerfahrten des Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe", S. „Hessenland Nr. 12 vom 15. Juni", ausführlicher berichtet und brauchen wir hier blos auf jenen Artikel zu verweisen.

Besondere Vorliebe hegte Landgraf Ludwig für die Baukunst. Unter seiner Regierung entstanden die Burgen zu Ludwigsau, zu Ludwigseck und Ludwigsstein; letztere zur Sicherung des Werrathals gegen die fehdelustigen Ritter des Eichsfeldes, namentlich gegen die von Hanstein errichtet, wurde unter dem Schutze eines Heerhaufens in so kurzer Zeit aufgebaut, daß man der Sage nach an Zauberei glaubte. Während in Kassel die Errichtung der Wage (1404) und des Rathhauses (1408) noch in die Regierungszeit des Landgrafen Hermann des Gelehrten fällt, erbaute Landgraf Ludwig u. a. das Kaufhaus auf der Freiheit (neben der Martinskirche), gleich dem Rathhause mit einem stark besuchten Weinkeller verbunden, ferner das Hochzeitshaus, der neue Bau genannt, an der Fulda, da, wo jetzt der Stadtbau steht. Gesteigerte Privat-Bauthätigkeit ist immer ein Zeichen des sich mehrenden Wohlstandes und auch diese nahm unter des Landgrafen Ludwig's Regierung von Jahr zu Jahr zu. Die Bauten aus jener Zeit sind verschwunden, zumeist sind sie durch Menschenhände zerstört worden, um anderen Anlagen Platz zu machen, nur ein Baudenkmal aus jenen Tagen ist noch vorhanden — der Druselthurm, erbaut 1415, der jetzt so fremdartig auf seine Umgebung herniederblickt.

Im Jahre 1440 ereignete es sich, daß das schlecht gemauerte Gewölbe der vom Landgrafen Heinrich dem Eisernen um 1330 begonnenen, durch die Ungunst der Zeit aber erst um 1357 zu einem gewissen Abschlusse gelangten St. Martinskirche, des hohen Domes unseres Hessenlandes, einstürzte, wodurch viele Menschen getödtet und verwundet wurden. Die Wiederherstellung der Kirche war kostspielig. Es wurden deshalb im ganzen Lande Gaben gesammelt und mit diesem Geschäfte der Kanonikus Matthias Theyß beauftragt, dem sich der vom Judenthum zum Christenthum übergetretene ehemalige Rabbi Leonhard von Schweinfurt anschloß. Dieser war nach seinem Uebertritte vom Papste Martin V. und der Kirchenversammlung zu Basel mit Ertheilung von Ablaßbriefen betraut worden, kam auf seinen Reisen auch nach Hessen und erwarb sich wegen seiner ärztlichen Kennt-

*) S. Röth, Geschichte von Hessen, neue Ausgabe, bearbeitet von C. von Stamford, S. 130; Weber, Geschichte der städtischen Gelehrtenschule zu Kassel, S. 8; vergl. außerdem Kuchenbecker, Analecta Hassiaca, Coll. VII. 1.

nisse das Vertrauen des Landgrafen. Er wandte den Ertrag seiner geistlichen Vergünstigungen der St. Martinskirche zu, und so konnte mit den weiter eingegangenen Gaben die Wiederherstellung des Domes in Angriff genommen und ausgeführt werden. In dem oben angeführten „Congeries“ heißt es:

„1440. Als an dem Gebäude der St. Martinskirche zu Cassell das gewoelbe niedergefallen, welches etliche Personen todt geschlagen und viele Leute verlähmt, ist ein Jude, welcher ein Rabbi gewesen, der hatt sich taufen lassen, derowegen ihm pabst Martinus aus gnaden einen brief gegeben, daß er alles verkauffen moege. Dieser Jude hieß Meister Leonhard von Schweinfurth, war ein arzt. Landgr. Ludwig lies ihn deshalbe kommen, daß er geld die kirche zu erbauen durch den alles zusammenbracht.“

Dem schließt sich in der „Congeries“ noch folgende Notiz an:

„1441. Ist die große Glocke zu Cassel auf dem Altstaetter kirchthum gegossen, ward genannt Osanna, als die kirche hernachmals abgebrochen, ist dieselbe auf den freyheiter Thurm gehangen und wird zur uhr und sturmglocke gebraucht. Ist 3¼ Ehlen weit.“

Wir bemerken hier, daß die alte Osanna der Martinskirche zu Ende des Jahres 1818 in der Stück- und Glockengießerei des Stückgießers Georg Carl Henschel hier in Kassel eingeschmolzen und in die jetzige größere und schönere Glocke umgegossen worden ist, welche am 1. Januar 1819 zum erstenmal mit ihrem Geläute die Gemeinde zur Kirche rief. (Vergl. Piderit, Geschichte der Stadt Kassel, in erweiterter Auflage herausgegeben von J. Hoffmeister, Anm. S. 68.)

Besondere Sorgfalt widmete Landgraf Ludwig dem Münzwesen. Er regelte dasselbe nach dem Beispiele der rheinischen Kurfürsten und in Uebereinstimmung mit dem Hause Sachsen. Gewicht und Gehalte der Marken wurden genau bestimmt und zur Beförderung des kleineren Verkehrs wurden damals schon die geringwerthigen Münzsorten: Groschen, Weißpfennige, halbe Weißpfennige, Heller geprägt, die sich bis in das gegenwärtige Jahrhundert erhalten haben. —

In unserem nächsten Artikel, dem Schlußartikel, werden wir uns mit Landgraf Ludwig in seiner Eigenschaft als Staatsmann beschäftigen.

(Schluß folgt.)

---

# Ulrichstein im Vogelsberg.

Von Dr. August Roeschen.

Im Vogelsberg, unweit der Quelle der Ohm, ragt ein gewaltiger Basaltkegel empor, auf dem wir das kleine Gebirgsstädtchen Ulrichstein finden. Noch über diesem Orte erhebt sich der 640 Meter hohe „Schloßberg“, von dem wir eine entzückende Fernsicht auf den übrigen Vogelsberg, auf Taunus und Rhön genießen. Doch nicht nur um dieser Fernsicht willen besuchen wir den Schloßberg von Ulrichstein. Mehr noch zieht uns die geschichtliche Bedeutsamkeit dieses Berges an, auf dessen Gipfel einst eine gewaltige Feste prangte. Nur noch geringe Reste von Mauern und Kellergewölben sind vorhanden; doch selbst diese wenigen Spuren zeugen noch von der einstigen bedeutenden Ausdehnung und Festigkeit dieses Schlosses. [1])

Mehr, denn sechs Jahrhunderte, bis in die Zeit der Gründung unseres Fürstenhauses führt uns die Geschichte zurück.

[1]) Eine genaue Beschreibung der einstigen Anlage dieses Bergschlosses liefert uns Landau: Hessische Ritterburgen, IV, 109 ff. —

Zum ersten Male wird Ulrichstein urkundlich genannt 1279, in welchem Jahre Ritter Johann und Mengoz von Merlau mit „Gerlach, dem edlen Herrn, gen. Reitz von Bruberg“ einen Vergleich schließen und demselben ihr Schloß öffnen gegen alle Feinde, den Landgrafen ausgenommen. Unter den Zeugen dieses Vergleichs finden wir einen Bodo scultetus de Ulrichsteine. Wir sehen in dieser Urkunde das feindselige Verhältnis des Landgrafen Heinrich I. von Hessen gegen einzelne Ritter ausgesprochen, mit denen derselbe wegen derer Räubereien in vielfache Fehden verwickelt wurde. So sehen wir denn auch diesen „Enkel der heiligen Elisabeth“ im Jahre 1293 das Raubschloß zu Ulrichstein zerstören. [1])

Nach einer drei Jahre späteren Urkunde, vom 4. Juli 1296, vergleicht Kaiser Adolf den

[1]) Ueber die Zerstörung dieses Raubschlosses, mit dem noch dasjenige von Petershain fiel (woran noch heute der „Petershainer Hof“, ¾ Meile in südwestlicher Richtung von Ulrichstein gelegen, erinnert) vgl. Landau, a. a. O. 116, sowie Schmincke, Mon. Hass. II, 434. —

Landgrafen Heinrich von Hessen und seinen Sohn Heinrich, der sich gegen den Vater aufgelehnt hatte, rücksichtlich der Teilung ihrer Lande dahin, daß Landgraf Heinrich der Jüngere auf das Teil zu Hessen Verzicht leiste, dagegen das Teil zu Marburg, Grunenberg nebst dem Wald zu Ulrichstein, Geyzen, Merlowe, Hohenburg, 2c. haben soll (vgl. Kuchenbecker, Anal. Hass. VIII).

Daß die zerstörte Burg jedoch bald wieder aufgebaut wurde, ersehen wir aus einer Urkunde vom 8. Dezember 1343. Nach diesem Dokument nämlich verleihen Landgraf Heinrich II. von Hessen („der Eiserne") und sein Sohn Otto („der Schütz") dem Heinrich von Eyssenbach ihr Erbmarschallamt und dazu das Haus Ulricheſteyn, das Johann von Eyssenbach gebauet, mit dem Gerichte zu Babinhuß und (die Wüstung) Wolfoldishain (vgl. Kuchenbecker, Hessische Erbhofämter). Von besonderer Bedeutsamkeit ist auch eine vier Jahre spätere Urkunde. Hiernach verleiht Kaiser Ludwig dem Heinrich von Eyssenbach, dem Marschall seines Schwagers, des Landgrafen Heinrich von Hessen, für seine Feste Ulrichstein, die er mit Mauern und Graben umfaßt hat, die Rechte und Freiheiten der Reichs-Stadt Friedberg, einen Wochenmarkt auf jeden Donnerstag, sowie auch das Recht, in gedachter Stadt 6 Juden zu halten (vgl. Wenck, H. U. B. 367).

Noch gegen das Ende dieses Jahrhunderts fiel Ulrichstein an den Landgrafen Hermann von Hessen („den Gelehrten"). Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1397 erneuert der Landgraf Hermann denen von Eyssenbach den Brief über den ihnen zustehenden Zoll zu Grünberg, erklärt dagegen alle früheren Briefe für ungültig; die Briefe über Felda, Bobenhausen und Ulrichstein sollen dagegen gültig, und die von Eyssenbach im Besitze der von Ludwig von Romrod erworbenen Güter bleiben (vgl. Landau, Hessische Ritterburgen III.) Im folgenden Jahre verzichtete sodann Bernhard von Eyssenbach dem Landgrafen Hermann gegenüber auf alle seine Ansprüche auf Ulrichstein, behielt jedoch seine Burgmannslehen allda, sowie noch zu Grünberg und Altenburg (vgl. Landau, a. a. O.).

Aus dem 15. Jahrhundert müssen wir eine Urkunde des Landgrafen Ludwig I. von Hessen („des Friedfertigen") hervorheben. Im Jahre 1415 verlieh derselbe dem Eberhard Schenk von Schweinsberg die Amtmannschaft über den Rodensteinischen Theil von Schotten, sowie über Ulrichstein auf 3 Jahre (vgl. Arch. f. Hess. Gesch. I, 1,145). (Dieser Landgraf ist derselbe, der im Jahre 1440 von den deutschen Fürsten zum Kaiser gewählt wurde, diese Krone jedoch ausschlug, um seinem Volke Ruhe und Frieden zu sichern. Bei Gelegenheit des großen Jubelfestes zu Rom im Jahre 1450 überreichte ihm, als dem weisesten Regenten der Zeit, der Papst Nikolaus der V. die geweihte goldne Rose mit dem Titel princeps pacis.) [1]

Eine Urkunde von 1528 meldet uns, daß Landgraf Philipp von Hessen dem Hermann von Riedesel „Schloß, Behausung, Flecken und Amt Ulrichstein" nebst den Gerichten Felda und Bobenhausen verpfändet, jedoch mit Ausnahme der hohen und niederen Jagd in den beiden Gehölzen der „Hylperheyner Struth" und zwar für 6000 fl.

Nach dem Tode des letztgenannten Landgrafen fiel Ulrichstein den Grafen von Dietz zu. Die rechtmäßigen Söhne Philipps, Landgraf Ludwig III. („Testator") und Georg I. („der Fromme") machten jedoch der Mißwirtschaft dieses Geschlechtes ein baldiges Ende, indem sie 1570 ihre Burg eroberten und den unwürdigen Grafen Christoph Ernst gefangen setzten. Im Jahre 1577 fiel sodann Ulrichstein an Ludwig III., nach dessen Tod aber (1604) an Hessen-Darmstadt.

Schwere Leiden brachte dem Amte Ulrichstein der dreißigjährige Krieg, insbesondere der Sommer des Jahres 1622. Bereits im Jahre vorher hatte Christian von Braunschweig mit einem Heere von gegen 20,000 Mann den Durchzug durch Hessen versucht, um sich am Rheine mit dem Heere des Grafen Mansfeld zu vereinigen. Amöneburg war genommen und der „tolle Christian" stand bereits im Busecker Thal. Hier wurde er jedoch am 20. Dezember 1621, zwischen Alten- und Großen-Buseck, von den vereinigten hessen-darmstädtischen, spanischen und bayerischen Truppen geschlagen und zum Rückzuge nach Westfalen genötigt (vgl. Theatr. Europ. I, 555 ff). Im Juni des folgenden Jahres brach er jedoch wieder in Oberhessen ein. Sein Kriegsvolk hauste entsetzlich. Auch Ulrichstein wurde hart betroffen. Ein Johann Kayßer (dessen Grabmal wir in der Kirche dieses Städtchens finden) hat uns eine genaue „Designation [2]) der

---

[1]) Daß übrigens dieser Fürst, wo es nötig war, auch das Schwert zu führen verstand, zeigt die Schlacht von Großenglis, wo er kaum 25 Jahre alt am 23. Juli 1427 einen vollständigen Sieg über das an Zahl weit überlegene Heer des stolzen Erzbischofs von Mainz erfocht.

Nach einer zündenden Ansprache an seine Scharen stürzte er sich mit dem Rufe: „„Heute Landgraf oder keiner mehr! Und wer ein getreuer Hesse sein will, der folge mir!"" auf die feindliche Menge. — Vgl. hierzu u. A. das „Hessische Ehrenbüchlein," Kassel 1885 in der Hofbuchh. v. Klaunig ersch., S. 33—34.

[2]) Wir geben hier einen kleinen Auszug dieses Dokumentes:

„„Ulrichstein. Caspar Steuernageln haben sie gefangen geführet, Ihm Schrauben angelegt, Ihm die Füße aufgeschnitten vnd sunsten Jämmerlich gepeinigt, nuhrn geldt-

Marter vnd pein, auch onzimlicher worte, So das Halberstadische Kriegsuolck respicitiue ann etzlichen meinen amtsbevolenen gevbet vnd geredt", Signathum Ulrichstein, den 22. July Anno (1) 622, hinterlassen. Professor Philipp Dieffenbach hat diese Urkunde, die ein würdiges Gegenstück zu jener bekannten Erzählung des Simplicissimus bietet, im 5. Bande des Hess. Arch., Heft I, IV, S. 95 ff. veröffentlicht.

Auch im siebenjährigen Kriege spielte das feste Bergschloß Ulrichstein eine bedeutende Rolle. Wiederholt war es Zeuge höchster Tapferkeit unserer Landsleute. Besonders in den letzten Jahren dieses Krieges bildete das Ohmthal den Schauplatz blutiger Kämpfe. [1])

gebens halben. Sein Caspars weib haben sie gebrennet vnnd darnach bis auf den todt geschlagen. Caspar Ruln, Rathsperson, vnnd sein Weib haben sie gebrennet, geschlagen vnnd gegurgelt, vnd ist er an einer halsgeschwulst Kurtzhernacher ohne Zweifel von gemeltem gestorben. Heintz Gudenhain einen alten Rathsgenoßen, haben sie geldtgebens halben durch einen arm geschossenn, darvon er in wenigen Tagen hernach gestorben. Conradt Aßmußen haben sie geldtgebens halben erschoßenn. Henrich Beckers witibe haben sie geldtgebens halben bis vff den todt geschlagen vnnd gar Jämmerlich gemartert, ist fast ein achtzig jähriges weib. 2c. 2c."" —

[1]) Wir folgen hier hauptsächlich dem klassischen Werke von Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757—1763, 3 Bände, Kassel 1863—1864 (Ueber diesen verdienstvollen Schriftsteller vgl. Nr. 2 des „Hessenlandes," S. 11—12). — Außerdem müssen wir hier noch nennen ein kleineres, aber treffliches Werk: „Der siebenjährige Krieg der Hannoveraner und Hessen, Celle 1883," sowie noch eine andere, nicht minder treffliche Schrift: „Ein Dutzend Gedichte aus hessischer Kriegs-Geschichte. Mit erläuternder Schilderung der Begebenheiten und begleitender Umstände, Melsungen 1879." —

(Schluß folgt.)

---

# Kleine Bilder aus Hessen.

Von Ludwig Mohr.

## Der Windisch-Grätz kömmt!

„Himmelwetter! Ich meine, ich müsse Sie im Leben mehr als einmal gesehen haben!" Mit diesen Worten redete mich ein Forstmann an, welcher aus dem nahen Busche am Hange des Meinhardt's getreten war und sich mir näherte, der ich mich, müd vom Aufstieg, an dem Stamm einer breitästigen Buche gelagert hatte und von diesem Auslug die liebliche Fernsicht in das Werrathal zu meinen Füßen genoß. „Entschuldigung, mein Herr, Sie sind doch nicht von Homberg? — sind — —"

Ich nannte meinen Namen und ergänzte lachend: „Und Du, gelt Fuchsen — verzeih den Spitznamen — Fuchsen — —"

„Galina; sprich nur aus! Wozu die Umstände! Erinnern uns doch gerade die Spitznamen mehr als alles Andere an die frohe Kinder- und Burschenzeit. Ich glaube es sind dreißig Jahre her, daß wir uns nicht sahen. — Ja, ja, man wird alt; Dein Scheitel hat sich merklich verbreitert, und mein Haar ist kitzegrau geworden."

Noch während er diese Worte sprach, stellte er sein Jagdgewehr neben an die Buche und ließ sich zu mir in das Waldgras nieder, und nun ging es an ein Fragen und Erzählen, das uns Beiden so sehr behagte, daß wir nicht merkten, wie die Sonne immer tiefer sank und sich allgemach den Umrissen des Meißner näherte.

Erst als ihre Strahlen die Baumwipfel um uns her vergoldeten, mahnte das, im Thale sich geltend machende Dämmerlicht zum Aufbruch. Noch mußte ich meinem Landsmann versprechen, ihn zur Kirmeß in seinem Walddorfe zu besuchen, dann trennten wir uns; er verschwand auf dem Fußsteig seitlich im Gebüsch, und ich trat auf dem Waldpfad, der mich hergeführt, die Niederfahrt vom Berge an, um vor vollständiger Dunkelheit zu Hause in Eschwege zu sein.

Auf dem Heimwege aber beschäftigte mich der Spitzname meines Landsmanns, Galina, und rief ein Bild aus meiner Jugendzeit in mir wach, das ich in den nächstfolgenden Zeilen kurz zeichnen will.

Es war in dem aufgeregten Jahre 1848. Robert Blum fiel am 9. November in der Brigitten-Au zu Wien durch die Kugeln steyrischer Jäger dem Rachegerichte des Fürsten Windisch-Grätz zum Opfer. Nie hat wohl eine Nachricht das deutsche Volk mehr aufgeregt, als die Kunde von dem Tode des Freiheitsmannes. Namentlich legten davon die Todtenfeiern Zeugniß ab, die man zu Ehren des großen Volkstribunen in Stadt und Land in Scene setzte. Aber „wie vom Erhabenen zum Lächerlichen oft nur ein Schritt ist", zeigten oft gerade diese, so die in meiner Vaterstadt Homberg.

Dort war der Veranstalter der Führer der

auf dem äußersten Flügel der demokratischen Partei stehende Schuhmachermeister Heinrich Gundlach, ein offener Kopf, der von Natur aus mit allen den Eigenschaften ausgerüstet war, die man an einem Volksführer vorauszusetzen pflegt. Er war stattlich von Gestalt und überragte, wie Saul, das Volk um eine Kopfshöhe. Dunkel brannten seine Augen unter der weißen, von dunkelem Lockenhaar umrahmten Stirn und schossen Blitze im Feuer der Rede. Diese war fließend, überzeugend und zündend bei der Menge, der er durch Wissen und Weltkenntniß Bewunderung abnöthigte.

Es war an einem Sonntagnachmittage und ein prächtiges Wetter. In dichten Gruppen stand das Landvolk der Umgegend von Homberg auf dem Marktplatz, des Dinges gewärtig, das ihm die großen, rothen Zettel, welche seit Tagen die Gundlach'schen Sendboten in den Dorfschenken verbreitet, in Aussicht gestellt hatten. Jetzt, wo die letzte Choralstrophe von der nahen Kirche herüberschallte und das Ende des Nachmittaggottesdienstes verkündete, schlürften auch die Homberger rascher ihren Kaffee und eilten groß und klein, reich und arm, Männlein wie Fräulein herbei und wuchs die Zuschauermenge von Augenblick zu Augenblick. Aller Augen aber waren neugierig nach dem Schilde an dem Hause über der Löwen-Apotheke gerichtet, das eine goldene, strahlende Sonne zeigte.

Mit dem ersten der langgezogenen Glockenschläge, welche die drei Uhr vom Rathhause und ihnen nach vom hohen Kirchthurme verkündeten, öffnete sich die Thür des Gasthauses „Zur goldenen Sonne," und ein schwarz behangener Leiterwagen, der von zwei mageren Gäulen gezogen wurde, fuhr vor demselben vor. Das Kopfzeug der Pferde war mit schwarzen Schluppen und langen flatternden Atlasbändern ausgeputzt, ebenso schmückte eine schwarze Quaste die Spitze von dem Peitschenstiele des Fuhrmanns, der in schwarzem Sonntagsrocke neben den Gäulen herschritt.

In dem Augenblicke, als der Wagen vorfuhr, wurden zwei handfeste Bursche in der Wirthshausthür sichtbar, die einen Dritten, dessen Aeußeres sonderbar genug gegen die beiden abstach, zu dem Wagen zu geleiten und ihn auf den Bretterſitz desselben zu postiren schienen; denn er war von der Zipfelmütze bis zu den Füßen in Weiß gekleidet, die Troddel der Zipfelmütze nur war schwarz und das Wams über die Brust mit schwarzen Schluppen statt der Knöpfe besetzt, während die Beiden ihre schwarze Sonntagskleidung trugen. Nicht sobald hatte man den, einen Armensünder travestirenden Strohmann, denn als solcher hatte sich derselbe entpuppt, auf den Sitz befestigt, als sich ein Mann in einem altfränkischen Mantel, der talarähnlich zugestutzt war, mit einem Dreispitz auf dem Haupte, unter dem Kinn zwei übergroße Bäffchen, wie sie die protestantischen Geistlichen zu tragen pflegen, und einen langen Hirtenstabe in der Rechten neben ihn schwang. Es war das der Schäfer Mehlberg aus dem nahen Hüttendorfe Holzhausen, der den Spitznamen der „Parr" wegen des Redeflusses führte, den er bei Neujahrsgratulationen und anderen derartigen Gelegenheiten bethätigte. Sofort schien er den Armensünder unter dem endlosen Jubel der Menge in das Gebet zu nehmen.

Indessen setzte sich der Wagen nach dem Markte hin in Bewegung. Ihm folgten paarweise, wie es bei den dortigen Leichenbegräbnissen Herkommen ist, die Leithämmel der Homberger Opposition: der stattliche Gundlach, der untersetzte Lohgerbermeister Ickler und der kleine Putzel-Stern, ein körperlich vernachlässigtes, aber desto giftigeres Männlein, seines Zeichens Held der Nadel und Scheere, denen sich die übrigen Gesinnungsgenossen anreihten, ohne Unterschied in schwarzen Feiertagskleidern und den sowenig volksthümlichen Angströhren, die meistentheils fuchsig und eine Musterkarte aller erdenklichen Moden mehr denn eines halben Jahrhunderts abgegeben hätten.

Langsam bewegte sich der Zug durch die, ein Spalier bildende Menge. Der „Parr" spielte seine Rolle in einer, die Neugierigen belustigenden Weise immer besser. So kam man über die Mitte des Marktplatzes hinaus, da schien der verstockte Sünder dem geistlichen Zuspruch nicht mehr pariren zu wollen, denn zornig erhob sein Begleiter den Krummstab und drohte in nicht mißzuverstehender Weise. Vergebens! Da — wer will es dem priesterlichen Zorne solcher Verstocktheit gegenüber verargen? — sauste der Stab durch die Luft, fiel auf den Nacken des Deliquenten hernieder und — schlug dem Strohmann das Haupt von dem Rumpfe, daß es über die Leitern des Wagens flog und unter dessen Räder rollte. Der „Parr" machte ein verblüfftes Gesicht, und ein donnerndes Hurrah lohnte seiner Ungeschicklichkeit. Verlegenheit aber malte sich auf den Angesichtern Gundlach's und seines Stabes; schien der Demonstration damit doch ein klägliches Fiasko bereitet. —

Da — im kritischesten Augenblicke — stand mit einem Male ein windiges, geschniegeltes und gebügeltes Bürschchen, den Armensünderkopf unter dem Arm, auf den Wagen, als hätte ihn der Wind darauf geblasen, schlug mit Leichtigkeit und Fingerfertigkeit, die nur einem Schneider eigen sind, das helle havanabraune Röckchen auseinander, entnahm der Innenseite Nadel und Faden, im Nu saß der Kopf wieder an seiner früheren Stelle und mit einer leichten Verbeugung schwang sich

der junge Mann wieder über die Leitern auf die Erde. Das Volk aber ehrte ihn mit dem endlosen Rufe: „Vivat, Galina!"

Nach dieser glücklichen Wendung ging der Zug wieder langsam weiter, seinem Ziele zu, die Westheimerstraße entlang und nach dem nahen Stellberge, einem mäßigen Hügel, an dessen sterilem Südhange ein Galgen errichtet war. Hier hielt der Wagen, und es nahmen um denselben zunächst in einem Kreise die Mitglieder des Zuges Stellung und rundum dann die gewiß viertausend, wenn nicht mehr Köpfe zählende, neugierige Menge.

Nun hatte man zunächst Gelegenheit, Gundlach's Redetalent zu bewundern und zu vernehmen, daß durch den Strohmann Niemand anders als dem Mörder Robert Blum's, dem Fürsten Windisch-Grätz die Ehre einer Hinrichtung in éffigie zugedacht sei. Daß diese feurige, an Schlagwörtern der Zeit überreiche Ansprache ihre Wirkung nicht verfehlte, das bezeugte der Beifallssturm, der ihr lohnte. Als die Ruhe zurückgekehrt war, erhob sich der „Parr" auf dem Wagen, und während dem Deliquenten kunstgerecht die Schlinge um den Hals gelegt und er von der Leiter gestoßen wurde, hielt er demselben eine Leichenrede.

Nie ist wohl fließender und mit wahrhaftem Kanzelpathos, Gallimathias an Gallimathias gereiht, gehört worden, als in der, eine Halbestunde dauernden zungengymnastischen Leistung dieses Salbaders, die mit dem Reime schloß:

„Ja, die jungen Raben
Sollen sich an deinem Fleische nicht laben,
Ihr Jungen, steinigt ihn!"

Dieser Schluß wäre wohl, wie der andere, blühende Unsinn, meinem Gedächtnisse spurlos entschwunden, wäre er nicht nahezu Ursache geworden, daß das komische Trauerspiel blutig geendet hätte; denn der jugendliche Janhagel ließ sich nicht zwei Mal zu einem derartigen Privatvergnügen einladen, haschte am Boden nach Steinen und war ernstlich gewillt, ein Bombardement zu versuchen. Aber vor allem Dank dem Boden, der nur kleines, erbsengroßes Gerölle bot, und dem Bemühen Gundlach's kam die enggeschaarte Menge, in der kein Fehlwurf verloren gegangen wäre, ohne blutige Köpfe nach Haus, und statt der Steinigung gab es ein lustiges Autodafe. —

Eines drolligen Intermezzos muß ich noch Erwähnung thun. Man hatte dem Deliquenten ein Paar feingewichste, guterhaltene Stiefeln mit auf den letzten Gang gegeben. Diese mit zu verbrennen ging dem, in der Nähe weilenden Homberger Flurschützen über die Hutschnur, er suchte sie heimlich über die Seite zu bringen, ward aber dabei erwischt, vom „Parr" in kurzer Rede mit dem König Saul verglichen, der sich an dem Verbannten vergriffen habe und — — sein Rücken mußte büßen, daß er es gewagt, die heilige Volkssache durch Mauserei bei ihren Feinden zu verdächtigen.

Mit dieser Buckelwäsche endete die große Todtenfeier Robert Blum's auf dem Stellberge.

Die Ehre des Tages aber blieb Galina, und noch lange nachher meinte der Volkswitz, er sei der einzige Deutsche gewesen, der in Wirklichkeit dem Henker Robert Blum's den Kopf zurecht gesetzt habe. —

Zwei Jahre gingen über diesen Vorfall hin.

In Kurhessen stand der Verfassungskampf in voller Blüthe, und es war dahin gekommen, daß die Stände die Steuern verweigert hatten, und der Bundestag in Frankfurt a/M die Exekution gegen die Steuerverweigerer auf Antrag des Landesfürsten und seines leitenden Ministers Hassenpflug beschloß. Bayern und Oesterreicher hatten seit einiger Zeit die Grenzen des Landes überschritten.

Um diese Zeit hielt eines Abends Gundlach eine seiner Versammlungen in der Wirthschaft zum Kloster St. George ab, die am Fuße des Berges liegt, an welchen sich das Städtchen lehnt, nahe der von Hersfeld herüber führenden Landstraße. Es war um die Zeit, wo die Lichter angezündet werden, und Gundlach befand sich im besten Flusse seiner Rede. Mit einem mal wurde die Thür aufgerissen, und in derselben erschien — weiß wie die Tünche der Wand — Galina und rief dem Redner athemlos zu: „Der Windisch-Grätz kömmt!"

Der Ruf machte den Redner verstummen, leichenstill ward es in dem großen, geräumigen Zimmer, und als im nächsten Augenblicke der kriegerische Klang rasselnder Trommeln von der Landstraße herüberdröhnte, griff Alles nach Hut und Mütze, und die Gaststube war im Nu wie gekehrt.

Die Hiobspost schien in der That begründet zu sein. Eine Colonne von Bayern und Oesterreichischen Jägern rückte in das Städtchen ein, und der Führer nahm Quartier im Gasthause zu Stadt Frankfurt, in dessen Nähe die Gundlach'sche Behausung sich befand.

Der Zufall wollte es, daß der Führer noch desselben Abends nach einem Schuhmacher verlangte, und daß Gundlach von dem Gasthofbesitzer aus nachbarlichem Wohlwollen empfohlen wurde. Der Hausbursch aber, den er absandte, um jenen herzubescheiden, fand ihn nicht zu Hause; er sei verreist, wurde ihm gesagt.

Acht Tage lang sah man Gundlach nicht, acht Tage ging es im Städtchen von Mund zu Mund, der Führer der Exekutions-Kolonne sei Windisch-

Grätz, wenn auch nicht der Mörder Robert Blum's, so doch der Sohn desselben. Kaum aber war es bekannt, daß das Gerücht blos von einem müßigen Spaßvogel herrühre, da erschien auch Gundlach wieder. Er gab vor, er habe eine unaufschiebbare Reise vorgehabt, aber Niemand war da, der ihm Glauben schenken wollte, und noch lange uzte man ihn mit einem gewissen Gartenhäuschen, worin er sich bei der vorgerückten Jahreszeit eine rothe Nasenspitze geholt habe.

Er ist später vor der hereinbrechenden Reaktion, besonders der geistlichen, die ihm an dem Zeug flicken wollte, nach Kalifornien ausgewandert.

Auch Galina schwand seit jenem Abend von der Homberger Bildfläche. Er war nach Kassel gereist, hatte sich in das Jägerbataillon aufnehmen lassen, und da es ihm dort gefiel, um eine Versorgung gedient. Ob er wohl jetzt, wenn er einsam durch die Forsten streift, sich jener Todtenfeier noch erinnert?! Jedenfalls, das weiß ich bestimmt, bereut er nicht, Windisch-Grätz den Kopf zurecht gesetzt zu haben; ist er doch mit seinem Geschick zufrieden, und war jene Operation die erste Ursache, daß ihm ein freudigeres Loos im Leben fiel.

---

## Das Hessendenkmal zu Frankfurt a./M.

2. December 1792.

Euch grüß' ich in Ehrfurcht Ihr tapferen Hessen,
Die siegend Ihr fielet gen gallische Macht!
Daß Euer nicht werde je später vergessen,
Deß nahm Preußens König hochherzig Bedacht.

Schuf Er doch ein Denkmal zu Euerer Ehre,
Das stolz sich erhebt auf der Wahlstatt am Main,
Wo stürmend Ihr rieft mit gefälltem Gewehre:
„Den Tod dem „„Custinus““! Ja tot muß er sein!“

Als einziges Zeichen für hessische Krieger
Stehst Denkmal du da, von Epheu umrankt.
Wie oft auch Ihr Braven gekämpfet als Sieger,
In Erz noch in Marmor ward nie Euch gedankt.

Im Lande des Colon, an Schottlands Gestaden,
In Holland, Morea, da habt Ihr bewährt
Althessische Treue als tapfre Soldaten
Im blutigen Streit, der Bewunderung werth.

Sie konnt' auch der Corsische Held Euch nicht wehren,
Als flüchtend gen Frankreich am Denkmal er stand;
„Man halt' auch den Feind, wenn er tapfer, in Ehren“!
So sprach er und schützt' es vor frevelnder Hand.

So ruht denn in Frieden, Ihr wackeren Streiter,
Von Eueren Müh'n bis zum großen Appell!
Es verstummt, was ersannen die hämischen Neider,
Vor Eueren Thaten, so strahlend, so hell!

**Schwank.**

---

## Aus der Höhe.

Gleich wie der Aar mit kühner Schwinge
Empor zur Morgenröthe steigt,
Bis sich ihm dort in Wolkennähe
Der Erde ganze Schönheit zeigt; —

So schwingt sich auch im hehren Fluge
Mein Lieben über Berg und Thal,
Empor zu Dir, Du morgenheller,
Du meines Lebens Sonnenstrahl!

Und dort, in Deines Glanzes Fülle,
Wo all des Trübsinns Nebel fällt,
Da seh' ich erst mit trunknem Auge
Die ganze Schönheit dieser Welt!

**Nathaly v. Eschstruth.**

---

## Aus alter und neuer Zeit.

— Inserviendum Tempori. (Man muß sich in die Zeit schicken.) Noch in keinem Jahre hatte am Fastnachtstage in Kassel ein so munteres, reges Treiben in den Straßen der Stadt geherrscht und waren so viele Lustbarkeiten aller Art veranstaltet, als in dem für Napoleon und in Folge davon auch für den westfälischen König so verhängnißvoll gewordenen Jahre 1812.

Besonderes Aufsehen erregte ein nach Pariser Sitte veranstalteter Aufzug der Metzgerzunft, welche unter Vorantritt eines Musikkorps einen reich mit Bändern geschmückten fetten Ochsen durch die Straßen der Stadt führte und dann dem Königspaare zum Geschenk machte. Allerhöchst Dieselben geruhten dieses, wie der Moniteur berichtete, mit jener alle Herzen mit Liebe und Treue erfüllenden Güte anzunehmen.

Dabei wurde den Majestäten von dem Zunftmeister folgendes Gedicht überreicht.

Freude herrscht in Kassels Hallen,
Freude in des Volkes Brust,
Jubeltöne hört man schallen
Zu der schönen Fastnachtslust.
Und nach hergebrachter Sitte
Wallet fröhlich Schaar auf Schaar,
Selbst aus armer, niedrer Hütte
Bringt die Freud' ihr Opfer dar.
Vater, König! freudig schlagen
Unsere Herzen nur für Dich
Doch mit Worten dies zu sagen,
Mühen sie vergebens sich.
Wenn die Brust von Lieb erfüllet
Für den besten König schlägt,
Sie die Wonne gern enthüllet,
Die sie trunken in sich trägt.
Um des heutigen Tages Freuden
Schön und festlich zu erhöhen,
Hatte Pan von seinen Weiden
Auch ein Opfer auserseben.
Doch wir opfern unsere Herzen
Euch erhab'nem Königspaar,
Und der Freude Flammenkerzen
Lodern auf dem Dankaltar.

An Gedichten ähnlichen Inhalts hat es während der sieben Jahre der westfälischen Herrschaft zu keiner Zeit gefehlt; kaum aber waren die Franzosen abgezogen, als auch zahlreiche Flugblätter erschienen, welche mit Recht die in solchen Gedichten ausgesprochene undeutsche Gesinnung auf die schärfste Weise rügten und verspotteten. So z. B. folgendes Gedicht mit der Ueberschrift:

**Der Chef der deutsch-französischen Bande.**

Ihr lieben Freunde höret an!
Ich habe was zu sagen:
Es hat sich viel und mancherlei
Bei uns jetzt zugetragen.

Inserviendum Tempori!
Das lernt ich in der Jugend,
Den Mantel hänget nach dem Wind!
Das ist die erste Tugend.

So lange Sr. Exellenz
Der Graf Marienrode
Methodice die Bürger schund,
Da macht ich manche Ode.

Er machte mich und manchen Wicht
Zu Rittern von der Elle;
Auch saß ich wie ihr alle wißt,
So ziemlich an der Quelle.

Die Katzenpfoten konnt ich da
Oft tückisch appliciren,
Und doch dabei den Biedermann
Stets klüglich simuliren.

Selbst jenes Fürsten schont ich nicht,
Der ehdem mich gehoben,
Frech lästert ich sein deutsches Thun
Anstatt ihn hoch zu loben.

Jetzt aber nehmt die Larve vor
Und spielt die Patrioten!
Machts so, wie meine Wenigkeit,
Zieht ein die Katzenpfoten.

Ich wette tausend gegen eins
's wird sich ein Aemtchen finden,
Dann sind wir wieder hagelweiß,
Vergessen unsere Sünden.

R.-L.

---

Es ist kein erfreuliches Bild, das uns in obigem Artikel „Inserviendum tempori" vor die Augen tritt, wir können aber gottlob demselben aus der Zeit der für unser engeres Vaterland so verhängnißvollen Fremdherrschaft gleich ein lichtvolleres Bild entgegenstellen, ein Bild, das das Herz erwärmt und den Muth stärkt, und zu diesem Bilde liefert uns Stoff und Farbe die Erinnerung an den feurigen deutschen Patrioten, den unbeugsamen Kämpfer für Recht und Wahrheit Ludwig Schwarzenberg den „Mann ohne Furcht und Tadel", wie ihn seine Mitbürger nannten, dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 27. November fiel und den nun seit dreißig Jahren die Erde deckt.

Ludwig Schwarzenberg war hier in Kassel geboren. Er war der Sohn des Metropolitans Schwarzenberg und dessen Ehefrau, geb. Knyrim. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem er 1840 das hiesige Lyceum absolvirt hatte, studirte er zu Marburg und Göttingen Rechtswissenschaft. In seinem zwanzigsten Lebensjahre begann er in seiner Vaterstadt als Anwalt seine bewegte Laufbahn. Die schmachvolle Unterdrückung seines Vaterlandes durch die Franzosen war dem deutschgesinnten Mann unerträglich und lebhaft betheiligte er sich an der von Dörnberg geleiteten Erhebung gegen die Fremdherrschaft. Nach dem unglücklichen Ausgange dieser Bewegung trat er als Freiwilliger in das berühmte Corps des heldenmüthigen Herzogs von Braunschweig-Oels, machte den glorreichen Zug nach England mit und theilte, zum Lieutenant im Jägerbataillon ernannt, alle Schicksale der Legion bis zur Belagerung von San Sebastian im August 1813. Am Vorabend der Schlacht von Salamanca, 20. Juli 1812, wurde er bei Erstürmung des Dorfes Val de Morisco durch den rechten Arm geschossen, wodurch er für einige Zeit kampfunfähig wurde. Später nahm er an der zweimaligen Belagernng von Badajoz, an den Schlachten von Fuentes d' Orno und Vittoria, sowie an der Belagerung von Burgos und San Sebastian Theil. Hier wurde er bei einem heftigen Ausfalle der Franzosen durch einen Kartätschen-

schuß an vier Stellen zugleich verwundet und fiel, von den Seinigen getrennt, nach tapferer Gegenwehr in französische Gefangenschaft. Der sorgsamen Pflege, welche er auf der Citadelle im Hospitale fand, — eine Kugel hatte ihm die Sehne des rechten Fußes zerrissen — verdankte er seine Rettung, auch wurde er durch die bald darauf erfolgte Übergabe der Festung an die Engländer aus der Gefangenschaft befreit, doch blieb ihm eine lebenslängliche Lähmung, die ihn nöthigte, im Jahre 1814, als das Corps den englischen Dienst verlassen hatte und nach Braunschweig zurückgekehrt war, seinen Abschied zu nehmen. Er erhielt denselben vom Herzoge, nachdem ihn dieser vorher zum Hauptmann befördert hatte. —

Nach Kassel zurückgekehrt, nahm Ludwig Schwarzenberg die Advokatur wieder auf und entfaltete als Obergerichtsanwalt ein umfangreiche Thätigkeit. Im Jahre 1833 wurde er in die kurhessische Ständekammer gewählt, der er bis zu Anfang der fünfziger Jahre angehörte. Er zählte zu den hervorragendsten Mitgliedern derselben und wiederholt war ihm das Amt des Präsidenten übertragen worden. Im Jahre 1848 sandte ihn seine Vaterstadt Kassel in das deutsche Parlament zu Frankfurt. Strenge Rechtlichkeit, stets bewährter freier Muth, treues Festhalten an seinen Grundsätzen waren Eigenschaften, die seinen Charakter zierten und die ihm die Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger in hohem Grade eintrugen. Auch seine politischen Gegner erkannten bereitwillig die Verdienste dieses außergewöhnlichen Mannes an, der sich ebenso ausgezeichnet hatte auf dem Felde der Ehre, wie auf dem Gebiete des Rechts. Bis an sein Ende thätig, starb er am 26. Oktober 1857. Die Stadt Kassel verlor in ihm einen ihrer edelsten Söhne und allgemein war die Trauer um den Hingeschiedenen, dessen Andenken stets ein gesegnetes bleiben wird.

F. Z.

---

Hemperla und seine Bande. Im November 1726 wurde zu Gießen eine große Räuberbande, meist aus Ziegeunern bestehend, die Bande des Hemperla genannt, hingerichtet. Fünf, unter ihnen der Anführer Johann la Fortune, gewöhnlich Hemperla genannt, wurden gerädert, neun gehängt, elf, darunter acht Weiber, enthauptet. Diese Bande hatte wie Vilmar in seiner „Hessischen Chronik“ berichtet, die ganze Wetterau sieben Jahre lang unsicher gemacht, ganze Dörfer (z. B. Hosenfeld bei Fulda) am hellen Tage überfallen, mit den Landreitern förmliche Treffen geliefert und eine Unzahl von Räubereien, auch viele Mordthaten begangen, z. B. den Pfarrer zu Dörsbach im Nassauischen, Heinsius, nebst dessen Frau, sowie den Hessen-Darmstädtischen Landlieutenant Emmeraner auf der Glashütte bei Hirzenhain erschossen. Im Januar und Februar gelang es endlich, diese Bande einzufangen. Die Exekution wurde an zwei Tagen am 14. und 15. November vollzogen. Hemperla selbst wurde am zweiten Tage hingerichtet. Als an ihn die Reihe kam, rief er von der Richtstätte herab: „er sei allzeit ein guter katholischer Christ gewesen, und wenn gute Katholische unter den Zuschauern wären, möchten sie etliche Seelenmessen für ihn lesen lassen, und davon, daß sie solches thun wollten, ein Zeichen mit Schwenkung des Hutes geben,“ welches auch von mehreren Zuschauern geschah. Am Tage vor der Exekution wurden den Weibern die Kinder weggenommen, worüber sie in die äußerste Verzweiflung geriethen und die Drohung ausstießen, sie wollten nach ihrer Hinrichtung wiederkommen und mit ihren abgehauenen Köpfen in ganz Gießen die Fenster einwerfen. —

---

Obige Räubergeschichte aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erinnert uns an eine in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts gleichfalls zu Gießen erfolgte Hinrichtung eines Raubmörders, namens Heß, die einen ganz eigenthümlichen Verlauf nahm. Wiederholt war der Delinquent zur Richtstätte auf dem Armensünder-Wagen geschleppt worden, jedesmal erklärte er, dort angekommen, daß er noch weitere Geständnisse über die Mitschuld Dritter zu machen habe. Dies bewirkte, daß er in das Gefängniß zurückgebracht wurde, um weitere Verhöre mit ihm anzustellen. Seine Angaben erwiesen sich jedoch lediglich als leere Ausflüchte, um eine Aufschiebung seiner Hinrichtung zu erwirken. Auch als der Raubmörder zum drittenmal zum Richtplatze gebracht wurde, wiederholte er sein früheres Verfahren. Als aber seinen Versicherungen, Mitschuldige zu nennen, kein Gewicht mehr beigelegt wurde, da geberdete er sich so rasend, daß die Henkersknechte seiner nicht Herr werden konnten, bis ihn ein einziges Wort des ihn zum Schaffot begleitenden Geistlichen, des s. g. Galgenpaters zur Ruhe brachte und er willig sein Schicksal über sich ergehen ließ. Dieser Geistliche war der Kirchenrath Engel,*) eine der populärsten Persönlichkeiten Gießens, der einen außerordentlichen Einfluß auf die dortige Bevölkerung auszuüben vermochte. Kirchenrath Engel trat unverzagt zu dem armen Sünder und sprach zu ihm im echt Gießener Dialekt: „Was machste für Sache, laß dich köppe, Heßche, thu mir's zu Gefalle.“ Augenblicklich legte sich die Raserei des Delinquenten, ruhig und zerknirscht antwortete er: „Ihne zu Lieb,

*) Kirchenrath Dr. Johann Philipp Jakob Engel, geb. am 27. Februar 1790 zu Gießen und daselbst vor etwa 20 Jahren hochbetagt gestorben, war ein Original im wahren Sinne des Wortes. Der geistreiche, stets schlagfertige und gelehrte Mann bediente sich mit Vorliebe des Gießener Idioms, und unzählig sind die Anekdoten, die von ihm umgehen. Auch als Schriftsteller ist er thätig gewesen, u. a. hat er eine Hebräische Grammatik geschrieben.

Herr Kirchenrath, will ich's dann thue," legte sein Haupt auf den Block, das Beil fiel und sein Kopf rollte in den Sand. Auf das anwesende Volk machte diese Scene einen unbeschreiblichen Eindruck und daß das Ansehen und der Einfluß des Kirchenraths Engel durch diese Komotragödie in den Volksschichten Gießens nur noch zunehmen konnten, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. — So erzählte der frühere Gießener, seit 1852 Genfer Professor Karl Vogt vor einigen Jahren in der Wiener „Neuen freien Presse".

F. Z.

---

## Aus Heimath und Fremde.

Die Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am 28. November war außerordentlich zahlreich besucht. Nachdem der Vorsitzende Major C. von Stamford geschäftliche Mittheilungen gemacht und mit warmen Worten der seit der letzten Monatsversammlung verstorbenen fünf Mitglieder des Vereins ehrende Erwähnung gethan hatte, hielt Bibliothekar Dr. Hugo Brunner den angekündigten Vortrag über „Öffentliches Leben in Kassel unter König Jérôme". Der Redner erntete reichen Beifall für seinen nach Inhalt wie nach Form gleich gediegenen, hochinteressanten Vortrag, der auf der gründlichsten Forschung beruhte und sehr viel Neues bot. Wir werden in einer späteren Nummer auf diesen Vortrag zurückkommen.

---

Der „Allgemeine Deutsche Sprachverein" hat sich die sehr lobenswerthe Aufgabe gestellt, „1) die Reinigung der deutschen Sprache von unnöthigen fremden Bestandtheilen zu fördern, — 2) die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigenthümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen — und 3) auf diese Weise das allgemeine nationale Bewußtsein im deutschen Volke zu kräftigen." Auch bei uns in Hessen haben der Verein und seine Bestrebungen Wurzeln zu schlagen angefangen. Am 15. November hielt der in Kassel bestehende Zweigverein im Saale von Schaub's Garten seine erste Jahresversammlung ab. Nachdem der 1. Vorsitzende, Herr Generalmajor Sucro, mit einer kurzen, kernigen Ansprache die zahlreich erschienenen Zuhörer und Zuhörerinnen begrüßt hatte, gab der Schriftführer Herr Realschullehrer Dr. Quiehl einen ausführlichen Jahresbericht, dem wir das Folgende entnehmen. Nach etwa anderthalbjährigem Bestande zählt der Zweigverein 150 Mitglieder, darunter auch fast sämmtliche Spitzen der in Kassel befindlichen Behörden. Der Vorstand hat durch sehr zahlreiche persönliche und briefliche Einwirkungen auf Behörden, Vereine, Gasthofsbesitzer, Wirthe, Geschäftsleute, Urheber von Zeitungsanzeigen u. s. w. mit bald größerem bald geringerem Erfolge sich bemüht, die Sprache des öffentlichen Verkehrs von überflüssigen Fremdwörtern zu reinigen. Hunderte von Anschlägen, welche in gefälliger Ausstattung gedruckt den Wahlspruch tragen: „Kein Fremdwort für das was gut Deutsch ausgedrückt werden kann", sind an öffentlichen Verkehrsstellen Kassels und der Umgegend angebracht worden. Bei dem Bestreben, auch auf die Sprache der Tagesblätter einzuwirken, hat der Verein bei den Leitern und Besitzern derselben meist ein wenigstens grundsätzlich freundliches Entgegenkommen gefunden. Auf weitere Einzelheiten können wir hier nicht eingehen; manches hat der Verein bereits erreicht, mehr natürlich bleibt zu thun übrig, aber das seither Geleistete berechtigt zu bester Hoffnung auf ein gedeihliches und erfolgreiches Wirken in der Zukunft. — Es folgte der Bericht über die am 8. und. 9. Oktober in Dresden abgehaltene erste Hauptversammlung des Gesammtvereines, erstattet von Herrn Bibliothekar Dr. Lohmeyer. Redner gab den Hauptinhalt der Verhandlungen kurz an, hob die warme Theilnahme hervor, mit welcher die Versammlung seitens der Behörden, der Bevölkerung und der Presse Dresdens begrüßt worden sei und glaubte den Dresdener Sprachvereinstag als einen entschiedenen Erfolg der guten Sache bezeichnen zu dürfen. Der Gesammtverein, der gegenwärtig etwa 100 Zweigvereine und 7000 Mitglieder zählt, findet in ganz Deutschland immer mehr Anerkennung und werkthätige Theilnahme, seine Forderungen werden mehr und mehr zu Forderungen der gesammten öffentlichen Meinung, eine nicht geringe Zahl der bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten unseres Volkes haben sich für ihn erklärt oder sind als Kämpfer in seine Reihen eingetreten. Freilich fehlt es auch nicht an Gegnern, aber irgend etwas Stichhaltiges gegen Grund und Wesen der Vereinsbestrebungen hat keiner derselben vorzubringen vermocht. Und so darf denn der Verein mit Genugthuung zurück auf seine kurze Vergangenheit und mit guter Zuversicht und Hoffnung vorwärts in die Zukunft blicken, zumal wenn er stets wie bisher daran fest hält, daß die zwei starken Säulen seiner Kraft sind und bleiben müssen: Mäßigung und Beharrlichkeit. Redner schloß mit einer warmen Aufforderung an die Anwesenden, dem Vereine immer zahlreicher beizutreten und in seinem Sinne und Geiste zu wirken, im Dienste und zu Ehren der deutschen Muttersprache und damit des deutschen Volksthumes, des deutschen Vaterlandes. Auf Antrag des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Wittich wurde der seitherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt, worauf der Vorsitzende die Versammlung schloß. — Auch wir wünschen von Herzen dem Vereine gedeihlichste Weiterentwickelung und glauben

die allseitige Förderung seiner Bestrebungen unseren Lesern nicht warm und nachdrücklich genug empfehlen zu können.

---

Am 21. v. M. feierte der Registrator bei dem Oberpräsidium der Provinz Hessen-Nassau, Kanzleirath Heinrich Siebert, das Fest des fünfzigjährigen Dienstjubiläums. Geboren 1819 zu Fulda als der älteste Sohn des Rechnungsrathes Philipp Siebert, trat Heinrich Siebert, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, im Jahre 1837 bei der Regierung zu Fulda als Probatur- bezw. Registraturgehilfe in Dienst und wurde 1867 als Registrator zu dem Oberpräsidium in Kassel versetzt. Dem Jubilar, welcher sich des Rufes eines nach jeder Richtung hin ausgezeichneten Beamten erfreut und wegen seines trefflichen Charakters und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit die allgemeine Hochschätzung genießt, wurden in Anerkennung seiner verdienstvollen Eigenschaften sowohl seitens der vorgesetzten Behörden und seiner Kollegen, als auch seitens seiner Freunde und Bekannten reiche Ehrenbezeugungen zu Theil.

---

Von einem unserer geehrten Mitarbeiter geht uns nachträglich noch ein Nachruf an die kürzlich verblichenen Schulmänner Realschuldirektor Professor Buderus und Dr. Ide zu. Da wir der beiden Verstorbenen schon in früherer Nummer gedacht haben, so bringen wir von den dem Andenken derselben gewidmeten Zeilen nur einen Theil wie folgt zum Abdruck: „Nie hätte der Schreiber dieser Zeilen geglaubt, daß er diese beiden Männer überleben würde, daß ihm die traurige Pflicht erwachsen würde, diesen beiden seinem Herzen gleich nahe stehenden Genossen einer arbeits- und mühereichen Berufsthätigkeit den wohlverdienten Nachruf widmen zu müssen: einem seiner ersten Schüler, welcher zu einem hünenhaften Manne herangewachsen, jedem Lebenssturm Trotz bieten zu können schien, seinem mit einer wahrhaft eisernen Konstitution ausgestatteten Direktor und langjährigen Freunde. Auf hohes Alter hatten beide nach menschlichem Ermessen Anwartschaft, und nun ruhen sie beide in heimischer Erde“. Der Nachruf an Buderus schließt nach einer eingehenden Schilderung seines Lebensganges wie folgt: „In den Sommerferien dieses Jahres konnte er sich einen lange gehegten Wunsch erfüllen, eine Reise nach England zur Ausführung bringen. Dieselbe sollte für ihn verhängnißvoll werden. Angegriffen kehrte er zurück, offenbar in Folge der Strapazen, deren er sich wiederholt auf der Reise ausgesetzt hatte. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr offenbarten sich die Zeichen eines ernstlichen Herzleidens. Er mußte einige Zeit seiner Schulthätigkeit entsagen, eine schwere Aufgabe für den Mann, welcher innerhalb der 13 Jahre unseres Zusammenwirkens nicht eine einzige Stunde wegen Unwohlseins der Schule fern geblieben war. Zwar erholte er sich wieder, doch nur für kurze Zeit; bald erneuerten sich die bedenklichen Erscheinungen der Krankheit, von der er nicht wieder genesen sollte. Nichts desto weniger hat er noch als schwer kranker Mann bis kurz vor seinem am 27. Oktober erfolgten Hinscheiden einen großen Theil der Verwaltungsgeschäfte der seiner Leitung unterstellten Anstalt besorgt und sich täglich über alle Vorkommnisse der ihm an's Herz gewachsenen Schule eingehend berichten lassen. Ohne Arbeit gab's für ihn kein Leben.“

„Mit seinem Hingange erlitt nicht nur die Realschule, sondern das ganze städtische Schulwesen Kassels einen schweren Verlust. Er war ausgerüstet mit allen Eigenschaften für den Leiter eines großen Schulorganismus: in ihm vereinigten sich tüchtige Fachkenntnisse, eine volle Einsicht in das Unterrichts- und Erziehungswesen, ein hervorragendes Organisations- und Verwaltungstalent, rastloser Eifer, ernstes Pflichtgefühl, unbeugsame Energie. Dazu kam eine aufopfernder Hilfsbereitschaft für seine Lehrer und seine Schüler. Die ganze Bedeutung der Anstalt, welche unter seiner sachkundigen Leitung zu der besuchtesten höheren Schule unserer Stadt aufblühte (zählte sie doch Jahre lang nahe an tausend Schüler), knüpft sich seit der Mitte der 70er Jahre in erster Linie an seinen Namen, an seine Wirksamkeit. Er hat diesem Namen in den Annalen der Schule ein bleibendes Andenken errichtet. Schwer wird er zu ersetzen sein.“

**A.**

---

Die Leser unserer Zeitschrift wird es interessiren, zu erfahren, daß in nächster Zeit ein Anhang zu H. v. Pfisters „Chattischer Stammeskunde“ bei Hofbuchhändler Ernst Hühn dahier, sowie ein Ergänzungsheft zum Nachtragsbande des Vilmarischen „Idiotikons“ von demselben Verfasser bei Elwert in Marburg erscheinen werden. Der Name des Verfassers und die gründlichen Forschungen desselben auf stammheitlichem wie mundartlichem Gebiete bürgen dafür, daß hier neue anziehende Ergebnisse der Öffentlichkeit geboten werden.

---

**Cleveland** (O). Nordamerika. Im fernen Westen ist ein Blatt entstanden, das die Interessen der Hessen in Amerika vertreten soll. Es erscheint in Cleveland O. unter dem Titel „Hessische Blätter“ und will sein Hauptaugenmerk richten auf das Leben und Treiben der hessischen Vereine in der neuen Welt; es ist zugleich das offizielle Organ für Erbschafts- und andere Angelegenheiten, Todesfälle u. s. w. sowohl im Großh. Hessen als in Hessen-Nassau. Ganz besonders bezweckt es aber, die transatlantischen Hessen durch eine Fülle von Nachrichten aus dem alten Hessenlande in steter Fühlung mit der Heimath zu halten. Dem sehr ansprechend geschriebenen Prospekte entnehmen wir folgende Sätze:

„Jedem Deutschen und den Hessen ganz besonders bleibt stets die Stätte in theurem Andenken, wo einst die Mutter die ersten Schritte des Kindes leitete, wo wir die ersten Worte der Mutter lallen lernten, Eltern und Lehrer den ersten Keim zur Erkenntniß des Guten, Edlen und Schönen in uns legten und wo wir die schönste Zeit des Lebens, die köstlichen Jugendjahre, verlebten. Hat uns auch später ein widriges Geschick oder der Drang nach größerem Ellbogenraum in die weite Ferne getrieben, so gedenken wir doch gerne jener Tage und der Gegend, wo vielleicht noch die Gespielen unserer Jugend leben, liebe Anverwandte sich für unser Geschick interessiren oder gar ein trautes Mütterlein der Heimkehr des ausgewanderten Sohnes mit liebender Sehnsucht harrt." Möge unsere Kollegin jenseits des Weltmeeres voll und ganz ihren Zweck erreichen. Wir rufen ihr ein herzliches „Glück auf!" zu.

H.

## Hessische Bücherschau.

Dr. Hugo Brunner, Die Politik Landgraf Wilhelms VIII. von Hessen vor und nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, bis zur Konvention von Kloster-Seven einschließlich. (Sep.-Abdr. aus der Zeitschr. d. Ver. f. hess. Geschichte und Landeskunde N. F. Bd. XIII) (223 S.) Kassel 1887.

Nachdem Verfasser die kritische Lage Hessens vor dem siebenjährigen Kriege in allgemeinen Zügen vorgeführt, behandelt er die Vorgänge vom Ausbruche des Krieges bis zu der am 8. September 1757 erfolgten Konvention v. Kloster-Seven, dem ruhmlosen Abschlusse des traurigen Feldzuges des Herzogs von Cumberland. Zunächst werden die Bemühungen Landgraf Wilhelms VIII. um die Erhaltung der Neutralität geschildert, dann die Verhandlungen desselben mit England, Preußen und Hannover bezügl. der Sicherheit seines Landes unter fortwährender Bezugnahme auf die Quellen dargelegt. Mit Genugthuung verfolgt man die klare, zielbewußte Politik des hessischen Fürsten, welchem zwei hervorragende Staatsmänner, Minister Friedr. August von Hardenberg und Jakob Sigismund Waitz (nachheriger Freih. Waitz von Eschen) berathend zur Seite standen, einen erfreulichen Gegensatz bildend zu der jammervollen Politik Hannovers, dessen Staatsmaschine von dem schwächlichen Kammerpräsidenten Gerlach Adolf von Münchhausen gelenkt wurde. Der Kurfürst Georg II, auch König von England, weilte ja weitaus den größten Theil des Jahres in London und kam nur zur Sommerfrische herüber nach Herrenhausen. Die Verhandlungen über die Trennung des hessischen Truppencorps von dem verbündeten Heere (Hannover, Braunschweig, Gotha und Lippe-Schaumburg), sowie eine eingehende Betrachtung der berüchtigten Sevener Konvention beschließen das Werk.

Es ist unmöglich, genauer auf den hochinteressanten Inhalt einzugehen, ohne den uns zu Gebote stehenden Raum zu überschreiten. Wir können nur noch hervorheben, daß das vorliegende Buch alle die Vorzüge vereinigt, welche schon die früheren Arbeiten des verehrten Verfassers auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte auszeichnen: gründlichste Detailforschungen, klare Ausdrucksweise, anziehende Darstellung. Ein ausgedehnter Leserkreis ist ihm sicher.

A.

Eine neue hessische Dichtung. Nur wenigen Lebenden werden die Zustände Kurhessens und seiner Hauptstadt Kassel aus den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts noch in deutlicher Erinnerung sein.

Es standen bekanntlich zu jener Zeit in Kassel zwei Höfe einander entgegen, an deren einem neben dem Kurfürsten Wilhem II., die Favoritin desselben, die Gräfin Reichenbach unumschränkt herrschte, während dem anderen die Kurfürstin in edlem Walten einem kleinen Familienkreise gebot. Zwischen beiden Höfen stand der noch jugendliche Kurprinz, bald mehr dem einen, bald mehr dem anderen sich zuneigend. Die Neigungen des Volkes waren getheilt. Die Gesellschaft der Hauptstadt und viele Beamten hielten es mit der Gräfin, von deren Gunst persönliches Wohl und Stellung abhingen, die breiteren Schichten des Volkes hielten zur bescheidenen Kurfürstin. Die stürmische Jugend hoffte von dem Kurprinzen Befreiung aus den Fesseln und die Verkündigung einer Verfassung. Ueberall herrschten Druck und Verstimmung und doch wußte Niemand, was geschehen müsse, damit Fürst sowohl als Volk sich wieder wohl fühlten.

Es waren Jahre dumpfer Gährung, für welche erst, nachdem sie vorbei waren, das richtige Verständniß kommen konnte. Gleichwohl vermag einfache Geschichtsschreibung auch jetzt nicht ein klares Bild derselben zu geben. Es bedarf tieferer psychologischer Einsicht, dichterischer Auffassung, um den Charakter eines Fürsten zu zeichnen, der bei allen Launen, aller persönlichen Willkür, dennoch sein Volk liebte. Es bedarf der lebendigen Farbe der Dichtung, um ein Volk zu verstehen, das auch in der Erniedrigung von seiner Vaterlandsliebe nicht abließ.

H. Keller-Jordan versucht es in ihrer vorletzten Dichtung uns diese Zeit zu entrollen.

Unter dem Titel „Die Grubers"*) tritt uns der Roman einer hessischen Familie entgegen, die den Kampf mit dem widrigen Geschicke muthig aufnimmt. „Edle Naturen wirken durch das, was sie sind" ist der Wahlspruch, welcher dem Buche voransteht. In ihm ist die Art, wie der Kampf von den Grubers geführt wird, gekennzeichnet. Allen voran steht Edith Gruber, ein zartes Mädchen, die es sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht hat, dem verbannten Bruder

*) Die Grubers. Eine Erzählung aus Kurhessen. Kassel 1887.

die Heimath wiederzugewinnen und dessen Verleumder zu entlarven. Ihr zur Seite kämpfen zwei Freunde, deren einer jugendlich ungestüm der Partei des Kurprinzen angehört, während der andere als preußischer Diplomat eine zurückhaltendere Stellung einnimmt. Eine sieche Mutter und ein Bruder stehen Edith schützend zur Seite. Jene ist durch die Schicksalsschläge ermattet, dieser will durch sein Wirken als solches, will in seinen Predigten von der Kanzel herab die Sitten des herrschenden Hofes läutern und so die Einsicht in den Frevel der Verbannung seines Bruders erwecken. In einem unscheinbaren Hause sehen wir das Walten der Grubers und von hier aus Edith bald ihrem Berufe als Sängerin am Theater, bald jenen verschlungenen Wegen nachgehen, die zur Rettung ihres Bruders führen sollen. Wie es ihr gelingt, die Rückkehr desselben zu erwirken, wie sie die Kurfürstin gewinnt, wie sie an Kraft des Wollens der Gräfin Reichenbach überlegen ist, wird durch die mehr als zweihundert Seiten des Buches entwickelt. Die Natur wirft ihren stimmungsvollen Wechsel auf Ediths Wege. Zwischen Glanz und Schimmer, im Theater, auf Bällen, im Gefängniß und in der Einsamkeit gewahren wir den Wechsel der Jahreszeiten.

Mit breiten Zügen malt die Dichterin die Geschichte der Zeit in die Geschichte der Grubers. Sie wahrt die historische Treue, soweit es sich um geschichtliche Thatsachen, die geschichtlichen Charaktere des Kurfürsten, der Fürstin und der Gräfin Reichenbach handelt. Das Leben der Hauptstadt, die Pracht im Palais, das musikalische Treiben unter Spohr's Führung werden in lebendigen Farben geschildert. Die Kasseler Aue und Wilhelmshöhe wirken auf uns in ihrem bestrickenden Zauber.

Die Eigenart der Verfasserin tritt auch in ihrem neuesten Buche zu Tage. Die Sprache hat Kraft und Wohllaut und wirkt im Dialoge wie in der Erzählung durch die Unmittelbarkeit der Empfindung. Der Dialog ist von seltener Gedankenfülle und die Handlung voller Leben und Bilder. Der Austausch und Einklang im Leben der Natur und der Menschen erhebt uns in der Freude, versöhnt uns an den Stellen des Mißgeschicks. Ein breiter Strom von Humor mildert die Schroffheit der Gegensätze. Jene Kunst des Dichters, das psychologische Verständniß zu steigern und den Leser tiefer in die Handlung einzuweihen, als die Einweihung der handelnden Personen selbst reicht, erhöht den kritischen Genuß bei der Lectüre der Grubers.

Dieselben bestehen würdig den Vergleich mit den früheren Schöpfungen der Dichterin. Die ethische Natur des Problemes stellt „Die Grubers" der „Natalie" zur Seite, die breite Anlage und Feinheit in der psychologischen Durchführung der „Hacienda Felicidad". In Bezug auf die Schöpfung eines neuen Charakters, wie ihm Edith bietet, tritt die mexikanische Novelle „Dolores" den Grubers zur Seite. An Kraft der Entwicklung und Kühnheit des Schlusses treten „Die Grubers" neben die Novelle „Ein Traum".

Erhöhte Berechtigung zu ihrer hessischen Dichtung schöpft Frau H. Keller-Jordan aus ihrer hessischen Abstammung. Ihr freier dichterischer Schwung mahnt an die Beredtsamkeit ihres Vaters, jenes Sylvester Jordan, des Vorkämpfers der kurhessischen Verfassung.

München. 1887.

**Dr. Paul Tesdorpf.**

---

Es liegt uns die kürzlich in der Elwert'schen Buchhandlung zu Marburg erschienene Schrift von Dr. Wilhelm Falckenheiner „Philipp der Großmüthige im Bauernkriege," (mit urkundlichen Beilagen) vor. Wegen Mangels an Raum müssen wir die Besprechung dieses interessanten Buches für eine spätere Nummer unserer Zeitschrift verschieben.

---

## Briefkasten.

P. L. Freund des „Hessenland" Kassel. Zu Pos. 1. Leider wahr, aber nicht uns trifft die Schuld. Dem Uebelstande ist übrigens, wie Sie sich leicht überzeugen können, schon seit Monaten, so lange unsere Zeitschrift in der Druckerei des Herrn Scheel hergestellt wird, gründlich abgeholfen. Zu Pos. 2. Selbstverständlich. Zu Pos. 3. Wie Sie aus der heutigen Nummer ersehen, bereits in Betracht gezogen. — Für Ihre Berichtigungen sind wir Ihnen zu Dank verpflichtet. Die Berichtigung des ersten Passus war bereits erfolgt, ehe Ihr Brief eintraf; was den zweiten Passus anbelangt, so haben wir die entsprechende Mittheilung sofort dem Verfasser zugehen lassen und diesen gebeten, das Weitere zu veranlassen. — Wir bitten um gefällige genaue Angabe Ihrer Adresse.

F. L. Stuttgart; M. H. Melsungen; L. M. Nordhausen: Einstweilen freundlichsten Dank für das Gesandte.

Dr. W. F. Kassel. Mit Dank angenommen.

W. F. Kassel. Das Mundartgedicht ist allerdings etwas lang, doch werden wir dasselbe gelegentlich zum Abdruck bringen. Jedenfalls sind wir Ihnen für die Zusendung verbunden.

E. W. Kassel. Ihrem Wunsche wird in den nächsten Tagen entsprochen werden.

---

Berichtigungen.

In dem Artikel der Nummer 21 des „Hessenlandes" „Aus einem Kasseler Bürgerhause vor 60 Jahren", muß es Seite 298 Zeile 8 von unten Lieutenant von Gierseswald statt Giesewald heißen. —

Wir haben ein Versehen richtig zu stellen, das in dem Artikel „Hessische Ehrentafel" in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift vorgekommen ist: Hinter „1704. 15. Juli Schlacht am Schellenberge" muß die Notiz schließen, während die weiteren Worte „Hier nahmen" &c. hinter den Worten des folgenden Absatzes „1704. 13. August" „Revanche pour Speierbach" zu stehen kommen müssen.

---

**☛ Die auswärtigen Streifband-Abonnenten, welche noch mit der Zahlung der Abonnementsbeträge im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben vermittelst Posteinzahlung bald gefälligst an uns einsenden zu wollen.**

**Verlag der Zeitschrift „Hessenland",**
**Jordanstraße 15.**

Gar mancher Leser des „Hessenland“ möchte die zerstreuten Blätter in einem Bande vereinigen; soll doch unser Blatt nicht nur eine periodische Zeitschrift, sondern vor allem auch ein hessisches Haus- und Familienblatt sein. Solchen Wünschen entsprechend, sind wir gewillt,

## Einbanddecken

für das „Hessenland“, einfach, geschmackvoll und haltbar herstellen zu lassen. Um aber die Kosten zu decken, ist es nothwendig, daß eine größere Anzahl von Lesern als Besteller der Einbanddecke sich meldet, was am besten sofort einfach durch Postkarte geschieht. Der Preis der Einbanddecken (Halbfranz mit Golddruck) wird einschließlich portofreier Zusendung im Inlande **eine Mark** betragen. Sollte die erforderliche Anzahl von Bestellern nicht zusammenkommen, so wird selbstverständlich etwa geleistete Vorausbezahlung zurückerstattet.

**Verlag und Redaktion des „Hessenland“.**

---

Von verschiedenen Seiten ist der Wunsch zu erkennen gegeben, wir möchten bei der Zeitschrift „Hessenland“, welche in unserer Provinz zu rascher Verbreitung gekommen ist und vielen Geschäftsleuten deshalb ein sehr willkommenes Organ für Veröffentlichung ihrer Bekanntmachungen sein wird,




annehmen.

Wir sind gern bereit, diesen Wünschen entgegenzukommen, denn ein Blatt, welches nicht blos Tagesinteressen dient, wird naturgemäß sich einen andauernden Platz sichern und deshalb auch bei Veröffentlichungen am wirksamsten sein können.

Wir berechnen die gespaltene Zeile nur mit 20 Pfg. und gewähren bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt.

Anzeigen wolle man abgeben und zwar **zwei Tage vor dem 1. und 15. jeden Monats** in der Druckerei des „Hessenland“, bei Herrn **Friedr. Scheel, Schloßplatz 4.**

**Verlag und Redaktion des „Hessenland“.**

## Anzeigen.

**Prima Rauchtabake.**

Als besonders fein und mild empfehle ich

**Kronen-Portorico** à Pfd. M. 1,50
**Varinas-Blätter** à „ „ 1,25

**Gustav Wilhelmi,**
**Wilhelmsstraße 11.**




**Preis broch. Mark 6.—, in Leinenbd. Mark 7,—, in gedieg. Halbfranzbd. Mark 7,75.**

Ich halte das Buch zu Festgeschenken für Freunde vaterländischer Geschichte und die erwachsene Jugend bestens empfohlen und gestatte mir, auf die dieser Nummer beiliegenden „Urtheile der Presse“ hinzuweisen.

**Kassel. A. Freyschmidt.**

**Als sehr praktisches**

**Weihnachts-Geschenk**

empfehle

**Cigarren**

hochfeine Qualitäten, eigenes und Hamburger Fabrikat, in streng reeller Waare zu den billigsten Preisen, in Kisten von 25, 50, 100, 200 und 250 Stück. Als etwas Vorzügliches empfehle

**86r Importen.**

**Gustav Wilhelmi,**
Cigarren-Fabrik und Import-Geschäft.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



**№ 24.** Kassel, 15. December 1887.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2547a, 1. Nachtrag für 1887.



## Weihnachtsbild.

Auf bräunlichem Sims von Steingut Tassen
Und ein buntes Herz-Jesu-Bild.
Zusammengelesenes Holz im Ofen!
Ein Strohsack reinlich eingehüllt.

Nur eine arme, verklebte Scheibe,
Nur ein flatterndes Stück Papier,
Nur ein paar morsche und zitternde Wände
Zwischen des Winters Frost und ihr.

Doch in der heiligsten Nacht der Nächte
Strahlet dennoch das Zimmer von Licht:
Sie hat einen dreijährigen Buben,
Ein lachendes Kindergesicht.

Ein hölzernes Pferdchen ziert die Tanne.
Sie sagt ihm: Das hat Dir gebracht
Der Christ, der Keinen vergißt auf Erden,
Der hat, mein Kind, an Dich gedacht.

Der Bub' greift jauchzend froh in die Flammen
Der Liebe, gespart vom Brod,
Erdarbt vom sauer erworbenen Pfennig,
Genährt vom Oele der Noth.

Und er wird's weder wissen noch ahnen,
Steht er da, gereift zum Mann.
Wenn sie ruht mit gefalteten Händen,
Was sie heut' für ihn gethan.

Aber — die Stimme wird wieder klingen —
Spät vielleicht — in Lebens Nacht:
„Der Christ, der Keinen vergißt auf Erden,
„Der hat, mein Kind, an dich gedacht!“

Th. Kellner.



# Ein Fürst des Friedens.

Historische Skizze von F. Swenger.

(Schluß.)

Am 27. October 1439 starb der deutsche Kaiser Albrecht II. aus dem Hause Oesterreich nach einer nur zweijährigen Regierung. Die Kurfürsten des deutschen Reiches richteten ihr Augenmerk auf den Landgrafen Ludwig und brachten denselben als Reichsoberhaupt in Vorschlag. Namentlich war es der Kurfürst von Brandenburg, welcher für die Wahl des Landgrafen von Hessen zum deutschen Kaiser eintrat. Aber Ludwig, bekannt mit der traurigen Lage des Reichs, war entschlossen, wie der bereits citirte Aeneas Sylvius, der größte Staatsmann seiner Zeit und nachmalige Papst Pius II., schreibt, lieber den kleinen ererbten Staat glücklich zu machen, als den Zwiespalt oder die Verminderung eines großen ihm anvertrauten Reiches zu erleben, und lehnte, seine Unkunde in Sprachen und Wissenschaften vorschützend, bescheidenen Sinnes die Annahme des kaiserlichen Amtes ab.*)

Obgleich einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, war sich Landgraf Ludwig doch bewußt, daß seine Hausmacht nicht ausreichend sei, um als Kaiser der schwierigen Verhältnisse, welche damals im deutschen Reiche bestanden, Herr zu werden und ein gesegnetes Regiment führen zu können. Die Ablehnung der kaiserlichen Würde war ein Beweis der großen staatsmännischen Klugheit des Landgrafen, wie andererseits das Anbieten der Kaiserkrone Zeugniß davon ablegte, in welch' hohem Ansehen derselbe bei den deutschen Fürsten stand.

*) Die bezügliche Stelle bei Aeneas Sylvius (Historia de statu Europae. De Hassia et aliquot rebus gestis in ea, cap. XXXVII) lautet: Inter Vuestphales ac Francones Hassia iacet, montana regio, quae a Rheno in septemtrionem porrecta, Thuringiae iungitur. Princeps gentis, Ludovicus Landgravius, aetate nostra ad imperium vocatus imparem se esse dixit, quae tantae rei molem sustinere posset. Maluitque parvo imperio a parentibus sibi relicto utiliter praeesse, quam magnum accipiens dissipare. Id quoque sibi obstare ad rem Christianam gerendam dixit, quod literares ignoraret.

Einen nicht minder beachtenswerthen Akt seiner staatsmännischen Klugheit können wir aus dem Jahre 1430 verzeichnen. Am 4. August des letztgenannten Jahres war Herzog Philipp von Brabant gestorben. Als nächster Agnat desselben hatte Landgraf Ludwig wohlbegründetes Recht auf die Erbschaft des Herzogthums Brabant. Und dieses Recht war auch von dem deutschen Kaiser Sigismund anerkannt worden. Landgraf Ludwig zog nach Aachen, um von hier aus sich in den Besitz des Herzogthums zu setzen. Aber Herzog Philipp II. von Burgund, „der Gute" zubenannt, war ihm schon zuvorgekommen. Die Brabanter Stände hatten dessen auf frühere Erbverträge gestützten Anspruch anerkannt und ihm am 5. October 1430 die Huldigung geleistet. Ein schwerer Krieg stand in Aussicht, wenn Landgraf Ludwig auf seinem Rechte beharrte, ein Krieg, der nach Lage der Verhältnisse nur zu seinen und seines Landes Ungunsten ausfallen konnte. Landgraf Ludwig zog sich zurück, um sein Land vor den Greueln eines solchen aussichtslosen Krieges zu bewahren. Aber indem er den Frieden, das Glück und die sichere Herrschaft Hessens der zweifelhaften Eroberung eines Erblandes vorzog, behielt er alle Rechte auf dasselbe sich und seinen Erben vor.

Aus der Zeit des Aufenthaltes des Kurfürsten in Aachen stammt eine Legende, die wir hier dem Chronisten nacherzählen wollen:*)

„Von einem Miracel so Landtgraf Ludewigen tzu Oche (Aachen) wiederfahren.

Uff der wiederkehr kame der Fürst Landtgraf Ludwig gehn Oche in die Stad, und herbergte eine Nacht darinnen, nun was ein Grave (als ich glaub) einer von Hengstberg, der war dem Landtgrafen feind und gehas, vielleicht der Nieder-

*) S. Anonymi Chronicon Thuring. et Hass. bei Senckenberg, Selecta juris et historiarum. Tom. III pag. 418 sqq. Vergl. außerdem J. Nohii Chronicon Hassiacum bei Senckenberg, tom. V. pag. 443.

lag halber des von Nassau (im Stippacher Thale 1419) da der von Hengstberg auch mit gewest war, in Hülffe des von Nassau, und hatte Schaden von den Hessen entfangen, vnd zu Rache gab er denen von Och vor, der Landtgrave were darum ausgezogen, ein Fuge zu suchen, die von Och zu beschedigen, und die stad einzunehmen.

Die von Oche gaben dem Graven schwachen Glauben, doch von des Graven mannigfaltigen Anredens, bethedigten sie den Fürsten darumb, er antwortet ihnen und sprach in verwundern: Lieben Freund ich glaub nicht daß es euer Ernst seye, und haltet mich nicht für den Mann, daß ich mit solchen Stücklein solte umgehen die unfuglich weren; darzu sie antworteten: Sie glaubten ihme keiner Unthaten zu, doch so were ein wolgeborner Grave uf dem Rathaus der es von ihme saget, und wolte er für ihme bekantt seyn, da möchte er sich verantwortten. Der Landtgraf wolte die verdacht nicht uff ihme behalten, gieng mit ihnen vnd fand den Graffen, welcher diese Ding offentlichen uff ihne gesagt hatte, und in seiner Ghenwerdigkeit noch redete, der Landtgraf sagt unter andern Worten: Du Grafe du sagst die Gewalt uff mich, ich habe der Gedancken nie gehabt, und so warlich du mir unrecht thuest, so helffe mir die heilige Frau S. Elisabeth, unser welcher unrecht habe, daß er tobent, wütend und rasend werde, hie angesicht dieser frommen leuthe.

Alsbald zu der stette ward der Graf thorecht, und rasete sich zu tode; das miracel nahmen die von Ache zu Hertzen, und lobeten des Fürsten Unschuld, und erbotten Ihm viel Ehren mit geschencken vnd andern." —

War es dem Kurfürsten Ludwig auch nicht gelungen, das Herzogthum Brabant wieder an sein Haus zurückzubringen, so war er doch allzeit ein Mehrer seines Heimathlandes Hessen. Er erwarb u. a. demselben durch Kauf die zwischen der Diemel und Weser gelegenen Güter der 1429 ausgestorbenen Dynasten von Schonenberg, das Gericht Heringen an der Werra, mehrere Denen von Falkenberg gehörige Dörfer und die Uslar'sche Burg Neuengleichen. Andere Dynasten, wie die Grafen von Waldeck und die Herren von Plesse trugen ihm ihre Herrschaften zu Lehn auf und öffneten ihm ihre Burgen und Schlösser. Den bedeutendsten Zuwachs aber erhielt sein Land durch die Erwerbung der Grafschaften Ziegenhain und Nidda, die ihm zufolge kluger Berechnung nach dem am 14. April 1450 erfolgten Tode des letzten Grafen von Ziegenhain, Johann des Starken, durch Vermächtniß zufielen. —

Im 15. Jahrhundert blühten die s. g. geheimen Wissenschaften, die Astrologie und Alchemie. Auch Landgraf Ludwig, in dieser Beziehung ein Kind seiner Zeit, huldigte ihnen. Einst hatte man dem Landgrafen aus den Sternen geweissagt, daß er fünfzig Jahre lang glücklich regieren werde, dann nicht mehr. Im Jahre 1457 verbanden sich mehrere westfälische Dynasten gegen ihn. Landgraf Ludwig sandte ihnen hessische Ritter unter Anführung seines Marschalls Johannes von Meysenbug entgegen, die auf dem Sinnfelde geschlagen und zum großen Theile gefangen wurden. Diese Niederlage brachte dem Landgrafen jene Prophezeiung in Erinnerung. „Meine glückliche Regierung ist zu Ende, ich will mich schicken zu friedlicher Tageleistung", rief er aus und er bereitete sich auf sein Hinscheiden vor. Kurz darauf besuchte er ein hessisches Kloster, dessen Namen nicht bekannt geworden ist. Der Landgraf und der Abt des Klosters, welche sich zu einer Reform geeinigt hatten, speisten mit den Mönchen. Hierauf starben beide kurz nach einander, der Landgraf, nachdem er das Schloß zu Spangenberg erreicht hatte, am 13. Januar 1458. Aeneas Sylvius schreibt den Tod beider einer Vergiftung zu. [1]) Dies stimmt zwar mit einer Notiz des Frankenberger Chronisten Wigand Gerstenberger überein, doch läßt letzterer es zweifelhaft, ob nicht eine zufällige Vergiftung bei den chemischen Versuchen des Landgrafen den Tod des letzteren verursacht habe. [2]) Die Gebeine des Landgrafen Ludwig ruhen zu Marburg in der St. Elisabethkirche. Sein Grabmal trägt folgende Inschrift:

Inclitus Ludovicus pius universis pudicus
Hac clauditur archa Cephas Hassiaeque monarcha
Anthonii festo migrat, cujus nemor esto.
Coelesti palme vacet is per te deus alme. [3])

---

[1]) Die angezogene Stelle bei Aeneas Sylvius lautet: Ludovicus Landgravius dum reformaturus monasterium quoddam suae ditionis ingreditur et invitatus cum monachis edit venenum pro cibo inter edendum sumpsisse creditus est. Nam et ipse et abbas, qui reformationem petierat, paulo post extincti feruntur.

[2]) In der Thür. und Hess. Chronik von Wigand Gerstenberger (S. Schmincke, Monimenta Hassiaca, tom. II, pag. 543) heißt es:

In der nuwen Chronicken die man zu Nurenberg drucket, dar stehit inne, wie dußer Furste in eyn Cloister ging in willen dasselbe zu reformiren, unde habe darinne mit den Cloister luden die spiße genommen. Da meynt man, he habe vergifft gessen, want he unde der apt die der Reformation begerte storben beydesampt balde darnach. Aber etzliche sprechin, nachdem er plag die Alchemie, so habe he darvonne die vergifft entphangin, das er so sturbe. Wie dem alle, so wart dieser Furste Ludewig Lantgrave zu Hessen, Grave zu zu Czigenheyn unde zu Nidde kranck, unde starp von der vergifft, alß er LVI jar alt was, unde das geschach, do man schreib nach Gots geburt 1458 uff sent Anthonius tag, unde ist zu Margburg begraben.

[3]) Nach der Uebersetzung des Professors Dr. Crecelius zu Deutsch:

*

Rommel gibt in seiner Geschichte von Hessen dem Landgrafen Ludwig das schönste Lob, das man einem Fürsten ertheilen kann. Er schreibt u. a.: „Die würdigste Art, einen Fürsten zu loben, ist die Aufzählung seiner Thaten. Daher sei es genug, zu sagen, daß Ludwig der Friedsame alle seine Vorgänger übertroffen in planmäßiger Ausführung weiser, zeitgemäßer und von einem Geiste belebter Maßregeln. Durch einen geraden, in allen menschlichen Angelegenheiten entscheidenden klaren Menschenverstand, durch eine alle Stände ansprechende Biederkeit, durch fromme Bescheidenheit im Frieden, unwiderstehliche Tapferkeit im Kriege, überall durch die Kunst mehr zu sein als zu scheinen, ward er der Rathgeber und Schiedsrichter aller benachbarten Fürsten, und der zweite Schöpfer unseres Vaterlandes Hessen." Und dieses Urtheil des gewiegten hessischen Historikers wird gewiß jeder unterschreiben, der sich mit der Geschichte des Landgrafen Ludwig des Friedsamen vertraut gemacht hat. Aber seltsam, gerade die Geschichte dieses vortrefflichen Regenten, eines der bedeutendsten Fürsten seiner Zeit, der frei vom Ballast der Vielwisserei, gleich hervorragend als Staatsmann, Heerführer und Gesetzgeber, ein Musterbild an Fürstentugenden war, ist nur wenigen bekannt. Die Erinnerung an ihn wachzurufen, ist der Zweck unserer flüchtig hingeworfenen historischen Skizze, in der wir uns kurz fassen mußten und die Thaten des Friedens dieses Friedensfürsten zumeist nur andeuten konnten. Zum Schlusse sprechen wir die Hoffnung aus, daß sich recht bald ein Historiker von Beruf der Ausarbeitung einer auf gründlichen Quellenstudien beruhenden umfassenden Geschichte des Landgrafen Ludwig des Friedsamen und seiner Zeit unterziehen möge. Er würde sich durch eine solche wissenschaftlich sehr lohnende Arbeit ein ganz besonderes Verdienst um die Geschichte unseres engeren Vaterlandes Hessen erwerben.

Ludwig, gepriesen und tüchtig und fromm im Leben und züchtig,
Ruht hier in der Arche, ein Fels und Hessens Monarche.
An des Antonius Fest er endet, des immer gedenket,
Mög ihm durch Gott gelingen, die himmlische Palm zu erringen.

---

# Ulrichstein im Vogelsberg.

Von Dr. August Roeschen.

(Schluß.)

Im Frühjahr 1759 beschloß Herzog Ferdinand von Braunschweig, der nach glücklichem Feldzuge in Westfalen seine Winterquartiere bezogen hatte, in Hessen, das fast gänzlich in Feindeshand war, einzufallen. Um nun diesen seinen Plan vorzubereiten und alle Hindernisse wegzuräumen, ließ er verschiedene kleine Streifzüge unternehmen, unter anderen auch einen solchen gegen das Bergschloß Ulrichstein. Am 6. April wurde durch den Prinzen von Holstein eine Rekognoszierung von Ulrichstein und Umgegend vorgenommen. In der folgenden Nacht wurden die hessischen Bat. „Garde, Grenadier, Erbprinz, Gilsa", die preußischen Dragoner von „Finkenstein," einige Abteilungen hessischer und preußischer Jäger und 3 Schwadronen der preußischen Husaren von „Ruesch" mit dem Angriffe auf die Burg betraut. Frühmorgens, um 2 Uhr, versammelten sich diese Truppen unter dem Befehle des hessischen Obersten von Ditfurth bei Eichelhain, einem Dorfe zwischen Herbstein und Ulrichstein, eine kleine Meile in östlicher Richtung von letzterem gelegen. Unter dem Schutze eines dichten Nebels erreichte man das Bergstädtchen; die Dragoner marschierten in einer Entfernung von etwa 800 Schritten von demselben auf, während die Jäger und Husaren jenseits des Schloßberges Stellung nahmen, um hier den Franzosen den Rückzug abzuschneiden. Die Besatzung des Schlosses bestand aus 150 Mann Infanterie und 30 Mann Kavallerie vom berüchtigten, aber tapfern Fischerschen Freicorps, unter dem Kommando des Oberstlieutenant von Ried. Dieser hielt gute Wacht; so blieb ihm denn nicht lange die Annäherung des Feindes verborgen, dem er einen hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen beschloß. Oberst von Ditfurth schickte nun sofort sämtliche Sappeure vor, denen die schwierige und gefährliche Aufgabe wurde, das Thor mit den Äxten zu öffnen. Zur Deckung der Sappeure wurde das Bat. Grenadier nebst 2 Geschützen bestimmt. Mit höchster Todesverachtung wurde der Angriff auf das Hauptthor von dem aus dem Städtchen führenden steilen Wege aus unter-

nommen. Die Verteidiger eröffneten ein mörderisches Feuer durch die Schießscharten und von den Dächern herab; auch mit einem Hagel von Steinen, die fast noch gefährlicher wirkten, als die Kugeln, wurden die Angreifer überschüttet. Das Thor, welches durch eine hinter ihm angebrachte Steinauffüllung verdoppelte Widerstandskraft erhalten hatte, spottete allen Anstrengungen der Sappeure, ja selbst den darauf abgegebenen Kanonenschüssen. Trotz schwerer Verluste wurde der Ansturm noch volle zwei Stunden mit unübertrefflicher Ausdauer fortgesetzt. Oberst von Ditfurth, der alle Gefahren mit seinen Leuten teilte, wurde selbst verwundet. Das Geschütz wurde noch um 2 Dreipfünder verstärkt, die nun gleichfalls ihr Feuer gegen das Thor richteten. Nach Verlauf jener Zeit erhielt Hauptmann von Weitershausen den Auftrag, die Besatzung zur Uebergabe aufzufordern. Dieser führte seinen Auftrag voreilig aus, bevor man auf beiden Seiten Ruhe hergestellt hatte. Als Hauptmann von Weitershausen in Ausführung des erhaltenen Befehls näher trat, erhielt er einen wuchtigen Steinwurf, der seinen Tod herbeiführte. Obgleich das Schloß noch wenig gelitten hatte, nahm Oberstlieutenant von Ried, angesichts eines so tapfern und unermüdlichen Gegners, die Bedingungen der Uebergabe an; er kapitulierte unter der Bedingung freien Abzugs mit Waffen und Gepäck unter den üblichen kriegerischen Ehren. Außerdem mußte sich die Besatzung verpflichten, ein volles Jahr lang nicht gegen die Alliierten zu dienen.

Die Verluste der Hessen waren verhältnismäßig groß. Sie beliefen sich auf 2 Offiziere und 20 Soldaten an Toten, sowie auf 100 Mann an Verwundeten, unter welchen, wie bereits oben berichtet, sich Oberst von Ditfurth selbst befand. Der Feind hatte 1 Offizier und 7 Mann an Toten.

In dem Briefwechsel des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit Friedrich dem Großen findet sich eine besondere, überaus löbliche Erwähnung dieses heldenhaften Ansturmes des hessischen Bat. „Grenadier." Der Oberbefehlshaber der Alliierten meldete dem preußischen König aus Fulda unter dem 9. April 1759, daß dieses Bat. bei jenem Sturme „Wunder der Tapferkeit vollbracht habe." (Vgl. Knesebeck, Ferdinand Herzog zu Braunschweig während des siebenjährigen Krieges (Hannover 1858) Bd. I., S. 314).

War hierbei das Bergschloß Ulrichstein Zeuge höchster Tapferkeit unserer Landsleute im Angriff gewesen, so wurde eine gleiche Tapferkeit auch bei einer Verteidigung dieser Feste zu Ende desselben Krieges von ihnen entfaltet.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1762 verschob sich der Kriegsschauplatz wieder nach Oberhessen. Nach dem Siege Ferdinands bei Wilhelmsthal am 24. Juni zog sich das französische Hauptheer unter den Marschäll.n d'Estrées und Soubise auf die rechte Seite der Fulda zurück; Ferdinand suchte ihnen sodann die Verbindung mit dem Maine abzuschneiden. Hierauf rückte Prinz Condé in 5 Kolonnen vom Niederrhein zur Unterstützung der Marschälle heran. Bei Gießen überschritt er am 6. August die Lahn; schon am folgenden Tage schlug er bei Stangenrod, eine halbe Meile nördlich von Grünberg gelegen, sein Lager auf. Von hier aus wurden nun verschiedene Streifzüge gegen die Alliierten unternommen. So rückte denn, nachdem am 8. August eine Rekognoszierung des Schlosses von Ulrichstein durch leichte Truppen unter General Wurmser stattgefunden hatte, in der folgenden Nacht General-Lieutenant Graf d'Affry aus dem Lager von Stangenrod gegen diese Feste vor; er hatte 2 Brigaden unter seinem Befehle, die Brig. Orléans und die Cav. Brig. de Berry, nebst 4 schweren Geschützen und 2 Haubitzen. Diesen Truppen stand die geringe Besatzung von 50 hessischen Jägern unter Hauptmann von Wurmb und Lieutenant Geise gegenüber. Morgens um 8 Uhr erschien der französische General-Lieutenant vor der Burg und eröffnete sofort ein heftiges Feuer auf dieselbe. Sodann folgte Sturm auf Sturm. Die geringe Zahl der Verteidiger leistete jedoch den tapfersten Widerstand. Erst gegen Mittag, als eine breite Bresche eröffnet wurde, die weitere Gegenwehr unmöglich machte, ergab sich die hessische Besatzung. Das Schloß wurde nun mit einer Abteilung leichter Truppen unter General Wurmser besetzt. Nachdem Graf d'Affry einen Haufen von Bauern zum Abtragen der Festungswerke aufgeboten hatte, trat er den Rückzug nach dem Lager des Prinzen Condé an. Als sich nun auch General Wurmser bald wieder nach Freiensteinau zurückzog, stellten die Bauern ihre Arbeit wieder ein.

Der Erbprinz von Braunschweig (der tapfere, später so unglückliche Oberbefehlshaber in der Champagne und bei Jena und Auerstädt) wurde nun gegen Condé gesandt und drängte diesen bis gegen Gießen zurück. Das französische Hauptheer aber trat in südlicher Richtung gegen Hersfeld, Hünfeld und Hanau den Rückzug an, um sich mit Condé zu vereinigen. Herzog Ferdinand folgte den Marschällen über Alsfeld, um eine Vereinigung des feindlichen Hauptheeres mit Condé zu hindern. Am 26. Aug. bezog das alliierte Heer ein Lager zwischen Ulrichstein und Engelrod (½ Meile ost-nordöstlich von ersterem), in welcher Stellung es zwei Tage verblieb. Hierbei wurden denn auch die

Bewohner von Ulrichstein wieder hart mitgenommen. Ein Gleiches fand statt bei dem Rückzuge der Alliierten hinter die Ohm im folgenden Monat, welcher Rückzug durch das unglückliche Treffen bei Nauheim veranlaßt wurde. Bei diesem Rückzuge ging ein großer Teil der Bagage über Ulrichstein; ebenso hatte General Freytag einige Tage sein Lager in der Nähe; desgleichen stand gegen Ende des September General Poyanne bei Ulrichstein.*) Zum Glücke für ganz Hessenland fand dieser verhängnisvolle Krieg noch in diesem Jahre sein Ende. —

*) Die Gemeinde Ulrichstein bewahrt noch die Akten über die durch die Kriegsereignisse vom August bis November 1762 entstandenen Kosten. Dieselben wurden dem Verfasser mit dankenswerter Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt. Sie enthalten zwar nichts wesentlich Neues, lassen jedoch erkennen, wie hart selbst dieses kleine Städtchen von dem siebenjährigen Kriege mitgenommen worden ist. Die entstandenen Kosten und Schäden sind bis in's Einzelne genau verrechnet und zusammengestellt. Für jeden einzelnen der betroffenen Bewohner (von denen 31 mit Namen aufgeführt worden sind) ist ein besonderes Verzeichnis mit je 17 Rubriken, wie folgt, aufgeführt:

1) Bey der Belagerung den 8. u. 9. Aug. 2) Bey dem Haubtquartir d. 26. u. 27. Aug. 3) Brodwahgen vom 28. Aug. bis 8. Sept. 4) Rückzug der Bagagen davon Lacher im feltrüb d. 8. Sept. 5) Engelenter Durchzug und Lager beym galgen Strauch. 6) Freytags Jäger Corps d. 10. 11. 12. Sept. 7) Volantir St. Victor, so in der nacht den 13. von Schotten kommen. 8) Fouragierung nach Allendorf 11 Wagen d. 27. Sept. 9) Lager des General Poian d. 28. u. 29. Sept. 10) Seybertröder furagierung den 4. Octobr. 11) Bedeckung auf den höffen d. 10. und 11. Oktober. 12) furagierung zu Langwaßer u. grundmihl d. 13. October. 13) Bedeckung wie das gericht Engelroth das 1. mal furagirt. 14) Als die Berchinischen Husaren den 21. October furagirt. 15) Bedeckung von den Sachsen, wie das Gericht Engelroth das 2. mal ist furagiert. 16) Bedeckung wie die Kirch bestohlen, 31. October. 17) Garnison von Kassel, 11. November.

Erst in unserem Jahrhunderte fiel die stattliche Feste Ulrichstein, die die Stürme des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges überdauert hatte, der Vernichtung anheim, und zwar durch bedauerlichen Vandalismus in Friedenszeiten. Noch in den zwanziger Jahren wurde das Schloß als Beamtenwohnung benutzt. Im Jahre 1826 jedoch wurde es an einen Privatmann (namens „Schuchard") für 820 Gulden verkauft. Dieser wußte nichts Besseres mit dem Schlosse anzufangen, als es abzubrechen, und das hierdurch gewonnene Material teils zu veräußern, teils auch zur Erbauung eines Wohnhauses in dem Städtchen zu benutzen. —

So wurde das altehrwürdige Bergschloß von Ulrichstein zerstört! —

Der Wanderer*) aber, der mit Entzücken vom Gipfel des Schloßberges von Ulrichstein in die weite Ferne das Auge schweifen läßt, er erinnere sich an all' die hohen Namen, die sich an die altersgrauen Trümmer zu seinen Füßen knüpfen. Vor allem aber erinnere er sich gehobenen Herzens an die Großthaten unserer Väter, die auch hier welschen Stolz brachen, die auch hier des Hessenlandes sich würdig erwiesen! —

*) Seitdem im Jahre 1881 sich auch für den Vogelsberg ein eigener Touristen-Club gebildet hat, ist auch dieses Gebirge, für den eben Ulrichstein ein wichtiger Eingangspunkt ist, mehr und mehr ein beliebtes Ziel des Wanderers geworden. Und in der That, wie lohnend und genußreich ist die Wanderung über diese gewaltigen Basaltkuppen, durch diese lieblichen stillen Thäler mit ihren grünen Matten und ihren murmelnden klaren Bächlein! — Ein besonderes Verdienst hat sich in dieser Hinsicht Prof. Dr. Buchner (der Sekretär des oberhessischen Vereins für Lokalgeschichte) erworben durch die Veröffentlichung seines trefflichen Führers durch den Vogelsberg, Gießen bei E. Roth 1887. —

# Die Fuldaer Porzellanfabrik

spielt eine nicht unwichtige Rolle in der soeben ausgegebenen Schrift: „Die Kurmainzische Porzellan-Manufactur zu Höchst von dem Wiesbadner Privatgelehrten Ernst Zais."

Wir ersehen aus diesem Prachtwerk ersten Ranges, dessen Herstellung allein schon einen sehr langen Geldbeutel voraussetzt und dessen Material aus verschiedenen Archiven von Wien bis Würzburg zusammengesucht ist, daß Fulda die zweite Tochter von Meißen war, — die erste ist Wien.

Die Manufactur zu Höchst wurde im Frühjahr 1746 durch Adam Friederich Löwenfinck eingerichtet.

Derselbe, Sohn eines kursächsischen Offiziers, war 1726 mit zwei Brüdern in die Manufactur zu Meißen, wo der bekannte Böttger 1711 das Porzellan bei seinen alchimistischen Versuchen nacherfunden hatte, eingetreten. Zehn Jahre später entwich er von dort unter Mitnahme eines Pferdes und Zurücklassung zahlreicher Schulden nach Bayreuth. Hier sollte er seinem Landesherrn ausgeliefert werden, weshalb er sich nach Fulda flüchtete.

Er ist wohl derjenige, der hier die Entstehung einer Porzellanfabrik veranlaßte. Die Gründung wäre demnach in die Jahre 1736 oder 1737 zu

setzen. Da er im Jahre 1746 in Höchst begann, nachdem er im Sommer 1745 zu Weißenau bei Mainz einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, eine Fabrik zu errichten, so hat er etwa acht bis neun Jahre in Fulda gearbeitet und zwar mit erheblichem Erfolg, denn wie Zais S. 10 bemerkt, erhielt er daselbst von dem Beichtvater des Königs Ludwig XV. durch Vermittlung der Jesuiten Molitor (war dies vielleicht ein Fuldaer?) und Sussman wiederholt Briefe mit der Aufforderung, im Elsaß eine Fabrik zu errichten. Erst später gelang es dem französischen König, eine solche einzurichten.

Aus seiner Stellung in Fulda ist Löwenfinck ohne solche Differenzen geblieben, die ihn bei dem damaligen Landesherrn, dem Fürstabt Amand von Buseck, unmöglich gemacht hätten, denn von Höchst aus ist er noch oft und auf längere Zeit nach dieser Stadt, wo er auch eine Braut hatte, gekommen, worüber schließlich bittere Klagen einliefen, da in seiner Abwesenheit sein jüngerer Bruder die Leitung führte, mit welcher es recht schlecht aussah.

Die Höchster Gründung verdankt ihren Ursprung zwei Frankfurter Kaufleuten, die zugleich Factore der Mainzischen Spiegelfabrik zu Lohr waren und mit Löwenfinck einen Vertrag schlossen.

Anfangs 1749 wurde Löwenfinck, der sich mit seinem Personal nicht vertragen konnte, auf Befehl des Kurfürsten ausgewiesen. Er ging nach Straßburg, wo sein jüngerer Bruder, wahrscheinlich auf seinen Betrieb, schon mit Einrichtung einer Fabrik beschäftigt war, und ist auch dort gestorben.

„Schon eine Woche nach Eröffnung der Anstalt (zu Höchst) drohte eine auswärtige Frage, indem der Fuldaische Hof seine angeblichen Rechte auf den Maler Heß geltend machte. Letzterer wurde nämlich durch den Vicedom Freiherrn von Buseck vorgefordert, obwohl er mit dessen Wissen nach Höchst übergezogen. Auf Verwendung des kurfürstlichen Kämmerers Freiherrn von Fechenbach, des Schwiegersohnes von Buseck, erledigte sich jedoch der Streit zu Gunsten von Heß, so daß dieser in Höchst verbleiben durfte." (Zais S. 6).

„Die Bereitung der Farben war im Beginn der Fabrik Heß übertragen. Nach der Berufung des jüngeren Löwenfinck versahen die beiden Brüder das wichtige Amt. In der Herstellung einer Purpurfarbe aus Gold wird Heß als der Lehrmeister von Löwenfinck genannt, der schon früher zu Fulda von demselben Lehrer die Zurichtung der hell- und grasgrünen Farbe, ferner des Zitronen- und Schwefelgelbs erfahren hatte. Eine andere Aussage läßt den Löwenfinck die Kenntnisse der Farbenbereitung, ehe er nach Fulda kam, durch einen gewissen Ernst für 50 fl. erhalten."

Heß, geboren 1698 zu Fulda, war eine äußerst vielseitige Natur. Maler, „Arkanist," der die „Geheimnisse" der Farbenbereitung kannte — das Renommée einer Fabrik hing hauptsächlich von dieser ab — auch Bossierer und Former, der die künstlerische „Figurierung" besorgte, war er auch in der Technik nicht unerfahren. Kein Wunder, daß man ihn von Fulda nicht ziehen lassen wollte, 1749 machte man ihn auch zum Inspector der Höchster Fabrik.

Nach dem Jahre 1750 wird er nicht mehr erwähnt und wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist.

Die Leistungen von Löwenfinck und Heß gestatten einen Rückschluß auf die Fuldaer Fabrik, die sich schon damals (1746) einer hohen Blüthe erfreute.

Wenn Löwenfinck auch nicht die erste Einrichtung derselben besorgt haben sollte, denn von einem Jeremias Pitsch*) aus Rothenburg an der Tauber, der 1748 zu Höchst als „Dreher" arbeitete, sagt Zais S. 136, er habe früher Fabriken zu Ansbach, Fulda und Oettingen eingerichtet, was wohl auf einen erstmaligen Versuch zu beziehen ist, so hat er doch auf Grund einer zehnjährigen Erfahrung, die er zu Meißen sammelte, unstreitig viel dazu beigetragen, daß der Ruhm der Fuldaer Fabrik sich über die Grenzen Deutschlands verbreitete.

In der ersten Zeit ihres Entstehens hat Höchst noch verschiedene Arbeiter aus Fulda herangezogen. So einen „Brenner" Heinrich Eberhard, einen „Buntmaler" (Emailmaler) Philipp Bethel, einen „Blaumaler" (Glasurmaler) Georg Adam Keib.

Ein Bossierer Buchwald ging 1748 von Höchst nach Fulda; von 1761 ab finden wir ihn in Norddeutschland (Marieberg, Kiel, Eckernförde). Seine Punschnäpfe, die die Form einer Mitra hatten, sind berühmt.

Für die Zeit von 1752 bis 1798, in welchem letzteren Jahre die Höchster Fabrik einging, fließt das Material sehr spärlich. Von Beziehungen zu Fulda hören wir nichts.

Ueber diese Fabrik müßte sich natürlich ein nicht unerhebliches Actenmaterial angesammelt haben. Allein es ist nach den Versicherungen meines verehrten Freundes, des Verfassers obiger Monographie, in dem Staatsarchiv zu Marburg, wo jetzt das Archiv des Fürstenthums Fulda aufbewahrt wird, kein Blatt mehr über dieselbe vor-

*) Schon der Umstand, daß Pitsch 1748 als einfacher „Dreher" in Höchst arbeitete, spricht nicht dafür, daß er eine Persönlichkeit von solchen Fähigkeiten war, wie sie zur Neueinrichtung einer Fabrik erfordert wurden.

handen, was sehr zu beklagen ist. Vielleicht haben subalterne Hände nach Eingehen der Fabrik am Ende des vorigen Jahrhunderts die Acten vernichtet.

Man wird deshalb die spärlichen gedruckten Notizen, die sich in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts finden, möglichst sammeln müssen.

So enthält nach einer Mittheilung des Herrn Zais die „Handelszeitung oder wöchentliche Nachrichten von Handel, Manufacturwesen und Oekonomie" (Gotha bei Ettlinger) im Jahrgang 1785 S. 38 ein Preisverzeichniß von Fulda. Jahrgang 1787 S. 299 findet sich die Notiz: „die Fabrik in Fulda, welche herrschaftlich ist, hat in der Schönheit der Waare starke Fortschritte gemacht, so daß das Porzellan in der Masse und Schönheit der Arbeit von Kennern geschätzt wird. Der Verwalter derselben ist Herr A. Ripp, bei welchem die Bestellungen gemacht werden".

In dem Journal von und für Deutschland Jahrgang 1785*) findet sich ein längerer Aufsatz (S. 7 — 13) über Porzellanfabriken und ihre Rentabilität, der von einem Fachmann herrühren muß. Von Fulda heißt es nur, daß Franken von hier aus Waaren bezöge. (Von der Fabrik in Kassel wird gesagt: Hessen hat seine eigenen Fabriken und doch halten die Kursachsen — Meißen — Messe in Kassel). In demselben Jahrgang findet sich von S. 29 ab ein ausgedehnter Preis-Courant der bekannten Fürstenberger (Hörter) Fabrik.

*) Ich besitze von diesem Journal, das erst Göckingk, dann der freisinnige Fuldaer Propst von Bibra redigirte, leider nur die Jahrgänge 1785 u. 1789. die übrigen 6 oder 7 Bände sind in Folge der Schlacht von Bronnzell im November 1850 zu Grunde gegangen, da die Strafbaiern auch die Bibliothek meines damals bereits verstorbenen Großvaters, der an diesem Journal mitgearbeitet hatte, als feindliches Gut behandelten.

Eine 20 Zoll hohe Reiterstatue des Königs von Preußen kostet beispielsweise 45 Thaler, was für damalige Zeiten nicht gerade billig war.

Mein verehrter Freund, der selbst reiche Sammlungen, wenn auch nicht gerade von Fuldaer Porzellan besitzt, schreibt mir über dieses: „ganz hervorragend sind die Fuldaer zeitgenössischen Kostümfiguren". Wer von uns hätte sich nicht schon an diesen zierlich geformten und geschmackvoll bemalten Rokokofiguren ergötzt, die in ihrer ursprünglichen Heimath leider schon recht selten geworden sind!

Sicherlich läßt sich aus Druckwerken des vorigen Jahrhunderts, aus fuldaischen Kalendern u. dergl. noch Mancherlei zusammenstellen. Die vorzüglichen Leistungen der Fabrik hätten schon lange einen Lokalforscher zu dem Versuch einer Monographie derselben bewegen sollen. —

Osnabrück.

K. Herquet.

---

# Vom Christkind.

## Weihnachtsbild von M. Herbert.

Feiern wir den Christabend im alten, grauen, winkeligen, weltvergessenen Bergstädtchen. Dort wimmelt es von ärmlichen, altmodischen, echten, rechten Kindern, die den Tag über in der scheuen Erwartung zusammenhockten, „das liebe, süße Christkind" um die Stubenecke fliegen zu sehen; die schon seit Wochen doppelt fromm zu sein sich bemühten, damit der Himmelsbote nicht vorübergehe, Kindern, die noch zitternd dem St. Nicolaus ihre Gebete hersagten und den seltsam geputzten, heiligen Mann im Flachsbarte und mit der Krone von Goldpapier mit einer Ehrerbietung beschauten, als käme er direct aus Gottes Wohnung, wohin er auch bald zurückkehren und Bericht ablegen würde. Abends auf den Knien falteten sie die Händchen und sahen vertrauensvoll durch das dunkele Stubenfenster zum leuchtenden Abendhimmel auf. Dort oben bereitete das Christkind tausend und abertausend Weihnachtsbäume, und sie musterten nachdenklich die goldenen, blanken Sterne, auf welchem wohl der ihre geputzt würde. Morgens schlangen sie die Aermchen um den Hals der Mutter, irgend einen großen Wunsch auf dem Herzen. „Mutter, sag's doch, bitte, dem Christkind, wenn's dich fragt. Bitte, bitte, erzähl' ihm auch, wir hätten's nicht so bös gemeint, als wir neulich ungezogen waren."

Schon fällt der Schatten der heiligsten Nacht der Nächte des Jahres tiefer in die schmalen Gassen; Lichter funkeln auch hinter den blinden Fensterscheiben der Handwerker; dort und da strahlen sie bereits flimmernd, verheißungsvoll hinaus auf das holperige Pflaster: der Vater oder die Mutter arbeitet im Dienste des Christ-

kindes. Ueberall riecht's nach Bratäpfeln, frischem Kuchen und Tannenharz; Nüsse klappern in den Körben der Leute, denen es spät erst gelang, Feierabend zu machen, und die nun heimkehren vom Christmarkt. Manches arbeitsharte, faltenreiche Gesicht glättet sich zu einem glücklichen Lächeln, und Jeder, der heute nur etwas zu verschenken hat, und sei es ein Gegenstand aus der „Fünfgroschenbude", dünkt sich ein kleiner Krösus, fühlt sich doppelt wichtig, fast geehrt durch die Mission, zu irgend Jemand die Freudenbotschaft von seiner Liebe zu tragen. Das Gloria zittert in der Luft — denn unser Herrgott feiert Seinen höchsten Festtag, den Tag der Neugeburt der christlichen Liebe, an dem Er blühen sieht, was oft das Jahr hindurch so still und verdorrt stand in der Menschenbrust. Nun springen die Knospen, nun sproßt aus kaltem Boden die Weihnachtsrose.

Der Stern von Bethlehem ist aufgegangen; die Hirten, die Könige und die Weisen folgen seinem Strahl. Wieder zeigt sich Gott als Kind auf Seiner Mutter Arm, lächelnd, holdselig, die Arme ausbreitend nach Allen — nach den Kindern Seiner Gnade und nach den dunkeln Seelen der Heiden. Unwiderstehlich in Seiner süßen kindlichen Barmherzigkeit, zwingt er zu Seinen Füßen die Wegmüden, Starren und Kalten. Er läßt die Menschen nicht los, wie sie auch aus Seiner Nähe sich entfernt haben; er weiß sie zu finden, und zuweilen unbewußt feiern sie Seines Namens Herrlichkeit. Mit göttlicher Erleuchtung naht Er den Aermsten und Reichsten und segnet, feuert an, zwingt zur That. Die Gabe des Aermsten aber ist die größte; zu den Niedrigsten beugt sich das göttliche Kind am tiefsten herab. Wenn Es dort Sein Licht brennen sieht, wie erdenerwärmend wird Sein Lächeln!

Nicht in Schnee und Eis, beinahe frühlingsartig kam in diesem Jahre der heilige Abend, und wie im Lenz drängte sich aus den engen Wohnungen das Leben auf die Straße.

Auf der Treppe des dreistöckigen Hauses, das schmal wie ein Handtuch zwischen den breitspurigen Gefährten hing, über dessen gewölbter, eisenbeschlagener, von Rauch und Zeit geschwärzter Thüre noch die Jahreszahl 1643 in den Balken gegraben war, saß ein Häuflein flachsköpfiger kleiner Bürger dicht an einander gedrängt.

Da war die Trine des Schusters, eine handfeste, entschiedene kleine Person, welcher der blonde Zopf stets eigensinnig vom Kopfe wegstarrte, der die Locken und Löckchen trotz aller mütterlichen Pommade wild um die Stirne flatterten. Sie hielt ihr zweijähriges Schwesterchen, das Josephchen, auf dem Schooße. Das rosige, posaunenengelhafte Josephchen mit den schiefen Beinchen war eigentlich ein Schreihals erster Klasse. Heute aber war's zufrieden, von der Stimmung des Abends ergriffen. Es liebäugelte mit den grellroth bekleideten Füßchen und balancirte das buntgestickte „Pätschchen" auf der großen Zehe, hin und her. Neben Trine saß Handschuhmachers Julchen, beinahe zitternd in der Aufregung der Erwartung. Ihr schlossen sich Bäckers Karlchen und Fritzchen an. Fritzchen trug ein großes, gelbes Taschentuch über dem Kopfe, mit zwei Zipfeln geknotet, weil er Zahnweh hatte. Nun aber überwog die Freude des Harrens und Bangens, die gewaltige Spannung des Gemüthes den körperlichen Schmerz; er kauerte da mit leuchtenden Augen und halb offenem Munde, regungslos. Alle, wie sie da zusammensaßen, warteten auf die Schelle, welche sie zur Christbescheerung rufen sollte.

„Ich möchte wissen, was ich krieg'," seufzte Julchen.

„Ein goldenes »Nichtschen« und ein silbernes »Wart' ein Weilchen«", entgegnete das bereits schulpflichtige Karlchen.

„Mach' jetzt keine Flausen; 's Christkind hörts."

„Ich hab' das Christkind gesehen!" rief Trine eifrig. „Just vor ein paar Minuten, als ich in der Bodenluke stand, flog's in einer schneeweißen Wolke über die Stadt hin. Hu — so schnell! Gewiß wollte es noch ein Mal sehen, ob auch kein Kind löge, oder schnuckte, oder sein Brüderchen kratzte."

„Und ich," meinte Fritzchen, der noch nicht volle vier Jahre alt war und sich das „däddeln" nicht abgewöhnen konnte, „ich hab dem Christkind zugehört. Es will dem Karlchen eine große Peitsche bringen und ein »Huschepferd«, wenn's nicht mehr am Daumen lutscht, hat's zur Mama gesagt. Gestern Abend war's als ich schon im Bettchen lag."

„Du hast ja den Daumen im Munde, Fritzchen!" mahnte Trine. Der kleine Sünder zog ein schiefes Mäulchen und besah reuevoll den rothen, fetten Finger, der sich immer wieder zwischen die weißen Zähnchen verirrte.

Karlchen hatte auch seine Hoffnung im Betreff dessen, was das Christkind bringen sollte. Er träumte von einem Bücherranzen mit grünem Lederdeckel und von einem Federkasten, auf dem die sämmtlichen Gestirne des deutschen patriotischen Himmels auf goldenem Grunde gemalt sein sollten.

Das zwischerte durcheinander, als sei ein Nest voll junger Zaunkönige ausgeflogen. Die Erregung stieg von Secunde zu Secunde, und da sie auf ihrem Höhepunkt angelangt war, machte sie Karlchen so tollkühn, daß er sich an das väterliche Ladenbrett im Erdgeschoß schlich, wo

die frischen Christtagsstollen und bunten Weihnachtsmänner auf einem weißen Tuche lagen, und auf den Stein kletterte, von welchem aus die Kunden ihre Waaren verlangten. Auf die Zehen sich hebend, wollte er Einblick gewinnen in die elterliche Wohnung, wo das Christkind seine „Heimlichküche" hatte.

Fritzchen aber hing sich heulend an seine Rockschöße und schrie: „Dann nimmt das Christkind alles und trägt's direct in den Himmel hinein ... Nicht gucken! Nicht gucken!

Das weinerliche, blasse Julchen des Handschuhmachers, welches sonst vor lauter Zimperlichkeit nicht bis drei zählen konnte und stets vor den Gänsen und dem Lilliputhunde des Raseurs auf der Flucht war, zog den Uebelthäter an seinem defecten Höschen herab von dem usurpirten Steine und hielt ihm resolut die beiden mageren Fäuste entgegen. „Du darfst das Christkind nicht böse machen, sonst fliegt's fort, auf und davon."

„Wohin denn?" fragte Karl überlegen.

„Aus der Welt —, nach Amerika — oder zurück in den Himmel."

„Bringt das Christkind euch einen Baum?" fragte Fritzchen.

Julchen nickte geheimnißvoll: „O, solch' einen kleinen, wunderhübschen Baum! — es hat ihn droben in die Gang-Ecke hingestellt. Der Baum ist noch nicht einmal so groß als ich — so niedlich! Und eben jetzt putzt das Christkind ihn aus. Nach Weihnachten legt es die Zuckersachen wieder in das rothe Kästchen oben auf dem Schranke — jetzt steht die Schachtel auf dem Tisch, und die Engel fädeln die zerbrochenen Dinge wieder zusammen. Mutter und Vater dürfen zusehen." So sprach Handschuhmachers Julchen mit verklärtem Gesicht und einem heiligen Schauer im Herzen.

Plötzlich hatte Karlchen einen Einfall. Er warf seine gestrickte Pudelmütze in die Luft und schrie: „Das Christkind soll leben! Vivat hoch!"

„Vivat hoch!" rief die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde.

In den Jubel hinein tönte die Schelle aus der Wohnung des Bäckers. Wie schnell Fritz und Karl jetzt Kehrt machten! Sie rannten das arme Julchen beinahe über den Haufen, sprangen, troddelten, stolperten die Treppe hinauf. Aber an der Thür des Wohnzimmers faßten sie einander an der Hand, legten die kleinen Gesichter in feierliche Falten und betraten gravitätisch die Schwelle, über welche das Christkind geflogen.

Die Uebrigen drängten in die Hausthür und sahen ihnen nach. Das Licht des Bäumchens fiel während eines Augenblickes auf die schwarzen Dielen des Hausflurs; dann schloß sich der Spalt.

Wir aber schauen durch das Fenster und sehen sie Alle mit gefalteten Händen vor der papiernen Krippe stehen: den Bäcker und die Bäckerin, den Lehrling, die schluchzende Magd und die Kinder. Und wenn auch jeder von ihnen die Melodie des Liedes anders auffaßt, es klingt doch schön:

Ach, seht in der Krippe
Auf Heu und auf Stroh,
Maria und Joseph betrachten es froh:
In reinlichen Windeln das himmlische Kind,
Viel reiner und holder, als Engel es sind.

„Nun muß es bei uns auch bald bimmeln!" meinte Schusters Trine, indem sie dem Josephchen auf die wackeligen Beinchen half und es tröstend bei der Hand nahm. Sie stellte sich in der Hausthür in Positur; denn ihre Eltern wohnten im ersten Stock, und die Kinder durften sich, strenger Verhaltungsmaßregel zufolge, nur auf gegebenes Zeichen droben blicken lassen.

Handschuhmachers Julchen aber stand unbeweglich mitten in der Straße und beobachtete mit athemloser Spannung die Fenster „ganz am höchsten" hinter denen ein wunderbares Funkeln und Flimmern zu entstehen begann. Die kleine, ernsthafte Person hoffte im Stillen, sie werde Zeugin sein, wie das Christkind oben aus dem Fenster herausflöge mit all' seinen beschwingten Begleitern. Trine und Josephchen waren schon gerufen — da fiel ihr ein, auch die Nachbarhäuser zu betrachten, und sie gewahrte, daß in dem gegenüberliegenden kein Licht brannte. Es war ja auch natürlich; denn dort wohnte die „Botenfrau", welche erst noch mit dem Zuge aus der nächsten großen Stadt zurückkam, und der Straßenkehrer Herbold, der niemals Abends zu Hause war. Ob wohl zu dem Frieder des Straßenkehrers auch das Christkind kam? — Gewiß doch — der Frieder war ein ordentlicher Junge, treuherzig, wenn auch schmutzig und verlumpt. Julchen faltete im Stillen die Hände: „Liebes Christkind vergiß doch den Frieder nicht!"

In diesem Augenblicke rief die Stimme des Handschuhmachers von oben: „Julchen, Julchen, der Christbaum brennt!" Mit einem jubelnden Aufschrei stürzte das kleine Mädchen vorwärts.

Alles, was die Kinder einander vor der Thüre erzählt, hatte des Straßenkehrers Frieder, der am offenen Fenster der dunklen Stube saß, gehört. Der Frieder war ein schmächtiger, blasser Junge von acht Jahren, der keine Mutter mehr hatte — nur einen groben, polternden Vater, welcher Abends erst spät aus dem Wirthshause zu kommen pflegte.

Keine Weihnachtsfreude für den Frieder? Er war ein vergessener, kleiner Kerl, dem Niemand ein „Huschepferd", noch eine Peitsche kaufte oder irgend etwas anderes. Und doch hätte der Frieder für

sein Leben gern eine kleine Trompete von Blech gehabt, so ein wunderbares Instrument, das eine Stimme hat, die man wecken kann, wenn man Abends so ganz allein in der dunkeln Kammer ist und vor Gespenstern und Ratten sich fürchtet; mit dem man auch allen Jungen auf der Straße vorangehen kann, wie ein riesiger Trompeter in der Armee.

„Ach liebes, liebes Christkindchen! Nur eine kleine, kleine Trompete — du hast doch den Frieder nicht vergessen, liebes Christkind? Die Mutter hat mir ja erzählt, daß du alle Kinder lieb hast, die an dich glauben und zu dir beten."

So sprach der Frieder und preßte mit Inbrunst die Finger in einander. Kein Auge wandte er von den leuchtenden Fenstern im Nachbarhause und bekümmerte sich, warum das Christkind „die paar Schritte" zu ihm herüber nicht mache, da es doch ein Mal auf dem Wege sei. Wie er so recht eifrig gebetet hatte und kindische Gelübde gethan, kam plötzlich eine Art zitternder, freudiger Furcht über das einsame Kind. Mit weit aufgesperrten Augeu sah es nach der Thüre hin; denn es dachte, die müsse jetzt aufspringen, und dann käme das weiße, leuchtende Jesulein herein mit einem Lichterbaum und einer Trompete.

Statt dessen aber keuchte und ächzte etwas auf dem Gange; ein Korb wurde stöhnend niedergesetzt, ein Zündholz strich gegen die Wand und ein Kopf zeigte sich in der Thürspalte.

„Heda Frieder!" sagte die heisere Stimme der Botenfrau, die heimgekommen war, „hilf mir 'Mal die Kiepe von der Schulter laden! Eil' dich, Bub!"

Der Frieder that's, und da stand sie im Lichte der flimmerigen, blinden Stall-Laterne, die alte, schrumpelige Botenfrau, welcher der Kopf vom Tragen schwerer Kisten tief auf die Brust gewachsen war. Sie sah ihn mit ihren grauen, blinzenden Augen an. „Was treibst du denn, Friederle, allein in der kalten Stub'? Ist denn der Vater noch nicht heimgekommen?"

„Ich hab' gebetet," sagte der Frieder, der nur von einem Gedanken erfüllt war; „das Christkind ist 'nübergeflogen zu den Bäckersleuten und zum Schuster, hat auch Handschuhmachers Julchen nit vergessen. Keinen vergißt's — gelt Anne-Marte? Ich muß schnell wieder in die Stube, damit ich's nit verpaß', wenn's vielleicht an's Fenster klopft."

„Da geh', du Hans Narr!" brummte die Botenfrau, belud sich mit ihrem Korbe und stolperte die knarrende Hühnersteige empor, welche zu ihrem Kämmerchen führte. Da droben war alles kalt, unwirthlich, unfestlich und öde, wie es bei einsamen Leuten aussieht, welche den ganzen Tag, die ganze Woche kaum in ihre Behausung kommen. Aber sie war es ja nicht anders gewöhnt, die alte Anna-Marte. Sie stellte die Laterne auf den Tisch und fing an, all' die Packen und Päckchen, welche sie von der Residenz für die Kleinstädter mitgebracht hatte, ihrem Korbe zu entnehmen. Dann machte sie sich auf den Weg, jedes Einzelne zu seiner Bestimmung zu tragen.

Als sie am Fenster des Straßenkehrers vorüber kam, leuchtete, gegen die Scheiben gepreßt, das blasse, sehnsüchtige Gesicht des Kindes, welches auf das Christkind wartete.

„Armer Kerl!" dachte die alte Person; „kann lange warten! Dem steckt Kein's ein Lichtlein an! Ist jeder froh, wenn er vom Oel der Noth ein Tröpflein abgespart hat für die eigenen Kinder!" Da faßte ihr etwas an's Herz: „Hast ja heut' ein gutes Verdienst gehabt, Anna-Marte. Nun? . . . Könntest dem armen Schlucker schon ein Mal eine Freud' machen! 's ist ja der Geburtstag des Heilands, der dich arme Seel' erlöst hat mit seinem Blut. Nur einmal im Jahre ist's Christtag, Anna-Marte!" . . . „Hätt' gerad' noch gefehlt!" knurrte sie, mit ihrem kurzen Athem die Treppen hinansteigend, „mein sauer Erworbenes an Firlefanzereien zu hängen! So armen Creaturen ist's gut, wenn sie von Kindesbeinen an lernen, daß Einem das Leben kein seidenes Kisschen in den Rücken steckt. Anna-Marte, daß du mir keine Capriolen machst! Das wär' so recht wie du — mit den Händen verthun, was du mit den Füßen erläufst."

Die Botin hing an ihrem Groschen, wie alle Leute, die ihn Heller bei Heller verdient haben.

„Hast du noch nicht Zahlen genug in den Schornstein geschrieben, alte Gans!" monologisirte sie zum großen Ergötzen der Passanten weiter. „Curirt dich eine Narrenklingel nicht, die dir vor'm Kopf hängt und dir alle Tag' vor den Ohren schellt? Hast ein Mal viel Geld an Jemanden gehangen; könntest wissen, was dabei heraus kommt!"

Die Anna-Marte hatte eine Geschichte. Sie war eine arme, alte Jungfer, die den Waisenjungen einer Schwester groß gezogen. Sie hatte das Kind geliebt wie ein leibliches, hatte alles das für es gethan, was ihr möglich war; sich den Bissen am Munde abgespart, um ihn dem Jungen zuzustecken. Sie hatte sich abgerannt und abgeplagt, daß er etwas Tüchtiges lernen könne, und sich keine gute Stunde gegönnt. Ein ordentlicher Schreiner war er geworden, und zwar Einer, der etwas von der Kunst des Handwerks verstand. Ueber dem Bette der Anna-Marte hing seine erste Zeichnung — ein großer, steifer Schrank, ein Wunderding in ihren Augen. Als der Junge flügge geworden und sein Glück in dem gelobten Lande, das heißt in Amerika ver-

suchen wollte, ließ sie ihn mit heimlichen Thränen und Schmerzen ziehen. Sie machte zum ersten Male in ihrem Leben Schulden, um ihm die Ueberfahrt zu bezahlen. Niemals war der alten Botin das Wetter so rauh, der Sturm so hart erschienen, als da sie den Jungen auf der See wußte. Wie athmete sie auf, als die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Schiffes kam — aber von dem Jungen brachte die Post kein Wort. Hatte er sie vergessen, war er leichtsinnig und schlecht geworden in dem Sodom und Gomorrha da drüben? Hatte Gott zugelassen, daß er starb? Tage, Monate, ein Jahr, zwei Jahre vergingen. Der Jude fragte nach seinem Gelde, und die Anna-Marte mußte in ihren alten Tagen mehr als je rennen und laufen, die Summe abzutragen, damit sie, wie sie sagte, ihr Todtenhemd in Ehren tragen könne.

„Man sieht, was dabei herauskommt!“ zürnte die Botenfrau. „Für alle Lieb', alles Wohlmeinen schwarzer Undank! . . . . Will wenigstens noch schlau werden, eh's ausgeläutet hat. Daß du mir keinen Heller ausgibst für den Frieder, alte Anna-Marte!“

Aber nun führte der Heimweg sie über den Christmarkt, und obwohl sie mit strammen Schritten mitten durch das Gedränge ging und weder rechts noch links aufschauen wollte, so hob's ihr doch vor einer der letzten Buden die Augen in die Höhe. Die Leute hatten beinahe ausverkauft; aber in einer Ecke lehnte noch ein übrig gebliebenes struppiges Bäumchen, ein einziges Bündelchen Lichter lag daneben, und an dem gespannten Bindfaden schaukelte noch eine letzte, blanke gelbe Kindertrompete. Die Anna-Marte konnte nicht vorbei — es war, als ob irgend etwas ihr zuriefe: „In deiner letzten Noth wirst du es noch bereuen, Anna-Marte, lässest du den Frieder vergeblich auf sein Christkind warten!“ Und da lagen auch schon die blanken, neu verdienten Groschen vor dem Verkäufer; die Botenfrau hatte eigentlich gegen ihre Ueberzeugung ein gutes Werk gethan.

Seufzend und über die eigene Schwäche schimpfend, belud sie sich mit den erstandenen Schätzen.

Wie sie aber durch die Straßen des Städtchens nach Hause ging und hier und da den Festtagsjubel hörte und das Jauchzen glücklicher Kinder, auch wohl das Singen eines Weihnachtsliedes — da ward's ihr seltsam weich zu Sinn. Es thut doch gut, wenn man im Begriffe ist, Jemanden eine Freude zu machen . . .

Wie leicht der Alten die Füße wurden! Es war fast, als hätten die Engel ihr Schwingen an die Sohlen gebunden, als stände der liebe Gott hinter ihr und spräche: „Will dir ja auch barmherzig sein, du alte, rauhe Seele; bist ja oft gestolpert und in der Irre gewesen, hast gar mir selbst zuweilen einen barschen Vorwurf gemacht. Aber ich will dir's halt nicht zum Schlimmsten rechnen. Geh' nur hin, Anna-Marte, und sag' dem Frieder: „Das Christkind vergißt Keinen! Keinen — hörst du!“

Die heftige, geräuschvolle Anna-Marte, zu deren ganzem Thun eine Partie Poltern gehörte, wurde plötzlich bedächtig. Sie schlich durch die Hofthüre in das alte Haus hinein, ganz leise — leise. Beim Schimmer der kleinen Laterne befestigte sie mit ihren harten, groben Händen Kerze für Kerze auf schwanken Zweigen des Bäumchens; dann hing sie die Trompete an den untersten Ast, steckte die Lichter an und schlich schmunzelnd vor die Thüre des Frieders.

Der arme Junge stand noch immer mit gefalteten Händen am Fenster; aber sein Köpfchen war tief herabgesunken. Seine Augen leuchteten nicht mehr. Er glaubte das Unerhörte sei doch geschehen, das Christkind habe ihn vergessen! . . . Da kam das Lichtergefunkel zur Thüre herein, da stand das Bäumchen vor ihm und die Botin sagte: „Da schau, Frieder; 's Christkind ist mir unterwegs begegnet, 's hat an dich gedacht. Aber recht brav und fromm sollst du werden und für deine Mutter beten, die gestorben ist und die wohl auch heut' den lieben Herrgott gebeten hat, daß Er dir Lichter bescheert.“

Der Frieder fiel auf die Knie, hob seine Hände auf und sagte: „Du liebes, gutes Christkind, ich danke dir auch viele Mal!“ Dann griff er nach der Trompete und begann zu tuten.

Es klang so schön, daß die Anna-Marte die Augen mit der Schürze trocknete. Freilich bekam sie kein Dankeswort vom Frieder; sie wartete auch gar nicht darauf, denn sie hatte ja alles in Christkindleins Namen gegeben. Sie ging in ihr Kämmerchen, kochte einen tüchtigen Kaffee und holte sich dann das bleiche Kind herauf, das ganz glückselig, reich und freudestrahlend neben ihr saß und nur von Zeit zu Zeit in die Trompete blies.

„Wie sieht denn das Christkind aus, Anna-Marte?“ fragte er zwischendurch.

Die Botin beschrieb's ihm, so gut sie konnte. „Gerade, wie's in der Kirche auf dem Altar steht. Es trägt ein weißes Kleidchen, ein goldenes Krönchen und hat schon sein Kreuzlein im Arm.“

Es war der Anna-Marte, als sei sie selbst wieder ein Kind, dem der Lichterbaum in die Seele glänzt.

Später als der Sandmann zum Frieder kam, nahm sie den Kleinen an der Hand, und sanft, wie eine Mutter es thut, zog sie ihm sein Röckchen aus und brachte ihn zu Bette. Sie faltete ihm noch die Hände und hing ihm die Trompete um den Hals, weil er nicht davon lassen wollte.

Dann harrte sie aus neben ihm, bis er eingeschlafen war.

In ihrem einsamen Stübchen blieb sie noch lange wach. Die groben Hände um die Kniee gefaltet, den grauen Kopf an die getünchte Wand gelehnt, dachte sie an die Vergangenheit zurück. Sechszig heilige Abende lagen hinter ihr — manche dunkel und öde, wie es die Dürre der Einsamkeit mit sich bringt, andere lichterbeglänzt wie der heutige. Die Erinnerung an die Weihnachts-Abende, welche sie dem Knaben bereitet, der nun zum Manne gereift, stieg in ihr auf. Da war auch Jubel gewesen und Händeklatschen und Freude. Da war Dank gewesen in ihrer Seele, der Dank eines halbverschlossenen Herzens, dem Gott Frühlingstage gibt im Spätherbst . . . Und nun?

„Wenn er lebt, der Junge," dachte sie „ob er sich heute daran erinnert? Er hat's freilich nicht wissen können, wie er mir alles war . . . Ach Gott, er wird ja wohl gestorben sein — liegt irgend wo vergraben in der fremden Erde."

Die Thränen stürzen ihr plötzlich aus den Augen. Hastig stand sie auf und löschte das Licht. Es war ja nur ein halbes Flämmchen, aber der Mensch findet sich besser wieder im Dunkeln. Die alte Botenfrau weinte sich in den Schlaf. Sie schlief lange in den ersten Feiertag hinein; denn vom gestrigen Tagewerk her lag es ihr noch wie Blei in den Gliedern.

Als sie erwachte, läuteten schon die Glocken von dem Thurme zum ersten Gottesdienst. Drunten vor der Hausthüre blies der Frieder in seine Trompete, Bäckers Fritzchen rief seinem Steckenpferde ein vernehmliches „Hü, hott!" zu und drüben am Fenster, der Anna-Marte gerade gegenüber, ließ Handschuhmachers Julchen die neue Puppe die ersten Gehversuche auf dem Blumenbrett machen. „Fröhliche Weihnachten!" tönte es hier und dort von Leuten, die einander begrüßten.

Die Botenfrau stand auf, sich für den Kirchgang anzukleiden. Eben holte sie den weiten flanellgefütterten Kattunmantel mit den großen Blumen aus dem Spinde und setzte vor dem zersprungenen Spiegel die altmodische Spitzenhaube auf ihren grauen Scheitel, da tönte ein polternder Schritt auf der Treppe. Knurrend und scheltend tappte Jemand den dunkeln Vorgang entlang. „Heda, hollah! Aufgemacht, Jungfer Anna-Marte!"

Schmunzelnd stand der Briefträger auf der Schwelle und hielt ein Packetchen in die Höhe, ein weitgereistes Packetchen, mit Schnüren umwunden und mit ausländischen Stempeln bedeckt.

„Fröhliche Weihnachten, Jungfer! Da ist etwas, Euch den Kirchweg schön zu machen!"

Sie setzte sich auf die bunt bemalte Truhe neben ihrem Bette hin. Einige Minuten lang lag das Packetchen in ihrem Schooße, ehe sie sich getraute, es zu öffnen. Du lieber Heiland! Die Adresse war ja von der Handschrift, welche sie so lange gekannt und so oft auf der alten Schiefertafel gesehen, die nun vergessen in der Bodenkammer lag. Das war die steife, große Knabenschrift, auf welche sie stets so stolz gewesen. Sie löste einen Knoten nach dem andern, damit nur kein Stückchen Faden verloren gehe, faltete die Papiere bedächtig aus einander — ja, und da kam's, das Weihnachtsgeschenk, welches das Christkind für die alte Anna-Marte bestimmt: das Bild eines großen, hübschen Menschen, der treuherzig in das Gesicht seiner Pflegemutter hineinlachte — und ein echter, wahrhaftiger Hundertmarkschein. Und da war ein Brief dabei, darin stand, daß er erst etwas Ordentliches habe werden wollen, ehe er ein Lebenszeichen gegeben. Nun aber wäre er in einer guten Stelle und werde jetzt regelmäßig schreiben und der Pflegemutter Geld schicken, damit sie sich nicht mehr zu plagen brauche — denn er danke ihr doch alles, und es sei nicht mehr als recht. Wer Kinder in Sorgen und mit Noth großgezogen, der könne später auch beanspruchen, daß sie ihm ein sorgenfreies Alter schüfen, und wenn der Weihnachtsabend käme, dann möge sie nur wissen, für sein Leben gern wäre er bei ihr wie früher.

Die Anna-Marte faltete den Brief zusammen, besah noch ein Mal den Hundertmarkschein, wie Jemand, der's noch nicht recht glauben kann, und blieb noch einen Augenblick sitzen, den Kopf in die Hände stützend.

„Ach mein Gott, mein Gott! Gar zu gut hast Du's mit mir altem, unnützen Weib gemacht. Vergib' meine Ungeduld! Du weißt ja, daß ich von jeher ein heftig Wesen gehabt hab'. Deine Güte an mir aber soll dem Frieder auch seinen Segen bringen. Herr Gott, laß' mich noch ein Weilchen leben, damit ich Dir zeigen kann, wie dankbar ich Dir sein will für all' Deine große Lieb' und Gnad'."

Sie nahm das Gebetbuch, ging die Treppe hinab und winkte dem Frieder zu: „Leg' deine Trompete in die Ecke, Junge; wir gehen jetzt in die Kirche, dem Christkind zu danken, daß es an uns Beide gedacht hat. . . . Geh', sput' dich, Frieder!"

## Unsere zwei alten Freiheitsbäume.

I.

Auf dem Forste.

Sei gegrüßt vor allen Eichen
Du, die fern von Waldespracht
Unter wackern Heldenleichen
Auf dem Forste hält die Wacht.

Wenn die Stürme dich umsausen,
Wenn der Nebel dich umwallt,
Wie dann deutschen Geistes Brausen
Sich erhebt mit Sturmgewalt!

Bald ist es wie Zornesgrollen
Und es färbt der Plan sich roth,
Und es tönt wie Donnersrollen:
Emmerich und Hasserodt!

Doch nicht immer hat dein Wipfel
Fluch der welschen Macht gerauscht,
Dein herbstlich gefärbter Gipfel
Hat auch Hymnen einst gelauscht.

Fünfzig Jahre war'n verronnen
Seit der großen Völkerschlacht,
Da hat der Oktobersonnen
Schönste deinem Fest gelacht.

Fahnenwallen, Jubelrufen,
Und, trotz welschem Hohn und Spott,
Brauſ't von des Altares Stufen
Ein „Nun danket alle Gott!"

Und dann zog ein mächtig' Mahnen
Durch manch' tapfres Hessenherz,
Und es stieg mit hehrem Ahnen
Das „Alldeutschland" himmelwärts.

Wohl liegt nicht in deinem Schatten
Dieses Tages Denkmal nun,
Uns'rer Aue grüne Matten
Seh'n den Hessenleuen ruh'n.

Aber über deinem Moose
Schweben Geister Tag und Nacht,
Die für's Vaterland, das große,
Wie das kleine treu gewacht.

Der dies schreibt, sah oft im Traume
Solchen stolzen Heldenreih'n,
Seit sein Wort am Freiheitsbaume
Heil'gen Boden durfte weih'n.

II.

In der Karlsaue.

In des Wintergartens Saale
An der Aue grünem Saum
Steht, nicht fern vom Leu'ndenkmale
Unser and'rer Freiheitsbaum.

Sechs und sechzig Jahre trugst du
Noch dein immergrünes Kleid,
Sechs und sechzig Jahre schlugst du
Brav dich durch im Sturm der Zeit.

Und es streuten deine Blüthen
Noch so lange duft'gen Staub,
Helle Goldorangen glühten
Noch in Deinem dunkeln Laub,

Seit die Kugel des Kosacken,
Der damals in unsern Reih'n
Beugen half des Korsen Nacken,
Dich traf in das Herz hinein.

Wolltest selber noch gern schauen
Wie der blinden Hessen Schaar
Dort auf Wörth's und Sedan's Auen
Fest gepackt den welschen Aar!

Hast erlebt, wie in der Nähe,
Jäh gestürzt von seinem Thron
Auf der stolzen Wilhelmshöhe
Einsam saß Napoleon.

Erst als nach neunjähr'gem Frieden
Fest gefügt des Reiches Bau,
War dir sanfter Tod beschieden
In der winterlichen Au'.

Doch aus Todesbanne ringen
Lebenskeime sich hervor,
Grüne Epheuranken schlingen
Sich am grauen Stamm empor.

Hoffnungsbild in dunkeln Tagen,
Wenn einst neue Wetter drohn,
Laß uns nimmermehr verzagen,
Gott ist unser Schild und Lohn.

Kassel, im November 1887. Dr. W. F.

---

## Winter.

Frost und Eis und tiefer Schnee,
Winter rings auf Höh'n, in Gründen;
Keine Blume will sich künden —
Winterzeit und Winterweh!

Aber mir tief innen ist
Eine Rose aufgegangen,
Daß mein Herz bei ihrem Prangen
All' des Winters Leid vergißt.

P. John.

## Aus alter und neuer Zeit.

Die Kunst der Glasschleiferei in Hessen. Das von Arthur Pabst herausgegebene Kunstgewerbeblatt, Abtheilung der Zeitschrift für Bildende Kunst, enthält in seiner am 17. November erschienenen Nr. 2 einen sehr bemerkenswerthen Beitrag von dem Inspektor des Kasseler Museums A. Lenz: über die in diesem Museum aufbewahrten hessischen Gläser, welcher uns von der hohen Blüthe, in der die Kunst der Glasschleiferei in Hessen schon in früheren Jahrhunderten gestanden hat, Kunde giebt. Nach den Angaben des Verfassers gab es hier schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zahlreiche Glashütten im Kaufunger- und im Reinhardswald, an der Rhön und am Spessart. Sie gehörten mit andern im Harz und im Braunschweig'schen gelegenen zu einer einzigen großen Zunft unter den Grafen von Rinneck als Obervögten. Philipp der Großmüthige ordnete im Jahre 1537 die Rechte und Pflichten dieser Zunft durch einen Bundesbrief und bestimmte Almanrode (Großalmerode), als den Hauptsitz der Betheiligten, zur Bundesstätte. Hier wurde auch zu Pfingsten jeden Jahres ein Bundesgericht gehalten, bei welchem im Jahre 1557 zweihundert meist in Großalmerode ansässige Personen betheiligt waren. Der Handel nach dem Auslande war ein sehr ausgedehnter und blieb es auch noch längere Zeit, obgleich in der Glasindustrie durch die in der Zunft eingerissenen Unordnungen, schlechten Waldbetrieb und dadurch entstandenen Holzmangel nach und nach ein Rückgang eingetreten war, erreichte aber wieder große Bedeutung am Ende des 16. Jahrhunderts unter der Regierung Wilhelm IV. Das deshalbige Verdienst gebührt vorzugsweise zwei hessischen Männern, dem Pfarrer Johannes Rhenanus zu Allendorf und dem Baumeister Christoph Müller in Kassel. Die von dem Ersteren, dem Entdecker der Kohlenlager am Meißner, verfolgte Idee, auf den Hütten Kohlen statt Holz zu verwenden, brachte der Letztere dadurch zuerst zur Anwendung, daß er die Kohlen vorher durch Dörren in eine Art Koks verwandelte. Die Feuerung der Schmelzöfen durch Kohlen ist somit zuerst in den hessischen Glashütten eingeführt und nicht in England, wo sie erst unter Jakob I. stattfand, doch das Verdienst der Erfindung wurde, wie es so häufig geschieht, nicht einem Deutschen, sondern einem Ausländer, hier dem Engländer Robert Mansell, von verschiedenen Seiten zuerkannt. Da sich die neue Methode bewährt hatte, so veranlaßte dies Wilhelm IV. in Kassel, im „Weißen Hof“ eine Glashütte einzurichten, in welcher zum erstenmal auch Krystallglas bereitet werden sollte. Dazu berief er 7 Italiener, welche anfangs so eifrig arbeiteten, daß hier in den ersten 5 Wochen 13390 Gläser und 3249 Scheiben angefertigt werden konnten, sich aber bald von einer so üblen Seite zeigten, daß der Landgraf im Jahre 1584 das Unternehmen ganz aufzugeben beschloß. Im Jahre vorher hatte der Rechnungsführer der Hütte, Hans Ebel, an ihn berichtet: „ich finde, daß die Glaser zum Theil unnütze, grinde Hunde sind, liegen für und für mit dem Aufseher in Zank und Streit, sie wollen große Besoldung haben und gleichwohl mit dem Glase ihres Gefallens gebaren.“ Einer von ihnen, Gregorius, wurde wegen Mordes des Landes verwiesen, und die andern folgten ihm bald in die Heimath nach. Der kunstsinnige Landgraf Karl widmete dann wieder der Kunst der Glasschleiferei seine volle Aufmerksamkeit und legte eine Steinschleiferei an, in welcher den Krystallgläsern Namenszüge, Wappen, Jagdscenen, Erinnerungen an historische Ereignisse eingeschliffen wurden, z. B. die Entsetzung der vom Grafen Sittich von Goertz ruhmvoll vertheidigten Festung Rheinfels im Jahre 1692 durch den Landgrafen Karl. Joh. Justus Winkelmann berichtet in seiner Beschreibung Hessens 1697, Theil III, S. 389: „Landgraf Karl, der große Liebhaber vieler raren Künste und Wissenschaften, hat vor wenigen Jahren die fürtreffliche vor mehr als 1000 Jahren in Flor gewesene Edelgestein-Schneid-Kunst durch einen berühmten Künstler Christoph Labhadern wieder herfürsuchen, an Tage bringen und zu dem Ende in den Schloßgraben zu Kassel eine artige wohl inventirte Mühle, (so von der durch die Stadt laufende Drusel getrieben wird,) erbauen lassen, in welcher durch des Künstlers Hand allerhand rare Stücke, sonderlich schöne Pokale und Trinkgeschirre von einem harten Jaspis gemacht werden.“ Außer dem Christoph Labbart hatte Landgraf Karl noch 6 andere Florentiner zur Einführung des neuen Industriezweigs nach Kassel berufen, welcher wie anzunehmen ist, bis zur Regierung Wilhelm IX. in Betrieb war. Der Staats- und Adreßkalender vom Jahre 1782 führt noch unter den Künstlern Peter Hesse als Edelsteinschneider auf. Gegenwärtig bestehen in Hessen nur noch zwei Glashütten, die im Jahre 1809 angelegte von Buttlar'sche zu Ziegenhagen und die zu Schauenstein bei Obernkirchen.

Diese hier nur kurz angedeuteten Mittheilungen unseres als Kenner des Kunstgewerbes und dessen Geschichte in Hessen rühmlichst bekannten und geschätzten Museums-Inspektors Lenz werden wohl Veranlassung geben, daß bei dem Besuche der unter seiner Leitung stehenden Abtheilung des Museums in dem Unterstock der Bildergallerie auch den dort befindlichen prächtigen Proben der hessischen Glasindustrie besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Man wird dabei erkennen, daß es unsern kunstsinnigen hessischen Landgrafen ihrer Zeit gelungen war, auch diesen Kunstzweig auf eine hohe Stufe der Vervollkommnung zu bringen.

R.-L.

Zu der Angabe in der „Hess. Ehrentafel, Nr. 22 dieser Zeitschrift, wonach Oberstlieutenant v. Boyneburg für die bei Hochstädt bewirkte Gefangennehmung des Marschall Tallard von der Königin Anna 2000 Pfund Sterling erhalten hat, bemerken wir, daß diese Angabe auf die Bemerkung in dem Werke Wilh. Beck's „die neuere Kriegsgeschichte der Hessen“ Marburg 1790 sich stützt. Diesem entgegen ersehe ich in der erst jetzt mir zu Gesicht gekommenen „Grundlage zur Militär-Geschichte des Landgräflich Hessischen Corps“ Cassel 1798, als deren Verfasser der Hess. Kriegsrath G s ch w i n d bezeichnet wird, Seite 71, daß Dem von B o y n e b u r g „am 10. Aug. 1736 eine Remuneration von 4000 Dukaten aus der Hess. Kriegskasse rescribirt worden, weil diejenige, zu der sich die Krone England anfangs verstanden, in Rückstand gerathen.“ **Schw.**

---

Karl G e r o k, der tiefsinnige und formvollendete schwäbische Sänger hat den Hessen im „Landkalender für das Großherzogthum Hessen 1888“ einen prächtigen poetischen Gruß entboten, einen „S ch w a b e n g r u ß i n s H e s s e n l a n d“, der in herzlich warmen Worten die mancherlei Hessen und Schwaben verknüpfenden Bande feiert. Das klangvolle Lied beginnt mit der Strophe:

„Der Schwabe beut dem Hessen
Die warme Bruderhand,
Ihm bleibet unvergessen
Ein altes Liebesband,
Da Hessen sich und Schwaben,
Der Hirsch zusammt dem Leu,
Zum Streit verbrüdert haben
In ritterlicher Treu.“

Folgt dann eine Verherrlichung Philipps des Großmüthigen, der bekanntlich den Herzog Ulrich in sein Land zurückführte. Merkwürdig nur, daß der Sänger nicht des Kommandanten von Hohentwiel gedacht hat, Konrad Wiederholds, eines Hessen, der im württembergischen Dienste sich unsterblichen Ruhm erwarb. Das Gedicht schließt mit der Strophe:

„Um solch ein Heim zu haben
Am Neckar und am Rhein,
Laßt gern uns „dumme Schwaben“
Und „blinde Hessen“ sein;
Laßt nimmer uns vergessen
Das alte Liebesband,
Reicht, Schwaben, Euch und Hessen
Die warme Bruderhand.“

**H.**

---

„In Nr. 23, S. 339 des werthen Hessenlandes“ wird nach dem Berichte des Prof. Karl Vogt (in der Wiener „Neuen freien Presse“) über die Hinrichtung des Raubmörders Heß zu Gießen mitgetheilt, daß der als „Galgenpater“ fungirende Kirchenrath Engel den ungeberdigen Delinquenten mit den Worten zur Ruhe brachte: „Was machste für Sache, laß dich köppe, Heßche, thu mir's zu Gefalle.“ Nach dem Berichte verschiedener Augen- und Ohren-Zeugen dieses noch heute in Gießen allbekannten Vorfalles war indessen die Fassung des tröstlichen Zuspruches des „alten Kirchenräthchen's“ diese: „„Heß, thu' mer doch de e e n z i g e Gefalle unn laß dich köppe!““ —

Wir werden hierbei erinnert an eine andere, in der Mitte der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts zu Gießen erfolgte Hinrichtung. Ein bis dahin durchaus unbescholtener, allgemein geachteter Bauer aus Allertshausen in der Rabenau, namens Johannes Römer, hatte im Jähzorne einen Flurschützen erschlagen. Römer hatte wohl nicht die Absicht des Todschlages gehabt, sondern seinem Feinde nur ein gehöriges „Kochet“ (Tracht Schläge) zuweisen wollen; die Schläge waren aber allzu wuchtig ausgefallen und der Flurschütz war unter den Streichen des Zaunpfahles auf immer verstummt. Vor der Hinrichtung Römer's brachte ihm die Ehefrau als letztes Liebeszeichen noch einen leckeren Kuchen, dann nahm sie den Abschied für dieses Leben mit der gewohnten Redensart:

N o, H a n n e s, d a n n m a ch's g a u d! —

**A. R.**

---

# Aus Heimath und Fremde.

S e m i n a r l e h r e r J. S. A u t h †. Am 11. December starb zu Fulda der Seminarlehrer Johann Sebastian Auth in seinem 68. Lebensjahre. Geboren zu Fulda studirte derselbe nach absolvirtem Gymnasium an der katholisch-theologischen Lehranstalt seiner Vaterstadt Theologie, wurde am 18. December 1847 zum Priester geweiht und hiernach als Katechet an der dortigen städtischen Knabenschule angestellt. Im Jahre 1862 wurde er zum Lehrer der Naturwissenschaften an dem katholischen Lehrerseminar zu Fulda ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Lebensende verblieb. Wiederholt war er auch mit der Versehung der Directorialgeschäfte dieser Anstalt beauftragt. Der Verblichene war ein würdiger frommer Priester, ein gewissenhafter Lehrer, wohlwollend gegen Jedermann und wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften hochgeachtet von seinen Kollegen und geliebt von seinen Schülern. R. i. p.

---

**Marburg.** Die alma mater Philippina wird in diesem Wintersemester von 862 Studierenden besucht, die sich wie folgt auf die einzelnen Fakultäten vertheilen: Theologie studieren 212, Rechtswissenschaft 104, Medizin 256 und Philosophie 290 (Philosophie, Philologie und Geschichte 135, Mathematik und Naturwissenschaft 98, Pharmacie und Zahnheilkunde 57). Außerdem besuchen mit Erlaubniß des Rektors

noch 64 Personen die Vorlesungen, so daß sich die Gesammtzahl der Zuhörer auf 926 beläuft.

---

Hofbuchhändler Gustav Klaunig dahier hat so eben einen neuen antiquarischen Katalog (Nummer 58) erscheinen lassen, der gleich den vorausgegangenen von der außerordenlichen Reichhaltigkeit des Klaunig'schen Antiquariats Zeugniß ablegt. Der neue Katalog führt die vorhandenen geschichtlichen Werke auf, unter denen sich auch viele Hassiaca befinden. Schon die Lektüre dieses Katalogs gewährt Interesse.

---

## Hessische Bücherschau.

Es liegen uns folgende bei J. P. Bachem in Köln erschienene Romane und Novellen von M. Herbert vor: „Das Kind seines Herzens“, „Jagd nach dem Glück“, sowie „Kinder der Zeit und andere Novellen“. Der Name M. Herbert, der in der Literatur einen guten Klang hat, ist den Lesern unseres „Hessenlandes“ wohl bekannt, da die Dame, welche sich unter diesem Pseudonym verbirgt, eine hochgeschätzte Mitarbeiterin desselben ist, der wir anerkannt vortreffliche Beiträge verdanken. Bei dem hervorragenden Talente, das M. Herbert besitzt, ist es kein Wunder, daß dieselbe jetzt schon zu unseren beliebtesten hessischen Romanschriftstellern zählt.

Bei ausgezeichneter Beobachtungsgabe versteht sie es, die Charaktere scharf zu zeichnen, ihre Sprache ist edel und ihre Romane entbehren nicht dramatischer Lebendigkeit und des sicheren Effektes. Trotz der realistischen Färbung ihrer Darstellungsweise, „realistisch“ natürlich im guten Sinne gemeint, hat sie sich einen gesunden Idealismus bewahrt und hierin liegt gerade ein besonderer Vorzug ihrer Dichtungen. Dabei ist sie ihrem engeren Vaterlande Hessen in unwandelbarer Treue ergeben und entnimmt mit Vorliebe den Stoff und die Motive zu ihren Romanen der hessischen Geschichte und dem hessischen Leben. —

Wir können die oben verzeichneten Romane unseren Lesern nur auf das Beste empfehlen.

F. Z.

---

H. Lenk, Zur geologischen Kenntniß der Rhön. (112 S.) Würzburg, Stahel. 3 M.

Die sich für die naturwissenschaftlichen, spez. geologischen Verhältnisse unseres Rhöngebirges interessirenden Leser des „Hessenlandes“ machen wir auf das vorliegende vollständig auf der Höhe der Wissenschaft stehende Werkchen aufmerksam. Wir denken nicht daran, hier eingehender über den Inhalt zu referiren, nur das wollen wir hervorheben, daß durch des Autors Beobachtungen, welche in dem um die naturwissenschaftliche Erforschung der Rhön hochverdienten Würzburger Professor Sandberger eine mächtige Stütze finden, folgende Altersfolge der Rhöngesteine bewiesen wird: I. Aeltere Phonolithe (Milseburg). II. Hornblendebasalt. III. Jüngere trachytische Phonolithe. IV. Jüngerer dichter hornblendefreier Basalt. Es ist dies dieselbe Altersfolge, welche schon von unserm Landsmanne Gutberlet angenommen wurde. —

Im Anschluß an die Anzeige des Lenk'schen Werkes mag hier ein Aufsatz des bekannten Eishöhlen-Forschers B. Schwalbe (Berlin) Erwähnung finden über „die Eisgrube am Umpfen in der Rhön“ im Decemberheft des laufenden Jahrganges der Mittheilungen der Sektion für Höhlenkunde des österr. Touristenclubs (Wien, 1887 S. 49). Der Umpfen trägt an seinem Nordabhang eine große Geröllhalde von Basaltstücken, der Fuß derselben ist von Wald umgeben. Wenn auch nach Norden gewandt, ist der Geröllabhang doch den Sonnenstrahlen ziemlich ausgesetzt. Am Fuße dieses Abhanges finden sich mehrere Stellen, an denen im Geröll kalte Luft (Schw. beobachtete in den heißen Julitagen d. J. + 2,4°) und Eis bis weit in den Sommer hinein andauert. Die ganze Lokalität erinnert den gen. Forscher an die Eisgrube an der Dornburg im Westerwald.

A.

---

A. Werneburg, über die Grenzbeschreibungen in einigen thüringischen Urkunden nebst Bemerkungen zu diesen Urkunden (79 S.) Mit einer Grenzenkarte. — N. F. XV. Heft der Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 1887.

Auch dieses Heft (S. Hessenland Nr. 7, S. 92) enthält Beiträge zur Geschichte unserer berühmtesten heimathlichen Klöster, Fulda und Hersfeld, nämlich die Grenzbeschreibung in der Urkunde König Heinrichs II. vom 17. Mai 1016, die Schenkung eines Wildbannes an das Kloster Hersfeld betreffend (die Urkunde findet sich abgedruckt in Wenck's hess. Gesch. III, Urk. 48) und die Grenzbeschreibung in der Urkunde Heinrichs II. vom 30. December 1012, betreffend den an das Kloster Fulda verliehenen Wildbann in der Mark Lupniz (Dronke, codex diplom. Fulda. Pag. 314). Neben dem lateinischen Texte der beiden Urkunden, soweit derselbe Anlaß zu Erklärungen und Erläuterungen giebt, finden sich diese selbst. Es sind die Ergebnisse der größtentheils an Ort und Stelle vom Verf. vorgenommenen Untersuchungen. Schon früher sind verschiedene Versuche gemacht worden, diese Grenzbeschreibungen, namentlich die schwierige (schwierig wohl wesentlich mit deshalb, weil wahrscheinlich verschiedene Ortsbenennungen in entstellter Form gegeben sind) das Kloster Fulda betreffend, zu erklären. Als verfehlt weist Verf. zurück die Versuche Wersebe's

(die Vertheilung Thüringens II S. 141), aber auch diejenigen Landau's (die Territorien 2c. 2c. S. 198) und die auf letzteren fußenden Erklärungen Böttger's (die Brunonen S. 559 und 564 und die Gau- und Diöcesangrenzen S. 394). Verf. gesteht sich selbst, daß durch seine Erklärungen zwar noch nicht alle Zweifel gehoben seien, doch sei soviel erreicht, daß der Umfang des Wildbannes im großen Ganzen dargelegt ist. Auf der beigefügten Karte sind die ermittelten Grenzlinien übersichtlich dargestellt.

A.

---

Vom 1. Januar 1888 ab wird dahier unter dem Titel „Für Feierstunden“ eine neue Monatsschrift für geist- und gemüthbildende Unterhaltung, herausgegeben von A. Gild, erscheinen, von welcher eine Probenummer bereits zur Vertheilung gekommen ist. Die neue Monatsschrift soll den Interessen der Fortbildung, insbesondere der im Hause heranwachsenden Söhne und Töchter, dienen. Zu diesem Zwecke wird sie bringen:

1. Aeltere und neuere Volksschriften, wie kürzere volksthümliche Erzählungen.
2. Vaterländische Schauspiele mit Wort- und Sacherklärungen.
3. Gemeinverständliche Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Geschichte, Geographie, Naturkunde, Volkswirthschaft, Gesundheitslehre, Gesetzeskunde, Volkserziehung und Volksbildung, Landwirthschaft, Gewerbekunde u. a. m.
4. Geschichte des Volksliedes und einzelner Volkslieder. Mundartliche Dichtungen.
5. Unter „Vermischten“ eine Blüthenlese aus älteren und neueren Dichtern u. a. m.

Der Name des auf pädagogischem Gebiete rühmlich bekannten Herausgebers bürgt dafür, daß diese Monatsschrift nur Treffliches bringen wird. Dieselbe wird hergestellt in der Fr. Scheel'schen Buchdruckerei und wird sich auch durch ihre äußere Ausstattung empfehlen.

---

## Briefkasten.

E. A. Kassel. „Nach einer Reise durch Oberitalien und Florenz“ wird in einer der nächsten Nummern abgedruckt werden.

X. Kassel. Wenn wir Ihren Winken folgten, würden Sie höchst wahrscheinlich bald der einzige Abonnent des „Hessenlandes“ sein. Darauf können wir uns indeß nicht einlassen. Ihre Rathschläge sind gewiß freundlich gemeint, wir halten uns indeß lieber an unser eigenes Urtheil. Im Uebrigen empfehlen wir Ihnen, das s. Z. erschienene Programm unserer Zeitschrift etwas genauer durchzulesen, als Sie das gethan zu haben scheinen.

v. S. Kassel. Sendung wird theilweise verwandt. Freundlichen Dank.

J. L. Mainz. Wir müssen Ihr Anerbieten dankend ablehnen.

H. F. Bromberg. Das Eine oder Andere (einschließlich frühere Sendungen) wird verwandt; für die Weihnachtsnummer war es allerdings zu spät. Wir wünschen Ihnen wie all unseren Mitarbeitern und Lesern ein fröhliches Fest.

Dr. K. Sch. Eschwege. Wir werden die freundlichst eingesandte Plauderei gelegentlich bringen; über die weiter aufgeworfene Frage wird eine Verständigung schon zu erzielen sein.

Dr. Fr. M. Gießen. Sie können überzeugt sein, daß Ihr Schreiben uns sehr erfreut hat und vorläufig nehmen wir mit Dank Ihr Anerbieten an.

N. v. E. Berlin.

Daß sich das „Hessenland“ ein Plätzchen
Im Herzen Dein erwarb als Schätzchen,
Erfreut uns um so mehr als wir
Ein gleiches reserviren Dir,
Enthaltend zwölf bis sechszehn Spalten;
Nun weißt Du, wie Du's hast zu halten.

W. B. Kassel. Vorläufig Dank. Näheres brieflich.

K. W. Kassel. Eines der Gedichte wird bald im Druck erscheinen.

---


☞ Gar mancher Leser des „Hessenland“ möchte die zerstreuten Blätter in einem Bande vereinigen; soll doch unser Blatt nicht nur eine periodische Zeitschrift, sondern vor allem auch ein hessisches Haus- und Familienblatt sein. Solchen Wünschen entsprechend, sind wir gewillt,

**Einbanddecken**

für das „Hessenland“, einfach, geschmackvoll und haltbar herstellen zu lassen. Um aber die Kosten zu decken, *ist es nothwendig*, daß eine größere Anzahl von Lesern als Besteller der Einbanddecke sich meldet, was am besten sofort einfach durch Postkarte geschieht. Der Preis der Einbanddecken (Halbfranz mit Golddruck) wird einschließlich portofreier Zusendung im Inlande **eine Mark** betragen. Sollte die erforderliche Anzahl von Bestellern nicht zusammenkommen, so wird selbstverständlich etwa geleistete Vorausbezahlung zurückerstattet.

**Verlag und Redaktion des „Hessenland“.**

---

**Wir machen die Leser unserer Zeitschrift auf die beiden heutigen Beilagen von Hof-Buchhändler Gustav Klaunig dahier und von der N. G. Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung in Marburg, aufmerksam.**

# Abonnements-Einladung.

Seit dem 1. Januar d. J. haben wir, unterstützt von hessischen Schriftstellern, Dichtern und Gelehrten, die Zeitschrift **„Hessenland“** herausgegeben, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens sich Bahn zu brechen vermocht hat. Heute bereits ist das **„Hessenland“** ein liebgewordner Gast in vielen Familien und immer mehr — so hoffen wir — dringt es in alle Schichten der lesenden Bevölkerung Hessens ein.

An einem Blatte, welches sich lediglich der „Pflege der **hessischen Geschichte und Literatur** im weitesten Sinne des Wortes widmet“, hatte es bisher gefehlt. Es mangelte eine Zeitschrift, welche die **hessisch-geschichtlichen Forschungen,** in volksthümlich belehrende Gestalt gebracht, dem gebildeten Leser in unserem engeren Vaterlande darbot.

Ebenso entbehrte unsere **literarische Arbeit** unverkennbar der stammlichen Geschlossenheit, die anderwärts im weiteren Vaterlande anzutreffen ist; die **Mundartdichtung,** die in den verschiedensten Theilen Deutschlands der Theilnahme auch der Gelehrten und Gebildeten sich erfreut, erfuhr in Hessen kaum ernste Beachtung und die **Volkspoesie** überhaupt, ohnehin von der neuzeitlichen Verflachung bedroht, schien unbeachtet bei uns absterben zu sollen. Das **„Hessenland“** dessen Aufgabe es ist, den hessisch-geschichtlichen Forschungen einerseits, sowie der hessischen Literatur anderseits zum Mittelpunkte zu dienen, um so in jedem Hessen das Gefühl der Anhänglichkeit für die engere Heimath zu wecken und zu kräftigen, hat sich bestrebt, jenen Mängeln abzuhelfen und wenn wir uns auch bewußt sind, daß unsere Leistungen nur Stückwerk waren, so sind wir doch stolz darauf, für die geistige Arbeit unserer Stammesgenossen einen Platz geschaffen zu haben.

Unser Blatt soll nach wie vor die von den Förderern unserer Vergangenheitskunde gepflegten wissenschaftlichen Bestrebungen weiteren Kreisen zugänglich zu machen suchen; es soll die Reste der Volkspoesie, die auf unserem Boden reiche Blüthen trieb, zu erhalten bemüht sein; es soll der hessischen Mundartdichtung in ihren mannigfachen Verzweigungen eine Stätte zu freier Entfaltung bieten; nicht minder soll es die schriftsprachliche Literatur, soweit sie mit dem Hessenland in Verbindung steht, berücksichtigen, wie es endlich alle verwandten Bestrebungen, die von Hessen ausgehen oder Hessen berühren, zu fördern bestimmt ist.

Wir waren von Anfang an uns bewußt der Schwere der Aufgabe, die wir übernahmen. Aber angesichts der Aufnahme, die das **„Hessenland“** fand, sind wir heute der Zuversicht, im ganzen Hessenlande **freudige Zustimmung** und **dauernde Unterstützung** zu finden in allen Schichten und Ständen der Bevölkerung ohne Unterschied der Parteien jedweder Art, wie denn auch selbstverständlich unsere Zeitschrift von der Verfolgung politischer Zwecke sich ferngehalten hat und fernhalten wird. Unser Bemühen, darauf gerichtet, hessischen Sinn wachzuhalten durch Hinweis auf die ruhmvolle geschichtliche Vergangenheit unserer Altvordern, wie auf den Antheil, den unser Stamm an dem geistigen Ringen genommen hat und nimmt, muß sich der helfenden Theilnahme aller Derer erfreuen, in denen hessisches Stammesbewußtsein lebendig ist.

Aus dieser Zuversicht schöpfen wir den Muth, weiter zu arbeiten an unserem bescheidenen Werke, indem wir alle Freunde hessischen Wesens bitten, nach ihren Kräften das junge Unternehmen zu unterstützen, damit es werde, was es erstrebt: **ein hessisches Familienblatt** im vollen Sinne des Wortes.

Und so laden wir denn zum **Abonnement** auf das **mit dem 1. Januar 1888** beginnende **Neue Quartal** unserer **Zeitschrift „Hessenland“** ergebenst ein.

**Die Redaktion des „Hessenlandes“.**
**F. Zwenger.**

# Anzeigen.

## Hassiaca.

Für Sammler der

**Hessischen Literatur**

empfehle mein großes antiquarisches Bücherlager, welches über 100,000 Bände umfaßt.

Durch verschiedene Erwerbungen in letzter Zeit (hauptsächlich durch Uebernahme der Doubletten der Kasseler Landesbibliothek), bin ich in der Lage, äußerst seltene Werke der hessischen Literatur liefern zu können.

Nachstehende Kataloge versende ich nach dem In- und Ausland auf Verlangen gratis und franco:

Nr. 54. **Hessische Literatur.**
„ 55. **Hessische Portraits.**
„ 56. **Pädagogik.**
„ 57. **Deutsche Literatur.**
„ 58. **Deutsche Geschichte.**

**Kassel,**
Obere Königsstr. 19.

**Gustav Klaunig,**
**Hof-Buchhandlung.**

---

**v. Stamford-Röth**
**Geschichte v. Hessen**
**bis 1866.**
**Kassel. A. Freyschmidt's Verlag**

Vortreffliches Geschenk für jeden Freund vaterländischer Geschichte und die erwachsene Jugend.
Preis broch. *M.* 6,—, in Leinenband *M.* 7,—, in gedieg. Halbfrzbd. *M.* 7,75.

---

**Die Leihbibliothek**
von
**G. Kegel's Buch- und Kunst-Handlung**
**(Max Brunnemann)**
Kölnische Straße 11
ist mit allen neuen Erscheinungen der Litteratur in teils mehreren Exemplaren versehen.
**Ein neu zusammengestelltes Verzeichnis der Bibliothek erschien soeben.**

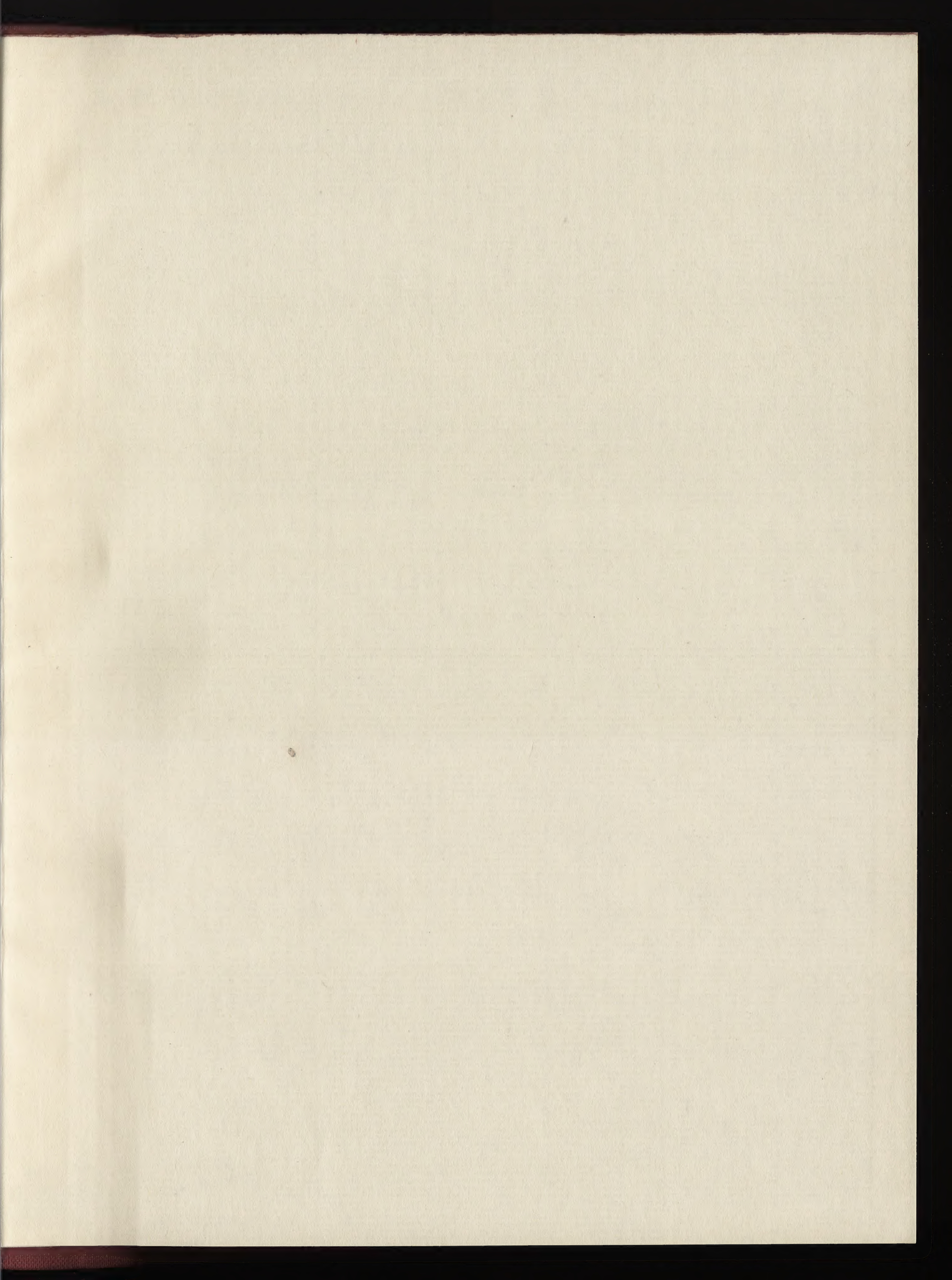
---




---

Als sehr praktisches
**Weihnachts-Geschenk**
empfehle
**Cigarren**
hochfeine Qualitäten, eigenes und Hamburger Fabrikat, in streng reeller Waare zu den billigsten Preisen, in Kisten von 25, 50, 100, 200 und 250 Stück. Als etwas Vorzügliches empfehle
**86r Importen.**
**Gustav Wilhelmi,**
Cigarren-Fabrik und Import-Geschäft.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.





GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 8974

